P. o. germ. 512

0

<36613590970019

<36613590970019

Bayer. Staatsbibliothek

Wernerin inv. et del. Berngeroth. sc.

Horat. Art. Poet.

Scribendi recte ſapere est et principium et fons,

Verſuch
einer
Critiſchen Dichtkunſt

durchgehends
mit den Exempeln unſerer beſten Dichter erläutert.
Anſtatt
einer Einleitung iſt Horazens Dichtkunſt
überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert.
Dieſe neue Ausgabe iſt, ſonderlich im II. Theile,
mit vielen neuen Hauptſtücken vermehret,
von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Vierte ſehr vermehrte Auflage, mit allergnädigſter Freyheit.

Leipzig, 1751.
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
zu dieſer vierten Ausgabe.

Geneigter Leſer!

Und meine Dichtkunſt lebet noch! Sie lebet, ſage ich, und hat alle die Anfälle überſtanden, die man die Zeit her auf ſie gethan; und denen ich ſie bloß geſtellet gelaſſen, ohne ihr im geringſten zu Hülfe zu kommen. Es iſt allen bekannt, was ſeit etlichen Jahren, für oft wiederholte Feindſeligkeiten wider ſie ausgeübet worden. Jedes Meßverzeichniß neuer Bücher kündigte ihr einen neuen Angriff an; und man ſchien nicht ermüden oder aufhören zu wollen, bis man meine arme Dichtkunſt mit Strumpf und Stiel ausgerottet hätte. Es iſt wahr, dieſe Schriften waren klein: allein, wer weis nicht, daß auch kleine Tropfen endlich einen Stein aushölen, und durchlöchern können?

Bey allen dieſen vielfältigen Antaſtungen eines meiner erſten und liebſten Bücher, ſaß ich, zu großer Verwunderung vieler meiner Freunde, ganz ſtill und

unbeweglich. Ich ließ meinem Gegner und ſeiner kritiſchen Feder freyen Lauf, ohne mich im geringſten zu regen, oder nur das mindeſte Zeichen des Lebens oder einiger Empfindung zu geben. Ich ſpielte die Rolle eines Stummen, der keine Wiederrede in ſeinem Munde hat; oder eines ganz Unwiſſenden, der nicht das geringſte, zur Vertheidigung ſeiner Lehren und Meynungen, vorzubringen weis. So wenig dieſes der Sitte der Gelehrten gemäß iſt, die insgemein nicht den geringſten Widerſpruch erdulden können; ja ſich wohl aufs heftigſte regen, wenn man gleich ohne alle Nennung ihres Namens, eine von der ihrigen abgehende Meynung behauptet: ſo wenig habe ich es für rathſam gehalten, dieſes mitzumachen. Meine Urſachen will ich hier kürzlich entdecken.

Zuförderſt muß ich meinen Leſern, den erſten Grund und Anlaß, ſolcher Feindſeligkeit meines Widerſachers, entdecken, und ſie zu Richtern darüber machen. Es hatte derſelbe, ich weis nicht mehr bey welcher Veranlaſſung, die Gelegenheits-Gedichte gänzlich verworfen. Ich las ſolches in einer Zeitung; und wunderte mich, daß ſolche Meynung von einem gelehrten Manne hatte behauptet werden können. Als mir nun bey einigem Nachdenken vorkam, daß ich die Vertheidigung vieler großen Dichter alter und neuer Zeiten übernehmen würde, wenn ich die Gelegenheitsgedichte beſchützen möchte: ſo machte ich einen kleinen Aufſatz davon, den ich in den neuen Büchersaal der ſchönen Wiſſenſchaften und Fr. K. drucken ließ. Ich zeigte darinn, daß die meiſten griechiſchen und römiſchen; ja auch unter den Neuern die meiſten wälſchen, franzöſiſchen und engliſchen Dichter,

eine Menge ſolcher kleinen Gelegenheitsgedichte verfertiget; und gleichwohl ihren Nationen dadurch keine Schande, großentheils aber viel Ehre gemachet. Ich handelte alſo dieſen Satz ganz allgemein ab, ohne mit einem Worte an den Vertheidiger der obigen neuen Meynung zu denken, viel weniger etwas zu ſagen, das ihm anzüglich dünken könnte. Zuletzt erläuterte ich meinen Lehrſatz, mit einem neuern Beyſpiele eines ſchönen Hochzeitgedichtes, von dem berühmten Hrn. Prof. Richey, welches damals ganz neu in meine Hände gefallen war, und welches vieleicht einige Wahrheiten in ſich hielt, die einer gewiſſen neuern Dichter- und Kunſtrichterſecte nicht gefallen mochten.

Anſtatt nun, daß mein Gegner ſeine Meynung weiter hätte behaupten, und meine Gründe widerlegen können, ſchwur er meiner Dichtkunſt den Untergang; gleichſam, als ob dieſe ſich an ihm verſündiget hätte. Sie war unſchuldig; aber das half nichts: ſeine Rachgier rief ihm unaufhörlich ins Ohr: Carthaginem eſſe delendam! die kritiſche Dichtkunſt müßte ausgerottet werden. Hinc illæ lacrumæ! Was daraus erfolget ſey, habe ich oben erwähnet: und meine Leſer mögen ſelber urtheilen, ob die Urſache zum Zorne rechtmäßig geweſen?

So bald der erſte Pfeil auf meine Dichtkunſt abgedrucket worden, kam mir derſelbe zu Geſichte. Ich ſah ihn mit begierigen Augen an, und hielt es nicht für unmöglich, daß doch etwas Gutes darinn ſeyn könnte. Es war mir nur gar zu bekannt, daß ich nicht unfehlbar wäre: denn wer iſt es wohl in der Welt? Ich kannte auch den großen Umfang der kritiſchen Wahrheiten, die zur Dichtkunſt gehören, oder einigen Einfluß darein haben. Wie leicht konnten mir nun unter denſelben etli-

che entwiſchet ſeyn? Viele Augen ſehen mehr, als zwey: und ich habe mich niemals für allwiſſend gehalten. Zwar wollten mich einige gute Freunde verſichern, daß mein Gegner der Mann nicht wäre, der mich eines beſſern belehren könnte. Sie hätten ihn genau gekannt, als er vor wenigen Jahren, die erſten Begriffe von der Dichtkunſt, aus meinem Buche ſelbſt geſchöpfet hätte; er würde alſo ſchwerlich im Stande ſeyn, ſeinen Lehrer zu hofmeiſtern. Allein dieſes ſtörte mich nicht, in dem Leſen ſeiner erſten Schrift: weil ich wohl wußte, daß Leute von außerordentlicher Fähigkeit, in wenigen Jahren auch ihre Lehrer überſehen, und alle ihre Vorgänger übertreffen können.

Allein, was geſchah? Anſtatt daß mich das Durchblättern dieſer Schrift hätte beunruhigen ſollen: ſo legte ich ſie weit ruhiger aus der Hand, als ich ſie genommen hatte. Ich will und kann mich hier nicht ausführlicher erklären: nur ſo viel kann ich ſagen; daß ich wegen meiner Dichtkunſt eben nicht furchtſamer und verzagter ward, als vorhin; ſondern vielmehr feſt beſchloß, ſie ihrem Schickſale, und allen Pfeilen ihres Gegners zu überlaſſen, ohne ihr im geringſten beyzuſtehen.

Denn, ſprach ich bey mir ſelbſt: ſind die Regeln und Lehrſätze des griechiſchen und römiſchen Alterthums, die du in deiner Dichtkunſt vorgetragen haſt, wohl gegründet: ſo werden ſie gewiß auch dieſe Angriffe überſtehen; wie ſie ſich ſo viel Jahrhunderte in der Hochachtung aller Verſtändigen erhalten haben. Du haſt dir nämlich keine neue Kunſtgriffe in der Poeſie erdacht; die vieleicht auf einem ſo ſeichten und lockern Grunde ſtehen möchten, daß ſie der geringſte Gegner über einen Haufen ſtoßen könnte. Wäre dieſes, ſo

hätteſt du allerdings viel zu beſorgen. Allein die alten Wahrheiten, die du nur fortzupflanzen geſuchet haſt, ſtehen feſt genug; und werden ſich ſchon zu erhalten wiſſen, wenn du gleich ſchweigeſt, und ſie allen Widerſachern bloß ſtelleſt. Dieſe haben ſchon manchem Feinde, wie jene Feile im **Phädrus**, der Natter zugeruffen:

> Quid me, inquit, ſtulta, dente captas lædere?
> Omne adſuevi ferrum quæ corrodere.

Und, wie **Fontaine** die Sittenlehre dieſer Fabel ausgedrücket: ſo konnte es allemal heißen:

> Ceci s'adreſſe à Vous, eſprits du dernier ordre!
> Qui, n'étans bons à rien, cherchez ſur tout à mordre.
> Vous vous tourmentez vainement!
> Croyez-vous, que vos dents impriment leurs outrages,
> Sur tant de beaux Ouvrages?
> Ils ſont pour vous d'acier, d'airain, de diamant.

Dieſe meine Gedanken beſtärkten ſich noch mehr, durch folgende Betrachtungen. Iſt dein Buch ſchlecht, dachte ich, und kann es ein jeder, der ſich drüber machet, umſtoßen: ſo mag es doch immer fallen; denn es iſt gar nicht werth, daß es daure, und daß du ihm beyſtehſt. Iſt es aber gut, und gründlich geſchrieben, ſo fürchteſt du umſonſt ſeinen Untergang. Deutſchland iſt ſchon ſo aufgeklärt, daß man ihm ſo leicht keinen blauen Dunſt vor die Augen machen kann. Es wird bald ſehen, ob die Gründe deines Gegners Stich halten; oder ob deine Lehrſätze gegründet ſind? Ueberlaß es alſo der Zeit, den Ausſchlag zu geben. Dieſe wird dich in kurzem lehren, wer recht gehabt hat, oder nicht.

Meine Muthmaßung iſt eingetroffen: und ich darf es nicht ſagen, daß ſie zu meinem Vergnügen

ausgeſchlagen iſt. Die dritte Auflage meiner kritiſchen Dichtkunſt iſt abgegangen; und der Herr Verleger hat eine neue veranſtalten müſſen, die Liebhaber zu vergnügen. So ſchmäuchelhaft dieſes für mich geſchienen; ſo wenig habe ich mich dadurch gegen mein Buch verblenden laſſen. Wie ich jederzeit gegen meine Arbeiten mistrauiſch geweſen; ſo habe ich dieſes auch hier bewieſen. Ich habe dieſe Dichtkunſt nochmals bedächtig durchgeleſen, und ſie mit noch größerer Aufmerkſamkeit, als bey der vorigen Ausgabe geprüfet. Damals war ich mit Verwaltung öffentlicher Aemter, und was das meiſte iſt, mit der Ausgabe des bayliſchen Wörterbuches beſchäfftiget. Dieſe große Arbeit ließ mir ſo viel Zeit nicht übrig, an viele Zuſätze zu meinem Buche zu denken. Ich überſah alſo nur das alte, und war zufrieden, daß ich hin und wieder einige kleine Verbeſſerungen und Erläuterungen einſchaltete: die aber dem Werke ſein ganzes Anſehen ließen. Itzo aber hat mich kein ſolches unumgängliches Hinderniß abgehalten, ſo zu reden, die letzte Hand an ein Buch zu legen, welches das Glück gehabt, bisher ſo wohl aufgenommen zu werden. Und von dieſen Verbeſſerungen und Zuſätzen muß ich itzo Rechenſchaft geben.

Der erſte allgemeine Theil meiner Dichtkunſt iſt beynahe durchgehends geblieben, wie er bisher geweſen. Er enthält noch eben die Grundſätze der Alten von der Poeſie, in eben ſo vielen Hauptſtücken, und in eben der Ordnung, als vorhin. Ich habe noch nichts zu wiederrufen, nichts abzuſchaffen, oder zu verwerfen darinn gefunden: ungeachtet ich mir vieleicht nicht ohne Grund ſchmäuchele, durch Nach-

denken

denken und Bücherleſen, zu mehrerer Kenntniß und Einſicht in kritiſchen Dingen gelanget zu ſeyn. Die Natur des Menſchen, und ſeiner Seelenkräfte iſt noch eben dieſelbe, als ſie ſeit zweytauſend Jahren geweſen: und folglich muß der Weg, poetiſch zu gefallen, noch eben derſelbe ſeyn, den die Alten dazu ſo glücklich erwählet haben. Doch habe ich hin und wieder kleine Einſchiebſel gemacht, um das vorige theils zu erläutern, theils zu beſtärken, theils auf gewiſſe neuere Misbräuche und Abwege zu deuten, auf welche einige neuere Dichter verfallen ſind. Habe ich hier zuweilen auf die Erfinder neuer Griffe gezielet, die in den freyen Künſten das Unterſte zu Oberſt zu kehren ſuchen: ſo kann ich nicht dafür. Steht es ihnen frey, zu lehren, was ſie wollen: warum ſollte es mir verbothen ſeyn, vor Irrthümern zu warnen, oder ſie nur anzuzeigen?

Ganz anders iſt es mit dem II. Theile meiner Dichtkunſt beſchaffen geweſen. Ich habe in demſelben viele Mängel bemerket, die ich gleich anfangs nicht gewahr geworden war: und dieſen habe ich hier, meiner Einſicht nach, völlig abgeholfen. Man glaube nicht, daß dieſes irgend die Regeln und Lehrſätze betreffe, denen ich vorhin gefolget war. Keinesweges! dieſe waren ja nur Folgerungen, aus den Grundſätzen des erſten Theiles. Stunden nun dieſe feſt; wie konnte ich von jenen abgehen? Hatte ich alſo keine Fehler zu verbeſſern, ſo fand ich deſtomehr Lücken auszufüllen; die ich in den vorigen Ausgaben gelaſſen hatte. Es gab noch viele Arten von Gedichten, von welchen ich gar nicht gehandelt; und andere, von welchen ich nur beyläufig geredet hatte. Dieſe lagen mir nun ſo ſehr am Herzen,

daß ich nicht umhin konnte, dieſe Mängel zu ergänzen, und eine gute Anzahl neue Hauptſtücke auszuarbeiten. Der Augenſchein wird ſolches den geneigten Leſer ſelbſt lehren: wenn er nur auf das Verzeichniß der Hauptſtücke dieſes Theiles einen Blick werfen, und daſſelbe, mit den Hauptſtücken der vorigen Auflagen zuſammen halten will.

Gleichwohl habe ich dieſe Hauptſtücke nicht alle durch einander geworfen, wie ſie mir in den Kopf gekommen. Nach reifer Ueberlegung habe ich es für gut befunden, diejenigen Arten der Gedichte, die von den Alten ſchon erfunden worden, von den Erfindungen der Neuern abzuſondern; ungeachtet ich in allen meinen wälſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Vorgängern kein Exempel davon vor mir ſah. Der erſte Abſchnitt dieſes Theiles enthält alſo XIV. Hauptſtücke, darinn ich dieſe bekannten Arten alter Gedichte zureichend abgehandelt; und zwar in eben der Ordnung, darinn ſie allem Anſehen nach, zuerſt erfunden worden: ſo viel als man aus den vorhandenen Ueberbleibſeln derſelben urtheilen kann.

Hierauf folgen nun die neuern Gattungen der Gedichte in IX Hauptſtücken, deren jedes aber, mehr als eine Art derſelben in ſich hält. Ich hielt nämlich dafür, daß gewiſſe verſchwiſterte Arten ſich ſchon mit einander vertragen würden: angeſehen mir ſonſt die Zahl der Hauptſtücke zu groß geworden ſeyn möchte. Auch hier habe ich allemal auf den Urſprung und die Zeit der Erfindung geſehen. Ich habe den erſten Quellen vieler Gedichte bey den Franzoſen, Wälſchen, und Provenzaldichtern des XII und XIII Jahrhunderts nachgeſpüret; und glaube darinn manche Ent-

deckung

deckung gemacht zu haben, die auch dem Minturno, Creſcimbeni, und Muratori, ſo gelehrt und ſcharfſinnig ſie ſonſt geweſen, entwiſchet waren.

Ich habe mir ferner angelegen ſeyn laſſen, in allen dieſen neuen Hauptſtücken; ja auch in den Alten, die da geblieben, die nöthigſten hiſtoriſchen Nachrichten, von denen Dichtern zu geben, die ſich dadurch hervorgethan. Um nicht in eine verdrüßliche Einträchtigkeit zu fallen, habe ich bald von den Auswärtigen, bald von den Deutſchen, bald von den Alten den Anfang gemacht: nachdem die Sachen es erfoderten. Bald habe ich es im Anfange, bald in der Mitte, bald gegen das Ende der Capitel gethan: und ich hoffe, daß dieſer kleine Vorſchmack, von meiner weit größern Geſchichte der deutſchen Poeſie, niemanden misfallen, oder zum Ekel werden wird. Es iſt allemal was ſchönes, und lehrreiches, die Vorgänger in einer freyen Kunſt zu kennen, deren Beyſpielen man entweder zu folgen, oder deren Spuren man zu fliehen Urſache hat. Und ich ſchmäuchele mir, daß noch keine deutſche Dichtkunſt, in dieſem Stücke ſo viel Nachrichten gegeben hat, als die meinige.

Weil nun alle dieſe anſehnlichen Zuſätze ſehr vielen Platz brauchten; ich aber mein Buch den Käufern und Liebhabern nicht viel theurer machen wollte: ſo war kein anderer Rath, als die Exempel unſerer Dichter, bey allen den Hauptſtücken wegzulaſſen, wo ich ſie hingeſetzet hatte. Ich habe den Leſern ohnedieß ſo viel Poeten angeprieſen, und kleine Stücke aus ihren Schriften zur Probe gegeben; daß ich hoffen kann, ſie werden ſich ſelbſt eine auserleſene Sammlung derſelben anzuſchaffen bedacht ſeyn. Außerdem habe ichs mit

mit den Exempeln meinen Tadlern niemals recht machen können. Gab ich anfänglich meine eigene: ſo ſchrien ſie: das ſey eine unerhörte Sache, daß man ſeine eigenen Muſter andern zur Nachahmung vorlege. Wurde nun gleich dieſer Vorwurf, in den hälliſchen Bemühungen einer groben Unwahrheit überführet: ſo wich ich doch, aus Liebe zum Frieden, und gab fremde Beyſpiele zu Muſtern. Aber auch dabey traf ichs nicht recht. Man rückte mir vor, ich hätte den alten Dichtern manche unrechte Leſart gegeben: wenn ich irgend Anfängern zu gut, nur manchen Archaismum ein wenig gebeſſert hatte. Wohlan, ich mache es auch itzt, wie jener Mann in Kanitzens Fabel, der es niemals recht machen konnte. Nun bleiben alle Exempel weg: und ſonder allen Zweifel, wird auch dieſes nicht recht ſeyn. Dem ſey aber, wie ihm wolle: hinfort werde ich meinen Kopf auch aufſetzen, und mit eben dem Manne ſagen:

= = Sollt ich mich in alle Leute ſchicken:
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

Wie nämlich meine Dichtkunſt itzo iſt, ſo ſoll ſie bleiben: meine Widerbeller mögen ſagen, was ſie wollen. Der geneigte Leſer laſſe ſich meinen Eifer ihm zu dienen, und den Flor der ſchönen Wiſſenſchaften zu befördern, gütigſt gefallen, und bleibe mir ferner gewogen. Dieß wird der ſüßeſte Lohn meiner Bemühungen ſeyn.

Geſchr. den 10 des Weinm.
1751.

Gottſched.

Inhalt.

Horaz von der Dichtkunſt überſetzt und mit Anmerkungen erläutert. 1 Seite

Des erſten Theils

I. Hauptſtück. Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt 67
II. Von dem Charactere eines Poeten 94
III. Vom guten Geſchmacke eines Poeten 118
IV. Von den drey Gattungen der poetiſchen Nachahmung und inſonderheit von der Fabel 142
V. Von dem Wunderbaren in der Poeſie 170
VI. Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198
VII. Von poetiſchen Worten 225
VIII. Von verblümten Redensarten 257
IX. Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen 286
X. Von den Figuren in der Poeſie 313
XI. Von der poetiſchen Schreibart 346
XII. Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaße und den Reimen 377

Des zweyten Theiles erſter Abſchnitt.

Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

I. Hauptſtück. Von Oden oder Liedern 419
II. Von äſopiſchen und ſybaritiſchen Fabeln, imgleichen von Erzählungen 436
III. Von ſcherzhaften Heldengedichten 451
IV. Von der Epopee, oder dem Heldengedichte 469

V. Von

V. Von mileſiſchen Fabeln, Ritterbüchern u. Romanen 505
VI. Von heroiſchen Lobgedichten 529
VII. Von Satiren und Strafgedichten 548
VIII. Von dogmatiſchen Gedichten 566
IX. Von Idyllen und Schäfergedichten 581
X. Von Tragödien oder Trauerſpielen 603
XI. Von Komödien oder Luſtſpielen 631
XII. Von Elegien oder Klagliedern und verliebten Gedichten 657
XIII. Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen 669
XIV. Von Sinngedichten, Grab- und Ueberſchriften 681

Des zweyten Theiles
zweyter Abſchnitt.

Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

I. Hauptſtück. Von allerley kleinen Liedern, als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten 691
II. Von allerley neuern Arten größerer Lieder, als Ringeloden, Sechsſtinnen und Geſängen 705
III. Von Cantaten, Serenaten und Kirchenſtücken oder Oratorien 717
IV. Von Opern oder Singſpielen, Operetten und Zwiſchenſpielen 731
V. Von Wirthſchaften, Mummereyen und Balletten 756
VI. Von Schäferſpielen, Vorſpielen und Nachſpielen 772
VII. Von politiſchen Fabeln und andern dergleichen Erdichtungen 784
VIII. Von allerhand Arten von Scherzgedichten 791
IX. Von Wahlſprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberſchriften 801

Vorrede zur dritten Auflage, von 1742.

Mein Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieſes Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat ſich billig bey dieſer dritten verdoppeln müſſen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke deſſelben, haben ſich in der halben Zeit verkaufen laſſen, darinn die erſte Auflage von 1729. abgegangen war; und mir alſo einen doppeltſtarken Beweis, von der guten Aufnahme dieſer poetiſchen Anweiſung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftſtellers überlaſſen, womit ihn die Eigenliebe bey ſolchen Vorfällen erfüllen kann: ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu. Wenn andere, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geſchmack unſrer Landesleute ſchelten: ſo dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leſer meiner Dichtkunſt trotzen; und daraus entweder den gereinigten Geſchmack der deutſchen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß mein Buch nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn müſſe. So gerecht aber hierinnen meine Folgerungen vieleicht ſeyn würden, ſo will ich ſie doch nicht ſelber machen; ſondern es lieber der unparteyiſchen Nachwelt überlaſſen, ein freyes Urtheil davon zu fällen: welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte, noch ein Feind, dem das Glück meines Buches ein Dorn in den Augen wäre, mit ſolchem Nachdrucke abfaſſen könnte.

Ich übergehe alſo dieſe ſchmäuchelhafte Betrachtung billig mit Stillſchweigen; und rechne es mir mit größerm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorſatze, eine kritiſche Dichtkunſt zu ſchreiben, ſeit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen habe. Ein gelehrter Mann und Kunſtrichter in Zürich hat ſich die Mühe ge-

nommen, diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schriftſteller zuerſt gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt ſtärkeres und folglich theureres Buch, als dieſes meinige iſt, von der Dichtkunſt ans Licht zu ſtellen. Und was das angenehmſte bey der ganzen Sache iſt, ſo hat dieſer tiefſinnige Mann, ſeiner gelehrten Waare keinen beſſern und reizendern Titel geben zu können geglaubet; als wenn er ihn meinem Buche abborgete, und das ſeinige gleichfalls eine **kritiſche Dichtkunſt** betitelte.

Ich weis wohl, daß es eigenſinnige Köpfe giebt, die ſich einbilden, ein Schriftſteller, der ſich einmal gewiſſer Wörter bemächtiget hat, ſeiner Schrift einen Namen zu geben, der habe ſich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthumes darauf erworben, und ſey nunmehr befugt, alle andere von dem Gebrauche derſelben auszuſchließen. Noch andere glauben mit dem ſcharfſinnigen Bäyle, und nach dem Beyſpiele gewiſſer Schriftſteller voriger Zeiten: es ſey eine Beſchimpfung für den Urheber eines Buches, wenn ſich bald darauf ein anderer über dieſelbige Materie hermacht, und in einerley Abſichten die Feder anſetzet. Denn, ſagen ſie, glaubte dieſer neue Schriftſteller, daß ſein Vorgänger ſeine Pflicht recht erfüllet, und ſein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: ſo würde er ſich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine Ilias nach dem Homer zu ſchreiben, das heißt alſo, nach der Meynung dieſer Richter, eben ſo viel; als dieſen Dichter mit ſeiner Arbeit verwerfen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen ſagen: daß ſein Werk nichts tauge, und noch einmal ausgearbeitet werden müſſe.

Allein ſo wahrſcheinlich auch im̃ermehr dieſe Schlüſſe zu ſeyn ſcheinen mögen: ſo kann ich mich doch denenſelben nicht ergeben. Ich ſehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch ſolche Einſtreuungen die Freude verſalzen will, die ich über einen kritiſchen Nachfolger von ſolcher

cher Wichtigkeit, billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erſte geweſen, der unſerer Nation eine kritiſche Dichtkunſt zu liefern das Herz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andere aufgeſtanden, welche die Poeſie von dem Joche der Beurtheilungskunſt zu befreyen unternommen hätten: ſo wäre dieſes unſtreitig eine Kränkung für mich geweſen; zumal, wenn dieſe gar einen größern Beyfall bekommen, und das Andenken aller Kritik gleichſam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieſes harte Schickſal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrteſten Männer in Zürich beſtärken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig ſey, eine Dichtkunſt kritiſch einzurichten: ja, was das meiſte iſt, ſie folgen ſelber meinem Exempel nach, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit ſo gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.

Bey dieſer Vorſtellung nun rühren mich die vorigen Einwürfe gar nicht. Der Gebrauch der Wörter iſt ja von der Art derjenigen Dinge, die in dem Rechte der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Waſſers großer Flüſſe, bey allem Gebrauche derſelben, unerſchöpflich ſind, und alſo allen gemein bleiben müſſen. Warum ſollte alſo nicht ein Schriftſteller das Recht haben, ſein Kind zu taufen, wie er will; wenn gleich ein anderer dem Seinigen eben den Namen gegeben hat? Warum ſollte dasjenige in Zürch niemanden freyſtehen, was mir in Leipzig freygeſtanden hat? Oder, warum ſollte ich böſe werden, daß ein anderer meine Erfindung, auf die kräftigſte Art, die nur erdacht werden kann, gebilliget hat?

Der andere Einwurf ſcheint noch gefährlicher zu ſeyn, iſt es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, ſondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf zweyen

Werken iſt, ſo ungleich kann doch dieſer letztere ſeyn; und ich darf mich, ohne ſtolz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger kritiſche Dichtkunſt beruffen. Der Inhalt unſerer Bücher iſt in den allermeiſten Stücken und Capiteln ſoweit von einander unterſchieden, daß man ſie ſchwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man ſie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunſt, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poeſie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt, und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeſchrieben habe; dadurch Anfänger in den Stand geſetzt werden, ſie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieſelben richtig zu beurtheilen: ſo hält die zürcheriſche Dichtkunſt nichts von dem allen in ſich. Man wird daraus weder eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedicht, noch eine Elegie; weder ein poetiſches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerſpiel; weder eine Komödie, noch eine Oper, machen lernen. Alles dieſes, ſage ich, ſteht in der zürcher Dichtkunſt nicht: es ſey nun, weil etwa in allen dieſen Stücken die Kritik nichts zu ſagen hat; oder weil man ein Poet ſeyn kann, ohne eins von allen dieſen Stücken zu verfertigen. Wer alſo dieſelbe in der Abſicht kaufen wollte, dieſe Arten der Gedichte daraus abfaſſen zu lernen, der würde ſich ſehr betrügen, und ſein Geld hernach zu ſpät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunſt von zween ſtarken Octavbänden ſtehen könne, wenn es an den weſentlichſten Theilen eines ſolchen Buches fehlet? Allein dieſe Frage wird mir gewiß niemand machen, als der ſich nicht beſinnet: daß der Urheber derſelben einer von den bekannten zürcher Malern ſey, welche vor zwanzig Jahren, in ihren ſogenannten Diſcurſen, die Sitten ihrer Stadt abgeſchildert haben.

Hat

Hat nun Herr von **Fontenelle** richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit ſolchen Augen anſehe, die ſich zu ſeinen Abſichten ſchicken; der Held z. E. für einen ſchönen Platz, Menſchen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflanzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhleriſchen Abentheuern u. ſ. w. was war wohl von unſerm Maler anders zu vermuthen, als daß er die ganze Dichtkunſt in eine **Kunſt zu malen**, verwandeln, und von lauter **poetiſchen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben** handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten zürcher Malern, von einem Kunſtverſtändigen aus Hamburg, in einem ſchönen Sinngedichte gegeben worden, das im III B. der Poeſie der Niederſachſen, auf der 250 Seite ſteht; und verlangt er von mir zu wiſſen, ob ſie in dieſem Buche beſſer beobachtet worden, als in jenen ſittlichen Malereyen? ſo muß ich ihm aus Höflichkeit die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben, bis wir in Leipzig die zürcheriſche Bergſprache beſſer werden gelernet haben.

Wie alſo, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die **Ilias Homers**, durch die neuere **Ilias** desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden; der ſich vorgenommen hatte, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen, und tauſend ſchöne Sachen nachzuholen, die ſein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr dieſe vermeynte **größere Ilias**, vom **Ariſtoteles**, in Anſehung der homeriſchen, die **kleine Ilias** genennet worden: alſo könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weiſe mit dem **Homer** zu vergleichen, als mit deſſen Werke mein Buch gar keine Aehnlichkeit hat), daß auch die zürcheriſche Dichtkunſt, ſo ſtark ſie ihrer Größe und Abſicht nach iſt, dennoch bey dem Mangel ſo vieler nöthigen Hauptſtücke, von allen üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine **kleine Dichtkunſt** genennet würde.

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die ganze Schweiz bezogen; ganz anders, als bisher von vielen unſerer misvergnügten Schriftſteller geſchehen; die insgemein die Schuld von ein Paar Kunſtrichtern, der ganzen löblichen Eidgenoſſenſchaft auf den Hals gewälzet haben. Und geſetzt, ich wäre ſelbſt bisher, auch wohl in dieſer neuen Auflage meiner Dichtkunſt, in dieſes Verſehen gefallen: ſo will ich doch hiermit ſelbiges allen andern Einwohnern dieſes anſehnlichen Landes abgebethen haben; ſeitdem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern, aus benachbarten Cantons, belehret und verſichert worden: daß die ganze Schweiz den zürcheriſchen Kunſtrichtern in ihren Lehrſätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieſelben dazu bevollmächtiget habe, allem deutſchen Witze Hohn zu ſprechen. Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Nathanaſius thun, und Stellen aus ein Paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurzem, und in währendem Drucke dieſes Buches, erhalten habe.

Der erſte vom 1 des Wintermonats hat folgendes:

v. Bern,

Wir haben hier mit Freuden und Vergnügen geſehen, daß Bodmer und Breitinger hin und her in Deutſchland hergenommen werden. Der Hochmuth und die Einbildung dieſer Leute iſt unerträglich. Es iſt ſich aber nicht zu verwundern: die Herren von Zürich haben große Einbildung, weilen ſie in dem erſten Canton der Schweiz gebohren ſind. Es iſt unglaublich, wie groß die Einbildung der Herren von Zürich wegen dieſem Vorſitz iſt, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich verſichere ſie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweizern als das helvetiſche Siberien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entſtanden, da aber Witz und Verſtand wenig Platz finden, angeſehen wird. Die Sitten, die Sprache, die Lebensart, die Kleidung der Züricher iſt von der unſern ſo unterſchieden, daß man glauben ſollte, ſie wären mehr denn hundert Meilen von uns entfernet. Das iſt gewiß, daß ſie arbeitſame Leute, aber in geiſt- u. vernünftigen Sitten werden ſie noch lange Zeit grobe Schweizer bleiben.

Das

Das andere Schreiben iſt vom 3 deſſelben Monats, und darinn drücket man ſich ſo aus:

Wir nehmen an dem Kriege, den unſere Landesleute von Zürich wider die ganze deutſche Nation vorgenommen haben, kein Theil. Fertiget man ſie ferner ab, wie es in einem periodiſchen Werke zu Leipzig erſt vor kurzem geſchehen iſt, ſo wird ihnen die Luſt vergehen. Wir wünſchen unſern Landsleuten mehrere Liebe zum Frieden und zum Natürlichen; ſo werden ſie von Deutſchland ablaſſen, und mit Miltons Liebhabern anbinden.

Nach ſolchen feyerlichen und einſtimmigen Erklärungen zweener berühmten ſchweizeriſchen Gelehrten, habe ich meinem Gewiſſen nach, nicht anders gekonnt, als daß ich, anſtatt der allgemeinen Benennung, die beſondere erwählet; werde es auch künftig allemal ſo halten, wenn man mich nöthigen ſollte, wider meine Neigung, meine Feder zu kritiſchen Streitſchriften zu ergreifen.

Kürzlich noch etwas von den Vorzügen dieſer neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leſer folgendes melden. Zuförderſt habe ich in dieſem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ausgebeſſert; als worinn man immer, nach Verfließung einiger Zeit, kleine Unachtſamkeiten entdecket, die man gleich Anfangs nicht wahrgenommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorſchriften, zu mehrerer Erläuterung und Beſtärkung derſelben, noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführet, worinn dasjenige mit mehrerm nachgeleſen werden kann, was ich nur kurz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verſchiedenen Orten, denen Einwürfen begegnen müſſen, die man in öffentlichen kritiſchen Schriften, zumal aus Zürich her, dagegen gemacht: doch habe ich mich ſowohl der Namen meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten, billig enthalten; als welche nichts zur Sache thun, und vielmehr einen Uebelſtand machen würden. Habe ich aber, was den miltoniſchen Geſchmack betrifft,

den man uns, nach Verbannung des mariniſchen, mit Gewalt aufdringen will, mich bisweilen, von der Sache ſelbſt harter Redensarten bedienet: ſo bedenke man, daß der Eifer wider ein beſorgliches Uebel, welches den bisherigen Glanz unſerer Mutterſprache und freyen Künſte bald wieder verdunkeln könnte, uns leicht zuweilen einnehmen, und ſolche Ausdrückungen in den Mund legen kann, die man ſonſt ungern gebrauchen würde.

Endlich ſo iſt das Wichtigſte, und wodurch dieſe Ausgabe unfehlbar einen großen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieſes: daß ich nicht nur im erſten Theile dieſes Buches, mehr Exempel aus guten und ſchlechten Dichtern angeführet; ſondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit ſtunden, lauter Meiſterſtücke von unſern beſten Dichtern eingeſchaltet habe.* Ich habe aber dieſelben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neueſten, die ohnedem in aller Händen ſind, und die auch ohne mein Zuthun geleſen werden; ſondern aus den ältern, als **Opitzen**, **Flemmingen**, **Dachen**, **Racheln**, **Neukirchen** u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieſet, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich ſie zu Muſtern anführe, nicht eben alle kleine Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaßes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts anmerken wird. Nein, ich will nur den geſunden und männlichen Geſchmack dieſer Helden in unſerer Sprache und Dichtkunſt anpreiſen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünſtelt, verſteckt und unergründlich zu ſchreiben, die ſich hin und her reget, zu ſteuren. Erlange ich dieſes, ſo wird mich auch in dieſem Stücke mein gefaßter Entſchluß niemals gereuen.

Geſchrieben im Jänner, 1742.

Gottſched.

Vor-

* Dieſes galt von der III. Auflage.

Vorrede zur zweyten Auflage, von 1737.

Geneigter Leſer,

Hiermit habe ich das Vergnügen, dir eine neue und durchgehends verbeſſerte Auflage meiner kritiſchen Dichtkunſt zu liefern. Es ſind nunmehr eben acht Jahre verfloſſen, da ich dieſes Buch zum erſtenmale ans Licht ſtellete, und in währender Zeit iſt daſſelbe gänzlich abgegangen: obgleich die Regeln der Poeſie eben nicht ſo häufig, als die Anleitungen zu andern freyen Künſten und Wiſſenſchaften geſuchet werden. Wenn ich mir ſchmäucheln darf, daß dadurch viele einen beſſern Begriff von der wahren Dichtkunſt bekommen haben, als man vorhin insgemein gehabt: ſo iſt mir die darauf verwandte Mühe reichlich belohnet worden. Zum wenigſten habe ich das Vergnügen gehabt, von vielen Orten her, ſchriftliche Verſicherungen von unbekannten Perſonen, zu erhalten, daß ſie, aus meiner Dichtkunſt allererſt, das rechte Weſen der Poeſie einſehen gelernet. Ja was noch mehr iſt, ich habe es mit Luſt wahrgenommen, wie ſeit der Zeit nicht nur in Leipzig, ſondern an ſehr vielen andern Orten, die Schriften angehender Poeten ein ganz anderes Anſehen gewonnen: daraus denn nicht undeutlich zu ſpüren geweſen, daß die in meiner Dichtkunſt enthaltenen Regeln, ihnen zur Richtſchnur gedienet hätten.

Doch indem ich dieſes ſüßen Vergnügens, als einer natürlichen Belohnung meiner kritiſchpoetiſchen Bemühungen, erwähne: ſo iſt es keinesweges ein Stolz oder eine Ruhmredigkeit, die mir ſolches in den Mund leget. Ich weis es nur gar zu wohl, wie wenige, von denen guten Früchten, die meine Dichtkunſt getragen, mir eigenthümlich zugehören. Diejenigen großen Leute, die alles, was ſie ſchreiben, aus ihrem eigenen fruchtbaren Geiſte hernehmen, und keinem Lehrmeiſter etwas zu verdanken haben, mögen auf ihre Schriften ſtolz werden. Sie haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht ſtreitig machen kann.

kann. Sie ſind ſo glücklich, dasjenige in ſich ſelbſt zu finden, was Leute von meiner Gattung, nach Art ämſiger Bienen, erſt auf fremden Fluren, mit vieler Mühe, zuſammen ſuchen müſſen! Ihr unerſchöpflicher Witz vertritt bey ihnen die Stelle großer Bücherſäle, und einer langweiligen Beleſenheit. Daher können ſie ungeſcheut diejenigen Opfer ſich ſelbſt anzünden, die wir andern, unſern Vorgängern und Lehrern zu bringen pflegen. Was iſt billiger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet, daraus er geſchöpfet hat! Und ich bin verſichert, daß niemand von dieſen großen Geiſtern mir das Bekenntniß misgönnen wird, das ich ſchon in der Vorrede der erſten Ausgabe gethan habe: daß ich nämlich alles, was etwa in meiner kritiſchen Dichtkunſt Gutes enthalten ſeyn würde, nicht mir ſelbſt, ſondern den größten Kritikverſtändigen alter und neuer Zeiten zu verdanken hätte. Ich erzählte nämlich daſelbſt gleichſam meinen poetiſchen Lebenslauf, und rühmte diejenigen, aus deren Einſicht ich meinen größten Vortheil gezogen, und durch deren Schriften und mündliche Unterredungen, mir gleichſam die Augen zuerſt aufgegangen wären. Und durch das alles war ich bemüht, meinen Leſern zu zeigen, wie ich allmählich auf den Vorſatz gebracht worden, eine kritiſche Dichtkunſt zu ſchreiben.

Dieſes alles nun zu erwähnen, hatte ich dazumal die größte Urſache: indem ich als ein angehender Scribent noch in dem Anſehen nicht ſtund, welches meinen Regeln ein Gewicht geben, und meinem Buche, durch mich ſelbſt, eine gute Aufnahme hätte verſprechen können. Wie nöthig aber dieſes bey allen ſey, die ſich zu öffentlichen Lehrern aufwerfen wollen, das ſah ich nicht nur damals ein; ſondern ich erkenne es noch dieſe Stunde. Wem iſt es unbekannt, wie wenige Leſer in dieſem Falle unparteyiſch ſind, und bloß auf die Gründe, die jemand anführet, zu ſehen pflegen? Und wenn ich gleich itzo die weitläuftige Erzählung weglaſſe, dadurch ich dazumal meinen kritiſchen Regeln einigen Glauben zu erwerben ſuchte: ſo geſchieht es keinesweges aus der Urſache, als ob ich mein eigenes

genes Anſehen itzo ſchon für zulänglich hielte, meine Vorſchriften und Urtheile zu beſtätigen. Nein, ich erkenne es gar zu wohl, wie viel mir daran fehlet: und wenn bey vielen die von mir angegebenen Gründe nicht zulangen ſollten, die vorgetragenen Lehren zu rechtfertigen; ſo muß ich von neuem, zu denen fliehen, die meine Vorgänger und Lehrmeiſter in der kritiſchen Dichtkunſt geweſen. Ich trage alſo auch bey dieſer neuen Auflage kein Bedenken, zu geſtehen, daß ich alle meine kritiſchen Regeln und Beurtheilungen, alter und neuer Gedichte, nicht aus meinem Gehirne erſonnen; ſondern von den größten Meiſtern und Kennern der Dichtkunſt erlernet habe. Ariſtoteles, Horaz, Longin, Scaliger, Boileau, Boſſü, Dacier, Perrault, Bouhours, Fenelon, St. Evremond, Fontenelle, la Motte, Corneille, Racine, Des Callieres und Füretiere; ja endlich noch Shaftesbury, Addiſon, Steele, Caſtelvetro, Muralt und Voltaire, dieſe alle, ſage ich, waren diejenigen Kunſtrichter, die mich unterwieſen, und mich einigermaßen fähig gemacht hatten, ein ſolches Werk zu unternehmen.

Daß dieſes mein Geſtändniß aufrichtig geweſen ſey, das haben alle Blätter meines Buches ſattſam darthun können: und ich habe darinnen auch ſelbſt das Urtheil der Widriggeſinnten für mich anzuführen, die mir gar einen Vorwurf daraus gemacht haben. Sie haben mich beſchuldiget: ich hätte nur die Franzoſen ausgeſchrieben: und wäre nicht einmal über die rechten gekommen. Ich danke zuförderſt dieſen gelehrten Scribenten, für ein ſolch öffentliches Zeugniß: ob ſie es wohl ohne große Scharfſinnigkeit haben ablegen können; nachdem ich ſelbſt alle obige Schriftſteller alter und neuer Zeiten namhaft gemacht, und alles, was in meinem Buche gut war, ihnen zugeeignet hatte. Ich habe es ſchon oben erwähnet, daß ich ſo glücklich nicht bin, als gewiſſe große Geiſter, die ohne ihre Vorgänger in Künſten und Wiſſenſchaften geleſen zu haben, dennoch ihrem Vaterlande lauter Meiſterſtücke vorlegen können. Und in dieſer Empfindung meiner

ner eigenen Schwäche beneide ich an Ihnen, alle die neuen Einfälle und Entdeckungen, womit ſie die Kritik ſchon bereichert haben.

Was aber das verhaßte Wort, ausſchreiben, anlangt, deſſen ſich dieſe ſcharfſinnige Kunſtrichter, nach der ihnen zukommenden dictatoriſchen Macht auf dem Parnaſſe, zu bedienen beliebet: ſo überlaſſe ich es zwar der Beurtheilung meiner Leſer. Dieſe mögen es entſcheiden, ob es nicht ein wenig zu hart ſey; zumal von Leuten, die ſelbſt noch nichts, als etliche zuſammengeraffte Noten, und ein halb Schock Ueberſetzungen gewiſſer Stellen haben drucken laſſen. Doch geſetzt, ſie behielten Recht; ſo würde ich doch vor ihrem Machtſpruche ſo wenig erſchrecken, daß ich ihnen vielmehr mit dem berühmten Rollin, aus ſeiner Vorrede zur alten Hiſtorie, antworten würde: Pour embellir & enrichir mon Livre, je declare, que je ne me faits point un ſcrupule, ni une honte, de piller par tout, ſouvent même ſans citer les Auteurs que je copie: parce que quelquefois je me donne la liberté d'y faire quelques changemens. Je profite, autant que je pùis, des ſolides Reflexions, que l'on trouve dans - - Je tire auſſi de grands ſecours de - - Il en ſera ainſi de tout ce qui me tombera ſous la main, dont je ferai tout l'uſage, qui pourra convenir à la compoſition de mon livre, & contribuer à ſa perfection.

Wollen ſie wiſſen, wie ich dieſe meine Freyheit verantworten wolle: ſo werde ich ihnen, mit folgenden Worten eben dieſes großen Mannes, die Erklärung geben: Je ſens bien, qu'il-y a-moins de gloire à profiter ainſi du travail d'autrui, & que c'eſt en quelque ſorte renoncer à la qualité d'Auteur: mais je n'en ſuis pas fort jaloux & ſerois fort content, & me tiendrois très-heureux, ſi je pouvois être un bon Compilateur, & fournir un livre paſſable à mes Lecteurs, qui ne ſe mettront pas beaucoup en peine, s'il vient de mon fonds ou non, pourvû qu'il leur plaiſe. Und bey dieſer Verantwortung werde ich ſo kühn, daß ich auch das Herz faſſe, noch mehrere alte und neue Scribenten anzuführen, die ich bey dieſer neuen Auflage gebrau-

brauchet habe, um mich theils in meinen alten Begriffen zu beſtärken, theils aber auch dieſelben noch vollkommener ins Licht zu ſetzen. Dieſe ſind nun, von Italienern **Riccoboni**, in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne; ferner das Paragone della Poeſia Tragica d'Italia con quella di Francia, eines Ungenannten, nebſt der langen Einleitung des Herrn **Muratori** zu ſeinem Theatro Italiano, ſo er 1728 in dreyen Octavbänden zu Verona herausgegeben. Von Franzoſen ſind mir P. **Rapin** in ſeinen Reflexions ſur la Poetique, und in den Comparaiſons des grands Hommes; der Pater **Brumois** in ſeinem Theatre des Grecs; des Abts **Hedelin** von Aubignac Pratique du Theatre, die uns der gelehrte Herr von Steinwehr neulich ſo geſchickt ins Deutſche überſetzet hat; und des Herrn Remond de St. Mard Reflexions ſur la Poeſie en general, & ſur les autres petits Poemes, in meiner Arbeit behülflich geweſen. Von Engländern habe ich den Tractat eines Unbekannten, The Taſte of the Town in all publick diverſions; ferner des Herrn **Ramſeys** Travels of Cyrus, und des Herrn **Pope** Eſſay of Criticiſm, nebſt ſeiner Litterary Correſpondence fleißig zu Rathe gezogen, und beſtändig vor Augen gehabt. Ja auch von Alten habe ich mir aus des **Plato** Buche von der Republik, auch aus dem **Cicero**, **Quintilian** und **Seneca** ſo manches; von neuern Kunſtrichtern aber den **Caſaubonus** de Poeſi Satyrica, des **Heinſius** Buch de Tragœdiæ conſtitutione, den Iſaac **Voſſius** de Poematum cantu & viribus Rhythmi; des Seb. **Regulus** Erklärung über das I B. der Aeneis, nebſt **Rappolts** Poetica Ariſtotelica, zu Nutze gemacht. Und hiermit lege ich alſo allen, die gern Machtſprüche von Büchern fällen, ohne ſie geleſen zu haben, nochmals das ſpottleichte Urtheil in den Mund: er hat ausgeſchrieben!

Ob ich aber bey dieſem meinen Ausſchreiben, wie es ferner heißt, über die unrechten Bücher gerathen; das iſt gleichfalls eine Sache, die ich lediglich dem Urtheile meiner Leſer und allen Verſtändigen überlaſſe. Es kann

ſeyn,

ſeyn, daß der tiefſinnige Richter, der mir dergeſtalt den Stab gebrochen, hierinn eine beſſere Einſicht hat, als wir andern unwiſſenden Leute. Es kann ſeyn, daß er die Schriften der Ausländer nach einem andern Probierſteine beurtheilet; nach welchem er dasjenige ſchlecht findet, was ich mit ſo vielen andern hochſchätze. Allein, ſo lange er unſerer Einfalt mit ſeiner Weisheit nicht unter die Arme greift; ſo lange er uns die wahren Kennzeichen guter Scribenten nicht bekannt macht: ſo kann er es von uns nicht begehren, daß wir alles ſo genau treffen ſollten, als er es zu treffen gewohnt iſt; und wir erſuchen ihn indeſſen um nichts mehr, als mit unſerer Schwachheit ein Mitleiden zu haben. Vieleicht werden wir es mit der Zeit auch noch einſehen lernen, wenn wir nur, unſerer natürlichen Trägheit wegen, ſo weit kommen können, als er ſchon gekommen iſt.

Ich war anfangs Willens, aus meiner erſten Vorrede die Rechtfertigung des Titels, den ich meinem Buche gegeben, da ich es eine kritiſche Dichtkunſt genennet, und da ich behaupte, daß das Weſen der Dichtkunſt in der Nachahmung beſtünde, bey dieſer neuen Ausgabe zu wiederholen. Allein bey reiferer Ueberlegung halte ich es für überflüßig. Das Kritiſiren iſt ſeit einigen Jahren ſchon gewöhnlicher in Deutſchland geworden, als es vorhin geweſen: und dadurch iſt auch der wahre Begriff davon ſchon bekannter geworden. Auch junge Leute wiſſens nunmehr ſchon, daß ein Kriticus oder Kunſtrichter nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Gedanken; nicht nur mit Sylben und Buchſtaben, ſondern auch mit den Regeln ganzer Künſte und Kunſtwerke zu thun hat. Man begreift es ſchon, daß ein ſolcher Kritikus ein Philoſoph ſeyn, und etwas mehr verſtehen müſſe, als ein Buchſtäbler; der nur verſchiedene Lesarten, oder beſſer zu ſagen, die Schreib- und Druckfehler ſammlen; oder ſonſt aus einem Antibarbaro die lateiniſchen Wörter herzählen kann, die nur in den ſchlechteſten Scribenten der Römer vorkommen. Man hat auch ſchon ziemlich aufgehöret, alle

Reim-

Reimſchmiede für Poeten anzuſehen, und weis hin und wieder von dem Inhalte der Gedichte mit ziemlicher Einſicht zu urtheilen. Ich will alſo lieber noch mit wenigem melden, was in dieſer neuen Auflage ſonderlich verändert oder verbeſſert worden.

Zuförderſt habe ich des Horaz Artem poeticam, in der Grundſprache zu meiner Ueberſetzung drucken laſſen: damit man bey meinem, hier und da noch ſehr unvollkommenen Ausdrucke ſeiner Gedanken, die Zuflucht zu dem Grundterte ſelbſt nehmen könnte. Ungeachtet ich nun meine Ueberſetzung nochmals überſehen und zu verbeſſern geſucht, ſo iſt mir doch eine Stelle entwiſchet, die einer Ausbeſſerung nöthig gehabt hätte; und die mir von einem werthen Freunde und großen Kenner des Alterthums angemerket worden. Es ſteht ſelbige bald forne, und heißt im Lateiniſchen:

> Aemilium circa ludum faber imus & ungues
> Exprimet &c.

Hier ſind die Worte aemilium circa ludum, nicht recht ausgedrückt, und ſollten heißen:

> Beym Fechterplatz Aemils läßt man ſich Bilder gießen.

Was ſonſt faſt in allen Hauptſtücken für Veränderungen und Zuſätze hinzu gekommen, das will ich hier nicht nach der Länge erwähnen. Ich habe die Schreibart des ganzen Buches durch und durch verbeſſert, und ſo viel, als möglich, in einen untadelichen Stand geſetzt. Viele dunkele Stellen habe ich deutlicher gemacht; viele, die eines ausführlichern Vortrages bedurften, erläutert; viele Zeugniſſe und Exempel aus den beſten Scribenten angeführet; auch im andern Theile einige neue Stücke von meiner Arbeit, ſonderlich in den Capiteln von Oden, Schäfergedichten und Elegien hinzugeſetzt *. In dem Capitel von Cantaten und von Opern, ſind ſonderlich ganz neue Abſätze hinzugekommen, dasjenige, was ich vorhin nicht völlig ausgeführet hatte, mehr ins Licht zu ſetzen.

In

* Dieſe waren ſchon bey der III Ausgabe weggelaſſen.

In dem Capitel von Sinn- und Scherzgedichten iſt eine kurze Abhandlung von Deviſen und Sinnbildern eingerücket worden; auch in den übrigen Capiteln iſt mancher, obwohl kleiner Zuſatz, hin und wieder eingefloſſen. Endlich habe ich auch in dem I Th. in dem XII Capitel von der poetiſchen Schreibart gewiſſen Einwürfen, die man mir wegen der Eintheilung der guten Schreibart neulich gemacht, ein Genügen zu thun geſucht.

Was noch ſonſten von Seiten des Verlegers bey dieſer Auflage gutes geleiſtet worden, das wird dem geneigten Leſer der Augenſchein geben. Die Schrift iſt neu, und weit ſauberer, als vorhin. Das Papier iſt ſtark, und von anſehnlicher Größe. Auch an Zierrathen hat man es an bequemen Orten nicht fehlen laſſen. Ja über das alles iſt auch ein nützliches und vollſtändiges Regiſter beygefüget worden. Durch alle dieſe Aenderungen nun iſt das ganze Buch über zwey Alphabete ſtark geworden, da ſich vorhin alles in allem nur auf vierzig Bogen belaufen hat.

Nun weis ich wohl, daß viele es ſehr ungern ſehen, wenn neue und vermehrte Ausgaben von Büchern, die ſie ſchon beſitzen, herauskommen. Allein zu geſchweigen, daß niemand ein Recht hat, einem Schriftſteller die Ausbeſſerung ſeiner Arbeit zu verwehren; da ja ein Tag den andern lehret, und derjenige noch gebohren werden ſoll, der gleich auf einmal ein Meiſterſtück zu Stande bringen kann: ſo verſichre ich dennoch, daß, in den weſentlichen Stücken, dieſe neue Auflage vor der erſtern keinen Vorzug hat. Es ſind hier noch eben die Grundſätze und Regeln anzutreffen, die in jener enthalten waren. Es iſt nichts weggeblieben oder widerrufen worden, was von der geringſten Erheblichkeit zu ſeyn ſcheinen könnte. Folglich können diejenigen, welche die erſte Auflage beſitzen, ſich derſelben ſo ruhig bedienen, als ob gar keine neuere herausgekommen wäre.

Was endlich, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, dennoch für Druckfehler mit untergelaufen, das wird der geneigte Leſer gütigſt zu verbeſſern belieben, und dem Verfaſſer ferner zugethan und gewogen bleiben.

Horaz

Horaz
von der
Dichtkunſt,
überſetzt
und mit Anmerkungen
erläutert.

Vorbericht.

Ich habe es für dienlich erachtet, an ſtatt einer Einleitung zu meiner deutſchen Poeſie, Horazens treffliches Gedicht zu überſetzen; worinnen dieſer große Kenner und Meiſter der Poeſie von der Dichtkunſt gehandelt hat: ungeachtet es eigentlich nur in Form eines Schreibens, an ein vornehmes Geſchlecht der Piſonen, abgefaſſet iſt.

Die Menge ſchlimmer Poeten mochte zu dieſes Dichters Zeiten in Rom noch ſehr groß ſeyn. Siehe den 108 v. des I. Br. II. B. Ein jeder, der nicht faul war, ſtümpelte etwas zuſammen, das zwar ein ziemlich richtiges Sylbenmaaß hatte; aber weder durch ſeinen ſinnreichen und feurigen Inhalt von dem Geiſte, noch durch die ordentliche Einrichtung von dem Urtheile, noch endlich durch die regelmäßige Schreibart von der Kunſt ſeines Meiſters ein Zeugniß ablegte. Gleichwohl wollten alle dieſe Versmacher Poeten heißen: ja einige davon, die durch ihre Geſchwindigkeit im Dichten, und durch den Beyfall des Pöbels verleitet waren, unterſtunden ſich gar, den großen Geiſtern, die ſich dazumal am römiſchen Hofe aufhielten, den Preis ſtreitig zu machen. Die Schriften unſers Horaz zeigen an hundert Stellen unzählige Spuren davon: und ſogar Virgil, ſo wenig er ſonſt zur Satire geneigt war, hat ſich nicht enthalten können, auf einen Bav und Mäv, als auf ein paar eingebildete Poeten, zu ſticheln.

Horaz, einer der aufgeklärteſten Köpfe ſeiner Zeit, konnte aus einem gerechten Eifer für den guten Geſchmack, den Stolz ſolcher Stümper nicht leiden: zumal, da er ſehen mußte, daß der große Hauſe ſeiner Mitbürger von dieſen unzeitigen Sylbenhenkern ganz eingenommen war. Denn die Römer waren auch zu Auguſts Zeiten lange ſo geſcheid noch nicht, als vormals die Athenienſer in Griechenland geweſen waren. Die freyen Künſte hatten in Italien ſpät zu blühen angefangen, und der gute Geſchmack war damals noch lange nicht allgemein geworden: Manentque adhuc veſtigia ruris, hieß es auch in dieſem Stücke. Nach Regeln von Dingen zu urtheilen, das iſt ohnedieß kein Werk für unſtudirte Leute, ja nicht einmal für Halbgelehrte: und daher kam es, daß Horaz theils ſeinen Römern eine Anleitung geben wollte, wie ſie die Schriften ihrer Poeten recht prüfen könnten; theils auch der großen Anzahl der damaligen Versmacher die Augen zu öffnen ſuchte, damit ſie nicht ferner, aus blinder Eigenliebe, ihre Misgeburten für Meiſterſtücke ausgeben möchten.

In dieſer Abſicht nun, trug er aus den griechiſchen Scribenten, die vor ihm davon geſchrieben hatten, die vornehmſten Hauptregeln zuſammen, und verfertigte ein herrliches Gedicht daraus. Er richtete ſolches an die Piſonen, das iſt an den Vater Piſo, der mit dem Druſus Libo im 738ſten Jahre der Stadt Rom, als Horaz 51 Jahre alt war, Bürgermeiſter geworden; und an deſſen beyde Söhne. Dieſer Piſo war ein Liebhaber und großer Kenner der Poeſie, und ſein älteſter Sohn mochte ſelbſt viel Luſt und Naturell dazu haben, wie aus dem Gedichte ſattſam erhellen wird. Solchen anſehnlichen Leuten nun, die am kaiſerlichen Hofe in großen Gnaden ſtunden, wollte Horaz eine Richtſchnur in die Hand geben, darnach ſie ſich in Beurtheilung aller Gedichte achten könnten: zu gleicher Zeit aber wollte er den guten Geſchmack des Hofes, in ganz Rom und Italien ausbreiten; nachdem er ſich ſelbſt, durch unabläßigen Fleiß in griechiſchen Büchern, ſonderlich durch Leſung der kritiſchen Schriften des Ariſtoteles,

Krito,

Krito, Zeno, Demokritus und **Neoptolemus von Paros**, in den Regeln deſſelben recht feſt geſetzet hatte.

Indeſſen muß niemand denken, daß hier der Poet ein vollſtändiges ſyſtematiſches Werk habe machen wollen. Die größten Bewunderer deſſelben geſtehen: daß es ohne alle Ordnung geſchrieben ſey, ja daß es bey weitem nicht alle Regeln in ſich faſſe, die zur Poeſie gehören. Der Verfaſſer hat ſich an keinen Zwang einer philoſophiſchen Einrichtung binden wollen; ſondern als ein Poet, nach Veranlaſſung ſeiner Einfälle, bald dieſe, bald jene poetiſche Regel in einer edlen Schreibart versweiſe ausgedrückt, und mit Exempeln guter und ſchlechter Poeten erläutert. Aber alles, was er ſagt, iſt höchſt vernünftig: und man kann ſich von ſeinen Vorſchriften kein Haar breit entfernen, ohne zugleich von der Wahrheit, Natur und geſunden Vernunft abzuweichen. Die unordentliche Vermiſchung ſeiner Regeln dienet nur dazu, daß durch dieſe Mannigfaltigkeit und unvermuthete Abwechſelung der Sachen, der Leſer deſtomehr beluſtiget und eingenommen wird.

Es iſt dieſe horaziſche Dichtkunſt bereits ins engliſche von dem Graf **Roscommon** gebracht, der ſie unter dem Titel Horace's Treatiſe concerning the Art of Poetry, drucken laſſen. Franzöſiſch hat ſie **Dacier** mit allen übrigen Gedichten deſſelben ans Licht geſtellet; und auch nach ihm hat dieſes **Sanadon** gethan. Bey uns iſt ſie ſchon von dem berühmten Herrn von **Eckardt** ins Deutſche überſetzt worden, und in den poetiſchen Nebenſtunden, die er unter den Buchſtaben H. A. E. G. v. D. herausgegeben, anzutreffen. * Ob ich es nun beſſer oder ſchlimmer getroffen habe, als dieſe gelehrten Männer, das mag der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen. Ich hatte die eckardiſche Ueberſetzung mehr als einmal durchgeleſen, als ich ſchlüßig ward, mich ſelbſt einmal an eben dieſelbe Arbeit zu wagen: ich bildete mir aber nicht ein, daß es mir ſo viel Mühe koſten würde, als ich hernach in der That gewahr

 ward.

* Auch der berühmte Herr M. Lange in Lübek hat nach der Zeit, als die meine ſchon fertig und gedruckt war, eine gleiche Arbeit ans Licht geſtellet, der ich ihren Werth im geringſten nicht abſpreche.

ward. Die nachdrückliche Wortfügung der lateiniſchen Sprache, der zuweilen abgebrochene Ausdruck des Horaz, nebſt vielerley Kunſtwörtern und Alterthümern, die ſich ſo ſchwer deutſch geben laſſen; dieſes alles, ſage ich, machte mir die Arbeit ſo ſauer, daß ich ſie beynahe wieder hätte liegen laſſen, als ich ſchon den dritten Theil davon fertig hatte. Doch nach Jahresfriſt griff ich ſie von neuem an, und brachte endlich das ganze Gedicht in den Stand, darinn ich es hier ans Licht ſtelle.

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: denn beydes iſt zum theil unnöthig, theils auch, aus obenerwähnten Urſachen, unmöglich geweſen. Aus fünfhundert lateiniſchen Verſen habe ich mich genöthiget geſehen, faſt ſiebenhundert deutſche zu machen; wiewohl ich die Regel ſtets vor Augen hatte: Ein Ueberſetzer müſſe kein Paraphraſt oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptſächlichen Dingen nichts verſehen, oder geändert: ſo wird mans verhoffentlich ſo genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horaziſchen Sylben und Buchſtaben nicht erreichet worden. Ein proſaiſcher Ueberſetzer muß es hierinn genauer nehmen: einem poetiſchen aber muß man, in Anſehung des Zwanges, dem er unterworfen iſt, ſchon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur dieſen Mangel durch eine angenehme und leichtfließende Schreibart erſetzet.

Dieſes iſt nun eine von den vornehmſten Abſichten geweſen, die ich mir in dieſem Gedichte vorgeſetzet habe. Ich wollte Horazen gern ſo überſetzen, daß man ihn ohne Anſtoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unſrer Sprache leſen könnte. Dieſen Zweck aber würde ich nicht erhalten haben, wenn ich kein Bedenken getragen hätte, die Richtigkeit unſrer deutſchen Wortfügung, nebſt der Reinigkeit im Sylbenmaaße und in den Reimen, aus den Augen zu ſetzen. Das Gehör unſrer Landesleute iſt im Abſehen auf dieſe äußerliche Stücke überaus zärtlich. Kein Menſch lieſt itzo mehr Lohenſteins Gedichte: das macht, ſie ſind, bey ſo vielen gelehrten Sachen, viel zu hart und zu rauh. Selbſt Hofmannswaldau iſt nicht

mehr ſo beliebt, als er ſonſt geweſen: das macht, daß er von ſeinen Nachfolgern, auch in der Reinigkeit der Verſe, weit übertroffen worden. Ja dieſe Zärtlichkeit geht zuweilen ſo weit, daß man deswegen die allerelendeſten Reime, die nur etwas ungezwungen fließen, bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedanken, für ſchön; und hingegen, bey einer kleinen Härte des Ausdruckes, die ſchönſten Gedichte großer Meiſter für elend und mager ausruffet. Wie ich aber itzo denen hier das Wort nicht reden will, die in der Rauhigkeit des Ausdruckes eine Schönheit ſuchen; ſondern ihnen immer mit dem Horaz zuruffe:

Non ſatis eſt, pulchra eſſe poemata; dulcia ſunto!

ſo kann ich auch deren Geſchmack nicht verwerfen, die lieber ein angenehm fließendes, als ein gezwungenes Gedicht leſen. Habe ich alſo nicht Urſache gehabt, mich auch vor dem Ekel der zärtlichſten Ohren zu hüten; ſonderlich in einem Gedichte, daraus ſie die innern Schönheiten der wahren Poeſie ſollen beurtheilen lernen?

Iſt es mir nun darinn nach Wunſche gelungen, ſo trage ich keinen Zweifel, daß meine Arbeit ihren Nutzen haben werde. Es iſt nicht eines jeden Werk, ſich mit dem Lateine der alten Poeten ſo bekannt zu machen, daß er ſeinen Horaz ohne Mühe verſtehen, geſchweige denn mit Luſt leſen könnte. In deutſcher Sprache wird er alſo vielen verſtändlicher ſeyn, und auch Anfänger auf einen guten Weg weiſen, die ſich vieleicht ſonſt durch üble Anführer hätten verderben laſſen. Daß es bereits vielen ſo gegangen ſey, daran iſt wohl kein Zweifel: daß aber auch viele durch Horazen von ihren Irrwegen wieder zurecht gebracht worden, das könnte ich durch mein eigen Exempel erweiſen, wenn es wichtig genug wäre. Doch **Benjamin Neukirch** wird vermuthlich Anſehens genug haben, uns zu zeigen: daß auch Leute, die bereits in ganz Deutſchland für große Poeten gehalten werden, in unſerer horaziſchen Dichtkunſt noch genug zu lernen finden. Er hat ſolches in einem Hochzeitgedichte von ſich ſelbſt öffentlich geſtanden, welches

er 1700. allem Anſehen nach, aus Berlin nach Breslau abgeſchicket hat, und woraus ich hier ein paar Stellen anführen will. Es ſteht in ſeinen von mir ans Licht geſtellten Gedichten a. d. 198. S.

Er ruffet gleich anfangs die Muſen um Hülfe an, weil er abermals ein Gedicht nach Schleſien zu verfertigen vorhätte; dabey er denn beſorgen müßte, daß es nicht mehr ſo gut, als die vorigen, würde aufgenommen werden.

Ihr Muſen! helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen,
Und ein verliebtes Paar in deutſche Verſe bringen;
Und zwar in Schleſien. Ihr kennt dieß Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie ſonſt Budorgis ſich,
Zum Theil an mir ergetzt. Itzt ſcheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehrentheils zuwider.

Die Urſache, ſagt er, wäre die Aenderung, ſo mit ſeiner Poeſie vorgegangen. Er habe aufgehöret, ſeinen Vers mit Muſcatellerſaft und Amberkuchen zu nähren. Es ſey weder Zibeth noch Biſam, kein Plautus, Tacitus, Seneca oder Plato mehr darinn zu ſpüren; ja er habe auch ſo gar die Sinnbilder gänzlich ausgemuſtert.

Mein Reim iſt mehrentheils ganz matt und ohne Kraft:
Das macht, ich tränk ihn nicht mit Muſcatellerſaft,
Ich ſpeis ihn auch nicht mehr mit theuren Amberkuchen;
Denn er iſt alt genug, die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Biſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Itzt will ich einmal ſehn, was er alleine kann.
Alleine? fraget ihr: Ja, wie geſagt, alleine:
Denn was ich vormals ſchrieb, war weder mein, noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt,
Dort hatt ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwan anderswo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſen ſchwachen Grund, ich ſag es unverholen,
Baut ich von Verſen oft ein ganzes Götterhaus,
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus.

Darauf ſagt er, daß ihm alle dieſe Putzwerke itzo ganz lächerlich vorkämen, ungeachtet ſie ſonſt viel hundert Leſer verblendet, und ihm ſelbſt viel Ruhm gebracht hätten. Man hätte ihn gar dem großen Opitz vorgezogen, den er doch noch niemals hätte erreichen können.

Wie oftmals muß ich doch der abgeſchmackten Sachen,
Wenn ich zurücke ſeh, noch bey mir ſelber lachen!
Gleichwohl gefielen ſie, und nahmen durch den Schein,
So ſchlecht er öfters war, viel hundert Leſer ein.
Ha! ſchrie man hier und dar: vor dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erſtlich könnt erreichen.
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,
So iſt es auch geſchehn. Ich habe manche Nacht,
Und manchen Tag geſchwitzt: allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

Endlich bricht er in den feurigen Ausdruck aus, der uns die Quelle anzeiget, daraus dieſe merkliche Veränderung ſeines Geſchmackes in der Poeſie hergefloſſen. Es heißt:

O grauſamer Horaz! was hat dich doch bewegt,
Daß du uns ſo viel Laſt im Dichten auferlegt?
So bald ich nur dein Buch mit Witz und Ernſt geleſen,
So iſt mir auch nicht mehr im Schreiben wohl geweſen.
Vor kamen Wort und Reim; itzt lauf ich ihnen nach:
Vor flog ich Himmel an; itzt thu ich ganz gemach.
Ich ſchleiche wie ein Dachs aus dem Poetenorden,
Und bin mit großer Müh noch kaum dein Schüler worden.
Kommt, ſprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir:
Ihr ſeyd mir viel zu theur, bey dieſen ſchweren Jahren;
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen.

Wie viel Schüler würde nicht Horaz noch bekommen, wenn alle deutſche Poeten, die deſſen bedürftig wären, dem Exempel dieſes wackern Mannes folgen wollten!

Die kleinen Anmerkungen, die ich unter den Text geſetzet, werden vermuthlich nicht ohne Nutzen ſeyn, und in mancher Sache ein gutes Licht geben. In Verſen laſſen ſich nicht alle Alterthümer ſo erklären, daß man ſie ſattſam verſtehen könnte, wenn man von der Zeit des Scribenten faſt ein paar tauſend Jahre entfernet iſt. Gelehrtere Leſer, die derſelben nicht nöthig haben, können ſie nach Belieben ungeleſen laſſen: wie mans mit den lateiniſchen Noten bey alten Scribenten zu machen pflegt, wenn man darinn ſchon geübt iſt. Ich habe meinen Zweck völlig erreichet, wenn nur Anfänger meinen Poeten daraus etwas beſſer verſtehen lernen.

Q. HORATII FLACCI DE ARTE POETICA AD PISONES.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere ſi velit, & varias inducere plumas,
Undique collatis membris; ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne:
Spectatum admiſſi riſum teneatis amici!
Credite, Piſones, iſti tabulae fore librum
Perſimilem, cujus, velut ægri ſomnia, vanæ
Fingentur ſpecies: ut nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ. „Pictoribus atque poëtis
„Quidlibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas„
Scimus, & hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.
Incœptis gravibus plerumque & magna profeſſis
Purpureus, late qui ſplendeat, unus & alter
Aſſuitur pannus; cum lucus, & ara Dianæ,

Et

1. Fürwahr ein artig Bild! Dieſe Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt gleich an, ſein Gleichniß von einem ſeltſamen Gemälde vorzutragen. Allein da ſichs im Deutſchen nicht in einen einzigen Satz bringen ließ, und alſo zertrennet werden mußte; ſo macht dieſer Anfang den Leſer aufmerkſam, und ſagt ihm kurz, was er zu gewarten habe.

2. Des Malers. Die alten Maler pflegten ihre neuverfertigte Stücke zur öffentlichen Schau auszuſtellen, um die Urtheile der Vorbeygehenden darüber zu vernehmen. Die Hiſtorie vom Apelles und dem Schuſter, iſt bekannt. Wer nun ſo was ungereimtes gemalt hätte, der würde gewiß aller Welt zum Gelächter geworden ſeyn.

3. Schrift. Eigentlich ein Buch; aber nach alter Art: da auch ein kleines Gedichte, auf eine eigene Rolle geſchrieben, ein Buch heißen konnte. Dieſes Gleichniß kann zwar auch von ungebundenen Schriften gelten; darinn oftmals eben ſo wenig Zuſammenhang, Ordnung und Geſchick, als in einem ſolchen Bilde zu finden iſt. Allein Horaz redet hier hauptſächlich von Poeſien, ſonderlich vom Heldengedichte und den Schauſpielen, die mit einer beſondern Kunſt angeordnet werden müſſen.

4. Man

Horaz
Von der Dichtkunſt,
an die Piſonen.

Fürwahr, ein artig Bild! (1) Es ſteht ein Menſchenkopf
Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verſchiedner Thiere Glieder.
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht,
Von unten wirds ein Fiſch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers (2) Thorheit ſchonen.
Indeſſen glaubet mir, ihr trefflichen Piſonen,
Dafern mein Wort was gilt: daß eine tolle Schrift, (3)
Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſammen trifft,
Und nicht mehr Ordnung herrſcht, als wann ein Kranker träumet,
Sich unvergleichlich wohl zu ſolchem Bilde reimet.
Ich weis wohl, was man glaubt. Man ſpricht (4) und bleibt dabey:
Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey;
Er kann ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.
Ganz recht, ich geb es zu, (5) und mach es ſelber ſo:
Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh;
Kein Tyger zeug ein Lamm; kein Adler hecke Schlangen.
Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen,
Man ſchmückt ſie hin und her mit Edelſteinen (6) aus,
Beſchreibt Dianens Hayn, Altar und Götterhaus,

Ent-

4. **Man ſpricht.** Dieß iſt die Meynung derer, die ihren Einfällen gern alles erlauben, und ſich einbilden, die poetiſchen Sachen wären ganz willkührlich. Daher pfleget man ſich vergebens auf dieſe Stelle zu berufen, wenn man was ungereimtes entſchuldigen will: Pictoribus atque etc. Dieß ſind nicht Horazens, ſondern eines Stümpers Worte.

5. Ich geb es zu ꝛc. Dacier will in ſeinen Anmerkungen über dieſe Stelle: dieſes wären nicht Horazens Worte, ſondern er habe ſie im Namen ſeines Gegners vorgebracht. Allein ich ſehe nicht, warum? Horaz konnte wohl ſagen: Ein Poet habe Macht, nach Belieben zu dichten; da er ſo gleich die Bedingung hinzuſetzt, daß es nur nicht wider die Wahrſcheinlichkeit laufen müſſe.

6. **Mit Edelſteinen.** Ich hätte auch Purpurſtreifen ſetzen können, welches dem Grundtexte näher kömmt: aber wegen der alten Art der römiſchen Kleidung, die bey uns nicht mehr bekannt iſt, habe ichs lieber ſo gemacht. Denn es iſt nur auf einen übelangebrachten Zierrath angeſehen. Dazu müſſen nun unſern Poeten ſonderlich die Diamanten und Rubinen, Schmaragden

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus. Et fortaſſe cupreſſum
Scis ſimulare; quid hoc? ſi fractis enatat exſpes
Navibus, ære dato qui pingitur? Amphora cœpit
Inſtitui: currente rota, cur urceus exit?
Denique ſit quodvis, ſimplex duntaxat & unum.

Maxima pars vatum, pater, & juvenes patre digni,
Decipimur ſpecie recti. Brevis eſſe laboro,
Obſcurus fio; ſectantem levia, nervi
Deficiunt animique; profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam;
Delphinum ſylvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.
Aemilium circa ludum faber imus & ungues
Exprimet, & molles imitabitur ære capillos:
Infelix operis ſumma; quia ponere totum
Neſciet. Hunc ego me, ſi quid componere curem,
Non magis eſſe velim, quam pravo vivere naſo,
Spectandum nigris oculis, nigroque capillo.

Sumi-

ragden und Sapphire, Carniolen und Amethiſten dienen.

7. Das alles iſt ſchon gut. Dieſes gehört für die unendlichen poetiſchen Maler, die ihren Leſer mit ihren ewigen Schildereyen bald zu Tode malen, wo er nicht aus Ekel und Ueberdruß das Buch weglegt. Eine lebhafte Beſchreibung iſt gut; aber lauter Bilder und Beſchreibungen ſind verdrüßlich zu leſen. Warum giebt man uns nun noch ganze Bücher von ſolchen poetiſchen Malereyen heraus? als ob das Hauptwerk der ganzen Dichtkunſt darauf ankäme. Dichten heißt nicht bloß malen.

8. Dein ſtolzer Anfang ꝛc. Es heißt eigentlich gleichnißweiſe nach Herrn Eckardts Ueberſetzung:

Du willſt ein groß Gefäß aus deinem Tone treiben,
Und dennoch kömmt zuletzt ein Töpflein von der Scheiben.

Allein ich dachte, daß es nützlicher wäre, die darunter verſteckte Wahrheit ungekünſtelt herauszuſagen.

9. Schlecht und einfach. Simplex & unum. Das heißt, nicht gar zu bunt und kauderwälſch durch einander gemiſcht; als wenn man alle Theile ſeiner Kleidung aus einer andern Farbe machen wollte. Dieſe natürliche Einfalt dünkt manchem ein Fehler zu ſeyn; ſie iſt aber die größte Kunſt. Ein Heldengedicht beſchreibt eine einzige Fabel: das iſt nun

ſchlecht

Entwirft mit großer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles iſt ſchon gut: (7) nur hier gehörts nicht her.
Dort ſtürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Geſetzt, du könnteſt nun Cypreſſenwälder ſchildern,
Was hilft dir dieſe Kunſt? da ſich in deinen Bildern
Der Schiffbruch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt.
Dein ſtolzer Anfang pralt von ſeltnen Wunderſachen, (8)
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles, was du ſchreibſt, muß ſchlecht und einfach ſeyn. (9)

Doch, Piſo, trügt uns oft des Guten falſcher Schein.
Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunkel klingen:
Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig ſingen.
Wer hoch hinaus will, ſchwillt. Wenn jener furchtſam ſchreibt,
Geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen, (10)
Malt leicht den Stör ins Holz, den Eber in die Wellen.
So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht,
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.
Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erzte gießen:
Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füßen,
Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt: (11)
Die ganze Bildung nur iſt plump und ungeſchickt;
Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünſch ich mir, bey ſchwarzem Haar und Augen,
Ein ſcheußlich Angeſicht und krummes Naſenbein,
Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſoll ſeyn.

Ihr

ſchlecht und einfach, aber weit künſtlicher, als Ovids Verwandlungen; worinn wohl etliche hundert Fabeln ſtehen. Eine Komödie vom Moliere hat nur eine einzige Fabel zum Inhalte. Ein gut Stück aus dem Corneille und Racine iſt gleichfalls einfach. Im Theatre Italien aber iſt alles vielfach und buntſcheckigt. Jenes iſt regelmäßig, dieſes unförmlich und häßlich. NB. Ein gutes Gedicht muß aus dem vollen geſchnitten werden, wie ein gut Kleid; nicht aus mancherley bunten Lappen zuſammen geflickt ſeyn, wie ein Harlekinsrock. Hierinn hat Miltons Paradies gefehlt, darinn geiſtliches und weltliches, chriſtliches und heydniſches, altes und neues, ſehr ſeltſam durch einander laufen.

10. Sehr vielfach vorzuſtellen. Das iſt der Fehler unſrer poetiſchen Maler. Sie miſchen Himmel und Erde durch einander, und kein Ding behält ſeine Stelle. Die Sterne ſind Blumen des Himmels; und die Blumen Sterne der Erden. Die Sonne das Auge der Welt, und das Auge die Sonne des Angeſichts u. ſ. w. Milton malt eine Erde mit Bergen und Thälern, mit Tag und Nacht, Süd, Nord und Oſten, in den Himmel, und baut Palläſte in die Hölle ꝛc. Das heißt Fiſche in den Wald, und das Wild in die See malen.

11. Und jedes Haar ꝛc. Das heißt, die

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, æquam
Viribus: et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri. Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.
Ordinis hæc virtus erit, & Venus, aut ego fallor,
Ut jam nunc dicat, jam nunc debentia dici
Pleraque differat, & præſens in tempus omittat.
Hoc amet, hoc ſpernat promiſſi carminis auctor.
In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum;
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia ſumta pudenter.
Et nova fictaque habebunt nuper verba fidem, ſi
Græco fonte cadent parce detorta. Quid autem
Cæcilio, Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio, Varioque? ego, cur, acquirere pauca
Si poſſum, invideor? cum lingua Catonis, & Enni
Sermonem patrium ditaverit, & nova rerum

Nomi-

die Stümper verfallen auf Kleinigkeiten in ihren Beſchreibungen. Sie maken uns alle Sonnenſtäubchen, die ſie in der Luft haben fliegen ſehen: aber im Ganzen iſt weder Art noch Geſchick. König in ſeinem Gedichte, Auguſt im Lager, beſchreibet Pferde, Lackeyen und Kutſcher bis auf die Schnüre ihrer Kleider, Aufſchläge der Aermel und Knäbelbärte: aber die ganze Fabel taugt nichts.

12. Ihr Dichter wagt ꝛc. Mancher will ein Heldengedicht ſchreiben, ehe er noch weis, daß es Regeln in der Welt giebt, darnach es eingerichtet werden muß. Ariſtoteles und andre, die davon geſchrieben, ſind ihm unbekannt: doch wagt er ſich. Mancher will Komödien machen, oder Tragödien ſchreiben, und weis nichts von der innerlichen Einrichtung, von den Schönheiten und Fehlern dieſer Poeſien. Daher dichtet er die unmöglichſten Sachen zuſammen; z. E. nach Athen, zu Demokrits Zeiten, Könige, Glockenthürme, Fiſchbeinröcke u. d. g. wie Regnard in ſeinem Demokritus gethan hat.

13. Räthſelhaft entdeckt. Dieß geht wieder auf die großen Arten der Gedichte. Ein Heldengedicht und ein theatraliſches Stück meldet gleich von vorne, wovon es handeln wird, aber nur dunkel; damit nicht der Zuhörer Aufmerkſamkeit ein Ende nehme, ehe alles aus iſt. Die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung muß ganz aufs letzte bleiben. Unſre Romanſchreiber pflegen dieſe Regel ziemlich gut in Acht zu nehmen: wenn ſie ihre Fabeln in der Mitten anfangen, und allmählig das vorhergegangene nachholen.

14. Klug im Unterſcheiden. Eine kluge Wahl macht einen guten Poeten. Die erſten Einfälle ſind nicht immer die beſten. In einer Hauptfabel können viele Nebenfabeln vorkommen: aber ſie ſind nicht alle gleich gut.

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht! (12)
Verſuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: ſo wird nach klugem Wählen,
Den Verſen weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.
Mich dünkt, daß ſich allda der Ordnung Schönheit zeigt,
Wenn man das Wichtigſte von vorne zwar verſchweigt,
Doch räthſelhaft entdeckt; (13) und klug im Unterſcheiden (14)
Die ſchönſten Sachen wählt; die ſchlechten weis zu meiden.
In neuer Wörter Bau, ſey kein Poet zu kühn; (15)
Das älſte läßt ſich oft auf neue Sachen ziehn, (16)
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.
Doch, ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren:
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kann mans nicht verwehren: (17)
Zuweilen kann man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. (18) Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kann ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret,
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,

Wenn

gut. Der Poet muß einen Unterſchied zu machen wiſſen.

15. Zu kühn. Wider dieſe Regel haben nicht nur die Zeſianer und andre Geſellſchafter, aus mancherley Orden in Deutſchland, auf eine lächerliche Art geſündiget; ſondern es treten auch heutiges Tages noch viele in ihre Fußtapfen. Sie machen täglich ein paar Dutzend neue Wörter, und es kömmt kein Gedicht von ihnen zum Vorſchein, darinn ſie nicht ihrer Meynung nach, die Sprache bereichert hätten. Sie verhunzen auch die Wortfügungen, und meynen nicht eher ſinnreich zu ſchreiben, als wenn ſie Sprachſchnitzer machen.

16. Das älſte ꝛc. Die Fügung der Wörter giebt oft alten Wörtern einen neuen Verſtand. Wenn nun der Scribent ſie ſo verbindet, daß man ohne Mühe ſieht, was er haben will, ſo iſts gut. Der Grundtext kann auch von der Zuſammenziehung zweyer einfachen Wörter verſtanden werden. Z. E. Bank und Sänger iſt beydes bekannt: wenn ich aber einen ſchlechten Poeten einen Bänkelſänger nenne, ſo iſt es neu. Die Lateiner pflegten dergleichen zu thun, aber die Griechen weit häufiger. Wir Deutſchen haben die Freyheit auch: aber man muß das Ohr zu Rathe ziehen, und die Aehnlichkeit der Sprachlehre beobachten.

17. Beſcheiden thut. Z. E. wenn man une Courtiſane eine Buhldirne, ein Original ein Vorbild, eine Idee ein Denkbild nennet; ſo wird wohl die Beſcheidenheit noch nicht verletzet. Wer aber den Spiegel einen Gleicher, die Naſe einen Schnauber, den Fuß einen Trittling nennen wollte; der würde gewiß verſtoßen.

18. Griechenland. Was Horaz von Griechenland ſagt, das gilt bey uns von Frankreich. Es giebt einige Wörter, die wir von ihnen nehmen müſſen; weil wir ſie nicht ohne große Umſchweife deutſch geben können.

Z. E.

Nomina protulerit? Licuit, ſemperque licebit.
Signatum præſente nota producere nomen.
Ut ſilvæ foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: ita verborum vetus interit ætas;
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque; ſive receptus
Terra Neptunus claſſes Aquilonibus arcet,
Regis opus! ſterilisve diu palus, aptaque remis
Vicinas urbeis alit, & grave ſentit aratrum:
Seu curſum mutavit iniquum frugibus amnis;
Doctus iter melius. Mortalia facta peribunt,
Nedum ſermonum ſtet honos, & gratia vivax.
Multa renaſcentur, quæ jam cecidere, cadentque,
Quæ nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus:
Quem penes arbitrium eſt, & jus, & norma loquendi.

Res geſtæ regumque ducumque, & triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtravit Homerus.

Verſibus impariter junctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

Quis

Z. E. Perücke, Compliment, Dragoner u. d. gl. Allein viele thuns ohne Noth, wo wir gar gute Redensarten haben.

19. Julius Cäſar hatte angefangen, den lucriniſchen See mit dem Meere zu vereinigen: Auguſt brachte es vollends zu Stande, nennete aber dieſe Anfurt Portum Iulium.

20. Auguſtus. Der römiſche Bürgermeiſter Cethegus hatte den pomptiniſchen Moraſt ſchon einmal ausgetrocknet: er war aber wieder ſumpfigt geworden. Auguſt ließ ihn alſo zum andernmal in brauchbar Land verwandeln: es hat aber damit auch nicht lange gedauret.

21. Gewohnheit. Freylich muß man nichts ſchreiben, als was üblich iſt; aber nicht alles, was üblich iſt, das darf man ſchreiben. Die Gewohnheit iſt zweyerley: die eine geht bey den geſchickteſten Hofleuten, den guten Scribenten, und dem vernünftigſten Theile vom Adel und Bürgerſtande im Schwange. Die andre herrſcht bey dem Pöbel, den einfältigen Scribenten, dem ungelehrten Adel, und den affectirten Hofleuten. Jene iſt die Richtſchnur der Poeten, nicht aber dieſe. Nach dieſer Regel ſollten ſich die pöbelhaften Versmacher richten, denen auch die niederträchtigſten Redensarten edel genug ſind.

22. Ge=

Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu ſchelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.
So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht;
Das welke Laub fällt ab, das neue Blatt entſteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verſchwindet,
Indem ſich unvermerkt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode ſind nicht nur wir Menſchen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menſchlich heißet, an.
Hier läßt ein Julius (19) den neuen Hafen bauen,
Dem ſich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen:
Ein königliches Werk! Was kann Auguſtus (20) thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wieſen ſehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und ſchränkt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf!
Der größten Werke Pracht, muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerſtehen?
So manch verlegnes Wort, das längſt vergeſſen war,
Kömmt wieder an das Licht, und ſtellt ſich ſchöner dar:
Und was man itzo braucht, das wird man einſt vergeſſen.
Kurz, Sprachen müſſen ſich nach der Gewohnheit meſſen. (21)
In was für Verſen man der Fürſten Heldenmuth,
Der Feldherrn Tapferkeit, und wilder Krieger Wuth
Geſchickt beſingen kann, das hat Homer gewieſen;
Als er durch ſein Gedicht Achillens Zorn geprieſen. (22)
Die Elegie war ſonſt ein Werk der Traurigkeit,
Allein ſie ward hernach zugleich der Luſt geweiht.

Wer

22. Gedicht. Horaz meynt das Heldengedicht Ilias, welches in langen ſechsfüßigten Verſen geſchrieben iſt. Nun könnte zwar auch in kurzen oder vermiſchten Verſen ein Heldengedicht gemacht werden: weil das Weſen deſſelben in der innern Einrichtung, nicht aber in der Länge der Zeilen beſteht. Allein Ariſtoteles hat ſchon erinnert, daß eine ſolche Art von Verſen lange nicht ſo majeſtätiſch klingen würde, als ein Heldengedicht klingen ſoll. Im Deutſchen müſſen wir lange jambiſche Verſe, mit ungetrennten Reimen; oder noch beſſer, lange trochäiſche dazu nehmen, wie im Lockenraube und Hermann. Das griechiſche und lateiniſche heroiſche Sylbenmaaß haben einige bey uns einzuführen geſucht; es iſt ihnen aber ſchlecht gelungen.

23. Elegie. Diejenige Art von Verſen, da man die alexandriniſchen mit kürzern fünffüßigen immer abwechſelt. Zuerſt hat man nichts, als Klagen über die Verſtorbenen darinn abgefaſſet: hernach aber hat man auch verliebte Briefe, Hochzeitverſe und kleinere Sinngedichte damit gemacht. Kallinous, Theokles oder Terpander ſoll ſie erfunden haben. Im Deutſchen brauchen wir abermal die langen jambiſchen, doch mit wechſelnden Reimen dazu.

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant; & adhuc ſub judice lis eſt.

Archilochum proprio rabies armavit ïambo.
Hunc ſocci cepere pedem, grandesque cothurni;
Alternis aptum ſermonibus, & populares
Vincentem ſtrepitus, & natum rebus agendis.

Muſa dedit fidibus divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, & equum certamine primum,
Et juvenum curas, & libera vina referre.

Deſcriptas ſervare vices, operumque colores,
Cur ego, ſi nequeo, ignoroque, poëta ſalutor?
Cur neſcire, pudens prave, quam diſcere malo?

Verſibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope ſocco
Dignis carminibus narrari, cœna Thyeſtæ.

Singu-

24. Archilochus erfand. Nicht als wenn vor ihm keine Jamben wären gemacht worden: denn nach Ariſtotels Berichte hat ſchon Homer auf einen gewiſſen Margites eine Satire gemacht, die faſt aus lauter jambiſchen Verſen beſtanden: ſondern weil er ſich ſonderbar damit hervorgethan.

25. Sehr geſchickt. Weil es nämlich im Griechiſchen und Lateiniſchen, ſo wohl als itzo im Deutſchen, überaus leicht fiel, jambiſche Verſe zu machen; und weil dieſes Sylbenmaaß von der natürlichen proſaiſchen Rede nicht ſehr unterſchieden iſt.

26. Geräuſch. Ohne Zweifel dasjenige, welches in den Schauplätzen entſtund, wenn viele Zuſchauer vorhanden waren. Weil nun die ungereimten jambiſchen Verſe faſt wie die ungebundene Rede klungen, und doch eine gewiſſe Anmuth hatten: ſo hörte das Volk deſto aufmerkſamer zu. Bey uns, und bey den Franzoſen machens die Reime, daß unſre poetiſche Schauſpiele von der Proſa gar zu ſehr unterſchieden ſind: denn Italiener und Engländer machen alle ihre Luſtſpiele und Trauerſpiele in ungereimten Verſen, wie die Alten. Von den Opern iſt hier die Rede nicht.

27. Der Muſen. Im Grundtexte ſteht nur eine Muſe, und es ſoll vielleicht Kalliope ſeyn; die ihren Sohn Orpheus, nach der XII. Ode des I. Buchs Horatii, zuerſt ſingen gelehret: wiewohl es gewiß iſt, daß lange vor dem Orpheus ſchon Lieder geſungen worden.

28. Oden. Dieß iſt der allgemeine Namen aller Lieder, und begreift vielerley Gattungen unter ſich; Hymnos, Encomia, Threnos und Bacchica. Die erſten waren geiſtlich, und den Göttern zu Ehren gemacht; die andern weltlich, und hielten das Lob der Könige, Helden und Sieger bey den griechiſchen Spielen, in ſich; die dritten verliebt, und beklagten die unglücklichen Schickſale der Poeten in der Liebe; die vierten luſtig, und wurden beym Trunke gebraucht. Die Hymni hießen auch Pæanes, die En-

comia

Wer ſie zuerſt erdacht, iſt nicht ſo leicht zu ſagen,
Da die Gelehrten ſelbſt, ſich noch darum befragen.

Archilochus erfand das jambiſche Gedicht, (24)
Darinnen trat das Luſt- und Trauerſpiel ans Licht:
Es iſt auch ſehr geſchickt Geſpräche drinn zu ſetzen, (25)
Bezwingt des Volks Geräuſch (26) und kann das Ohr ergetzen.

Der Götter hohes Lob, der Völker Alterthum,
Berühmter Helden Preis, der Kämpfer Kranz und Ruhm,
Und was ein Jüngling thut, den Wein und Liebe zwingen,
Befahl der Muſen Mund (27) in Oden (28) abzuſingen.

Wenn ich von allem nun nichts gründliches verſteh,
Und mich in jeder Art der Poeſie vergeh, (29)
Bin ich denn ein Poet? Ich bins nicht; das ſey ferne!
Was ſtört mich denn die Scham, daß ich die Kunſt nicht lerne?

Wo Luſt und Armuth herrſcht, da ſchreibt man nicht betrübt: (30)
Hingegen wo Thyeſt (31) ein blutig Gaſtmahl giebt,
Da wird dein Trauerſpiel ſehr widerſinniſch klingen,
Dafern dein matter Reim es niedrig wird beſingen.

comia wurden auch Scolia genennet: die Threnos nannte man auch Melos, und die Bacchica hießen auch wohl Dithyrambi, darinnen oft was ſatiriſches vorkam: wiewohl man dieſe Namen nicht immer ſo genau unterſchieden hat. Man ſehe Scaligers Poetik nach.

29. In jeder Art. Wer die verſchiedenen Charactere, der Heldengedichte, Elegien, Satiren, Trauerſpiele, Luſtſpiele und Oden nicht zu beobachten weis, der darf ſich nicht rühmen, daß er ein Poet iſt. Horaz iſt ſelbſt ſo beſcheiden, daß er ſich ſolches nicht zuſchreibt. Man kann leicht ſehen, wie wenige deutſche Poeten dieſe Charactere beobachtet. Opitz hat nicht viel Nachfolger gefunden, die, ſo wie er, in die Fußtapfen der Alten getreten. Man macht Heldengedichte in elegiſchen, und verliebte Klagen in heroiſchen Verſen. Man macht Lobgedichte in der gemeinen ſatiriſchen Schreibart: und die Satire wird bald ſo hoch, als ein Heldenlied, bald gar in der Sprache des Pöbels abgefaſſet.

30. Betrübt. In tragiſchen Verſen ſoll man nicht von komiſchen Sachen reden, heißt es eigentlich. Dawider verſtößt z. E. Schackeſpear, der auch in ſeinem Julius Cäſar, gleich im Anfange einen Schuhflicker mit den niedrigſten plautiniſchen Poſſen einführet. Die Komödie aber hat die lächerlichen Thorheiten des Mittelſtandes vor ſich, und fodert alſo eine ungekünſtelte, natürliche Art des Ausdruckes. Die Tragödie hergegen ſtellt die unglücklichen Schickſale hoher Perſonen vor, und muß alſo in erhabener und prächtiger Schreibart gemacht werden. Wer dieſes vermiſchet, der verräth ſeine Unwiſſenheit.

31. Thyeſt. Ennius hatte davon ein Trauerſpiel gemacht. Es hatte ihm Atreus ſeine eigene Kinder geſotten, und zu eſſen vorgeſetzt, die er auch unwiſſend verzehret hatte. Dieſe grauſame Begebenheit vertritt hier die Stelle aller andern tragiſchen Fabeln, und zeigt, wie ungereimt es ſeyn würde, von dergleichen ſchrecklichen Dingen eine niederträchtige Schreibart zu gebrauchen.

Singula quæque locum teneant ſortita decenter.
Interdum tamen & vocem comœdia tollit:
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.
Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus, & Peleus: cum pauper, & exſul uterque,
Projicit ampullas, & ſesquipedalia verba;
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Non ſatis eſt, pulcra eſſe poëmata; dulcia ſunto:
Et quocunque volent animum auditoris agunto!
Ut ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe, vel Peleu; male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia mœſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum;
Ludentem laſciva; ſeverum ſeria dictu.

Format

32. Nicht jede Schreibart ꝛc. Dieſe Regel Horazens iſt von großer Wichtigkeit und erfodert viel Verſtand und Beurtheilungskraft bey einem Scribenten: daher denn vielfältig dawider verſtoßen wird. Z. E. Günther in ſeiner Heldenode auf den Prinzen Eugen, der bald ſehr erhaben; bald wieder höchſt niederträchtig ſchreibt: oder wie in dem vorgedachten Trauerſpiele Schackeſpears die Schreibart zu niedrig iſt.

33. Des Luſtſpiels Ton erhöhn. Die Natur gewiſſer Affecten bringt hochtrabende Redensarten, und einen verwägenen Ausdruck nach dem andern hervor. Z. E. der Zorn, davon Chremes in Terentii Komödien ein Beyſpiel giebt. Auch Molierens Miſantrop kann zum Beyſpiele dienen. Soll nun ein Zorniger auch in der Komödie natürlich ſprechen, ſo muß man ihn tragiſch, das iſt ſtolz und trotzig reden laſſen. Dieß iſt eine Ausnahme von der obigen Regel.

34. Im Klagen ſenkt ſich ꝛc. Die Natur der Traurigkeit erfodert eine niedrige und gemeine Art der Ausdrückungen. Telephus und Peleus, ſind ein paar Helden in einer Tragödie geweſen, die Euripides gemacht hat, und worinn er dieſe beyde vertriebenen Prinzen in einem Bettlerhabite ganz kläglich redend eingeführet hat. Sie ſind beyde nicht mehr vorhanden.

35. Wörterpracht. Ampullas & ſesquipedalia verba. Das erſte geht auf die hohen Gedanken, das andre auf die langen zuſammen geſetzten Wörter, dadurch ſonderlich im Griechiſchen die Schreibart erhoben wurde. Beydes würde in dem Munde eines Traurigen ſehr ſeltſam klingen.

36. Bezaubern. Schöne Worte machens noch nicht, daß ein Gedicht ſchön iſt: es muß auch durch den Inhalt einnehmen, bewegen, entzücken, ja faſt gar bezaubern. Alle poetiſche Blümchen, aller Zibeth, Moſch und Ambra, Nectar und Ambroſia ſind vergeblich; alle Roſen und Nelken, Lilien und Jaſminen ſind umſonſt;

aller

Nicht jede Schreibart kann auf jeder Stelle ſtehn, (32)
Zuweilen darf ſich auch des Luſtſpiels Ton (33) erhöhn:
Wenn Chremes zürnt und dräut, im Herzen Galle kochet,
Und bey geſchwollner Bruſt mit frechen Worten pochet.
Im Klagen ſenkt ſich auch das Trauerſpiel mit recht, (34)
Darum ſpricht Telephus und Peleus platt und ſchlecht
Ohn allen Wörterpracht: (35) denn ſoll man mit ihm weinen,
So muß uns erſt ſein Schmerz ganz ungekünſtelt ſcheinen.

Laß deine Lieder nicht nur ſchön und zierlich ſeyn,
Dein wohlgemachter Vers nehm Herz und Geiſter ein,
Und muß des Leſers Bruſt bezaubern (36) und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läßt auch Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum, wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir erſt dein Auge thränenvoll: (37)
Alsdann, o Telephus! wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmerz zu ſpüren:
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht. (38)
Ein weinend Angeſicht, das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Eifriger muß zürnen,
Der Scherz ſpricht frech und geil, der Ernſt mit krauſer Stirnen.

Der

aller Purpur und Marmor, alles Gold und Helfenbein, machen nichts: wenn die innerliche Beſchaffenheit der Gedanken nicht das Herz rühret, die Affecten rege machet, und das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers, in Schauſpielen oder im Leſen, nach Gefallen hin und her treibt.

37. So zeige du mir erſt. Dieſe Regel geht auch die proſaiſchen an. Cicero hat in ſeinem andern Buche vom Redner weitläuftig genug davon gehandelt. Es iſt unmöglich, die Affecten andrer Leute zu rühren, wenn man nicht ſelbſt dergleichen an ſich zeiget. Polus, ein römiſcher Komödiant, ſollte die Elektra vorſtellen, die ihren Bruder beweinet. Weil ihm nun eben ſein einziger Sohn geſtorben war, ſo holte er deſſen wahrhaften Aſchenkrug auf die Schaubühne, und ſprach die dazu gehörigen Verſe mit einer ſo kräftigen Zueignung auf ſich ſelbſt aus; daß ihm ſein eigner Verluſt wahrhafte Thränen auspreßte. Und da war kein Menſch auf dem Platze, der ſich der Thränen hätte enthalten können. Man ſehe auch das 18 Kapitel von Ariſtotels Poetik nach.

38. Ausgelacht. So geht es gemeiniglich denen, die kein Geſchick haben, eine Sache dem gehörigen Affecte nach auszuſprechen, und alles in einem Tone herbethen. Man kann es nicht glauben, daß es ihnen ein Ernſt ſey; und alſo rühret es auch nicht. Zum Demoſthenes kam einer, und verlangte von ihm, jemanden anzuklagen, der ihn geſchlagen hätte. Er erzählte aber ſolches ſehr kaltſinnig; ſo, daß Demoſthenes es nicht glauben konnte. Er machte ihm daher viel Einwürfe: es könnte unmöglich ſeyn, daß er geſchlagen worden; denn beleidigte Leute pflegten mit größerer Bewegung zu reden, als er: bis jener ſich endlich erzürnete, und mit großer Heftigkeit und kläglichen Worten ſeine Klage zu wiederholen anfing. Nunmehr glaube ich dir, gab der Redner zur Antwort; denn ſo pflegt ein Beleidigter zu ſprechen.

 39 Der

Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit, & angit;
Poſt effert animi motus interprete lingua.

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta:
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum, Davuſne loquatur, an herus;
Maturusne ſenex, an adhuc florente juventa
Fervidus; an matrona potens; an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus, an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.
Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge,
Scriptor. Honoratum ſi forte reponis Achillem;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Iura neget ſibi nata; nihil non arroget armis!
Sit Medea ferox invictaque; flebilis Ino;

Per-

39. Der Seelen Innerſtes ꝛc. Hier giebt Horaz den philoſophiſchen Grund ſeiner Regeln an: und daher ſieht man, wie nöthig es auch Dichtern ſey, die Weltweisheit gelernt zu haben, ſonderlich den Menſchen wohl zu kennen; welches ohne die Geiſt- und Sittenlehre nicht geſchehen kann.

40. Spricht irgend ꝛc. Die Rede iſt noch immer von den Schauſpielen, wo der Poet jede Perſon ſo muß reden laſſen, wie es ihr Character erfodert, Die Komödianten finden hier gleichfalls ihre Regel, was die Ausſprache betrifft. Ja auch die Aufſeher der Bühnen haben hier ein Geſetz, ihre Rollen ſo auszutheilen, daß nicht ein altes Weib die Perſon eines jungen Mädchens, oder ein weibiſcher Kerl die Perſon eines Helden zu ſpielen bekomme. Denn dieſes kann ſich niemals recht ſchicken. Doch muß man nicht denken, die andern Poeten wären hier ausgenommen. Ein jeder, der andere Perſonen redend einführet, muß ſie nach ihrem Character reden laſſen. Hierinn ſind Homer und Virgil große Meiſter geweſen.

41. Das ganze Rom ꝛc. Eigentlich die Edlen, und das gemeine Volk. Die Römer hatten ſchon einen ziemlichen Geſchmack, und konnten es leicht merken, wenn jemand auf der Schaubühne dergleichen Fehler machte. Unſere Zuſchauer ſind ſo geübt noch nicht, daß ſie dergleichen Urtheil fällen könnten: weil ſie wenig Schauſpiele geſehen haben: Es wäre denn, wenn Fehler ganz handgreiflich ſind. Z. E. wenn man einen dummen Herrn, ſo, wie einen dummen Jungen reden läßt.

42. Herr ꝛc. Knechte ꝛc. Davusne loquatur an herus. Andere ſetzen für Herus, Heros, und für Davus, Divus, wie z. E. Dacier will: weil er meynt, die Götter, ſo in alten Tragödien vorkommen, ſollten anders reden, als die Helden. Dieß iſt zwar nicht zu leugnen; doch da beyde in erhabner Schreibart ſprechen müſſen: ſo giebt es keinen großen Unterſcheid. Mir kömmt es alſo wahrſcheinlicher

vor,

Der Seelen Innerſtes ſey erſt in uns bewegt, (39)
Von Zorn und Eiferſucht und Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram und Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centnerworte ſagen.

Spricht irgend die Perſon, wie ſichs für ſie nicht ſchickt, (40)
So lacht das ganze Rom, (41) ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide man Stand, Alter und Geſchlechte:
Ganz anders ſpricht ein Herr, ganz anders reden Knechte. (42)
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und muntrer Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Ammen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann ſpricht wie Bauren, (43)
Kein Kolcher redet ſo, als ob er Babels Mauren,
Von Jugend auf gekannt. Wen Argos Bürger heißt,
Spricht nie Thebanern gleich. Drum lenke deinen Geiſt
Entweder auf ein Werk aus wirklichen Geſchichten:
Wo nicht, ſo mußt du doch nichts ungereimtes dichten. (44)
Führſt du, wie dort Homer, den Held Achilles ein:
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn;
Er trete Billigkeit, Geſetz und Recht mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts, als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, (45) Ixion (46) komme mir
Ganz treulos und verſtockt, und Juno (47) kläglich für.

Wenn

vor, Davus und Herus, ein Knecht und Herr, ſey von dem Poeten einander entgegen geſetzt worden; und da iſt die Verſchiedenheit der Charactere groß genug. Kömmt Davus mehr in Komödien als Tragödien vor: ſo iſt nichts daran gelegen. Dieſe Regel iſt allgemein für uns, und trifft alle Schauſpiele.

43. Bauren. Hier iſt es augenſcheinlich, daß Horaz auch auf die Komödie ſeine Abſichten gerichtet, denn Kaufleute und Bauren kommen in Tragödien faſt gar nicht vor. Dacier ſucht ſich hier vergeblich auszuwickeln. Ariſtophanes hat dieſe Regel, nach Plutarchs Urtheile, recht beobachtet: denn ſo viel verſchiedene Perſonen er auffführet, ſo viel Gattungen des Ausdruckes giebt er ihnen. Auch Des Touſches iſt ein großer Meiſter darinnen, wie denn auch Herr Baron Hollberg dieſes Lob verdient.

44. Nichts ungereimtes. Nun kömmt der Poet von der Sprache auf die Charactere der Perſonen, die in dramatiſchen und epiſchen Gedichten vorkommen. Dieſe müſſen nun dergeſtalt gemacht werden, daß die Handlungen derſelben wahrſcheinlich herauskommen, und es niemanden Wunder nehme, daß dieſer oder jener ſo oder anders verfahren iſt. Denn ſo wie man geartet iſt, ſo handelt man auch. Das Exempel Achills macht die Sache klar.

45. Medeen. Euripides hat ſie in einer Tragödie ſo abgeſchildert. Sie ermordet mit eigner Hand ihre zwey Kinder, ſchicket ihrer Nebenbuhlerinn ein Kleid, welches ſich entzündet, und ſie verzehret. u. ſ. w. S. den Seneca.

46. Ixion. Er ſoll der erſte Mörder in Griechenland geweſen ſeyn. Er bath ſeinen Schwiegervater Dejonejus zu Gaſte, und brachte ihn ums Leben. Als ihn Jupiter aus den Händen der Richter befreyete, und zu ſich in den

Him=

Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.
Si quid inexpertum ſcenæ committis, & audes
Perſonam formare novam; ſervetur ad imum,
Qualis ab incœpto proceſſerit, & ſibi conſtet.
Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam ſi proferres ignota, indictaque primus.
Publica materies privati juris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres; nec deſilies imitator in arctum,
Vnde pedem proferre pudor vetet, aut operis lex.

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo, & nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?

Par-

Himmel nahm, wollte er die Juno nothzüchtigen. Darum ſtürzte ihn der Gott in die Hölle, wo er auf einem Rade liegend, immer in die Runde läuft. Aeſchylus hatte davon eine Tragödie gemacht.

47. Ino. Eine Tochter des Kadmus, ſtürzte ſich mit einem ihrer Kinder ins Meer, als ihr Mann Athamas raſend geworden war, ihren älteſten Sohn umgebracht hatte, und den andern auch tödten wollte. Euripides hatte ſie deswegen in einem Trauerſpiele ſehr kläglich redend aufgeführet.

48. Jo, des Inachus Tochter, ward vom Jupiter geliebet, in eine Kuh verwandelt, und von der eiferſüchtigen Juno raſend gemacht: da ſie denn viele Länder durchſtrichen, und endlich in Aegypten wieder ihre vorige Geſtalt bekommen, und unter dem Namen Iſis verehret worden. Aeſchylus hat ſie in ſeinem Prometheus bis ins innerſte Scythien kommen laſſen.

49. Oreſtes, war der Sohn Agamemnons und der Klytemneſtra, der den Tod ſeines Vaters an ſeiner Mutter rächete, und deswegen raſend ward. Man leſe die Elektra des Sophokles nach. Euripides hat ein eigen Trauerſpiel von ihm gemacht, und ſeinen Zuſtand ſo jämmerlich abgebildet, daß er mehr einem Geſpenſte und Schatten, als einem lebendigen Menſchen ähnlich ſah. So groß war ſein Unglück, ſeine Wuth und Raſerey geworden.

50. An neue Fabeln. Vorher wies Horaz, wie man Perſonen, die in den Fabeln ſchon bekannt ſind, characteriſiren ſolle; nämlich ſo, wie ſie von den Alten beſchrieben worden: itzo zeigt er, wie man die Charactere der Perſonen in neuen Fabeln bilden ſolle; nämlich nicht widerſinniſch, ſondern gleichförmig mit ſich ſelbſt. Ein Stolzer muß ſich ſtolz, ein Furchtſamer furchtſam, ein Geiziger geizig bezeigen; und bis ans Ende der Fabel ſo bleiben. Dieſes iſt nichts leichtes. Indeſſen hat Homer den Ulyſſes und Achilles, Virgil den Aeneas, Plautus ſeinen Großſprecher, Terentius ſeinen Schmarutzer; Gryphius ſeinen Schulfuchs, Sempronius, und Hollberg ſeinen Iean de France ſo entworfen.

51. In neue Verſe. Homers Ilias hat zu vielen Tragödien Anlaß gegeben; ob wohl Ariſtoteles ſagt, daß nicht

Wenn Jo (48) flüchtig irrt; ſo muß Oreſtes (49) klagen.
Hingegen willſt du dich an neue Fabeln (50) wagen:
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein,
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.
Es iſt in Wahrheit ſchwer, was eignes anzufangen:
Du wirſt noch eins ſo leicht im Schreiben Ruhm erlangen,
Wenn du Atridens Zorn in neue Verſe ſchränkſt, (51)
Als wenn du ſelbſt zuerſt ein Trauerſpiel erdenkſt.
Es ſteht ja Dichtern frey, ſich aus bekannten Sachen, (52)
Durch Witz und Kunſt und Fleiß ein Eigenthum zu machen:
Dafern die Feder nur nicht allzu ſklaviſch ſchreibt,
Und Ueberſetzern gleich, an Worten kleben bleibt.
Ein Thor ahmt ängſtlich nach, (53) mit kläglichem Bemühen,
Wo er ſich endlich ſchämt den Fuß zurück zu ziehen.

Man fange kein Gedicht (54) ſo ſtolz und ſchwülſtig an,
Als jenes Stümpers Kiel aus Unverſtand gethan:
Ich will von Priams Glück und edlen Kriegen ſingen!
Was wird der Praler doch für Wunderwerke bringen!

Er

nicht mehr, als eine, oder höchſtens zwo daraus gemacht werden können. Man hatte aber nur Gelegenheit davon genommen, und viel dazu gedichtet, welches denn einem Poeten allezeit erlaubt geweſen. Dieſes räth uns der Poet, als etwas leichtes. Des Taſſo befreytes Jeruſalem hat gleichfals viele Tragödien und Opern veranlaſſet.

52. Bekannten Sachen Die alten Gedichte der Griechen, die in jedermanns Händen waren. Von einem Helden, ja von derſelben Handlung eines Helden, können viele Tragödien gemacht werden. Z. E. Oedipus iſt vom Sophokles, Corneille und Voltaire; Sophonisbe vom Corneille, Lee, Mairet und Lohenſtein; Julius Cäſar vom Schackeſpear, von der Jungfer Barbier, und von Voltairen; Cato vom Addiſon, des Champs und von mir beſchrieben worden; aber alle haben die Fabel anders gemacht.

53. Ahmt ängſtlich. Die Nachahmung alter Fabeln muß mit Verſtande geſchehen. Nicht alles, was man von gewiſſen Perſonen findet, läßt ſich auf der Schaubühne vorſtellen: denn die Regeln der Schauſpiele, ſind ganz anders, als die Regeln des Heldengedichtes. Wer nun über der Nachahmung ſeine Abſicht vergäße, der würde mitten im Gedichte ſtecken bleiben; weil er bald ſehen würde, daß es ſich nicht ausführen ließe.

54. Kein Gedicht ꝛc. Nun ſcheint Horaz aufs Heldengedicht zu kommen. Er tadelt die praleriſchen Anfänge deſſelben; und führt das Exempel des Mävius an, der den ganzen Lebenslauf Priams in ein Gedicht gebracht hatte: weswegen er ihn Scriptorem cyclicum nennet. Statius iſt auch ein ſolcher cyclicus Scriptor, weil er den ganzen Lebenslauf Achills beſchrieben; und dieſer hat es, ungeachtet dieſer Regel des Horaz, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, doch noch viel ärger gemacht. Er hebt an:

> Magnanimum Acacidam, formidatamque tonanti
> Progeniem, & veritam patrio ſuccedere cœlo,
> Diva refer!

Im Deutſchen hat ein Freyherr von Lichnovsky des Prinzen Eugens Lebenslauf als ein ſolcher Scriptor cyclicus, in Verſen entworfen. Er iſt aber nicht gedruckt worden.

Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi muſa virum, captæ poſt tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit, & urbes.
Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat; ut ſpecioſa dehinc miracula promat:
Antiphaten, Scyllamque & cum Cyclope Charybdim.
Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit; & quæ
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit;
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Tu, quid ego, & populus mecum deſideret, audi.

Si

55. Beſcheidner. Die Klugheit lehrte dieſen Poeten ganz gelaſſen anfangen, und kein groß Geſchrey machen, als er ſeine Odyſſee ſchrieb. Virgil hat es eben ſo gemacht. Lucan, Statius und Claudian hergegen ſind von der rechten Bahn wieder abgewichen. Z. E. Dieſer letzte fängt ſeinen raptum Proſerpinæ ſo an:

Inferni raptoris equos, afflataque curru
Sidera Tenario, caligantesque profundæ
Iunonis thalamos, audaci promere cantu
Mens congeſta jubet.

56. Der Dampf erzeugt das Licht. Eigentlich, der Dampf geht vor dem Glanze her. Wie der Rauch vor der vollen Flamme entſteht: ſo muß der Anfang eines Gedichts ſeyn; nicht aber wie Stoppeln, die gleich lichterloh̄e brennen, aber auch gleich wieder verlöſchen und lauter Rauch machen. Wer den Anfang eines Gedichts gar zu hoch und künſtlich macht, der ſinkt hernach allmählich. Wer alſo ſchwach anfängt, und ſich hernach erhebt, der verſteht die Kunſt beſſer.

57. Diomeds. Antimachus, ein griechiſcher Poet, hatte von der Rückreiſe Diomeds ein Gedicht geſchrieben, und den Anfang dazu vom Tode Meleagers vor Troja, gemacht; der doch gar nicht dazu gehörte.

58. Von Ledens Eyern an. Der Urheber der kleinen Ilias hatte ſich vorgenommen, den ganzen trojaniſchen Krieg zu beſingen: davon Homer nur einen kleinen Theil in ſeinem Gedichte beſchrieben hat. Er fieng aber die ganze Fabel von forne an; wie nämlich

Er kreißt, wie jener Berg, der eine Maus gebahr.
Wer ſieht nicht, daß Homer hier viel beſcheidner (55) war?
Ihr Muſen! zeigt mir den, der Trojens Burg beſtritten,
Und nach der Teukrer Fall ſo vieler Völker Sitten;
So manche Stadt geſehn. Hier folgt das Finſtre nicht
Auf heller Blitze Glanz; der Dampf erzeugt das Licht. (56)
Er fängt ganz niedrig an, um deſtomehr zu ſteigen,
Und wird allmählich ſchon die größten Wunder zeigen:
Den Rieſen Polyphem, Charybdens Strudelmund,
Der Menſchenfreſſer Grimm, und Scyllens wüſten Schlund.
Den Vortrab wird er nie von weit geſuchten Sachen,
Zur Rückkunſt Diomeds (57) vom Trojer Kriege machen,
Wo Meleager fiel. Wo fängt der große Mann
Der Teukrer Untergang von Ledens Eyern an? (58)
Er eilt dem Zwecke zu, (59) und wird von vielen Dingen,
Die er berühren muß, als längſtbekannten, ſingen.
Was gar nicht fähig iſt, wohl ausgeputzt zu ſeyn,
Das übergeht er gar: und miſcht er Fabeln ein,
Die er erſonnen hat; (60) ſo wird in allen Stücken,
Der Anfang ſich genau zu ſeinem Ende ſchicken.

Vernimm denn (61) was nebſt mir das Römervolk begehrt:
Denn willſt du, daß man nicht, indem dein Schauſpiel währt,
Nach

nämlich Helena, nebſt dem Caſtor und Pollux gebohren wäre: bloß weil der Raub dieſer Prinzeßinn die Urſache des ganzen Krieges geweſen war. Das war nun viel zu weit hergeholt.

59. Dem Zwecke zu. Ein jedes Heldengedicht hat einen Hauptzweck, oder ſeine Abſicht. In der Ilias iſt es die Rache Achills an dem Hektor: in der Odyſſee die Wiedererlangung des Regiments auf der Inſel Ithaka. Dahin eilt Homer gleichſam, und miſcht keine fremde Zwiſchenfabeln ein, die nicht ganz unentbehrlich wären. Das iſt ſein großes Kunſtſtück. Er ſetzte zum voraus, daß ſeine Leſer den Urſprung des trojaniſchen Krieges, und andre damit verknüpfte Sachen ſchon wiſſen würden.

60. Die er erſonnen hat. Der Poet ſagt, Homer habe ſo gelogen, und das Wahre mit dem Falſchen ſo geſchickt vermiſchet, daß ꝛc. Die Seele des Heldengedichts und einer Tragödie iſt die Fabel, die der Poet erdichtet; nicht aber eine wahrhafte Hiſtorie: wie ſich viele fälſchlich einbilden. Wenn die Fabel erdacht iſt, alsdann ſucht der Poet in der Hiſtorie erſt eine ähnliche Begebenheit, und giebt ſeinen Perſonen die bekannten Namen aus derſelben, damit ſie deſto wahrſcheinlicher werde. Das heißt, das Wahre mit dem Falſchen vermiſchen; wie Ariſtoteles ſolches in ſeiner Poetik, und Boſſu in ſeinem Tractate von Heldengedichten weitläuftig zeigen.

61. Vernimm ꝛc. Hier kömmt Horaz wieder auf die Schauſpiele, und will zeigen, worinn ihre Schönheit beſtehe. Dieſes müſſen ſich alle diejenigen wohl merken, die ihr Glück auf der Schaubühne verſuchen wollen, damit ſie nicht ungereimtes Zeug machen.

62. Der

Si plauſoris eges, aulæa manentis, & usque
Seſſuri, donec cantor, Vos plaudite! dicat;
Aetatis cujusque notandi ſunt tibi mores
Mobilibusque decor naturis dandus, & annis.

Reddere qui voces jam ſcit puer, & pede certo
Signat humum; geſtit paribus colludere, & iram
Colligit ac ponit temere, & mutatur in horas.
Imberbis juvenis, tandem cuſtode remoto,
Gaudet equis, canibusque, & aprici gramine campi;
Cereus in vitium flecti, monitoribus aſper,
Vtilium tardus proviſor, prodigus æris,
Sublimis, cupidusque, & amata relinquere pernix.
Converſis ſtudiis, ætas, animusque virilis
Quærit opes, & amicitias, inſervit honori;
Commiſiſſe cavet quod mox mutare laboret.
Multa ſenem circumveniunt incommoda, vel quod
Quærit, & inventis miſer abſtinet, ac timet uti;
Vel quod res omnes timide, gelideque miniſtrat:
Dilator, ſpe longus, iners, avidusque futuri;
Difficilis, querulus, laudator temporis acti,
Se puero, cenſor, caſtigatorque minorum.
Multa ferunt anni venientes commoda ſecum;
Multa recedentes adimunt. Ne forte ſeniles

Man-

62. Der Sänger. Vermuthlich meynt der Poet der ganze Chor, welcher zwiſchen den verſchiedenen Handlungen der Schauſpiele ganze Oden abzuſingen pflegte, und am Ende mit dem Worte Plaudite! den Schluß machte. Doch war es hauptſächlich der Choragus, oder der Anführer des Chores, der im Namen des ganzen Chores zu reden pflegte.

63. Der Menſchen ꝛc. Dieß iſt die nothwendigſte Eigenſchaft eines Poeten, der theatraliſche Stücke verfertigen will. Er muß die Morale verſtehen, oder den Menſchen mit allen ſeinen verſchiedenen Neigungen und Begierden kennen. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird er lauter Fehler machen. Die größten Meiſter habens zuweilen hierinn verſehen: was wird denn von Stüm-

Nach Hauſe laufen ſoll; und daß man bis zum Ende,
Dabey der Sänger (62) ruft: Nun klopfet in die Hände!
Geduldig, ja noch mehr, durch Klatſchen und Geſchrey,
Ein Zeuge deiner Kunſt und dein Verehrer ſey:
So zeige, daß du dich mit ganzem Ernſt befliſſen,
Der Menſchen Unterſcheid, (63) Natur und Art zu wiſſen.

Ein Kind, das reden lernt, und deſſen ſichrer Schritt,
Den Boden allbereit ohn alle Furcht betritt,
Vertreibt die Zeit im Spiel, und ſcherzt mit ſeines gleichen;
Iſt bald zum Zorn gereizt, auch leichtlich zu erweichen,
Und ſtets voll Unbeſtand. Wird nun der Knabe groß,
Der Aeltern ſtrenger Zucht, der Lehrer Aufſicht los:
So lacht ihm ſtets das Herz bey Hunden, Wild und Pferden;
Kann leicht aus Unverſtand der Laſter Sklave werden;
Haßt jeden, der ihn ſtraft; bedenkt nicht, was ihm nützt;
Verzehrt mehr als er hat; iſt ſtolz, vor Luſt erhitzt,
Und kann doch, was er liebt, in kurzem wieder haſſen.
Ganz anders iſt ein Mann, der alles das verlaſſen.
Geſetzt und ſtandhaft ſeyn, das iſt ſein Eigenthum:
Er ſtrebt nach Geld und Gut, nach Freundſchaft, Gunſt und Ruhm,
Und nimmt ſich wohl in acht, damit er nichts begehe,
Daraus ihm Schimpf und Spott und ſpäte Reu entſtehe.
Ein abgelebter Greis wird mit den Jahren matt,
Verlangt was ihm gebricht, geneußt nicht was er hat;
Iſt furchtſam was zu thun, und gar zu karg im Geben;
Schiebt alles länger auf, und hofft ein langes Leben;
Iſt träge, wünſcht zu viel, hat ſtets ein ſchlechtes Jahr,
Und lobt die alte Zeit, da er ein Jüngling war;
Iſt immer voll Verdruß, bedroht und ſtraft die Jugend,
Und ſetzt ſein eigen Werk zur Regel aller Tugend.
Der Jahre Wachsthum bringt uns Stärke, Muth und Kraft,
Und wenn das Alter kömmt, wird alles hingerafft.
Drum laß den Jüngling nie des Greiſes Rolle (64) machen;

Kein

Stümpern zu hoffen ſeyn, die von der Philoſophie, ſo zu reden, nicht einmal gehöret haben? Gleichwohl haben wir in Deutſchland eine Menge verwegener Komödienmacher gehabt, an welchen nichts mehr zu loben iſt, als daß ſie das wenigſte haben drucken laſſen: ſo, daß es uns gleichwohl von Ausländern nicht zur Schande kann vorgerücket werden. Auch itzo, nachdem unſre Bühne ein beſſeres Anſehen gewonnen, finden ſich Leute, die keine Perſon zu characteriſiren wiſſen, und z. E. dem Apollo, anſtatt der Leyer, das Bild der Klugheit in die Hand geben, u. d. gl. und ſich doch für Meiſter der Schaubühne ausgeben.

64. Des Greiſes Rolle. Das heißt nicht: Keinem jungen Komödianten die Partie eines alten Mannes zu ſpielen

Mandentur juveni partes, pueroque viriles:
Semper in adjunctis, ævoque morabimur aptis.

Aut agitur res in ſcenis, aut acta refertur.
Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus, & quæ
Ipſe ſibi tradit ſpectator. Non tamen intus
Digna geri, promes in ſcenam; multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.
Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus:
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Neve minor, neu ſit quinto productior actu
Fabula, quæ poſci vult, & ſpectata reponi.
Nec deus interſit, niſi dignus vindice nodus

Inci-

len geben; ſondern einem Jünglinge der im Schauſpiele ſelbſt einen jungen Menſchen vorſtellen ſoll, nicht die Gemüthsart eines Alten andichten. Denn da jenes ſehr wohl angeht, ſo läuft dieſes wider alle Wahrſcheinlichkeit. Hieher gehört, daß man die Rolle einer tugendhaften Perſon, die des Zuſchauers Hochachtung erwerben ſoll, nicht einem verhaßten oder verächtlichen Komödianten; und hingegen die Perſon eines Laſterhaften, keinem beliebten und angenehmen Schauſpieler auftrage. Siehe davon des Zuſchauers VI Band 446. Stück.

65. **Erzählt man bloß.** Man kann nicht alles ſichtbarlich auf der Schaubühne vorſtellen, was in einer Tragödie oder Komödie vorkömmt. Bisweilen iſt die Zeit, bisweilen auch der Ort Schuld daran: bisweilen aber auch die Natur der Sache ſelbſt. Die Franzoſen laſſen ſowohl, als die alten Griechen, auf ihren Bühnen kein Blut vergießen, weil ſie ſo weichlich und wolluſtig von Natur ſind, als jene waren. Wenn alſo ein Todtſchlag vorgeht, ſo wird er nur erzählt, als wenn er hinter den Scenen vorgegangen wäre. Die Engeländer und wir Deutſchen haben dergleichen blutige Dinge gern; wenige Perſonen ausgenommen, die kein Blut ſehen können. Doch iſt es der Wahrſcheinlichkeit wegen beſſer, ſich dieſer Vorſtellungen zu enthalten.

66. **Medea.** Wir haben oben gehöret, daß ſie ihre beyde Kinder ermordet habe. Wenn nun ein Poet ein Trauerſpiel davon machte, ſo darf er ſie dieſe ſchändliche Mordthat nicht vor den Augen der Zuſchauer begehen laſſen. Seneca hat es indeſſen in ſeiner Tragödie doch gethan, und alſo des Horaz Regel überſchritten: der aber, wie leicht erhellet, nicht alle, ſondern nur die grauſamſten Mordthaten auf der Schaubühne für unanſtändig erkläret; wie denn alle drey griechiſche Tragödienſchreiber ſich nicht gänz-

Kein Greis ſey Knaben gleich. Man muß in allen Sachen,
Auf das, was ſich geziemt, und auf den Wohlſtand ſehn.

Was ſich nicht ſpielen läßt, ſo wie es iſt geſchehn,
Davon erzählt man bloß (65) die Nachricht auf den Bühnen.
Doch, was das Ohr nur hört, ſo kräftig es geſchienen,
Dringt lange nicht ſo tief in die Gemüther ein,
Als was man ſelber ſieht. Doch ſolltens Dinge ſeyn,
Die man nicht zeigen mag, die darf das Volk nicht ſehen:
Man trägt ſie mündlich vor, als wären ſie geſchehen.
Medea (66) darf den Mord an ihrer Leibesfrucht
Nicht öffentlich begehn. Des Atreus Eiferſucht,
Giebt dem Thyeſtes zwar das Fleiſch gekochter Knaben;
Doch darf man Topf und Heerd nicht ſelbſt geſehen haben,
Wo ſie geſotten ſind. Verwandelt Progne ſich; (67)
Wird Kadmus eine Schlang; alsdann bediene dich
Der Freyheit nimmermehr, dergleichen ſehn zu laſſen:
Ich glaub es wahrlich nicht, und werd es ewig haſſen.

Ein Schauſpiel, das beliebt und angenehm ſoll ſeyn,
Das theile man genau nur in fünf Aufzüg' ein. (68)
Man miſche keinen Gott (69) in ſeiner Helden Thaten,
Bis es nicht möglich iſt, der Wunder zu entrathen.

Es

gänzlich der blutigen Handlungen enthalten haben.

67. Progne ſoll ſich in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall, Kadmus aber in eine Schlange verwandelt haben. In der Fabel iſt dieß angenehm zu leſen, aber es wird lächerlich, ja unglaublich, wenn man es ſichtbar vorſtellen wollte. Daher kann man urtheilen, was von der Verwandlung eines Mannes in einen Hund zu halten ſey, die uns gleichwohl in einer gewiſſen neuen Komödie auf der Schaubühne hätte gezeiget werden ſollen, wenn ſie jemals geſpielet worden wäre.

68. Fünf Aufzüge. Einige Neuern haben zwar zuweilen nur drey gemacht: aber alsdann bekömmt jeder Aufzug gar zu viel Scenen oder Auftritte, ſo, daß dem Zuſchauer Zeit und Weile darüber lang wird. Es iſt alſo beſſer, man bleibe bey dieſer Regel des Horaz, und folge lieber dem Exempel der alten Griechen nach, als den heutigen Italiänern: die ohne Zweifel die Urheber der Stücke mit dreyen Aufzügen ſind. Man hat bey uns die Actus ſchon vor 100 Jahren Aufzüge genennet.

69. Keinen Gott. Die alten Tragödienſchreiber pflegten zuweilen ohne Noth, die Götter in ihre Fabeln zu miſchen: ſonderlich wenn ſie ihren Helden in ſolche Umſtände hatten gerathen laſſen, daß er ohne ein ſolches Wunder nicht aus oder ein gewußt hätte. Dieſes verbiethet Horaz, ohne die höchſte Noth nicht zu thun. Es iſt auch in der That eine ſchlechte Kunſt, die Verwirrung, darein man ſeinen Held geſtecket, durch eine göttliche Hülfe zurecht zu bringen. Das heißt, den Knoten zerſchneiden, nicht auflöſen. Daher erhellet denn, daß die größte Schönheit der Opern, die den Pöbel ſo blendet, ich meyne die Maſchinen, nichts als theatraliſche Fehler ſind; zumal die meiſten recht bey den Haaren herzugezogen werden.

70. Ih-

Inciderit: nec quarta loqui perſona laboret.
Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & hæreat apte.
Ille bonis faveatque, & concilietur amicis:
Et regat iratos, & amet peccare timentes.
Ille dapes laudet menſæ brevis: ille ſalubrem
Iuſtitiam, legesque, & apertis otia portis.
Ille tegat commiſſa, deosque precetur, & oret,
Ut redeat miſeris, abeat fortuna ſuperbis.

Tibia non, ut nunc, orichalco vincta, tubæque
Æmula; ſed tenuis ſimplexque, foramine pauco,
Adſpirare, & adeſſe choris erat utilis; atque
Nondum ſpiſſa nimis complere ſedilia flatu.
Quo ſane populus numerabilis, utpote parvus,
Et frugi, caſtusque, verecundusque coibat.
Poſtquam cœpit agros extendere victor, & urbem

70. Ihrer drey. Dieſes iſt eine Regel, dawider faſt in allen neuern theatraliſchen Poeſien gehandelt wird. Die Alten hatten gemeiniglich nur zwey, ſelten drey, und faſt niemals viere auf einmal mit einander ſprechen laſſen. Der lateiniſche Ausdruck läßt ſich auch ſo erklären, daß die vierte Perſon, ſich nicht ohne Noth zum Reden dringen ſolle. Die Franzoſen indeſſen haben zuweilen wohl fünf Perſonen auf der Schaubühne in einem Auftritte reden laſſen. Es iſt auch zuweilen faſt unentbehrlich, nur es muß keine Verwirrung dadurch verurſacht werden.

71. Der Chor. Das war bey den Alten eine Menge von Leuten, die auf der Schaubühne, als Zuſchauer der Handlung, die daſelbſt geſpielet ward, vorgeſtellet wurden. Die Wahrſcheinlichkeit erfoderte es damals ſo. Die Thaten der Könige und Helden giengen faſt immer auf öffentlichem Markte, oder doch auf ſolchen Plätzen vor, wo eine Menge Volks ihnen zuſah. So mußten denn dieſe auch auf der Schaubühne vorkommen. Die Bürger der Stadt hatten auch mehrentheils an den Handlungen ihrer Könige Theil: daher ſagt hier Horaz, der ganze Chor ſoll auf der Bühne die Stelle einer mitſpielenden Perſon vertreten; das heißt, zuweilen etwas darzwiſchen reden. Es ſprachen aber nicht alle Perſonen des Chores auf einmal; ſondern der Führer (Choragus oder Coryphäus) redete im Namen der übrigen.

72. Nichts ungeſchicktes. Einige Poeten hatten den Chor nur dazu gebrauchet, daß er zwiſchen den Handlungen was ſingen mußte: und die Lieder ſchickten ſich gar nicht zu der Tragödie. Das kam nun eben ſo heraus, als wenn itzo die Muſikanten allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen. Aber Horaz will, daß alles, was der Chor redet und ſinget, ſich zur Sache ſchicken, und mit dem ganzen Spiele zuſammen hängen ſoll: wie es Sophokles in ſeinen Tragödien gemacht hat.

Es ſprechen auf einmal nicht mehr als ihrer drey; (70)
Man ſorge, daß der Chor zwar mit im Spiele ſey: (71)
Doch daß ſein Singen nicht die Handlung unterbreche,
Und er nichts thörichtes, nichts ungeſchicktes ſpreche. (72)
Er ſey der Tugend hold, er gebe guten Rath, (73)
Und bändige den Zorn. Wer eine Frevelthat
Sich ſcheuet zu begehn, den muß er willig preiſen.
Er lobt die Mäßigkeit der aufgetragnen Speiſen,
Liebt Recht und Billigkeit, und der Geſetze Flor,
Erhebt ein ruhig Volk bey unbewachtem Thor,
Verhehlt des andern Fehl, und ruft mit heißem Flehen
Zu Gott: den Armen reich, den Stolzen arm zu ſehen.

Vorzeiten durfte nur die Pfeife ſchlecht und klein, (74)
Nicht mit Metall (75) geziert, Trompeten ähnlich ſeyn,
Und dennoch ließ ſie ſich, bey den beliebten Chören,
Auch mit vier Löchern (76) ſchon ganz hell und lieblich hören:
Indem der Schauplatz noch durch jene kleine Schaar
Des tugendhaften Volks, ſo ſehr beſetzt nicht war.
Allein nachdem das Schwert der Römer durchgedrungen,
Bald dieß bald jenes Land beſtritten und bezwungen;

Seit

73. **Er ſey** ꝛc. Hier erklärt der Poet die ganze Pflicht des Chores. Er ſoll den Tugendhaften geneigt ſeyn, den Hülfbedürftigen mit Rath an die Hand geben, die Zornigen beſänftigen, die Unſchuldigen vertheidigen, die Sparſamkeit loben, Recht und Billigkeit lieben, u. ſ. w. Dadurch ward nun eben die Tragödie der Alten eine Schule des Volkes, und die Poeten, die dem Chore ſolche nützliche Sachen in den Mund legten, wurden öffentliche Lehrer der Tugend. Man lernte im Schauplatze mehr Morale und rechtſchaffenes Weſen, als in den Tempeln der Heyden von ſo vielen müßigen Götzenpfaffen, die nichts, als ihre Ceremonien zu beobachten wußten. So ſollten von rechtswegen alle Schauſpiele eingerichtet werden, nicht aber ſo, daß ſie zu Laſtern reizen.

74. **Die Pfeife** ꝛc. Womit man bey dem Geſange des Chores in Tragödien zu ſpielen pflegte. Wie nun dieſe, ſowohl in Griechenland, als nachmals in Rom, anfänglich ſchlecht waren; nachmals aber allmählich immer künſtlicher und koſtbarer gemacht wurden; nachdem die Republik ſelbſt in Flor kam, und die Muſik vollkommener wurde: ſo gieng es auch mit der Poeſie, oder den Liedern des Chores; davon der Poet hier noch fortfährt zu reden. Erſt waren ſie einfältig, hernach wurden ſie immer beſſer, und endlich gar ſo künſtlich und tiefſinnig, daß ſie den Orakeln nicht viel nachgaben.

75. **Metall** ꝛc. Orichalcum war eine Art köſtliches Metalls, das wir itzo nicht mehr kennen. Plinius ſchreibt, man habe es gar eine Zeitlang dem Golde vorgezogen. Einige meynen, es müſſe Aurichalcum, d. i. Golderzt heißen; aber es iſt griechiſcher Abkunft, ὀρειχαλκον, und heißt Bergerzt.

76. **Vier Löchern** ꝛc. Nach dem Berichte Varrons ſind die älteſten Pfeifen nicht mit mehr als vier Löchern verſehen geweſen: ich habe alſo dieſes mit eingerückt, ungeachtet Horaz nur von wenigen Löchern gedenket.

5

Latior amplecti murus, vinoque diurno
Placari Genius feſtis impune diebus;
Acceſſit numeriſque modiſque licentia major.
Indoctus quid enim ſaperet; liberque laborum
Ruſticus, urbano confuſus, turpis honeſto?
Sic priſcæ motumque & luxuriam addidit arti
Tibicen, traxitque vagus per pulpita veſtem.
Sic etiam fidibus voces crevere ſeveris,
Et tulit eloquium inſolitum facundia præceps:
Utiliumque ſagax rerum, & divina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
Mox etiam agreſtes Satyros nudavit; eo quod
Illecebris erat, & grata novitate morandus

Spe-

77. **Bey Tage praſſen.** Die alten Römer ſchmauſeten nicht ſehr; und wenn ſie es ja thaten, ſo geſchah es des Abends. Aber als der Ueberfluß die Bürger wollüſtig gemacht hatte, pflegten ſie es auch bey hellem Tage zu thun; und das ward ihnen von keinem Sittenrichter, oder ſonſt von jemanden verbothen.

78. **Ein Bauer.** Die alten Römer trieben faſt alle den Ackerbau, und man hat wohl eher einen Bürgermeiſter oder Dictator hinter dem Pfluge ſuchen müſſen. Solche Landleute nun waren keine ſonderliche Kenner von Poeſie und Muſik: es war ſchon gut genug für ſie, ſo ſchlecht es auch immer ſeyn mochte.

79. **Der Pfeifer.** Die Muſikanten gehörten mit zum Chore der Alten, und ſtunden alſo mit auf der Bühne, ſo, daß man ſie ſah. Da nun ihre Muſik ſehr künſtlich, zärtlich und wollüſtig geworden war: ſo trugen ſie auch prächtige, lange Kleider mit großen Schweifen, dergleichen die andern tragiſchen Perſonen hatten.

80. **Die Cither.** Die Leyer, Harfe, oder wie man das Wort Fides geben will. Sie ward vorzeiten in Griechenland, eben ſowohl als die Pfeifen in Rom, beym Chore der Tragödien gebraucht. Siehe den Voſſius de poëmatum cantu, ſive de viribus Rhythmi, apud veteres. Horaz will hier ſagen, daß ſie auch anfänglich nur ſchlecht weg, und ohn alle Kunſt geſpielet worden; allmählich aber ganz zärtlich, wollüſtig und frech geworden, das heißt: Fidibus ſeveris voces crevere. Was von der Muſik geſagt worden, das gilt auch von der Poeſie der Griechen; wie die folgenden Verſe zeigen.

81. **Geſchwulſt.** Horaz ſagt eloquium inſolitum, und facundia præceps, beydes zeigt die hochtrabende Art des Ausdruckes, und die ſchwülſtige Dunkelheit der griechiſchen Oden an, die der Chor ſingen mußte. Die Ode muß freylich wohl eine edle Schreibart haben: aber die Poeten triebens zu hoch, und machtens endlich ſo arg, daß man

Seit dem der Mauren Kreis ſich weiter ausgedehnt,
Die reichen Bürger ſich das Schmauſen angewöhnt,
Weil ſie kein Richter ſchilt, wenn ſie bey Tage praſſen: (77)
So hat auch Reim und Ton den alten Klang verlaſſen.
Denn was verſtund davon ein Bauer, (78) deſſen Fleiß
Von ſchwerer Arbeit kam; der meiſtens voller Schweiß
In unſern Schauplatz trat; wohin ſich alles drängte,
Wo Pöbel, Herr und Knecht ſich durcheinander mengte.
Drum hat Muſik und Tanz die alte Kunſt erhöht,
Der Pfeifer, (79) der ſo ſtolz ſtets hin und wieder geht,
Schleppt itzt den langen Rock ganz prächtig auf den Bühnen;
So mußt in Griechenland die Cither (80) gleichfalls dienen.
Die Uebung ſamt der Kunſt hat ſehr beredt gemacht,
Und öfters iſt der Reim ſo voll Geſchwulſt (81) und Pracht,
Als wenn Apollo ſpricht; der dort aus finſtern Klüften
In ſeine Prieſterinn Orakel pflegt zu düften. (82)
Der Dichter, (83) der zuerſt ſich durch ein tragiſch Lied,
Um einen ſchlechten Bock, als den Gewinnſt, bemüht,
Entblößte (84) bald darauf die bäuriſchen Satyren,
Und ließ bey ſeinem Ernſt auch Scherz und Stacheln ſpüren.
Kein Wunder, denn das Volk verlangte zu der Zeit,
Durch neue Reizungen und lauter Luſtigkeit,

Hin=

man ſie nicht beſſer verſtehen konnte, als die Antworten der Orakel, die doch ganz zweydeutig zu ſeyn pflegten. Hiemit tadelt er alle die Poeten, die ihre Schreibart, zumal in den Schauſpielen, gar zu tiefſinnig machen, und ihre Gedanken ſo verſtecken, daß man ſehr liſtig ſeyn muß, um ihre Meynung zu errathen.

82. Düften. Es iſt bekannt, daß zu Delphis aus einer unterirdiſchen Höle ein gewiſſer Dampf aufgeſtiegen, welcher nach dem gemeinen Aberglauben, der auf einem Dreyfuſſe darüber ſitzenden Prieſterinn, die prophetiſche Wiſſenſchaft künftiger Dinge von unten zu eingehauchet. Dieſe prophezeihende Schreibart nahmen die Poeten in den Oden ihrer Chöre an; und überſchritten die Schranken der Wahrſcheinlichkeit dadurch ſehr.

83. Der Dichter. Er redet hier von dem Pratinas, dem Erfinder der Komödien. Es hatte derſelbe vorher auch Tragödien gemacht, die dazumal noch nichts, als bloße Lieder waren, die von einer großen Anzahl Sänger auf Dörfern und Marktflecken den Leuten vorgeſungen wurden. Es hat zu ſeiner Zeit ſchon mehrere gegeben, die mit einander um den Vorzug geſtritten, und der Preis, der zum Gewinnſte aufgeſetzt war, iſt ein Bock geweſen. Dieſer Pratinas lebte nach Plutarchs Berichte, gleich nach dem Theſpis, der die Tragödie erfunden hat.

84. Entblößte ꝛc. Dieſer Poet Pratinas hat den ganzen Chor aus nackten Satyren, unter der Anführung Silens, ihres Oberſten, beſtehen laſſen; und alſo eine Art von ſatyriſchen Tragödien aufgebracht. Es waren aber die Stachelreden dieſer ſogenannten Satyren nicht ſo luſtig und ſcherzhaft, als die Komödien. Dieſes hätte ſich mit der tragiſchen Ernſthaftigkeit nicht zuſammen gereimet; darum ſagt Horaz, incolumi gravitate, jocum tentavit aſper. Sie ſind mehr beißend und ſcharf, als lächerlich geweſen. Wir haben nur eine Probe von dieſer Art, nämlich des Euripides Cyklops, übrig behalten, darinn die Liſt des Ulyſſes vorgeſtellet

wird,

Spectator, functusque ſacris, & potus, & exlex.
Verum ita riſores, ita commendare dicaces
Conveniet Satyros, ita vertere ſeria ludo:
Ne, quicunque deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conſpectus in auro nuper, & oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas;
Aut, dum vitat humum, nubeis & inania captet.
Effutire leves indigna tragœdia verſus,
Ut feſtis matrona moveri juſſa diebus,
Intererit Satyris paullum pudibunda protervis.
Non ego inornata, & dominantia nomina ſolum,
Verbaque, Piſones, Satyrorum ſcriptor, amabo:
Nec ſic enitar tragico differre colori,
Ut nihil interſit, Davusne loquatur, & audax
Pythias, emuncto lucrata Simone talentum;

An

wird, womit er ſich aus Polyphems Händen befreyet hat.

85. An Feyertagen. Die heidniſche Religion war ſehr luſtig. Der vornehmſte Gottesdienſt beſtund im Opfern, dabey man wacker ſchmauſete, und dem Gotte Bacchus zu Ehren, ſich einen Rauſch trunk. Die erſten Tragödien waren nichts anders, als Lieder, die demſelben zu Ehren geſungen wurden, und die Stelle der Nachmittagsandachten vertraten. Da man nun zwiſchen die Lieder des Chores die redenden Perſonen eingeſchaltet hatte, die eine beſondere Fabel ſpieleten, dazu ſich auch der Chor hernach ſchicken mußte: ſo hatte durch dieſe neue Erfindung der Poeten, der Gott Bacchus gleichſam ſeine ganze Verehrung eingebüßet. Das trunkene Volk hergegen war dieſer beliebten Gottheit noch ſehr gewogen: daher bequemte ſich dieſer Poet einestheils dieſer Neigung, und miſchte unter die ernſthaften tragiſchen Vorſtellungen Chöre von Satiren, die auch etwas Luſtiges mit darunter machten.

86. Wagt ſich unter uns. In Rom ſind dieſer Art Schauſpiele niemals eingeführet worden: obgleich einige die Fabulas Atellanas dahin haben rechnen wollen. Gleichwohl giebt Horaz auf allen Fall Regeln, die allen Satyrenſchreibern dienen können. Unſere Nachſpiele, wenn ſie ehrbar ſind, vertreten ihre Stelle.

87. Ein Gott, ein Held. Dieſe Perſonen gehören eigentlich nicht in die Komödien, ſondern in die Tragödien: doch in den atellaniſchen Fabeln, pflegten die Römer auch dieſe aufzuführen, und was Luſtiges mit unterzumiſchen. Eine ſolche Atellana war gleichſam das Nachſpiel einer Tragödie in Rom, wie Dacier will; und ward von eben denſelben Perſonen geſpielt, die im Vorſpiele in Kron und Purpur erſchienen waren. Wollen wir uns dieſe Anmerkung zu Nutze machen, ſo verdammt Horaz hier auch diejenigen Komödianten, die in der Hauptvorſtellung einen König oder Helden vorgeſtellet, und gleich im Nachſpiele ein lächerliche Perſon ſpielen. Dieſes iſt vernünftigen Zuſchauern höchſt zuwider. Ein tragiſcher

Schau=

Hinein gelockt zu ſeyn; wenn es an Feyertagen (85)
Den Gottesdienſt vollbracht, und dann bey Saufgelagen,
Sich toll und voll gezecht. So fieng das Luſtſpiel an
Doch wagt ſich unter uns ein neuer Dichter dran: (86)
So muß er ſeinen Scherz und ſein ſatiriſch Lachen
Nicht frech und regellos, vielmehr ſo klüglich machen;
Daß, wenn ein Gott, ein Held (87) ſich auf der Bühne zeigt,
Der Gold und Purpur trägt, und kaum vom Throne ſteigt;
Sein Mund ſich weder ganz zum tiefſten Pöbel neige,
Noch gar zu voller Schwulſt die Wolken überſteige. (88)
So ehrbar eine Frau, (89) wenn ſie ein hohes Feſt,
Nach unſrer Stadt Gebrauch, zum Tanze rufen läßt,
In ihrem Reihen geht: ſo pflegt ſich bey Satyren
Das hohe Trauerſpiel ganz ſchamhaft aufzuführen.
Wenn ihr denn ſelbſt einmal ein ſolch Gedichte ſchreibt: (90)
So denkt nicht, daß ihr nur bey ſchlechten Worten bleibt,
Bey Namen ſtolzer Art, von Königen und Kronen,
Die ſonſt kein Putz erhöht; ihr trefflichen Piſonen!
Auch unterſcheidet ſich mein Reim vom Trauerſpiel,
Im Ausdruck nicht ſo ſehr; als wär es mir gleichviel, (91)
Ob Davus etwas ſagt? ob Pythia gelogen,
Die Simons ſchnöden Geiz um ein Talent betrogen?

Ob

Schauſpieler verliert viel von ſeiner Hochachtung, wenn er gleich wieder einen Lumpenkerl vorſtellet. Siehe des Zuſchauers 446. Blatt.

88. Sich weder ꝛc. noch ꝛc. Die Schreibart in dieſer Art von Schauſpielen ſoll das Mittel halten; weder pöbelhaft und niederträchtig, noch gar zu hochtrabend und aufgeblaſen ſeyn. Die Römer hatten noch Fabulas Tabernarias, da auf der Bühne die Hütten ſchlechter Leute vorgeſtellt worden, und worinn lauter ſchlechte Leute auftraten, die ganz gemein redeten. Zwiſchen dieſen und den tragiſchen Ausdrückungen ſollen die atellaniſchen Fabeln das Mittel halten.

89. So ehrbar eine Frau. Dieß Gleichniß iſt überaus geſchickt, das obige zu erläutern. Eine Matrone mußte zwar an Feſttagen tanzen; aber ganz ehrbar; nicht ſo luſtig, als junge Mägdchen, die ſich recht ergetzen wollten. So ſollte auch dieſe Art von Tragödien ſeyn. Es waren aber nur gewiſſe Feſte, da die Frauen in Rom den Göttern zu Ehren tanzen durften, und ſie wurden von den Prieſtern dazu gewählet. Das heißt moveri juſſa.

90. Ein ſolch Gedicht. Im Grundtexte Satyrorum Scriptor, ein Schreiber ſolcher ſatyriſchen Gedichte, oder ſolcher atellaniſchen Tragikomödien. Dieß giebt allen Nachſpielmachern eine treffliche Regel. Sie ſollen nicht grob, bäuriſch und gemein reden; ſondern auch das Nachſpiel hat ſeinen Adel im Ausdrucke. Z. E. Euripides in dem Cyklops, einem ſatyriſchen Stücke, läßt den Ulyſſes durch den Silenus fragen: Weil ihr nun die ſchöne Helena aus Troja wiedergeholet, habt ihr ſie nicht alle ein wenig lieb gehabt; weil ſie doch ohnedem ihre Männer gern wechſeln mag? Was für Zoten hätte da nicht ein heutiger Poſſenreißer einem ſolchen Satyr in den Mund geleget?

91. Als wär es mir gleich viel. Der Character der Perſonen muß doch in Acht genommen werden: und wenn gleich in der Tragödie alles erhaben

und

An cuſtos, famulusque dei Silenus alumni.
Ex noto fictum carmen, ſequar, ut ſibi quivis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret
Auſus idem: tantum ſeries, juncturaque pollet;
Tantum de medio ſumtis accedit honoris!

Silvis deducti caveant, me judice, Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac pæne forenſes,
Aut nimium teneris juvenentur verſibus unquam,
Aut immunda crepent, ignominioſaque dicta.
Offenduntur enim, quibus eſt equus, & pater, & res:
Nec ſi quid fricti ciceris probat, & nucis emtor,
Æquis accipiunt animis, donantve corona.

Syllaba longa brevi ſubjecta, vocatur ïambus,
Pes citus: unde etiam trimetris accreſcere juſſit
Nomen ïambeis, cum ſenos redderet ictus.
Primus ad extremum ſimilis ſibi; non ita pridem,
Tardior ut paullo, graviorque veniret ad aures,
Spondæos ſtabiles in jura paterna recepit.

Com-

und edel klingen ſoll; ſo muß doch der Knecht Davus nicht ſo reden, wie Pythia, die in Lucils Komödie einen alten Simon ums Geld gebracht; vielweniger, wie Silenus ſelbſt, des Gottes Bacchus Hofmeiſter, der im Trunke auch wohl eine Zote mit unterlaufen ließ.

92. Nach etwas wahrem. Die damaligen Poeten mochten ſich in den atellaniſchen Tragödien eben die Freyheit nehmen, die in Komödien gilt, und ihre Fabeln nicht aus der Hiſtorie ziehen. Aber Horaz will, man ſoll es eben ſo, wie mit andern tragiſchen Fabeln machen, die am beſten ſind, wenn ſie aus den Geſchichten gezogen worden. Davon gehen unſre Nachſpiele ſehr ab.

93. So viel kömmt ꝛc. Dieſes handelt nicht von der Schreibart, ſondern von der Einrichtung eines Schauſpieles: woſelbſt die artige Verknüpfung der Begebenheiten auch gemeine und bekannte Sachen beliebt macht, und ihnen ein neues Anſehen giebt.

94. Nehmt. Horaz kömmt noch einmal auf die Mittelſtraße, die in ſatiriſchen Schauſpielen wegen des Ausdruckes beobachtet werden ſoll. Die gar zu große Zierde und Zärtlichkeit der damaligen Römer ſchickte ſich nicht für die Satyren, die vom Lande hergeholet waren; aber auch keine Unflätereyen, die gewiß in üppigen Städten eher, als auf dem Lande bey der Einfalt gefunden werden. Virgil iſt in ſeinen Schäfergedichten ſo keuſch, daß er nicht einmal

ſeinen

Ob gar der bäuriſche verlebte Greis Silen,
Der ſich geſchickt erwies, dem Bacchus vorzuſtehn,
Sich redend hören läßt. Ich werde zwar was dichten;
Doch meine Fabel ſtets nach etwas wahrem richten, (92)
Das jeder kennt und weis. Ein jeder, der es ſieht,
Wird glauben: es ſey leicht. Doch wenn er ſich bemüht,
Mir wirklich nachzugehn, wird er vergeblich ſchwitzen,
Und bey dem größten Fleiß umſonſt darüber ſitzen.
So viel kömmt auf die Art und die Verbindung an; (93)
Indem die Fügung auch was ſchlechtes adeln kann.
  Nehmt (94) euch auch wohl in acht, ihr Künſtler in Satyren!
Sie nicht nach Römerart ganz artig aufzuführen,
Wie ſonſt die Zärtlichkeit der edlen Jugend ſpricht.
Doch überhäuft den Vers mit ſchnöden Fratzen nicht;
Schreibt niemals ärgerlich, und lernt das Läſtern meiden:
Den Unflath kann kein Menſch von gutem Stande leiden;
Kein züchtiges Gemüth, das Ehr und Tugend liebt.
Denn ob der Pöbel euch gleich ſeinen Beyfall giebt, (95)
Wird doch ein edler Geiſt euch allezeit verhöhnen,
Und eure Scheiteln nie mit Lorberzweigen krönen.
  Ein Jambus heißt vorlängſt in unſrer Kunſt ein Fuß,
Da eine Sylbe kurz, die andre lang ſeyn muß.
Er fließt ganz ſchnell und leicht: daher man ſolchen Zeilen,
Darinn er ſechsmal klappt, den Namen läßt ertheilen,
Daß man ſie dreyfach nennt. (96) Von Anfang hat er ſich
Mit andern nicht vermiſcht: nur neulich aber wich
Derſelbe hier und dar den langſamen Spondäen,
Um deſto männlicher damit einherzugehen. (97)

Doch

ſeinen Silenus etwas anſtößiges ſagen läßt. Er verſpricht ſeinen Zuhörern, die gern Verſe hören wollten, was vorzuſingen; ſeiner Nymphe Aegle aber, etwas anders zur Belohnung: Carmina quæ vultis, cognoſcite; Carmina vobis; (ſcil. dabo) Huic (ſcil. Aeglae) aliud mercedis erit. Wie hätte er ſich hier züchtiger ausdrücken ſollen? Unſere neuern Dichter würden hier grobe Zweydeutigkeiten gemacht haben.

95. Der Pöbel. Fricti ciceris aut nucis emtor. Man verkaufte in Rom gekochte Erbſen und gebratne Nüſſe, oder vieleicht Caſtanien: und dieſe kaufte wohl auf der Gaſſe nur das gemeinſte Volk. Solche Leute liebten damals auch die unflätigſten Poſſen; aber die Vornehmern hatten einen beſſern Geſchmack.

96. Dreyfach. Der Jambus iſt geſchwinde in der Ausſprache; denn die erſte Sylbe iſt kurz, und man fällt alſofort mit dem Accente auf die andere lange. Sechsfüßige Jamben, hießen alſo dreyfache; weil man gleichſam zween Jamben zuſammen nahm, und als einen gedoppelten Fuß zählete. Im Deutſchen gehen unſre ſechsfache Jamben ſo geſchwinde nicht von der Zunge; weil unſre Sprache zu viel Mitlauter hat, die bey den kurzen Sylben ſowohl, als bey den langen häufig vorkommen.

97. Deſto männlicher. Die Spondäen klingen freylich männlicher, weil ſie aus zwo langen Sylben beſtehen:

und

Commodus & patiens; non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter. Hic & in Acci
Nobilibus trimetris apparet rarus, & Enni.
In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut operæ celeris nimium, curaque carentis,
Aut ignoratæ premit artis crimine turpi.
„Non quivis videt immodulata poëmata judex:
„Et data Romanis venia eſt indigna poëtis.
Idcircone vager, ſcribamque licenter? an omnes
Viſuros peccata putem mea, tutus, & intra
Spem veniæ cautus? Vitavi denique culpam,
Non laudem merui. Vos exemplaria Græca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

At noſtri proavi Plautinos & numeros, &
Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,

Ne

und daher haben die lateiniſchen Poeten gemeiniglich etliche derſelben unter ihre Jamben gemiſcht. Im Deutſchen iſt es uns auch ſo ungewöhnlich nicht, daß wir manche lange Sylbe da dulden, wo eigentlich eine kurze ſtehen ſollte; daraus an ſtatt des Jambi ein Spondäus entſteht. Rechnen dieſes einige unter die poetiſchen Freyheiten: ſo könnte man es zuweilen gar für eine Schönheit halten: wenn ſie nur auf die von dem Horaz angewieſene Stelle kommen, als wo ſie am erträglichſten ſind. Dieß iſt wohl zu merken.

98. Man ſpürt ihn. Nämlich den Spondäus; aber nicht ſo regelmäßig und auf den gehörigen Stellen. Ja dieſe alten Poeten haben wohl zuweilen ganze ſpondäiſche Zeilen, darinn nur der letzte Fuß jambiſch iſt, unter ihre Jamben fließen laſſen: nicht anders, als es unſere alte Meiſterſänger gemacht, auch wohl einige neuere noch thun, welches aber ihre Verſe rauh und hart machet; geſetzt, die Gedanken wären noch ſo ſchön. Gewiſſe Grillenſänger wollen wohl gar eine Schönheit in ſolchen ſtolpernden Verſen finden.

99. Zu richten. Dieſes müſſen ſich die Kunſtrichter gewiſſer Landſchaften geſagt ſeyn laſſen, deren Sprache ſo rauh iſt, daß ſie von dem Wohlklange gar keinen Begriff haben. Sie loben oft, was einem zarten Ohre unerträglich klingt, Schnitzer wider die Sprachkunſt.

100. Mehr als tadelfrey. Horaz will nicht nur untadelhafte Verſe ſchreiben; ſondern er will auch Lob verdienen. Keine Schnitzer wider die Regeln machen, das iſt gut, und nothwendig: aber es macht noch keinen Poeten. Es gehört weit mehr dazu. Was würde

Horaz

Doch ſo gefällig er in dieſem Stücke war;
So wich er doch nicht ganz. Das zweyt und vierte Paar
Der Sylben hat er ſich beſtändig vorbehalten.
Man ſpürt ihn auch bereits in mancher Schrift der Alten. (98)
Es hat ihn Accius und Ennius gebraucht:
Hingegen wem es itzt was ungemeines daucht,
Den Jamben gar zu viel Spondäen einzumengen,
Als wenn ſie prächtiger auf unſern Bühnen klängen:
Da dächt ich, daß man ſie gewiß in Eil gemacht,
Wo nicht, doch an die Kunſt der Muſen nie gedacht,
Die Regeln nie gelernt. „Von Liedern und Gedichten,
„Weis nicht ein jedes Ohr, wie ſichs gebührt, zu richten. (99)
„Wie mancher Stümper hat, ohne alle Kunſt und Fleiß,
„Bey unſerm Römervolk der Dichtkunſt hohen Preis
„Bisher gar oft erlangt!“ Soll ich deswegen hoffen,
Es ſtehe mir der Weg zu jeder Freyheit offen?
Soll ich verwegen ſeyn, weil irgend niemand ſieht,
Wie oft mein Kiel gefehlt? und wenn das gleich geſchieht,
Dieweil man mir auch dann die Fehler leicht vergiebet?
Fürwahr! ſo denkt kein Geiſt, der Ruhm und Ehre liebet;
Und ich verlange mehr, als tadelfrey zu ſeyn. (100)
Ihr Freunde, blättert doch bey Sonn- und Mondenſchein,
Bey Tage, wie bey Nacht, der Griechen alte Schriften: (101)
Denn dieſe werden euch den ſchönſten Vortheil ſtiften.

Hat unſrer Väter (102) Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; ſo wars aus blinder Gunſt. (103)

Man

Horaz von der Menge unſerer Versmacher ſagen, die es zum höchſten ſo weit bringen, daß man nichts ſonderliches an ihren Verſen tadeln kann? Wir werden hernach noch was von mittelmäßigen Poeten finden.

101. Der Griechen. Was bey den Römern die Griechen waren, das ſind für uns itzo die Franzoſen. Dieſe haben uns in allen großen Gattungen der Poeſie ſehr gute Muſter gegeben, und ſehr viel Diſcurſe, Cenſuren, Kritiken und andere Anleitungen mehr geſchrieben, daraus wir uns manche Regel nehmen können. Ich ſchäme mich nicht, unſern Nachbarn in dieſen Stücken den Vorzug zu geben; ob ich gleich meine Landesleute in andern Stücken ihnen vorziehe. Aber die alten Griechen und Römer ſind uns deswegen nicht verbothen: denn ohne ſie hätte uns Opitz nimmermehr eine ſo gute Bahn zu brechen vermocht. Aus Leſung der Alten iſt er ein Poet geworden; und wer ihm nicht folget, der wird es nimmermehr werden.

102. Zwar unſrer Väter. Eigentlich unſerer Altväter ꝛc. Dacier meynt, dieſes ſey ein Einwurf, den die Piſonen, oder ſonſt jemand, dem Poeten gemacht: weil Horaz, als eines Freygelaſſenen Sohn, dieſes von ſich nicht ſagen können. Allein was brauchts dieſer Schärfe im Reden? Horaz war ein Römer, alſo konnte er ja alle alte Einwohner ſeiner Stadt, ſeine Vorfahren nennen; zumal da er nicht ſagt, meine Vorväter, ſondern unſre.

103. Aus blinder Gunſt. Horaz erkühnt ſich ſeiner ganzen Vaterſtadt ein unrichtiges Urtheil vorzuwerfen. Plautus iſt im Sylbenmaaße ſehr unrichtig;

Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego & vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto;
Legitimumque ſonum digitis callemus, & aure.

Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Theſpis:
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.
Poſt hunc perſonæ, pallæque repertor honeſtæ,
Æſchylus, & modicis inſtravit pulpita tignis.
Et docuit, magnumque loqui, nitique cothurno.
Succeſſit vetus his comœdia non ſine multa
Laude; ſed in vitium libertas excidit, & vim
Dignam lege regi: lex eſt accepta, chorusque
Tur-

richtig; und in ſeinen Scherzreden ſehr ſchmutzig und garſtig. Das erſte hat er in ſeiner eigenen Grabſchrift ſelbſt geſtanden; indem er ſeine Verſe numeros innumeros nennt. Von dem andern aber könnte man, ihm nachzuahmen, ſagen, daß er ſales inſulſos, oder facetias inficetas gemacht habe. Die plautiniſchen Zoten gefielen Horazen nicht: und ob er wohl ſelbſt in ſeinen andern Gedichten von dieſem Fehler nicht ganz frey iſt; ſo haben wir uns doch mehr an ſeine Regeln, als an ſein Exempel, zu kehren. Dieſes müſſen ſich die Komödienten merken, die auch in ſolche Stücke Zoten mengen, wo weder der Verfaſſer, noch Ueberſetzer dergleichen gemacht, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen.

104. Ein erlaubter Scherz. Horaz unterſcheidet hier ausdrücklich die erlaubten Scherzreden von den häßlichen Zoten, die in Plauti Komödien vorkommen. An dieſer Einſicht fehlt es vielen, die ſich doch für ſcharfe Richter ausgeben. Man könnte leicht durch ein paar Regeln den Unterſcheid beſtimmen, oder zum wenigſten ein Kennzeichen der Zoten angeben. Der berühmte D. Swift ſagt irgendwo, daß die Wits oder ſinnreichen Köpfe ſeiner Zeit, allen ihren Geiſt in den allegoriſchen Beſchreibungen der Erzeugung eines Menſchen, und was dem anhängig iſt, zeigeten; und daß ſie bey Verſtopfung dieſer Quelle, mit ihrer Scharfſinnigkeit auf einmal verſtummen würden. Daß es bey uns nicht beſſer gehe, lehrt die Erfahrung.

105. Aufgebracht. Nicht, als wenn Theſpis der allererſte Erfinder der Schauſpiele wäre. Plato in ſeinem Minos berichtet ausdrücklich, daß man lange vor ihm Tragödien gemacht, welcher Name damals auch die Komödien noch unter ſich begriffen hat. Aber Theſpis hat eine neue Art darinn eingeführt, und die alten Lieder merklich ausgebeſſert.

106. Geſang und Spiel, quæ canerent agerentque. Die Veränderung, die Theſpis eingeführt, hat vornehmlich darinn beſtanden, daß er zwiſchen die Oden des ſingenden Chores, eine Perſon auf ſeinen mit Brettern belegten Wagen treten laſſen, welche etwa eine merkwürdige Begebenheit eines großen Helden in Verſen erzählen müſſen.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet;
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergetzet;
Was ein erlaubter Scherz, (104) was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Das edle Trauerſpiel hat Theſpis aufgebracht, (105)
Indem vor ſeiner Zeit kein andrer dran gedacht.
Er fuhr von Dorf zu Dorf mit ſeinen Sängerchören,
Und ließ Geſang und Spiel (106) auf ſchlechten Wagen hören.
Mit Hefen ſalbte man den Sängern das Geſicht,
Bis Aeſchylus hernach die Larven zugericht, (107)
Die Kleidung ausgedacht, und auf erhöhten Bühnen,
Mit ſtolzer Wörterpracht und hohem Schuh erſchienen. (108)
Das Luſtſpiel folgte bald dem Trauerſpiele nach, (109)
Davon man auch ſogleich mit vielem Lobe ſprach:
Allein die Freyheit wuchs in dem verwegnen Singen,
Und ließ ſich endlich kaum durch die Geſetze zwingen.
Die Frechheit gieng zu weit, man ſchrieb ihr Regeln vor: (110)
Drauf ließ die Schmähſucht nach; ſo ward zuletzt der Chor

Mit

müſſen. Dieſes legte den Grund zu den nachfolgenden Vollkommenheiten der Tragödie, und war freylich etwas wichtigers, als daß er ſeinen Leuten das Geſicht mit Hefen überſtrichen, oder ſie auf Wagen herumgeführet.

107. Aeſchylus. Dieſer hat die Larven und langen Kleidungen ſeiner Komödianten erfunden. Allein das Beſte hat Horaz vergeſſen, welches uns aber Ariſtoteles meldet. Er hat auch das Singen des Chores eingeſchränket, und zu der einen Perſon, die Theſpis darzwiſchen eingeſchaltet hatte, noch eine andre auf die Bühne geſtellt, die ſich mit der erſten unterreden konnte. Das machte nun die Tragödie ſchon ſehr anſehnlich; zumal da er auch zuerſt die Idee einer Hauptperſon in ſeinen Fabeln erdacht hat. ſ. Baylen in dieſ. Art.

108. Hohem Schuh. Cothurnus, war eine Art von Schuhen, die bey den Alten nur von fürſtlichen oder andern vornehmen Perſonen getragen wurde. Die tragiſchen Fabeln des Aeſchylus, beſtunden nun aus Begebenheiten der Könige und Helden, darum hat er ſie auch ſtandesmäßig kleiden müſſen. Es war alſo der Wahrſcheinlichkeit gemäß, ſie auch in der Tragödie ſo vorzuſtellen; und nur die Dummheit iſt vermögend, Stelzen daraus zu machen. Hernach iſt dieß Wort auch von der erhabenen Schreibart gebraucht worden, die in der Tragödie vorkam, und gleichfalls vom Aeſchylus zuerſt gebraucht worden; weil ſie ſich für Könige und Fürſten wohl ſchickte.

109. Das Luſtſpiel. Die Komödie iſt neuer, als die Tragödie, beyde aber ſind aus den ſingenden Chören der Bacchusbrüder entſtanden. Einige Sänger und Poeten machtens hübſch ehrbar; und daraus entſtund die Tragödie. Andre waren frech, und machten allerley grobe Poſſen; daraus kam die Komödie: aber nur die alte Komödie, wie Horaz ſagt; denn es hat ſich dieſelbe hernach geändert, ſo, daß eine mittlere und neue entſtanden iſt. Jene war noch ſehr unfläthig, bäuriſch und grob, wie auch ihr Name zeiget, der eigentlich ſo viel, als ein Dorflied bedeutet. Sie ward auch anfangs nur auf Dörfern geſpielet, bis ſie ſich beſſerte; und darauf kam ſie auch in der Stadt empor.

110. Die Frechheit. Zu der Zeit, da Cratinus, Epicharmus, Crates, Eupolis

Turpiter obticuit, ſublato jure nocendi.

Nil intentatum noſtri liquere poëtæ:
Nec minimum meruere decus, veſtigia Græca
Auſi deſerere, & celebrare domeſtica facta;
Vel qui prætextas, vel qui docuere togatas.
Nec virtute foret, clarisve potentius armis,
Quam lingua, Latium; ſi non offenderet unum-
Quemque poëtarum limæ labor, & mora. Vos o,
Pompilius ſanguis! carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coërcuit, atque
Præſectum decies non caſtigavit ad unguem.

Ingenium miſera quia fortunatius arte
Credit, & excludit ſanos Helicone poetas

Demo-

lis und Ariſtophanes lebten, welche alle Komödien ſchrieben, nahm man ſich in Athen die Freyheit, die vornehmſten Leute auf den Schaubühnen namentlich aufzuführen und lächerlich zu machen. Sie ſpielten keine Fabeln, ſondern lauter wahre Hiſtorien. Sie malten gar die Larven ſo künſtlich, daß ſie denen ähnlich ſahen, die ſie vorſtellen wollten. Aber als Lyſander ſich der Republik bemächtigte, ſo hatte dieſe Luſt des Volks ein Ende. Denn ſo lange das Volk in Athen regierte, ſah es der Pöbel gern, daß die Großen wacker von den Poeten herumgenommen wurden. Das war nun die mittlere Komödie, die bis auf Alexanders Zeiten gedauert.

111. Der Chor ꝛc. ſtumm. Der Chor ward in der mittlern Komödie noch eben ſo wohl, als in der Tragödie beybehalten, und abſonderlich angewandt, die Großen der Stadt Athen und ihr übles Regiment durchzuziehen. So bald dieſes den Poeten unterſaget ward, hörten ſie ganz und gar auf, in den Komödien Lieder ſingen zu laſſen; und huben an, an ſtatt wahrer Hiſtorien, Fabeln aufzuführen. Da entſtund nun die neue Komödie, die ſeit der Zeit noch immer beybehalten worden. Nur zwiſchen den Handlungen wurde von den Pfeifern was Luſtiges geblaſen.

112. So wohl der ꝛc. als ꝛc Die römiſchen Poeten, Pacuvius, Accius, Afranius, Titinius und Q. Atta hatten allerley Schauſpiele gemacht. Sie beſtunden theils aus vornehmen obrigkeitlichen Perſonen, und hießen Fabulæ prætextatæ, von denen mit Purpur eingefaßten Kleidern, die ſie trugen. Theils Fabeln aber waren nur togatæ ſchlecht weg; weil nur gemeine Bürger darinn aufgeführet wurden. Noch andre hießen Tabernariæ. Jene kamen den Tragödien bey, dieſe aber waren Komödien. Der Poet braucht dabey das Wort docuere: denn ſo redeten die Alten, eine Tragödie lehren, eine Komödie lehren. Dieſes zeigt, wie nutzbar die Poeſien damals geweſen, und daß man ſie mehr zum Unterrichte, als zur Luſt beſtimmet habe. Daher wurden die Poeten, die Schauſpiele machten, Διδασκαλοι, Lehrmeiſter genennet: weil ſie die einzigen öffentlichen Lehrer des Volks waren; indem ihre poetiſche

Stücke

Mit ſeiner Bosheit ſtumm, (111) und ſchonte zarter Ohren,
So bald er Fug und Recht zur Läſterung verlohren.
Wir Römer haben auch nicht wenig Lob erjagt,
Seit unſre Dichter ſich an alles das gewagt,
Und ſich zugleich erkühnt von jenen abzuweichen,
Und unſrer Helden Ruhm in Fabeln zu erreichen.
Iſt nicht bey uns ſowohl der ſtille Bürgerſtand,
Als edler Fürſten Muth auf Bühnen ſchon bekannt? (112)
Und wirklich würde Rom durch Tugend und durch Waffen,
Sich keinen größern Preis, als durch die Sprache ſchaffen:
Wenn unſern Dichtern nur der Ausputz nicht ſo ſchwer,
Geduld und langer Fleiß ſo unerträglich wär. (113)
O ihr Pompilier! (114) ſo edel von Geblüthe,
Als aufgeweckt am Geiſt, und redlich im Gemüthe:
Verwerft doch jeden Vers, (114) den nicht ſo manche Nacht,
Und manches Tages Fleiß recht ins Geſchick gebracht;
Und den ſein Meiſter nicht, an Worten und an Sprüchen,
Wohl zehnmal überſehn, wohl zehnmal ausgeſtrichen.
Verwirft Demokritus die Regeln der Vernunft,
Und lobt er nur den Geiſt an der Poetenzunft; (116)

Ja

Stücke bey den Heyden die Stelle unſerer Predigten vertraten.

113. Wenn unſern Dichtern. Horaz klagt über die Faulheit der lateiniſchen Poeten. Sie wollten ſich nicht die Mühe nehmen, was rechtes zu machen: daher ſagt auch Quintilian, in Comœdia maxime claudicamus. Bey uns Deutſchen gehts eben ſo, denn unter ſo viel hundert Stücken, die von deutſchen Komödianten geſpielt werden, taugen ſehr wenige was: wo es nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt; ja ſelbſt dieſe ſind nicht alle gut. Mit andern Gedichten geht es nicht viel beſſer.

114. Pompilier. Die Piſonen, an welche Horaz dieſen Tractat ſchrieb, ſollten vom Numa Pompilius herſtammen: drum nennet er ſie Pompilier.

115. Verwerft doch ꝛc. Das iſt eine ſcharfe Regel. Wo werden da die geſchwinden Poeten bleiben, die ganze Bogen in ein paar Stunden, und alle Jahre ganze Bände voller Gedichte liefern, ohne daß ſie das geringſte Wort darinn ausſtreichen dürfen? Sie müſſen wohl ganz außerordentliche Geiſter haben, daß ſie alles auf einmal recht machen können! Zu Horazens Zeiten gab es dergleichen große Dichter auch: aber es waren nur Bavii und Mävii, oder Criſpini, die auf einem Beine ſtehend 200 Verſe herſagen konnten. Virgil hat ſeine Verſe, wie der Bär ſeine Jungen, gemacht.

116. Den Geiſt. Ingenium, Cicero im I. Buche vom Wahrſagen ſchreibt, Demokritus habe dafür gehalten, daß ohne die Raſerey, oder Begeiſterung, niemand ein großer Poet ſeyn könne. Gewiſſer maßen hat er recht gehabt. Aber wenn er von ſeinem Geiſte die Regeln der Kunſt und die Vernunft ausſchloß: ſo hat er lauter unſinnige Poeten auf dem Parnaß haben wollen, wie Horaz ſpricht: excludit ſanos Helicone poëtas: und Plato wird recht gehabt haben, wenn er in ſeiner Republik keine Dichter leiden wollen. Indeſſen halten doch bis auf den heutigen Tag die meiſten dafür, die Poeten würden gebohren, und wüchſen gleichſam, wie die Pilze, fix und fertig aus der Erden. Höchſtens meynen ſie, man dörfe ſich nur die Regeln der Versmacherkunſt,

vom

Democritus; bona pars non ungues ponere curat,
Non barbam: ſecreta petit loca, balnea vitat.
Nanciſcetur enim pretium nomenque poetæ,
Si tribus Anticyris caput inſanabile, nunquam
Tonſori Licino commiſerit. O ego lævus!
Qui purgor bilem ſub verni temporis horam:
Non alius faceret meliora poemata! Verum
Nil tanti eſt. Ergo fungar vice cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus & officium, nil ſcribens ipſe, docebo:
Unde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?
Scribendi recte, ſapere eſt & principium & fons.
Rem tibi Socraticæ poterunt oſtendere chartæ:
Verbaque prævíſam rem non invita ſequentur.

Qui didicit, patriæ quid debeat, & quid amicis,

Quo

vom Scandiren und Reimen ein wenig bekannt machen; das übrige gäbe ſich von ſelbſt. Wenn Pritſchmeiſter Poeten wären, ſo hätten ſie ganz recht.

11. So putzt ſich ꝛc. Die Poeten in Rom waren auf die Grille gerathen: ein geiſtreicher Poet könnte bey ſeinen hohen Gedanken nicht ſo ſorgfältig auf den Wohlſtand ſehen, als andre Leute. Darum fiengen alle Sylbenhenker an, ſchmutzig einherzugehen, damit man ſie nur für Poeten anſehen ſollte. Hat nicht das Beyſpiel gewiſſer unordentlich lebender Poeten, bey manchen jungen Leuten eben die Wirkung gehabt; daß ſie große Dichter zu werden geglaubt, wenn ſie nur wilde lebten?

118. So würde mich ꝛc. Wenn er ſich nämlich die Galle nicht abführen möchte, ſo könnte er endlich auch ſo raſend davon werden, als die andern Poeten waren; und folglich einen hohen Rang auf dem Parnaſſe bekommen. Es iſt eine bloße Ironie.

119. Ich trachte ꝛc. Iſokrates hat dieſes zuerſt geſagt, als man ihn fragte, wie er doch andere ſo beredt machen könnte, da er ſelbſt keine Reden hielte? Horaz ſagt aber, er ſchreibe nichts: nämlich keine großen Heldengedichte, Tragödien und Komödien, denn das ſind eigentlich Gedichte; und daher gab er ſich für keinen Poeten aus. Bey uns denkt man, durch ein paar Bogen Hochzeitverſe voller Poſſen, ein Poet zu werden. Es gehört mehr dazu.

120. Ver-

Ja meynt er gar, der Sitz, den Phöbus ſich erkohren,
Der hohe Pindusberg, gehöre nur für Thoren:
So putzt ſich mancher itzt kaum Nägel oder Bart, (117)
Entflieht aus Eigenſinn der Menſchen Gegenwart,
Lebt ſchmutzig, und verhofft, ein ſolch verkehrtes Leben
Werd ihm in aller Welt den Dichternamen geben.
Drum trägt ſein wüſter Kopf, dem Nieſewurz ſo gar
Das Hirn nicht ſaubern kann, ein unverſchnittnes Haar.
Bin ich denn nicht ein Thor, daß ich zu Frühlingszeiten,
Durch manche Cur geſucht die Galle wegzuleiten?
O ließ ich doch, wie ſie, dieß albre Weſen ſtehn!
So würde mich kein Menſch im Dichten übergehn. (118)
Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten (119)
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Antrieb ihrer Flöten.
Denn wie ein Wetzſtein ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneiden kann:
So ſchreib ich ſelbſt zwar nichts, doch zeig ich lehrend an,
Woher der Reichthum kömmt, der ſich in Verſen findet;
Was einen Dichter zeugt, ernähret, ſtärket, gründet;
Was wohl und übel ſteht, wie Geiſt und Tugend führt,
Und wie der Unverſtand im Irrthum ſich verliert.
Vernunft und Klugheit ſind die Quellen ſchöner Lieder! (120)
Durchblättert nur mit Fleiß die Bücher hin und wieder,
Darinn des Sokrates berühmte Weisheit ſteht: (121)
So findet ihr den Stoff, der ein Gedicht erhöht.
Wo nun der Zeug nicht fehlt, den wir in Verſe binden,
Da wird der Ausdruck ſich ſchon von ſich ſelber finden. (122)
Wer wohl gelernet hat, (123) was Freund und Vaterland,
Für Pflichten von ihm heiſcht; die Schuldigkeit erkannt,

Die

120. **Vernunft und Klugheit.** Dieſes ſetzt er denen entgegen, die da meynten, die Raſerey machte Poeten. Er behauptete gerade das Gegentheil. Eine geſunde Vernunft und gute Einſicht in philoſophiſche Wiſſenſchaften legen den Grund zur wahren Poeſie.

121. **Des Sokrates** ꝛc. Die ſokratiſchen, das iſt, philoſophiſchen und ſonderlich moraliſchen Bücher ſoll ein künftiger Poet fleißig leſen. Sokrates ſelbſt hat zwar nichts geſchrieben; aber ſeine Schüler, Plato, Xenophon, Cebes und andre, deſto mehr. Ein Poet ſoll alſo die Weltweisheit und ſonderlich die Sittenlehre wohl inne haben: denn ohne ſie kann er keinen einzigen Character recht machen.

122. **Der Ausdruck.** Es iſt thöricht, auf Worte zu ſinnen, wenn man die Sachen nicht verſteht. Wer die Materien, davon er ſchreiben will, wohl inne hat, und voller guter Gedanken iſt, der wird leicht Worte finden, ſie an den Tag zu legen. Was taugen alſo die poetiſchen Lexica von ſchönen Redensarten, Beywörtern, Beſchreibungen, und andern ſolchen Raritäten?

123. **Gelernet hat** ꝛc. So viel fodert Horaz von einem Poeten. Das iſt eine ſchwere Lection für diejenigen, welche die Poeſie für ein Werk der erſten Jugend halten: da doch ſehr wenige in ihren männlichen Jahren alle die Wiſſenſchaft beſitzen, die zu einem wahren Dichter unentbehrlich iſt.

124. Bil-

Quo ſit amore parens, quo frater amandus, & hoſpes;
Quod ſit conſcripti, quod judicis officium; quæ
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonæ ſcit convenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem, & vivas hinc ducere voces.
Interdum ſpecioſa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur;
Quam verſus inopes rerum, nugæque canoræ.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Muſa loqui; præter laudem nullius avaris.
Romani pueri, longis rationibus, aſſem
Diſcunt in partes centum diducere. Dicat
Filius Albini: ſi de quincunce remota eſt
Uncia, quid ſuperat? poteras dixiſſe triens. Heus!

Rem

124. Bilden will. Im Lateiniſchen heißt es, nachahmen. Ein Poet iſt ein Nachahmer der Natur, wenn ich ſo ſagen darf: und zwar ſoll er ein gelehrter Nachahmer ſeyn, wie Horaz ſchreibt: das iſt ein geſchickter, geübter Maler.

125. Ein Gedicht. Der Poet verſteht ein Schauſpiel, denn er nennt es Fabula. Hierinn müſſen die guten Charactere das Beſte thun: denn wann nur die Gemüthsart jeder Perſon wohl ausgedruckt wird: ſo überſieht das Volk viel andre Fehler in den Verſen, und in der ganzen Einrichtung der Fabel: wie die Engländer bey ihren Schauſpielen zu thun pflegen.

126. Den Griechen. Horaz kömmt immer wieder auf die Griechen, ohne Zweifel, weil die römiſchen Versmacher ſeiner Zeiten, entweder kein Griechiſch lernen wollten; oder doch keine griechiſche Bücher laſen, ſondern von ſich ſelbſt alle Weisheit haben wollten. Heutiges Tages gehts uns eben ſo. Wenige von unſern Poeten kennen die Alten, oder auch die neuern Kunſtrichter: auf dieſe ſchmählen wohl gar einige, ohne ſie zu verſtehen, oder geleſen zu haben. Man bemerket auch, daß alle die Poeten, denen damals Horaz die Verſäumung griechiſcher Schriften vorrückt, verlohren gegangen, und nicht bis auf die Nachwelt gekommen. So wird es unſern ſelbſt gewachſenen Dichtern vermuthlich auch gehen.

127. Sie geizen nicht. Der Geiz iſt gemeiniglich nicht ein poetiſcher Affect. Die Ehrbegierde iſt den guten Poeten allezeit mehr eigen: daher kömmts auch, daß die, welche ums Geld ſingen, ihre Sachen ſo obenhin machen;

die

Die Kindern zugehört; die Art, wie Brüder leben;
Was Rath und Richteramt für Lebensregeln geben;
Wie Feldherr und Soldat im Kriege ſich beträgt:
Der hat den rechten Grund zur Poeſie gelegt;
Der wird nichts thörichtes, nichts ungereimtes dichten,
Und den Character ſtets nach den Perſonen richten.
Wer klüglich bilden will, (124) der ſchaue die Natur
Und Art der Menſchen an, und folge dieſer Spur:
So wird er fähig ſeyn, ſie lebhaft abzuſchildern.
Oft rühret ein Gedicht (125) mit wohlgetroffnen Bildern,
Darinnen hier und dar ein ſchöner Lehrſpruch liegt,
So ſchlecht der Ausputz auch ein zartes Ohr vergnügt,
Viel kräftiger das Volk; als Verſe, die wie Schalen,
Darinn kein Kern mehr iſt, mit leeren Tönen pralen.
Den Griechen iſt das Chor der Kaſtalinnen hold: (126)
Das macht, ſie geizen nicht nach Silber oder Gold; (127)
Sie ſtreben nur berühmt und ſtets beliebt zu bleiben;
Drum ſind ſie reich an Geiſt, im Reden und im Schreiben.
In Rom hergegen fängt ein Kind, das reden kann,
Die güldne Rechenkunſt (128) mit vielem Eifer an,
Und lernt des Groſchens Werth durch hundert Brüche theilen.
Geht, fragt den Sohn Albins, (129) das kleine Kind, zuweilen:
Fünf hab ich, zwey davon, was bleibt, mein Söhnchen? Drey.
Vortrefflich ſchön! mein Kind. Ganz recht! es bleibt dabey;
Du wirſt dein Glück einmal zum höchſten Gipfel bringen:
Wer dieſe Kunſt verſteht, dem kann es nicht mislingen.

Noch

die aber auf ihre Ehre ſehen, und auf die Nachwelt denken, ihre Sachen weit fleißiger und ſorgfältiger ausarbeiten. Von dem einzigen Pindarus hat le Clerc in ſeinen Parrhaſianen erweiſen wollen, daß er geizig geweſen; weil er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen Lieder für Geld gemacht. Aber eine Schwalbe macht keinen Frühling: von allen übrigen Griechen kann Horaz ſagen, daß ſie nach nichts, als nach Ehre gegeizet.

128. Die güldne Rechenkunſt. Die Römer führten einen großen Staat, und lebten wollüſtig; ja der Reichthum war ihnen auch an ſich unentbehrlich, weil jeder Orden der Bürger ein gewiſſes Vermögen beſitzen mußte: ſo gar, daß einer, der daſſelbe verminderte, auch ſeinen Adel ꝛc. verlohr. Wer auch zu Aemtern in der Republik gelangen wollte, mußte das Volk durch koſtbare Schauſpiele gewinnen, welche oft Tonnen Goldes betrugen. Ja Antonius hatte endlich gar geſagt; niemand wäre reich, als der ein Kriegesheer auf eigne Koſten ins Feld ſtellen könnte. Daher war es kein Wunder, daß man die Jugend gleich in den erſten Jahren zur Haushaltung, und folglich zum Rechnen anführete. Dieſes war nun eine ſchlechte Vorbereitung zur Poeſie.

129. Albinus war ein berühmter Wucherer damaliger Zeit, der ſeinen Sohn zu nichts anders, als zum Rechnen anführete. Horaz denkt auch in der VI. Sat. des I. B. daß die großen Stadt-Hauptleute, Centuriones, es nicht anders gemacht. Boileau hat in ſeiner ſiebenten Satire dieſe Stelle nachgeahmet.

6

Rem poteris ſervare tuam. Redit uncia: quid fit?
Semis. At, hæc animos ærugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit; ſperamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro, & lævi ſervanda cupreſſo.

Aut prodeſſe volunt, aut delectare poetæ:
Aut ſimul & jucunda & idonea dicere vitæ.
Quidquid præcipies, eſto brevis: ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.
Omne ſupervacuum pleno de pectore manat.
Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris;
Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi:
Neu pranſæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.
Centuriæ ſeniorum agitant expertia frugis:
Celſi prætereunt auſtera poemata Rhamnes.
Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci;
Lectorem delectando, pariterque monendo.
Hic meret æra liber Soſiis: hic & mare tranſit,
Et longum noto ſcriptori prorogat ævum.

Sunt delicta tamen, quibus ignoviſſe velimus.

Nam

130. Unvergänglich. Im Grundterte heißt es: Verſe, die man mit Cedernſafte überſtreichen, und in Cypreſſenholze aufbehalten wird. Der Cederſaft hat eine erhaltende Kraft, weil die Schaben und Motten dasjenige nicht freſſen, was damit gerieben worden. Und die Schachteln von Cypreſſenholz haben eben die Tugend an ſich. Horaz ſpottet der Römer, daß ſie bey ſolcher Zucht, große Poeten zu erziehen hofften. Große Finanzräthe werden ſehr magere Poeten.

131. Entweder ꝛc. Nicht, als wenn es nach Horazens Meynung recht wäre, einige Gedichte zur Luſt, und andere des Nutzens halber zu machen: ſondern, weil einige Poeten dieſes, die andern jenes zum Endzwecke haben. Ein theatraliſcher Poet ſoll ſich beydes vorſetzen: wiewohl es ſcheint, daß er hier nur von Komödien allein reden wolle. Es ſoll alſo ein Komödienſchreiber nicht nur durch lauter Harlekinspoſſen ein Gelächter zu erwecken ſuchen; ſondern ſich auch bemühen, ſeinen Zuſchauern zu nutzen, das iſt, ſie klüger und tugendhafter zu machen.

132. Ueberflüßig. Horaz braucht das Gleichniß von einem Gefäße, in welches man mehr gießen will, als es faſſen kann. Wie nun das übrige herunter fleußt, und alſo vergebens verſchwendet iſt; ſo ſind auch die überflüßigen Lehren umſonſt. Man giebt nicht mehr acht, wenn ſie zu langweilig ſind; und läßt ſie zu einem Ohre hinein, zum andern aber heraus. Das lehrt uns: die Sittenlehren in theatraliſchen Poeſien müſſen kurz gefaſſet ſeyn, und nicht über ein paar Zeilen austragen. Dieſe Lection gehört für die Poeten, die erbaulich ſchreiben wollen.

133. Die Fabel. Dieſe Regel geht diejenigen an, die nur durch ihre Fabeln beluſtigen wollen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt dasjenige, was ſie vor allen Dingen beobachten ſollen. Dichten iſt

keine

Noch mehr: Ich habe fünf, und ſetze drey darzu,
Was machts, mein Söhnchen? acht. Ach Kind! wie klug biſt du?
Bey ſolcher feinen Zucht erwachſen unſre Knaben;
Und doch hofft Rom dereinſt Gedichte gnug zu haben,
Darinn der Zeit zu Troſt, das prächtige Latein
Bis auf die ſpäte Welt ſoll unvergänglich ſeyn. (130)
Entweder ein Poet ſucht Nutzen oder Luſt; (131)
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit kluger Bruſt.
Im Lehren ſey man kurz, die nutzerfüllten Sachen,
Gemüthern guter Art nicht gar verhaßt zu machen.
Was überflüßig iſt, (132) vergißt man gar zu leicht.
Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht. (133)
Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube.
Man reiße nicht das Kind den Hexen (134) aus dem Leibe,
Die es bereits verzehrt. Die Aelteſten der Stadt, (135)
Verachten ein Gedicht, das nichts geſetztes hat:
Der hohe Ritterſtand (136) mag lauter Ernſt nicht hören.
Der wird vollkommen ſeyn, der theils geſchickte Lehren,
Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
Zum Theil dem Leſer nützt, zum Theil Ergetzung bringt.
Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet;
Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret.
Zwar Dichter fehlen auch; (137) und man verzeiht es leicht,
Indem die Seyte doch nicht ſtets den Ton erreicht,

Den

keine Kunſt: aber ſo dichten, daß es noch einigermaßen gläublich heraus komme, und der Natur ähnlich ſey; das iſt dem Poeten ein Lob.

134. Den Hexen, Lamiæ. Die Alten glaubten einen König der Leſtrigonier, Lamius, der Menſchenfleiſch freſſen ſollte. Man ſehe, was Homer in der Odyſſee davon geſchrieben. Daher dichtete man auch eine Königinn, Lamia, die Kinder freſſen mußte. Die Römer machten nachmals eine grauſame Zauberinn daraus, und ſchreckten ihre Kinder damit. Ohne Zweifel hatte etwa ein damaliger Poet eine ſolche Hexe auf die Bühne gebracht, und ihr das verzehrte Kind wieder aus dem Leibe reißen laſſen. Das iſt nun die unglaublichſte Sache von der Welt; ſo groß auch die Macht einer Hexe immermehr angenommen wird.

135. Die Aelteſten. Die anſehnlichſten Männer von reifem Verſtande und ernſthaftem Weſen, mögen kein Schauſpiel ſehen, darinn nichts kluges vorkömmt. Kinderpoſſen und lauter luſtige Schwänke ſchicken ſich für ihre Jahre nicht. Bey uns gehts eben ſo. So lange man lauter italieniſche Burlesken, oder deutſche Poſſenſpiele von Hanswürſten, dummen Jungen Petern und Kuchenfreſſern, aufführen wird, ſo lange hat man keine anſehnliche Zuſchauer zu hoffen. Man ſpiele aber ernſthafte Trauerſpiele, und regelmäßige Luſtſpiele, ſo werden die vernünftigſten Männer ſich in den Schauplatz dringen.

136. Der hohe Ritterſtand. Celſi Rhamnes. Die Römer waren vom Romulus in drey Claſſen getheilet worden, davon waren die Rhamnenſer die erſten. Das Wort Celſi machts alſo, daß man nicht den römiſchen Pöbel, ſondern den Adel dadurch verſteht, da man ſonſt das ganze Volk dadurch verſtehen könnte. Die Ritter und Edlen nun, mochten in Rom kein gar zu ernſthaftes Weſen gern hören, ſondern lieb-

ten

Nam neque chorda ſonum reddit, quem vult manus, & mens:
Poſcentique gravem perſæpe remittit acutum;
Nec ſemper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum ubi plura nitent in carmine; non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura. Quid ergo?
Ut ſcriptor, ſi peccat idem librarius usque,
Quamvis eſt monitus, venia caret; & citharœdus
Ridetur, chorda qui ſemper oberrat eadem:
Sic mihi, qui multum ceſſat, fit Chœrilus ille,
Quem bis terque bonum, cum riſu miror; & idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.
Verum opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Ut pictura, poeſis erit, quæ, ſi propius ſtes,
Te capiet magis, & quædam, ſi longius abſtes.

Hæc

ten was Luſtiges; dergleichen die Ko-
mödien waren. Daher folgt, ein Poet
müſſe ſich nach allen beyden richten.

137. Zwar Dichter fehlen auch.
Poeten ſind auch Menſchen: daher
können ſie leicht fehlen; und verdienen
auch, daß man ihnen zuweilen etwas
überſieht. Aber ihre Fehler müſſen we-
der aus Unwiſſenheit, noch aus Nach-
läßigkeit herkommen, wenn ſie Verge-
bung hoffen wollen. Die menſchli-
che Schwachheit und unvermeidliche
Nothwendigkeit allein entſchuldiget
ſie, wie folgende Verſe zeigen.

138. Hier und da. Die Fehler
müſſen ſehr ſelten kommen, wenn man
ſie überſehen ſoll. Wo ein Gedicht von
Schnitzern wimmelt, da fodert man
vergebens ein gelindes Urtheil. Das
Schöne muß das Schlechte weit über-
treffen, wenn ich einem etwas zu gute
halten ſoll. An Opitzen, Flemmingen,
und Dachen entſchuldige ich viele Feh-
ler wider die Reinigkeit, die ich einem
heutigen Stümper hoch anrechne.
Das macht, ihre Schriften ſind ſo
voller Geiſt und Feuer, als die heu-
tigen voller Schnee und Waſſer.

139. Stets falſche Griffe. Ein
Fehler muß nicht vielmal wiederkom-
men, wenn man ihn überſehen ſoll.
Denn wo er oft begangen wird, da zeigt
er entweder von ſeines Meiſters Un-
wiſſenheit, oder Nachläßigkeit.

140. Chörilus. Nicht der, ſo in der
75 Olympias gelebt, und auf den Sieg
der Athenienſer über den Xerxes ein ſo
ſchönes Gedicht gemacht, daß man ihm
für jede Zeile eine goldene Münze zur
Vergeltung gegeben, und befohlen, ſein
Werk, nebſt Homero, öffentlich zu leſen.
Sondern dieß war derjenige Chörilus,
der zu des großen Alexanders Zeiten
gelebt, und bey dieſem Prinzen mehr
Glück als Verdienſte gehabt. Er muß
auch wohl zuweilen ein paar kluge Zei-
len mit darunter gemacht haben. Ho-
raz ſpricht ihm dieſes nicht ab. Aber
er

Den Hand und Ohr verlangt. Es ſoll oft niedrig klingen:
Doch läßt die Laute gar den höchſten Ton erzwingen.
Ein Bogen trifft nicht ſtets, wornach er abgezielt.
Allein wenn ein Poet dem Phöbus nachgeſpielt,
Und ſeine Lieder uns faſt durch und durch gefallen,
Dann mag nur hier und da was hartes drunter ſchallen. (138)
Es geht ganz menſchlich zu. Wie leicht iſt es geſchehn.
Daß wir zu ſorglos ſind, und irgend was verſehn!
Was folgt indeſſen draus? Wie wir der Schreiber lachen,
Die, wenn man ſie gleich ſtraft, doch ſtets die Fehler machen,
Davor man ſie gewarnt; und wie ein Leyermann,
Der nur ſein altes Lied auf einer Seyte kann,
Ein Spott der Kinder wird: ſo ſetz ich den Poeten,
Der keinen Ton verſteht, und auf den heiſchen Flöten
Stets falſche Griffe macht, (139) zu jenem Chörilus; (140)
Bey deſſen Verſen ich verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was leidliches getroffen.
Hingegen ſchmerzt es mich, wann wider Wunſch und Hoffen
Homer einmal entſchläft: (141) obwohl es leicht geſchieht,
Daß ein ſo langes Werk den Schlummer nach ſich zieht.
  Ein Vers iſt Bildern gleich, (142) wo manches uns gefällt,
Wenn mans genau beſieht, und nah vor Augen ſtellt;
Indem ſich andre nur von ferne trefflich zeigen.
Dem einen iſt die Nacht und Dunkelheit faſt eigen: (143)

Das

er ſagt, daß er darüber lachen müſſe, und ſich verwundre, daß er gleichwohl zuweilen was gutes zuwege gebracht.

141. Homer entſchläft. Man führt dieſe Worte gemeiniglich verſtümmelt an, da ſie denn eine ganz andere Bedeutung haben. Der Poet will nicht ſagen, daß der gute Homer auch zuweilen fehle: ſondern er will ſagen, daß es ihm leid ſey, wenn der gute Mann einmal was verſehen habe. Es ſchmerzt ihn, daß dieſer große Dichter hier und da was ſchläfriges mit einfließen laſſen. Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus. Quandoque heißt hier quoties, nicht interdum. Das iſt ein großes Lob für den Homer. Das Gute iſt bey ihm in großer Menge; die Fehler aber ſind nur in geringer Anzahl zu finden. Und auch dieſe können noch durch die Größe ſeiner Gedichte entſchuldiget werden.

142. Ein Vers iſt Bildern gleich. Dacier erklärt dieſes auch von lauter guten Gedichten, und meynt, daß mancher guter Vers bey genauer Prüfung Stich halte, ein andrer aber nur obenhin angeſehen werden müſſe: nicht anders, als wie Bilder von gewiſſer Art ihre gewiſſe Stellung oder Entfernung erfodern. Von Gemälden hat dieſes ſeine Richtigkeit: aber von Verſen iſt es ganz anders. Ein Gedicht, das nicht die Prüfung eines Richters aushält, taugt ſo wenig, als das Gold, welches nicht Strich hält. Das Gleichniß Horatii muß von ſolchen Bildern verſtanden werden, die im Dunkeln, oder von weitem ſchön zu ſeyn ſcheinen, aber in der That ſchlecht ſind: da hingegen andere deſto mehr Schönheiten zeigen, je länger und genauer man ſie betrachtet.

143. Dem einen iſt die Nacht. Das ſind die ſchönen Werke der Poeten, die bey dem Pöbel ſo viel Beyfall finden; Kennern aber nicht gefallen. Man muß ſie gleichſam nur bey neblichtem Wetter leſen; ſonſt gefallen ſie einem

Hæc amat obſcurum: volet hæc ſub luce videri,
Judicis argutum quæ non formidat acumen.
Hæc placuit ſemel; hæc decies repetita placebit.
O major juvenum, quamvis & voce paterna
Fingeris ad rectum, & per te ſapis; hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi. Conſultus juris, & actor
Cauſarum mediocris, abeſt virtute diſerti
Meſſallæ, nec ſcit quantum Caſcellius Aulus;
Sed tamen in pretio eſt: mediocribus eſſe poetis,
Non Dî, non homines, non conceſſere columnæ.
Ut gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, & Sardo cum melle papaver
Offendunt; poterat duci quia cœna ſine iſtis:
Sic animis natum inventumque poema juvandis,
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

Ludere qui neſcit, campeſtribus abſtinet armis;
Indoctusque pilæ, diſcive trochive quieſcit;

Ne

nem nicht. Ich will ſagen, man muß einen finſtern Verſtand haben, wenn man ſie bewundern will. Bey dem Lichte einer geſunden Kritik verſchwinden alle ihre Schönheiten. Daher fürchten auch ihre Urheber nichts mehr, als die Prüfung eines ſcharfſichtigen Kenners.

144. Caſcellius und Meſſalla. zween groſſe Redner damaliger Zeiten Dieſer hieß Meſſala Corvinus, deſſen Horaz auch in der XXI. Ode des III. B. gedenkt, und an den auch Tibullus ein Gedicht geſchrieben. Jener heißt Aulus Caſcellius, und war zugleich ein gründlicher Rechtsgelehrter, von groſſem Anſehen: der das Herz gehabt, ſich dem Triumvirate Antons, Octavs und des Lepidus zu widerſetzen.

145. Nur mittelmäßig. Wenn die Verſe nicht ſchön ſind, ſo taugen ſie ſchon nichts. Und wenn ſie weiter nichts guts an ſich haben, als daß ſie rein und ungezwungen fließen: ſo ſind ſie ſchon ſchlecht. Daher ſieht man, daß ſo viele Dichter, die eben nicht ſehr fehlerhaft bey uns geſchrieben, gleich unter die Bank gerathen, und nicht geleſen werden. Das macht, ſie ſind nur mittelmäßig.

146. Kein Muſenchor. Phöbus und ſeine Schweſtern geſtehens nicht, daß ſie dem Dichter ſo was ſchlechtes eingegeben: weil es ihnen zur Schande gereichen würde, nur mittelmäßige Gedichte hervorgebracht zu haben.

147. Bücherkram, Columnæ. Es

gab

Das andre liebt den Tag und volles Sonnenlicht,
Und ſcheuet dergeſtalt die ſchärfſte Prüfung nicht.
Dieß mag man einmal kaum; und jenes zehnmal leiden:
Denn man erblickt es ſtets mit neuer Luſt und Freuden.
Drum merk, o Piſo, dir die güldne Regel an,
Wiewohl des Vaters Wort dich ſattſam leiten kann,
Und du ſchon ſelber weiſt die Sachen zu entſcheiden:
Man kann in mancher Kunſt die Mittelſtraße leiden.
Ein Rechtsgelehrter darf nur mittelmäßig ſeyn.
Ein Redner ebenfalls darf nicht ſo ungemein,
Als ein Caſcellius und ein Meſſalla ſprechen; (144)
Doch hält man beyde werth, und wird ſich nicht entbrechen,
Sie lobend zu erhöhn. Allein daß ein Poet
Nur mittelmäßig iſt, und nicht aufs höchſte geht: (145)
Das hat kein Muſenchor, kein Phöbus zugegeben; (146)
Das wird kein kluger Menſch, kein Bücherkram (147) erheben.
Muſiken ſonder Kunſt, und voller Uebelklang,
Ein halbverfaultes Oel, und Salben voll Geſtank,
Ein herber Honigſeim, (148) das Werk der Sarderbienen;
Was werden die zur Luſt bey fetten Tafeln dienen?
Wie man nun ohne ſie ſich leicht behelfen kann;
So ſieht man kein Gedicht mit holden Augen an,
Das kein Vergnügen giebt (149) wozu mans doch erfunden,
Als man zum erſtenmal das Sylbenmaaß gebunden.
So bald ein matter Vers den Gipfel nicht erreicht,
Bemerkt man, daß er ſinkt, und in der Tiefe kreucht.
Wer kein Turnier verſteht, (150) enthält ſich doch der Waffen:
Wer nie den Ball geſpielt, hat nichts damit zu ſchaffen;

Denn

gab Pfeiler in Rom, wo man die Titel von neuen Büchern anſchlug Einige meynen, die Poeten hätten ſolches gethan, um bekannt zu machen, wenn und wo ſie ihre neue Gedichte den Liebhabern vorleſen wollten. Aber es iſt wahrſcheinlicher, daß die Buchhändler ſolches gethan; welche gewiß die Poeten nicht lobten, wenn ihre Sachen ſchlecht abgiengen.

148. **Ein herber Honigſeim.** In Sardinien giebt es ſolche bittre Kräuter und Blumen, daß ſelbſt das Honig davon bitter ſchmecken ſoll: Virgil ſchreibt in der VIII Ecloge. Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis

149. **Das kein Vergnügen giebt.** Eine Sache, die nicht geſchickt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, die taugt gewiß nicht. Die Poeſie aber ſoll zum Vergnügen drr Menſchen gereichen: alſo wird ſie verwerflich ſeyn, wenn ſie ſolches nicht erweckt. Was ſoll man denn von den harten und gezwungenen Verſen einiger Neuern ſagen?

150. **Turnier.** Ludere hieß bey den Lateinern, alle diejenigen Uebungen mit machen, die auf dem martialiſchen Gefilde, von der römiſchen Jugend unternommen wurden. Dahin gehörte das Reiten, Ringen, Schwimmen, Ballſpielen, Tellerwerfen, der Kreiſel u. d. gl. Das alles heißt hier der Poet campeſtria arma. Ich habe das Wort Turnier gebraucht, weil die alten Spiele uns nicht mehr

bekannt

Ne ſpiſſæ riſum tollant impune coronæ:
Qui neſcit, verſus tamen audet fingere. Quid ni?
Liber & ingenuus, præſertim cenſus equeſtrem
Summam numorum, vitioque remotus ab omni.

Tu nihil invita dices faciesve Minerva:
Id tibi judicium eſt, ea mens. Si quid tamen olim
Scripſeris, in Meti deſcendat judicis aures,
Et patris & noſtras; nonumque prematur in annum.
Membranis intus poſitis delere licebit,
Quod non edideris: neſcit vox miſſa reverti.

Silveſtres homines ſacer, interpresque deorum
Cædibus, & victu fœdo deterruit Orpheus:
Dictus ob hoc lenire tigres, rabidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanæ conditor arcis,
Saxa movere ſono teſtudinis, & prece blanda
Ducere quo vellet, Fuit hæc ſapientia quondam,
Publica privatis ſecernere, ſacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare jura maritis

Oppi-

bekannt ſind. Es läuft aber auf eins hinaus.

151. Jeder Verſe macht. Liber & ingenuus, das ſind die freyen Römer, und die von Knechten herſtammen. Horaz ſpricht dieſen Leuten nicht die Fähigkeit zur Poeſie ab. Er war ſelbſt der Sohn eines Freygelaſſenen, wie er in einem Schreiben an den Mäcenas geſteht. Aber es miſchte ſich in Rom alles in die Poeſie.

152. Geld und Titel. Equeſtrem ſummam numorum. Wer in Rom 400000 Seſtertien, oder 25000 Kaiſergulden beſaß, der konnte in den Ritterſtand kommen. Er mußte aber auch ſonſt von guter Aufführung ſeyn. Weil es nun unter Leuten von dieſem Vermögen und Stande zu Rom viel eingebildete Poeten gab: ſo macht ſich Horaz den Einwurf: Warum ſollte einer, der vom Ritterſtande iſt, und nicht nur reich, ſondern auch wohlgeſittet iſt, nicht ein Poet ſeyn können? Ein recht vortrefflicher Schluß!

153. Du zwingſt. Der Poet redet den jungen Piſo an, und lobt ihn, daß er von dieſem Vorurtheile frey ſey. Gemeiniglich führt man es als eine Regel an: welches außer dem Zuſammenhange wohl angeht; aber im Texte nicht.

154. Tarpens Ohr. Spurius Metius Tarpa, ein ſcharfer Kriticus, der nebſt andern vom Auguſt beſtellet war, die Gedichte der damaligen Poeten zu cenſiren. Sie verſammleten ſich in dem Tempel Apollons, der zum Vorleſen poetiſcher Sachen im kaiſerlichen Pallaſte gewidmet war. Dieſe poetiſche Geſellſchaft hat auch nach Auguſts Abſterben noch eine Weile gedauret. Onuphrius Panvinius erzählt, daß

unter

Denn wer ſich ſo vergeht, wird häßlich ausgelacht.
Hingegen nimmt man wahr, daß jeder Verſe macht, (151)
Der doch die Kunſt nicht kann. Warum nicht? Geld und Titel, (152)
Sind ihrer Meynung nach der wahren Dichtkunſt Mittel.
Du zwingſt dich zwar zu nichts, was Pallas dir verſagt; (153)
Das zeigt, wie klug du biſt: doch, wenn dein Witz es wagt,
Hinführo auch einmal ein Probeſtück zu dichten:
So laß erſt Tarpens Ohr (154) und deinen Vater richten,
Und dann mich ſelbſt vieleicht, wie dirs damit geglückt;
Dann werd es noch neun Jahr bedächtig unterdrückt. (155)
So lang es bey dir liegt, iſt leicht was ausgeſtrichen:
Kein Wort kehrt wieder um, ſo bald es dir entwichen.
Von ſchnöder Lebensart, von Mord und Unverſtand
Hat Orpheus, der Poet, die Menſchen abgewandt; (156)
Die wilden Thieren gleich in wüſten Wäldern tobten,
Und nachmals ſeine Kunſt als übermenſchlich lobten.
Drum ſagt man ſonſt, daß er der Tyger Wuth gezähmt,
Der Löwen Raſerey zur Lindigkeit bequemt.
Amphion ebenfalls (157) ſoll durch die Dichtergaben,
Und ſeiner Cither Klang ein Schloß erbauet haben:
Weil auf der Seyten Ton ſich Stein und Holz bewegt,
Bis Thebens Mauer ſich freywillig angelegt.
Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten, (158)
Zu zeigen, was für gut und ſtrafbar ſey zu halten,
Was recht und ſchändlich war, der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,

Die

unter Domitians Regierung, ein junger Menſch, L. Valerius Pudens, beſage einer Inſcription, mit einhälligen Stimmen der Richter gekrönet worden: Coronatus eſt inter Poetas latinos, omnibus ſententiis Judicum. Horaz gedenkt dieſes Tarpa auch in der X. Sat. des I. B.

155. Noch neun Jahr. Catullus gedenkt, daß ſein guter Freund Cinna, ſein Gedicht, Smyrna genannt, ſo lange fertig gehabt, ehe ers heraus gegeben. Iſokrates hat über ſeinem Panegyricus 10 Jahre zugebracht. Doch will Horaz nicht, daß aus der Behutſamkeit in der Ausbeſſerung, eine unendliche Arbeit werden ſoll: er will nur der Uebereilung ſteuren, und ſetzt eine beſtimmte Zahl für eine unbeſtimmte.

156. Orpheus. Ein alter Poet, der zu Moſis Zeiten, anderthalb tauſend Jahre vor Chriſti Geburt, gelebet. Die Oden, die man unter ſeinem Namen noch zeiget, ſind nicht von ihm.

157. Amphion. Kadmus hatte Theben erbauet. Etwa dreyßig Jahre nach ihm kam Amphion, der durch ſeine Muſik, Poeſie und Beredſamkeit es ſo weit brachte, daß die Thebaner eine Mauer um die Stadt baueten, ja auch ein feſtes Schloß anlegten.

158. Die Weisheit ꝛc. Die erſten Poeten waren eigentlich Weltweiſe und kluge Staatsleute, inſoweit es ihre Zeiten zuließen. Sie bedienten ſich nur der Poeſie, zu ihrem Zwecke zu gelangen, und die widerſpenſtigen Gemüther dadurch zu bändigen. Ihre Abſicht war, das wilde Volk die natürlichen Geſetze der Vernunft, oder das Recht der Natur zu lehren, und es zum geſellſchaftlichen Leben anzuführen. Kurz, die Poeten

Oppida moliri, leges incidere ligno.
Sic honor, & nomen divinis vatibus, atque
Carminibus venit. Poſt hos inſignis Homerus
Tyrtæusque, mares animos in martia bella
Verſibus exacuit: dictæ per carmina ſortes;
Et vitæ monſtrata via eſt: & gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Muſa lyræ ſollers, & cantor Apollo.

Natura fieret laudabile carmen, an arte?
Quæſitum eſt: ego nec ſtudium, ſine divite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium. Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & conjurat amice.
Qui ſtudet optatam curſu contingere metam,
Multa tulit fecitque puer: ſudavit, & alſit
Abſtinuit Venere & vino. Qui Pythia cantat
Tibicen, didicit prius, extimuitque magiſtrum.
Nunc ſatis eſt dixiſſe: Ego mira poemata pango!
Occupet extremum ſcabies; mihi turpe relinqui eſt,
Et quod non didici, ſane neſcire fateri.

Vt præco, ad merces turbam qui cogit emendas,
Aſſentatores jubet ad lucrum ire poeta:
Dives agris, dives poſitis in fœnore numis.

Si

waren die erſten Philoſophen, Rechtsverſtändigen und Gottesgelehrten.

159. Tyrtäus war ein kleiner, lahmer und pucklichter Schulmeiſter zu Athen. Die Athenienſer ſchickten ihn aus Spott den Lacedämoniern zum Feldherrn wider die Meſſenier: weil ſie auf Befehl des Orakels einen Hauptmann aus Athen holen ſollten. Er verlohr anfänglich etliche Schlachten, zuletzt aber las er an der Spitze ſeines Heeres derſelben ein ſo bewegliches Gedicht von ſeiner Arbeit vor, daß ſie von neuem ein Herz faßten, die Meſſenier angriffen und überwanden.

160. Was künftig war. Horaz zielt auf die Orakel, die man in dieſem andern Alter der Poeſie in Verſen zu geben angefangen, da ſie vorher nur proſaiſch geantwortet hatten.

161. Man fragt. Nichts iſt bey jungen Leuten gewöhnlicher, als dieſe Frage; zumal, wenn ſie hören, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Haben ſie nun etwa ein gutes Naturell zum Reimen: ſo bilden ſie ſich ein, ſie brauchten nun keiner beſchwerlichen Regeln mehr; als die doch ohnedieß keinen Poeten machten. Sie ſchreiben alſo in den Tag hinein, und dichten auf ein gerathe wohl. Alle ihre Einfälle müſſen gut, und alle Fehler lauter

Orakel

Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.
Tyrtäus (159) und Homer hat nachmals dargethan,
Wie muthig ein Gedicht zum Streite machen kann:
Man hat, was künftig war, in Verſen angezeiget, (160)
Des Lebens Pflicht gelehrt, der Fürſten Herz geneiget;
Das Luſt- und Trauerſpiel erdacht und ausgeſchmückt,
Daran ſich das Gemüth nach langer Müh erquickt.
Drum ſchäme dich nur nicht, der Muſen lauten Chören,
Und was Apollo ſingt, o Piſo, zuzuhören.
Man fragt, ob Kunſt und Fleiß den Dichternamen bringt, (161)
Und ob es nicht vielmehr durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder ſehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß, für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunſt ſtimmt ein;
Und beydes wird alſo dem Dichter nöthig ſeyn.
Wer das erwünſchte Ziel im Laufen will ereilen,
Der thut und duldet viel, und ſchwitzt und friert zuweilen,
Vermeidet Lieb und Wein. Ja wenn an Phöbus Feſt
Ein Pfeifer ſeinen Ton vor andern hören läßt:
So hat er längſt zuvor die ſchwere Kunſt gefaſſet,
Und iſt in ſtrenger Zucht gar oft vor Furcht erblaſſet.
Doch itzo iſts genug, wenn jemand ſelber ſpricht:
Ich dichte trefflich ſchön! (162) zum mindſten darf ich nicht
Der allerletzte ſeyn; (163) vielweniger geſtehen,
Ich hätt es nicht gelernt, den Regeln nachzugehen.
So wie der Mäkler ſonſt das Volk, das ihn umringt,
Zu der verlegnen Waar in einen Klumpen zwingt:
So lockt ein Dichter oft die Schmäuchler ſeiner Künſte,
Weil er begütert iſt, zum ſchändlichſten Gewinnſte. (164)

Wer

Orakel ſeyn. Andere, die kein Fünkchen natürlichen Witz beſitzen, wollen alles aus Regeln lernen. Aber beyde fehlen, und Horaz hilft ihnen zurecht.

162. Ich dichte trefflich ſchön. Die ſchlimmen Poeten krönen ſich immer am erſten, und loben ſich fleißig. Sie haben Urſache dazu; denn andere wollen es nicht thun. Der eine meynt, in Scherzgedichten ſey er glücklich; der andre ſagt, ſeine Stärke ſey in Satiren; der dritte hält ſich in Lobgedichten für einen Meiſter u. ſ. w. Daher halten ſie es für überflüßig, die Regeln der Alten zu leſen, oder ſonſt Lehren anzunehmen.

163. Der allerletzte ſeyn. Wer ſich lange mit Regeln aufhält, der bleibt hinten, und kann nicht ſo geſchwinde ganze Bände, mit ſeinen Gedichten angefüllet, herausgeben. Andre kommen ihm zuvor, und werden eher Poeten: daher hat er keine Zeit, die Kunſt recht zu faſſen. Man wird es auch ohne dieß wohl glauben müſſen, daß er ſie verſtanden habe: es mag ſich ſonſt um die Regeln bekümmern, wer da will.

164. So lockt. Horaz kömmt hier auf ein anderes nöthiges Stück. Natur und Kunſt iſt noch nicht genug. Ein Poet muß auch gute Freunde haben, die ſeine Gedichte ſcharf beurtheilen Daran fehlt es nun den reichen Poeten, und

denen,

Si vero eſt, unctum qui recte ponere poſſit,
Et ſpondere levi pro paupere, & eripere atris
Litibus implicitum: mirabor, ſi ſciet inter-
Noſcere mendacem verumque beatus amicum.

Tu ſeu donaris, ſeu quid donare voles cui,
Nolito ad verſus tibi factos, ducere plenum
Lætitiæ: clamabit enim, pulchre, bene, recte!
Palleſcet ſuper his; etiam ſtillabit amicis
Ex oculis rorem; ſaliet, tundet pede terram.
Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura, dolentibus ex animo: ſic
Deriſor, vero plus laudatore, movetur.

Reges dicuntur multis urgere culullis,
Et torquere mero, quem perſpexiſſe laborent.
An ſit amicitia dignus? Si carmina condes,
Nunquam te fallant animi ſub vulpe latentes.
Quinctilio ſi quid recitares: Corrige, ſodes,
Hoc, ajebat, & hoc. Melius te poſſe negares,
Bis, terque expertum fruſtra; delere jubebat,
Et male tornatos incudi reddere verſus.
Si defendere delictum, quam vertere, malles:
Nullum ultra verbum, aut operam inſumebat inanem.

Quin

denen, die bey Hofe viel zu bedeuten ſcheinen. Jedermann ſcheuet ſich, ihnen die Wahrheit zu ſagen. Das macht, ſie tractiren ihre Schmäuchler gut, oder machen ihnen viel Verheißungen und Luftſchlöſſer: und aus Erkenntlichkeit lobet man ſie dafür. Dahin gehört das Gleichniß von dem Mäkler.

165. Ein Spötter. Man kann die Häuchler faſt an der Verwegenheit ihrer Lobſprüche kennen. Wenn der vernünftige Richter ſagt, ein Gedicht ſey hübſch und wohlgerathen: ſo nennt es der Schmäuchler unvergleichlich, unverbeſſerlich. Das mäßige Lob eines ſcharfen Kenners, ja nur der bloße Beyfall eines Kunſtrichters vergnüget mich weit mehr, als der entzückte Ausruff eines Unverſtändigen, und die verſtellte Bewunderung eines eigennützigen und falſchen Freundes.

166. Fuchspelz. Animi ſub vulpe latentes. Horaz zielt hier ohne Zweifel auf die Fabel vom Fuchſe und Raben, der den Käſe geſtohlen hatte.

167. Quintil. Dieß iſt Quintilius

Varius

Wer oft ein Gaſtmahl giebt, und wohl bewirthen kann,
Für Schuldner Bürge wird, und manchen armen Mann,
Der in Proceſſen ſteckt, vermögend iſt zu retten;
Von dem erkühn ich mich ohn alle Scheu zu wetten:
Für Liebe zu ſich ſelbſt erkennt er ſelber nicht,
Des wahren Freundes Wort, und was ein Häuchler ſpricht.
Beſchenkſt du einen Freund; ſo zeige nur dein Blatt
Demſelben, nicht alsdann, wenn ers empfangen hat,
Voll Luſt und Freuden iſt. Sonſt wird er ſich nicht ſcheuen:
Vortrefflich, ungemein! auf jedes Wort zu ſchreyen.
Er wird entzücket ſtehn; ein heißer Thränenguß
Wird aus den Augen thaun; und ſein geſtampfter Fuß
Wird tanzend luſtig ſeyn. Denn ſo, wie bey den Leichen
Die nächſten Erben faſt den Klageweibern weichen,
Die man für Geld gedingt, zu heulen und zu ſchreyn:
So wird ein Spötter auch weit mehr gerühret ſeyn, (165)
Als Freunde guter Art, die deiner Dichtkunſt Proben
Vernünftig eingeſehn, und mit Verſtande loben.
Man ſagt, daß Könige zum Trunke zwingen ſollen,
Wenn ſie der Diener Herz und Art erforſchen wollen;
Bevor ſie ſich vertraun. Machſt du nun ein Gedicht,
So traue doch durchaus den ſchlauen Schmäuchlern nicht.
Ihr glatter Fuchspelz deckt ein hinterliſtig Weſen (166)
So oft man dem Quintil (167) was pflegte vorzuleſen,
So ſprach er: Aendre dieß, und jenes beßre noch.
Ich kann nicht, ſage man; und gleichwohl hab ichs doch
Mehr als einmal verſucht. So muß die Zeile weichen! (168)
War ſein gewohnter Rath; ſie iſt leicht auszuſtreichen:
Dann muſtre deinen Vers, und ſetz an ſeiner ſtatt
Was beſſers an den Ort, wo er geſtanden hat.
Vertheidigte man ſich, und blieb bey ſeinen Grillen: (169)
So ſprach er weiter nichts, um ſolches Dünkels willen;

Und

Varius, der dritte Hofpoet des Kaiſers Auguſti, ein guter Freund Virgils und Horazens. Er war ſchon geſtorben, als dieſer ſeine Dichtkunſt ſchrieb, denn wir finden eine Ode auf ſeinen Tod L. I. Od. 24. Drum redet Horaz von ihm in der vergangenen Zeit. So pflegte ſich ein römiſcher Poet des andern Beurtheilung zu unterwerfen. Varius beurtheilte den Virgil und Horaz, und dieſe ihn wieder: daher wurden ſie ſo vollkommen. Bavius und Mävius waren für ſich allein klug, und ließen ſich nicht beurtheilen: darum blieben ſie Stümper.

168. So muß die Zeile weichen. Das iſt eine ſcharfe Cenſur. Viele meynen, wenn ſie eine ſchlechte Stelle ihrer Gedichte nicht ausbeſſern können, wiewohl ſie alle ihre Mühe daran gewandt: ſo ſey es ſchon genug. Sie halten ſich nunmehr ſchon für berechtiget, ſie, ſo ſchlecht ſie iſt, ſtehen zu laſſen. Allein vergebens! Es iſt noch ein Mittel übrig. Man ſtreiche ſie gar aus! Ja, ſpricht man, es iſt gleichwohl ein ſchöner Gedanken!

Quin ſine rivali teque & tua ſolus amares.
Vir bonus & prudens verſus reprehendet inertes,
Culpabit duros, incomtis allinet atrum
Transverſo calamo ſignum, ambitioſa recidet
Ornamenta, parum claris lucem dare coget,
Arguet ambigue dictum, mutando notabit:
Fiet Ariſtarchus. Nec dicet: Cur ego amicum
Offendam in nugis? hæ nugæ ſeria ducent
In mala, deriſum ſemel exceptumque ſiniſtre.
Ut mala quem ſcabies aut morbus regius urget,
Aut fanaticus error, & iracunda Diana:
Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque poetam,
Qui ſapiunt; agitant pueri, incautique ſequuntur.
Hic, dum ſublimes verſus ructatur, & errat,
Si veluti merulis, intentus decidit auceps
In puteum, foveamve: licet; Succurrite, longum
Clamet, io cives! non ſit, qui tollere curet.
Si quis curet opem ferre, & demittere funem:
Qui ſcis, an prudens huc ſe dejecerit, atque
Servari nolit? Dicam, ſiculique poetæ
Narrabo interitum. Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Inſiluit. Sit jus, liceatque perire poetis.

Invi-

danken! Umſonſt, wenn der Vers nicht auch ſchön iſt. Man ſetze einen an die Stelle, der noch ſchöner iſt, und doch wohl klappt. Ein Poet muß keine Affenliebe gegen ſeine Einfälle haben.

169. Vertheidige man ſich. Gewiſſe Leute bitten einen um ſeine Cenſur. Man entſchuldigt ſich anfangs; man lobt ſie, man will nicht daran. Allein umſonſt: ſie laſſen nicht nach. Endlich gehorcht man ihnen, und erinnert bald hie, bald da etwas. Aber was hilfts? Sie wiſſen alles beſſer. Man ſage, was man will: ſie ändern dennoch nichts. Was man tadelt, das bewundern ſie deſtomehr, und es ſtecken allezeit verborgene Schönheiten in ihren Fehlern. Was iſt da zu thun? Man mache es, wie Varius gethan, und laſſe die Affen gehn.

170. So machts. Dieß iſt eine ſchöne Stelle für poetiſche Geſellſchaften, und andere Kunſtrichter. Sie haben dreyerley Pflichten zu beobachten. Sie müſſen verbeſſern, ausmuſtern und hinzuſetzen.

171. Ari-

Und ließ den Affen gehn, der ſeine Jungen liebt,
Wenn ihm gleich ſonſt kein Menſch den mindſten Beyfall giebt.
So machts ein kluger Mann, (170) er tadelt matte Zeilen,
Verwirft ein hartes Wort, bemerkt auch wohl zuweilen,
Am Rande, wo der Vers was ungeſchicktes zeigt.
Er meiſtert allen Schmuck, der gar zu prächtig ſteigt.
Was unverſtändlich iſt, das heißt er klärer machen,
Beſtraft den Doppelſinn, und wird in allen Sachen
Ein andrer Ariſtarch. (171) Er fragt nicht kummervoll,
Warum er einen Freund um nichts verſcherzen ſoll?
So ſchlecht dieß alles ſcheint, ſo wirkt es doch zu Zeiten,
In Wahrheit, etwas mehr, als ſchlechte Kleinigkeiten; (172)
Dein Schmäucheln macht ihn ſtolz, dein höflicher Betrug
Bläſt einen Dichter auf: ſo wird er nimmer klug.
Und wie man Leute fleucht, die ſich die Krätze ſchaben,
Die Gelbſucht, Raſerey, und Mondenkrankheit haben;
So wird ein kluger Menſch, vor tollen Dichtern fliehn,
Die Knaben werden ihn, zum Hohngelächter ziehn:
Nur von der dummen Schaar, der Witz und Vorſicht fehlet,
Wird er der kleinen Zahl der Dichter beygezählet.
Wie ſonſt ein Vogler oft, wenn er nach Amſeln ſtellt,
Aus Unvorſichtigkeit in Brunn und Grube fällt:
So ſtürzt ſich ein Poet, der hohe Verſe ſpeyet,
Oft ſelber in Gefahr. Geſetzt nun, daß man ſchreyet:
Ihr Leute! rettet, helft! Iſt doch kein Menſch zu ſehn.
Wer weis auch in der That, obs nicht mit Fleiß geſchehn?
Und ob er auch einmal, wenn man ihm helfen ſollte,
Das zugeworfne Seil, mit Dank ergreifen wollte?
Er kömmt mit Willen um. Ich ſpreche nicht zu ſcharf:
Wie ſich Empedokles (173) in Aetnens Klüfte warf,
Als ihm das kalte Blut ſo melancholiſch worden,
Daß er dadurch verhofft, zum hohen Götterorden,

Sich

171. Ariſtarch. Das war ein großer Kriticus, der zu den Zeiten des Ptolomäus Philadelphus gelebt. Er hat vier und zwanzig Bücher, Erklärungen über den Homer, Ariſtophanes und andere griechiſche Poeten geſchrieben. Es iſt Schade, daß dieſelben verlohren worden. Er hat eine ſo ſcharfe Beurtheilungskraft im Beurtheilen gewieſen, daß man ihn einen Propheten genennet; weil ihm das verborgenſte klar und entdeckt geſchienen.

172. Mehr als Kleinigkeiten. Dieß iſt ſehr vernünftig geſprochen. Kleine Dinge ziehen vielmal was Großes nach ſich. Die Schmäucheley gegen einen Poeten macht ihn ſtolz. Der Stolz lehrt ihn hernach alles andere verachten, ja er ſelbſt wird bey Kennern auslachens würdig. Das ärgſte iſt, daß ſolche Leute hernach gar aufhören, Lehre anzunehmen. Sie halten ſich ſchon für vollkommen: darum wollen ſie ſich nicht mehr beſſern, wenn ſie gleich könnten.

173. Empedokles. Ein Weltweiſer

und

Invitum qui ſervat, idem facit occidenti.
Nec ſemel hoc fecit, nec ſi retractus erit, jam
Fiet homo, & ponet famoſæ mortis amorem.
Nec ſatis apparet, cur verſus factitet? utrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Moverit inceſtus? certe furit, ac velut urſus,
Objectus caveæ, valuit ſi frangere clathros,
Indoctum doctumque fugat recitator acerbus.
Quem vero arripuit, tenet occiditque legendo:
Non miſſura cutem, niſi plena cruoris, hirudo.

Sich ſelber zu erhöhn: ſo geht es hier wohl an.
Man laß es ihm denn zu, daß er verderben kann.
Wer wider Willen hilft, wird ſchlechten Dank erwerben;
Drum laſſe man getroſt den tollen Dichter ſterben.
Es iſt ſein erſtes nicht, daß er nach Unglück ringt; (174)
Und wenn man ihn gleich itzt mit Fleiß zurechte bringt,
So wird er darum doch die Thorheit nicht verlaſſen,
Vielweniger den Weg zum Untergange haſſen.
Man ſieht auch endlich nicht, warum ein böſer Geiſt,
Poeten ſolcher Art zum Verſemachen reißt.
Ob ſie des Vaters Grab (175) durch ihren Harn entweihet?
Ob ſie kein Heiligthum in ihrer Wuth geſcheuet? (176)
Ob ihre Frevelthat der Götter Haus befleckt?
Das weis ich, ſie ſind toll; und wie ein Bär uns ſchreckt,
Wenn er des Kerkers Schloß und Riegel durchgebrochen;
So flüchtet alles weg, wenn ſie ein Wort geſprochen.
Denn wer ergriffen wird, daß er ſie hören muß,
Der kömmt ſo bald nicht los, und ſtirbt faſt vor Verdruß:
Weil ſie, den Egeln gleich, nicht eh die Haut verlaſſen,
Bis ſie nicht fähig ſind, mehr Blut in ſich zu faſſen.

und Poet in Sicilien, der noch vorm Ariſtoteles gelebt, und ein poetiſches Werk von der Naturlehre geſchrieben hat; wie nachmals Lucretius im Lateiniſchen gethan. Man beſchuldigt den Empedokles, daß er gern vergöttert worden wäre, weswegen er in den feuerſpeyenden Berg Aetna geſprungen, damit man nicht wiſſen könne, wo er hingekommen, und alſo ſchließen möchte: er wäre gen Himmel gefahren: Allein, ſeine Pantoffeln, die er entweder oben gelaſſen, oder die vom Feuer ausgeworfen worden, haben die Art ſeines Endes verrathen.

174. Nach Unglück ringt. Die römiſchen Poeten machten ſich durch ihre, obwohl theatraliſche Stücke, überaus viel Feinde, und kamen zuweilen mit ihrer handgreiflichen Satire in Komödien ſehr übel an.

175. Des Vaters Grab. Die Gräber der Alten waren heilig, und durften durch nichts unreines befleckt werden. Im Lateiniſchen heißt es zwar, ob er ſeinen Harn in die Aſche ſeines Vaters gelaſſen; weil man nämlich die römiſchen Todten verbrannte. Allein es läuft auf eines hinaus.

176. Kein Heiligthum. Triſte bidental. Dieſes war ein vom Donner getroffener Ort, von welchem man viel Weſens in Rom machte. Man umzäumte ihn rings umher, und es mußte ſich demſelben niemand nähern, vielweniger die Gränzen deſſelben verrücken. Dergleichen große Uebelthaten nun, vermuthet Horaz von ſolchen Poeten, die gleichſam zur Strafe, von den Göttern mit der Reimſucht heimgeſuchet würden, weil man ſonſt nicht abſehen könnte, warum ſie Verſe machten.

Verſuch
einer
Kritiſchen Dichtkunſt.
Erſter
allgemeiner Theil.

Das I. Hauptſtück.

Vom Urſprunge und Wachsthume der Poeſie überhaupt.

1. §.

Wenn das Alterthum einer Sache ein Anſehen geben, oder ihr einen beſondern Werth beylegen kann: ſo iſt gewiß die Poeſie eine von den wichtigſten freyen Künſten, ja der vornehmſte Theil der Gelehrſamkeit. Sie iſt ſo alt, daß ſie auch vor der Sternwiſſenſchaft hierinn den Vorzug behaupten kann; die doch von den uralten Chaldäern, bald nach der Sündfluth, oder wie andre meynen, erſt von den Aegyptern, eifrig getrieben worden. Und das iſt kein Wunder. Die Aſtronomie hat ihren Urſprung außer dem Menſchen, in der ſehr weit entlegenen Schönheit des Himmels: die Poeſie hergegen hat ihren Grund im Menſchen ſelbſt, und geht ihn alſo weit näher an. Sie hat ihre erſte Quelle in den Gemüthsneigungen des Menſchen. So alt alſo dieſe ſind, ſo alt iſt auch die Poeſie: und wenn ſie ja noch einer andern freyen Kunſt weichen ſoll, ſo wird ſie bloß die Muſik, ſo zu reden, für ihre ältere Schweſter erkennen.

2. §. Einige wollen behaupten, daß die allererſten Menſchen das Singen von den Vögeln gelernet haben. Es kann ſolches freylich wohl nicht ganz und gar geleugnet werden; vielmehr hat es eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Leute, die im Anfange der Welt mehr in Gärten oder angenehmen Luſtwäldern, als in Häuſern wohneten, mußten ja täglich das Gezwitſcher ſo vieler Vögel hören, und den vielfältigen Unterſcheid ihres Geſanges wahrnehmen. Von Natur waren ſie, ſowohl als die kleineſten Kinder, uns Erwachſene ſelbſt nicht ausgenommen, zum Nachahmen geneigt: daher konnten ſie leicht Luſt bekommen, den Geſang desjenigen Vogels, der ihnen am beſten gefallen hatte, durch ihre eigene Stimme nachzumachen; und ihre Kehle zu allerley Abwechſelungen der Töne zu gewöhnen. Diejenigen, welche vor andern glücklich darinn waren, erhielten den Beyfall der andern: und weil man ſie gern hörete, ſo legten ſie ſich deſto eifriger auf dergleichen Melodeyen, die gut ins Gehör fielen; bis endlich dieſe vormaligen Schüler des wilden Gevögels, bald ihre Meiſter im Singen übertrafen.

3. §. Allein es iſt nicht nöthig, auf ſolche Muthmaßungen zu verfallen. Der Menſch würde, meines Erachtens, geſungen haben, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte. Lehret uns nicht die Natur, alle unſere Gemüthsbewegungen, durch einen gewiſſen Ton der Sprache, ausdrücken? Was iſt das Weinen der Kinder anders, als ein Klagelied, ein Ausdruck des Schmerzes, den ihnen eine unangenehme Empfindung verurſachet? Was iſt das Lachen und Frohlocken anders, als eine Art freudiger Geſänge, die einen vergnügten Zuſtand des Gemüthes ausdrücken? Eine jede Leidenſchaft hat ihren eigenen Ton, womit ſie ſich an den Tag leget. Seufzen, Aechzen, Dräuen, Klagen, Bitten, Schelten, Bewundern, Loben, u. ſ. w. alles fällt anders ins Ohr; weil es mit einer beſondern Veränderung der Stimme zu geſchehen pflegt. Weil man nun angemerket hatte, daß die natürlich ausgedrückten Leidenſchaften, auch bey andern, eben dergleichen zu erwecken geſchickt wären: ſo ließen ſichs die Freudigen, Traurigen, Zürnenden, Verliebten u. ſ. w. deſtomehr angelegen ſeyn, ihre Gemüthsbeſchaffenheit auf eine bewegliche Art an den Tag zu legen; um dadurch auch andre, die ihnen zuhöreten, zu rühren, das iſt, ihnen etwas vorzuſingen.

4. §. Wie nun, bisher erwähnter maßen, auch bloße Stimmen die innerlichen Bewegungen des Herzens ausdrücken; indem z. E. die geſchwinde Abwechſelung wohl zuſammen ſtimmender ſcharfer Töne luſtig, die langſame Abänderung gezogener und zuweilen übellautender Töne traurig klingt, u. ſ. f: ſo iſt es doch leicht zu vermuthen, daß man nicht lange bey bloßen Stimmen, oder Tönen im Singen geblieben ſeyn, ſondern auch bald gewiſſe Worte dabey wird ausgeſprochen haben. Man höret es freylich auch auf muſikaliſchen Jnſtrumenten ſchon, ob es munter oder kläglich, trotzig oder zärtlich, raſend oder ſchläfrig klingen ſoll: und geſchickte Virtuoſen wiſſen ihre Zuhörer, bloß durch ihre künſtliche Vermiſchung der Töne, zu allen Leidenſchaften zu zwingen. Allein es iſt kein Zweifel, daß Worte, die nach einer geſchickten Melodey geſungen werden, noch viel kräftiger in die Gemüther wirken.

5. §. Sonderlich muß man dieſes damals wahrgenommen haben, als die Geſangweiſen ſo vollkommen noch nicht waren, als itzo, da die Muſik aufs höchſte geſtiegen iſt. Es war alſo ſehr natürlich, daß die erſten Sänger den Anfang macheten, anſtatt unvernehmlicher Töne, verſtändliche Sylben und deutliche Wörter zu ſingen. Dadurch konnten ſie dasjenige, was ſie bey ſich empfunden hatten, deſto lebhafter ausdrücken, ihre Gedanken ausführlicher an den Tag geben, und bey ihren Zuhörern den gewünſchten Endzweck erreichen. Abgeſungene Worte, die einen Verſtand in ſich haben, oder gar einen Affect ausdrücken, nennen wir Lieder; oder, welches gleich viel iſt: ein Lied iſt ein Text, der nach einer gewiſſen Melodie abgeſungen werden kann. Die Geſänge ſind dergeſtalt die älteſte Gattung der Gedichte, und die erſten Poeten ſind Liederdichter geweſen.

6. §. Man kann ſich aber leicht einbilden, wie dieſe erſten Oden mögen geklungen haben. Alle Dinge ſind anfänglich rauh und grob, oder doch voller Einfalt. Die Zeit beſſert alles aus; die lange Uebung in einer Kunſt bringt ſie endlich zu größerer Vollkommenheit: nur findet ſich der Auspuß oft ſehr ſpät, wenn gleich die Sache längſt

erfunden geweſen. Ich ſtelle mir die neuerfundenen Lieder nicht anders vor, als die Evangelien, das Vater Unſer, und andre in ungebundner Rede abgefaßte Lieder, die man noch itzo an vielen Orten ſingt; nämlich die Litaney, den Lobgeſang Mariä, die Collecten u. d. m. Sätze von ungleicher Größe, ohne eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben; ja ſo gar ohne alle Reime, waren bey den erſten Sängern ſchon eine Poeſie. Die Pſalmen der Hebräer, das Lied Moſis, der Geſang, den Mirjam beym Durchgange durchs rothe Meer angeſtimmet; u. a. m. können uns davon ſattſam überzeugen. So mühſam ſich einige Gelehrte, mit dem **Hieronymus**, haben angelegen ſeyn laſſen, in dieſen alten hebräiſchen Liedern ein gewiſſes Sylbenmaaß zu finden: ſo leicht wird doch ein jeder Unparteyiſcher ſehen, daß alle ihre Arbeit vergebens geweſen. Sie haben es mehr hinein gezwungen, als darinn gefunden; und es iſt weder wahrſcheinlich noch nöthig, daß die Poeſie der älteſten Nationen eben die Zierde und Vollkommenheit gehabt haben muß, als ſie nachmals bey den Griechen und Römern erlanget. Man hält es alſo billig mit Joſ. **Scaligern**, der in ſeinen Anmerkungen über den **Euſebius** ſchreibt: „Die hebräiſche „Sprache iſt durchaus nicht auf die Regeln des griechiſchen „oder lateiniſchen Sylbenmaaßes zu bringen; wenn man „gleich Himmel und Erde durch einander miſchen wollte. Man weis, daß der Engländer, der kürzlich von dem Sylbenmaaße der Pſalmen neue Entdeckungen gemacht zu haben, vorgegeben, nichts beſonders geleiſtet. Zum wenigſten hat ers nicht erweislich gemacht, daß es ſo ſorgfältig, als bey den Lateinern und Griechen eingerichtet geweſen.

7. §. Selbſt die erſten Poeten unſrer Vorfahren habens nicht beſſer zu machen gewußt. Im Norden hat man in der **Edda** ſolche Ueberbleibſel alter Lieder, wo weder Sylbenmaaß noch Reime gefunden werden. **Morhof** im Unterrichte von der deutſchen Sprache auf der 294. Seite führet folgendes an:

Latur ſa er hakon heitir	d. i. Facit ille qui Haquinus vocatur,
Han rakir lid bannat	Ille populum regit prohibere
Jord kan frelſa findum	Patriam poteſt, defendere provincias
Fridroß kongar oßa	Pacis rupturæ rex inſolentiam
Sialfur rådr alt och Elfar	Ipſemet adminiſtrat omnia et Gothalbim
Eira ſtillir amilli	Solus repit inter
Gramur ofgifft ad fremri	Rex valde virtuoſus et præ aliis
Gandwikz Joſur Landi	Gandwicum Terræ Dominus provinciam.

Imgleichen hat Schilter in der Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 10. §. T. 1. Theſ. Antiqu. Germ. dieſe Probe gegeben:

Fe ock fierwi	d. i. Pecunia et vita
Rånſi firthakind	Spoliavit hominum prolem
Sa himm grimmi Greppur	Sæva illa Mors
Yfr tha Gautu	Trans illam ſemitam
Er han warthathi	Quam ipſa cuſtodivit,
Nathi einginn kwikur komaſt.	Potuit nemo vivens venire.

Daß dieſe alte Schwediſche Sprache wo nicht eine Mutter, wie Rudbek in ſeiner Atlantica, nebſt andern Schweden behaupten wollen, doch zum wenigſten eben ſo wohl eine Tochter der ſcythiſchen, und alten celtiſchen geweſen ſey, als unſre deutſche, die daher ihren Urſprung hat; das zeigen ſo viele Wörter, die in dieſen beyden Proben, an Verſtand und Buchſtaben mit unſern heutigen übereinkommen: wenn man nur die lateiniſche Ueberſetzung zu Hülfe nimmt, und ſonderlich der plattdeutſchen Mundart mächtig iſt. Z. E. heitir, iſt heißet; lid heißt leiten, bannat verbannet, Jord, Erde; kan iſt völlig kann; Fridroß Friedensbruch oder Riß; Kongar, König; ſialfur, ſelber; alt, alles; och, auch; ad, und; landi, land. Und in dem andern heißt ok auch; firthakind, Menſchenkind, grimmi, grimmige, yfr, über, tha, die, warthathi, wartete, einginn, einiger, komaſt, kommeſt. Doch dieſes nur beyläufig.

8. §. Fragen wir alſo, worinn die damalige Poeſie der Alten denn eigentlich beſtanden? ſo müſſen wir ſie, im Abſehen auf das Aeußerliche, bloß in der ohngefähr getroffenen Gleichheit der Zeilen ſuchen. Es traf ſich irgend ſo, daß die kurzen Abſchnitte der Rede, oder die kleinen Theile der Lieder,

faſt einerley Anzahl der Sylben hatten. Doch gieng es damit ſo genau nicht zu. Es kam ihnen darauf nicht an, ob die eine Zeile etliche Sylben mehr oder weniger hatte, als die andre. Die Geſchwindigkeit des Singens verkürzte die langen, und die Langſamkeit der Ausſprache verlängerte die kurzen; ſo, daß ſie ſich ſo ziemlich zur Melodie ſchicketen. Wir können uns dieſes noch heute zu Tage an alten geiſtlichen Geſängen, imgleichen an den Liedern der Bergleute vorſtellen; die es auch ſo genau nicht nehmen; und die Zeilen ihrer Verſe gleichſam nur mit einem Hölzchen abzumeſſen pflegen. Und wenn ſie ſich von der ungebundenen Rede noch in ſonſt was unterſchieden haben; ſo muß es bloß in den erhabenen Gedanken, und dem edlen Ausdrucke derſelben, in prächtigen Figuren, Fabeln, Gleichniſſen und ſchönen Redensarten geſuchet werden: wie ſolches aus der morgenländiſchen Poeſie zu erſehen iſt.

9. §. Solche Lieder nun wird man geſungen haben, als **Jubal** allerley muſikaliſche Inſtrumente erfunden; und als **Laban** dem **Jakob** ſagte: daß er ihn mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen hätte begleiten wollen. Dergleichen Lieder haben **Mirjam**, **Moſes**, und nachmals **Debora** geſungen. Dergleichen Lieder haben auch **David**, **Aſſaph**, **Salomo**, **Jeremias** und viele andere gedichtet: ja die ganze hebräiſche Poeſie weis von keinen andern: ſo daß es lächerlich iſt, wenn **Joſephus** ſchreibt, das Buch **Hiobs** ſey in Herametern geſchrieben. In ſolchen Verſen haben auch ohne Zweifel **Linus**, **Muſäus**, **Orpheus** und **Amphion** in Griechenland noch geſungen, die doch ſo großen Ruhm mit ihrer Dichtkunſt erlanget haben. Solcher Art ſind endlich auch die alten ſaliſchen Lieder bey den Römern geweſen, die **Numa** eingeführet, und die feſcenniniſchen Verſe, die nachmals in Italien im Schwange gegangen. Kurz, ſo ſind die Poeſien der allerälteſten Völker in der ganzen Welt beſchaffen geweſen. Ein Poet aber und ein Muſikus, das war damals einerley: weil viele Sänger ſich ihre Lieder ſelbſt macheten, und die Dichter die ihrigen ſelbſt ſungen. Daher kam denn nachmals die Gewohnheit, daß die Poeten ihre Leyern, Cithern, Seyten, Flö-

then und Schalmeyen immer anredeten, wenn ſie gleich nicht ſelber ſpielen konnten. Weil nämlich die Alten beydes zugleich gekonnt hatten: ſo blieben auch die Neuern noch bey der Sprache ihrer Vorgänger, und entſchuldigten ſich gemeiniglich mit einer tropiſchen Redensart; die uns erlaubet, das Nebending an ſtatt der Hauptſache zu ſetzen.

10. §. Mit der Zeit fieng man an, die Sylben in poetiſchen Zeilen etwas genauer abzuzählen, damit ſie ſich deſto beſſer zu den Melodeyen ſchicken möchten. Die Griechen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn, die ſolches gethan haben: obwohl noch allezeit einige Lieder bey ihnen im Schwange blieben, darinn ſich die Poeten viel Freyheiten heraus nahmen. Man leſe nur nach, was Scaliger in ſeiner Poetik, von dithyrambiſchen und päaniſchen Geſängen geſchrieben. Ja dieſes witzige Volk ließ es auch dabey nicht bewenden. Denn wie es ein ſehr zartes Gehör hatte, und alſo zur Muſik ſehr geſchickt und geneigt war: alſo bemerkte es bald, daß es auch mit der bloßen Sylbenzahl in einem Liede nicht ausgerichtet wäre. Die eine Zeile hatte immer einen beſſern Wohlklang, als die andre, und ſchickte ſich beſſer zur Muſik, wenn ſie gleich beyde auf einerley Art geſungen wurden: und bey genauer Aufmerkſamkeit fand man, daß die Urſache in der Abwechſelung langer und kurzer Sylben zu ſuchen wäre. Man bemerkte derowegen, welche Art der Vermiſchung ſich zu dieſer oder jener Geſangweiſe am beſten ſchickte: und daher entſtunden ſehr viel verſchiedene Gattungen der Verſe, die in ſo großer Menge bey den Griechen und Lateinern vorkommen, daß man ſie faſt nicht zählen kann. Man ſehe hierbey nach, was Iſ. Voſſius in ſeinem Tractate de Poematum cantu, et viribus Rhythmi geſchrieben hat.

11. §. Die nordlichen Völker, Thracier, Gothen, Celten und Gallier liebten zwar auch das Singen, hatten aber kein ſo zärtliches Gehör; und verfielen alſo auch auf dieſes künſtliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht. An deſſen ſtatt geriethen ſie auf den Gleichlaut der letzten Sylben in zwoen Zeilen ihrer Lieder, und fanden ein beſonderes Be-

lieben an einem übereinſtimmenden Klange, den ſie den Reim nenneten. Sie gewöhnten auch ihre Ohren dergeſtalt daran, daß ſie dieſen Reim endlich für das weſentlichſte Stück der Poeſie hielten; ja die Verſe und alle Gedichte überhaupt, nicht anders, als Reime nennten. Dieſen Reim nun zu haben, ſpareten ſie weder Kunſt noch Mühe; ja ſie verwehrten ſich dabey auch keine Freyheit. Zum wenigſten wußten ſie eine Aehnlichkeit der letzten Wörter herauszubringen, wenn gleich keine völlige Gleichheit zu erhalten möglich war. Z. E. **Ottfrieds** Vorrede zu ſeinem Evangelio hebt ſo an:

Ludouuig ther ſnello
  Thes Uuisduames follo
Er Oſtarrichi rihtet al
  ſo Frankono Kuning ſcal u. ſ. w.

12. §. Nun haben zwar einige, als **Huetius** in dem Buche vom Urſprunge der Romane, den Urſprung der Reime den Arabern zuſchreiben wollen, die ſie im achten Jahrhunderte nach Spanien gebracht haben ſollen; welchem auch **Campanella** beypflichtet. Allein nichts iſt leichter zu zeigen, als daß die Reime in Deutſchland, Wälſchland und Frankreich ſchon im fünften Jahrhunderte im Schwange geweſen, ehe noch die Araber aus Aſien gegangen: vielmehr haben ſelbige dieſe Kunſt in Spanien bey den Gothiſchen und Vandaliſchen Völkern gefunden, die daſelbſt vor ihnen geherrſchet hatten. **Gyrald** holet ſie aus Sicilien her, und **Claude Fauchet** aus der Provence in Frankreich; die aber ebenfalls ihre Reime von den Gothen und Franken gelernet, die daſelbſt vorher ſchon eingefallen waren. * Andre wollen die Kunſt gar den Rabbinen der Juden zueignen, die doch erſt ſeit des **David Kimchi** Zeiten dergleichen zu machen angefangen; und es ohne Zweifel von den europäiſchen Chriſten gelernt haben. Noch andre haben gar die Reime ſchon bey den alten Lateinern und Griechen finden wollen. Ob es nun wohl nicht zu leugnen iſt, daß man nicht hier und dar einige ſolche Verſe finden ſollte, da ſich entweder zweene Zeilen am Ende, oder eine für ſich, in

* S. des neuen Bücherſaals V. B. a. d. 118. u. f. S. imgl. meine deutſche Sprachkunſt a. d. 554. u. f. S. der II. Aufl.

in der Mitte und am Ende reimet: ſo iſt doch dieſes nur von ohngefähr gekommen, und man hat wenigſtens keine ſolche Schönheit darinn geſucht, als die alten Deutſchen. Der einzige Kaiſer **Hadrian** hat in ſeiner Animula vagula blandula, eine Reimſucht bewieſen, die er ohne Zweifel von den Deutſchen gelernet, mit denen er viel zu thun gehabt. Die Verſus Leonini ſind auch in Italien allererſt im fünften Jahrhunderte aufgekommen, und haben den Namen von einem gewiſſen Leonio, einem Canonico, der ſich damit zuerſt hervorgethan. Damals aber, wie bekannt iſt, waren die deutſchen Völker ſchon eingefallen, und hatten alſo ihre Reimart mit ſich dahin gebracht. Die Gelehrten verliebten ſich auch bey der einreißenden Barbarey und dem Verfalle des guten Geſchmackes ſo ſehr ins Reimen, daß ſie ſich nicht ſatt reimen konnten. Es war nicht genug, daß zwey Zeilen mit einander reimeten. Z. E.

Vt mens ſe videat poſita caligine fumi;
Quis vetat appoſito lumen de lumine ſumi?

Sondern es mußte ſich auch wohl Mittel und Ende eines Verſes reimen. Z. E.

Hic jacet Henricus ſemper pietatis amicus.

Oder wie die ſalernitaniſche Schule die Geſundheitsregeln abgefaſſet. Z. E.

Caſeus et panis, ſunt optima fercula ſanis.

Kaum war dieſes erdacht, als man gar dreyfache Reime machte: Z. E.

Vos eſtis, Deus eſt teſtis! teterrima peſtis.

Und auch darüber fanden ſich noch andere Künſtler, die ihre Vorgänger in der Reimſucht übertreffen wollten; indem ſie eine noch künſtlichere Verſchränkung der gereimten Zeilen erdachten, wie dieß Exempel zeigen wird:

Ianua mortis, paſſio fortis, crimen eorum
Attulit orbi, ſemina morbi, totque malorum.

So wurden denn, bey ſo vielen Reimen, die Verſe ſelbſt unſichtbar: und die eingebildeten Poeten wurden nichts, als elende Reimſchmiede, die ſich an dem Klappen der Sylben, wie

wie Kinder an dem Klingen der Schällen beluſtigen; an die Sachen aber, entweder gar nicht dachten, oder, des großen Zwanges halber, nicht recht denken konnten.

13. §. Bey dem allen aber bleibt es wohl gewiß, daß die ſcythiſchen oder celtiſchen Völker, das iſt, unſre Vorfahren, und die Barden derſelben, als ihre Poeten, etwa um die Zeiten des Tacitus, auch wohl noch zeitiger, die Reime in ihren Liedern eingeführet haben mögen. Ihre Abſicht dabey iſt wohl nichts anders geweſen, als daß ihre Landesleute das Lob ihrer Helden deſto leichter auswendig lernen, und es deſto beſſer behalten möchten. Denn weil an Schreibern damals ein großer Mangel war, und das Gedächtniß des Volkes die Stelle der Chroniken vertreten mußte: ſo waren die gereimten Lieder ſehr geſchickt, das Auswendiglernen zu befördern. Alle Sprüchwörter unſrer Alten zeigen davon. Dieſe hielten den Kern ihrer moraliſchen und politiſchen Klugheit in ſich, und wurden der Jugend gleich mit der Muttermilch eingeflößet; aber zu deſto größerer Erleichterung des Gedächtniſſes in Reimen verfaſſet: Z. E.

Freunde in der Noth
Gehn hundert auf ein Loth.

* * *

Je krümmer Holz, je beſſer Krück;
Je ärger Schelm, je beſſer Glück.

* * *

Auf einen groben Aſt
Gehört ein grober Quaſt u. d. gl.

Doch die Sache iſt ſo ausgemacht, daß ſie keines fernern Beweiſes vonnöthen hat.

14. §. Wie nun die Griechen in ihrem Sylbenmaaße die Lateiner zu Nachfolgern bekommen haben: ſo haben auch die alten Deutſchen ganz Europa reimen gelehret. Italien, Spanien und Gallien nahmen die Art derjenigen Völker an, die ſich durch die Gewalt der Waffen ihrer bemäch-

tig-

tigten.* Die Dänen, Schweden, Holl- und Engländer ſind ſelbſt von deutſchem Geſchlechte, und haben alſo die Kunſt von ihren eigenen Vorfahren gefaſſet. Ja auch die Polen, eine Abkunft der alten Sarmater, beliebten die reimende Poeſie. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als daß die Italiener, Spanier und Franzoſen, die doch Abkömmlinge der Lateiner ſind, nicht das regelmäßige Sylbenmaaß ihrer Vorfahren beybehalten; ſondern ſelbiges entweder gar mit der deutſchen Reimkunſt vertauſchet, oder doch damit verbunden haben. So hoch Dantes und Petrarcha in Wälſchland, Ronſard und Malherbe in Frankreich, wegen der durch ſie geſäuberten Poeſie ihres Vaterlandes, geſchätzet werden: ſo ſeltſam muß es einem Verſtändigen vorkommen, daß dieſe große Geiſter ihren Landesleuten nicht gewieſen, wie man auch im Wälſchen und Franzöſiſchen die lateiniſche Art zu Dichten nachahmen, und verſchiedene Arten der Abwechſelung langer und kurzer Sylben einführen könnte. Sie blieben nämlich bey der bloßen Abzählung der Sylben und dem Reime: wozu die Franzoſen in den fünf und ſechsfüßigen Verſen noch einen Abſchnitt hinzu thaten. Daher iſt es denn vergeblich, wenn einige von unſern Landesleuten in der Poeſie dieſer Völker ein Sylbenmaaß ſuchen; oder ihre Poeten beſchuldigen, daß ſie dawider verſtoßen: wie der ungenannte Verfaſſer der Reflexions ſur la Verſification françoiſe gethan hat. Sie haben ſichs noch niemals in den Sinn kommen laſſen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe;** ſo leicht man ihnen

* Der gelehrte Rollin geſteht dieſes offenherzig, im I. Theile ſeiner Manier die freyen Künſte zu lehren und zu lernen, auf der 324. Seite: Nos Langues modernes, par ou j'entends les Langues françoiſe, italienne & eſpagnole viennent certainement, du debris de la Langue latine par le Melange de la Langue tudesque, ou germanique. La plûpart des mots viennent de la Langue latine: mais la Conſtruction & les Verbes auxiliaires, qui ſont d' un tres grand Uſage, nous viennent de la Langue germanique. Et c'eſt peut-être de cette Langue-la, que nous ſont venües les Rimes, & l'uſage de meſurer les Vers, non pas des Piés compoſés de ſyllabes longues & breves, comme les faiſoient les Grecs & les Romains, mais par le Nombre des Syllabes. Dieſes mögen ſich unwiſſende Sprachmeiſter merken.

** Dieſen Satz hat neulich ein gewiſſer Kunſtrichter, dem man mehr Beleſenheit in franzöſiſchen Büchern

nen ſolches durch die Ausſprache ſelbſt zeigen kann. Und ob ſie gleich viel von ihrer ſo genannten Cadance ſchwatzen: ſo iſt es bey ihnen doch ein bloßes je ne ſçai quoi? Sie wiſſen nämlich nicht zu ſagen, woher dieſelbe entſteht, können auch keine Regeln davon geben; und wollen ſichs doch nicht ſagen laſſen, daß ſolches bloß von einer regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben herrühret. Dieſe gelinget ihnen zuweilen von ohngefähr, ohne daß ſie daran gedacht haben. Z. E. Ein jeder Franzos giebt zu, daß folgende Verſe einen recht unvergleichlichen Wohlklang haben:

Quoy? nous playdons, dit - il, tendant ſes Mains au Port,
Auprés de ces Vaiſſeaux, et l' on me fait ce Tort,
De m'e le diſputer! O Dieux! en leur Preſence,
Ulyſſe avec Ajax eſt mis en concurrence!
Ce lâche, qui fuyoit Hector et ſes Brûlots,
Quand j'en ſoûtins l' Effort, au Milieu de ces Flots.

Aber niemand wird es gewahr, daß dieſer Vers faſt durchgehends aus lauter Jamben beſteht; ſo, daß alle Sylben ihren natür=

hätte zutrauen ſollen, geleugnet. Ich ſehe mich alſo genöthiget, die Beweiſe, die ich der Kürze wegen übergangen hatte, bey dieſer IV. Ausgabe meiner Dichtkunſt, beyzufügen. Der erſte Zeuge ſey der Herr von Beaumarchais, in ſeinen Amuſements litteraires auf der 18. Seite des II. Theils Tous, tant que nous ſommes aujourdhui, ſchreibt er, de Peuples vivans en Europe; nous manquons dans nos Langues, de cette Multitude, et *de ce Melange de Syllabes longues et breves*, dont l'arrangement reglé par l' Art, mettoit tant d' Harmonie, dans les Vers de l'ancienne Grece et de Rome; et *il ne nous reſte* pour - y ſuppléer, que d'aſſembler une certaine Quantité de Syllabes, et de faire enſorte, que des Sons ſemblables finiſſent toujours deux Vers voiſins l'un de l'autre. Hier ſieht man fürs erſte einen verwegenen Franzoſen, der ſich unterfängt, von allen europäiſchen Völkern zu urtheilen; da man doch ſicher wetten könnte, daß er außer ſeiner Mutterſprache, keine einzige andre heutige Sprache verſtanden; und alſo gar nicht im Stande geweſen, von aller europäiſchen Völker Poeſie zu urtheilen. Denn hätte er auch nur das Italiäniſche verſtanden, ſo würde er wenigſtens aus den Arien ihrer Opern gemerket haben, daß ſie ſich eben ſo gut, als die anakreontiſchen Oden ſcandiren, d. i. eine regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben haben. Hat er nun nicht einmal wälſch gekonnt, ſo hat er noch viel weniger engliſch, holländiſch, deutſch, däniſch oder ſchwediſch gekonnt; als wovon ſein Ausſpruch höchſt ungereimt iſt. Zweytens ſieht man aber wenigſtens daraus, daß er in ſeiner Sprache kein Sylbenmaaß kennet, und von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis. Doch viel=

natürlichen Accent behalten, den ſie in ungebundner Rede haben. Eben das könnte man auch von Italienern und Spaniern erweiſen, wenn es hieher gehörete.

15. §. Da nun alle dieſe Nationen, und die Pohlen noch dazu, bey dieſer unvollkommenen Art Verſe zu machen geblieben ſind: ſo haben die Deutſchen ſie gewiß weit übertroffen. Unſre Poeten haben es durch die Zärtlichkeit ihres Gehöres bald gemerket, daß die regelmäßige Abwechſelung langer und kurzer Sylben, dadurch die griechiſche und römiſche Poeſie ſo vollkommen geworden, auch in unſrer Mutterſprache ſtatt haben könne; und daher hat man ſchon vor unſerm großen Opitz allerley Gattungen des Sylbenmaaßes gebraucht. Z. E. Winsbek, der am Hofe des Kaiſers, Friedrichs des I. gelebet, hat die Ermahnung an ſeinen Sohn in lauter jambiſchen Verſen beſchrieben. Es heißt gleich im Anfange:

Ein wiſer Man hat einen Sun,
Der was im lieb, als mannigem iſt,
Den wolt er leren rechte tun,
Und ſprach alſo: Min Sun du biſt

Mir

leicht hat dieſer Zeuge nicht Anſehen genug? Gut, auch Rollin und Lami ſtimmen überein. Der erſte hat dieſes zwar ſchon in der bereits angeführten Stelle geſtanden; doch hier ſagt ers noch deutlicher im I. Theile ſeiner Maniere d'enſeigner et d'etudier les belles Lettres, Ed. de Holl. p. 328. La Poeſie françoiſe (et il faut dire la même Choſe de toutes celles, qui ſont modernes) *manque abſolument* de la delicate et harmonieuſe Varieté des Piés, qui donnent à la Verſification grecque et latine ſon Nombre, ſa Douceur, et ſon Agrement, et elle eſt forçée de ſe contenter, de l'Aſſortiſſement uniforme, d'un certain Nombre de Syllabes d'une Menſure égale pour compoſer ſes Vers. Lami aber im X. Capitel des III. Buchs ſeiner Art de parler auf der 253. Seite ſchreibt. La Prononciation des Langues vivantes de l'Europe eſt entierement differente de celle des Langues mortes qui nous ſont connuës, comme le Latin, le Grec, et l'Hebreu. Dans les Langues vivantes on s'arrête également ſur toutes les Syllabes; ainſi le Tems de la Prononciation de toutes les Voyelles ſont égaux, comme nous le ferons voir. Dans les Langues mortes les Voyelles ſont diſtinguées entr' elles par la Quantité du Tems de leur Prononciation. etc. Eben dergleichen Stellen könnten wir noch aus der Hiſtorie der Sevaramben, und aus verſchiedenen andern franzöſiſchen Schriftſtellern anführen, wenn es nöthig wäre: wiewohl ſie alle insgeſamt aus einer ihnen eigenen Vermeſſenheit und Selbſtliebe allen andern europäiſchen Völkern dasjenige abſprechen, was ihnen ſelbſt gebricht; indem ſie von unſern nordiſchen Sprachen, wie die Blinden von der Farbe, urtheilen. S. auch des Abts Olivet Proſodie françoiſe, oder den Auszug davon im neuen Büchersaale.

Mir lieb an allen falſchen Liſt,
Bin ich dir ſam du ſelbe dir ſo volge mir ze dir:e Friſt:
Dieweil du lebeſt es iſt dir guot
Ob dich ein Frömder zieben ſol, du weiſt nicht, wie er iſt gemuot.

In dieſer erſten Strophe iſt nur das Wort mannigem, diewile und lebeſt, wider das ordentliche Sylbenmaaß: alles übrige iſt recht. Wer ſieht aber nicht, daß in der heutigen Ausſprache in jenem das I, in den beyden letzten aber das eine E leichtlich verſchlungen wird? Man ſehe nur die Lieder an, ſo D. **Luther** vor mehr als 200 Jahren gemacht, ſo wird man ziemlich richtige jambiſche oder trochäiſche Verſe darinnen finden. Ich darf zum Beweiſe nur den Glauben anführen, als wo beyde erwähnte Gattungen vermiſcht anzutreffen ſind.

Wir gläuben all' an einen Gott,
  Schöpfer Himmels und der Erden,
Der ſich zum Vater geben hat,
  Daß wir ſeine Kinder werden,
  Er will uns allzeit ernähren,
  Allem Unfall will er wehren,
Er ſorget für uns hüt' und wacht,
Es ſteht alles in ſeiner Macht.

Ein jeder wird hier unſchwer ſehen, daß alle ausgerückte und männlich gereimte Verſe jambiſch; alle eingerückte weibliche hergegen trochäiſch ſind: und das ganze Sylbenmaaß iſt ſo richtig, daß nur in der letzten Zeile das einzige Wort **alles**, wider ſeine Natur, vorn kurz und hinten lang ausgeſprochen werden darf. Und was darf es viel Beweiſes? Das einzige Exempel des ehrlichen **Rebhuns**, von deſſen Klage des armen Mannes, ich in den kritiſchen Beyträgen einen ausführlichen Auszug gegeben, kann uns überzeugen: daß man zur Zeit der Reformation bereits mit ganzem Fleiße, jambiſche und trochäiſche Verſe von allerley Länge gemacht habe. S. meiner Sprachkunſt IV. Abſchn. 1. Hauptſt. 8. u. f. S.

16. §.

16. §. Wären nun ihre Nachfolger in der Poeſie auch den Spuren dieſer großen Vorgänger gefolget, ſo würden wir lange vor Opitzen taugliche Verſe im Deutſchen bekommen haben. Da aber **Hans Sachs**, **Ringwald**, **Rollenhagen** und andere nach ihm, kein ſo zartes Gehör hatten, und bey der alten Art blieben; ſo mußte freylich der itzt gedachte Vater unſrer gereinigten Poeſie von neuem die Bahn darinn brechen. Er nahm ſich die Holländer zum Muſter, als unter welchen ſchon **Heins** und **Cats** ihrem Vaterlande eben den Dienſt geleiſtet hatten. Von dieſen ahmte er nicht nur die Gedanken, ſondern auch das Sylbenmaaß nach: und er konnte es dem erſten alſo auch in dieſer Abſicht nachrühmen, wie er that, wenn er an ihn ſchrieb:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey.

Dieſem Vorgänger ſind nun nach der Zeit alle deutſche Poeten gefolget: und alſo übertrifft nunmehr unſre deutſche Poeſie an Kunſt und Lieblichkeit des Wohlklanges, die Poeſien aller Italiener, Franzoſen und Spanier; weil wir nämlich den Reim unſrer Vorfahren, mit dem majeſtätiſchen Sylbenmaaße der Griechen und Römer, vereinbaret haben. Was ich aber hier von den Deutſchen ſage, das gilt auch von den Schweden, Dänen und Engländern: wiewohl dieſe letztern auch noch zuweilen ohne Sylbenmaaß reimen; auch wohl gar ohne Reim und Sylbenmaaß dichten, und bloß auf die Länge der Zeilen ſehen: wie **Milton** in ſeinem Paradiſe loſt gethan hat; welche Art der Verſe ſie blank Verſes nennen. Exempel davon mag ich hier nicht anführen; weil ich gar zu weit von meinem Zwecke ausſchweifen würde.

17. §. **Dacier**, in ſeiner Vorrede zu der von ihm überſetzten Dichtkunſt **Ariſtotels**, iſt der Meynung: die Religion ſey die Hebamme der Poeſie geweſen; und man habe die erſten Lieder bloß zum Lobe Gottes gemacht und abgeſungen. Er hat dieſes mit andern von ſeinen Landesleuten gemein, daß ſie abergläubiſcher Weiſe, den Wiſſenſchaften gern einen heiligen Urſprung geben wollen. Was iſt es aber nöthig, die Poeſie durch Fabeln in Anſehen zu ſetzen, da ſie auch ohne das

8

Liebhaber genug findet, wenn man gleich ihren Urſprung aus der Natur ſelbſt herleitet? Meines Erachtens würde man nimmermehr auf die Gedanken gekommen ſeyn, Gott zu Ehren Lieder zu ſingen; wenn man nicht vorher ſchon gewohnt geweſen wäre, zu ſingen. Und ich glaube vielmehr, daß man durch die geiſtlichen Lobgeſänge, eine an ſich ſelbſt gleichgültige Sache geheiliget; als durch die weltlichen Lieder, eine an ſich heilige Sache entweihet habe. Ich muthmaße alſo, daß die Poeſie etwa folgender maßen entſtanden ſey.

18. §. Wenn ein muntrer Kopf, von gutem Naturelle, ſich bey der Mahlzeit, oder durch einen ſtarken Trunk, das Geblüt erhitzet und die Lebensgeiſter rege gemacht hatte: ſo hub er etwa an, vor Freuden zu ſingen, und ſein Vergnügen auch durch gewiſſe dabey ausgeſprochene Worte zu bezeigen. Er lobte die Süßigkeit des Weines, er pries den Berg, oder Stock, darauf er gewachſen; man erhob auch wohl das gute Jahr, die fruchtbare Zeit, oder diejenige Gottheit, die dergleichen Früchte hervorgebracht. Ein verliebter Schäfer, dem bey der langen Weile auf dem Felde, wo er ſeine Heerde weidete, die Gegenwart einer angenehmen Schäferinn das Herz rührete, und das Geblüt in eine Wallung ſetzte, bemühte ſich, nach dem Muſter der Vögel, ihr etwas vorzuſingen, und bey einer lieblichen Melodie, zugleich ſeine Liebe zu erklären; ihr zu ſchmäucheln, ihre Schönheit zu loben, ſich über ihre Kaltſinnigkeit und Unempfindlichkeit zu beklagen, oder die Liebe ſelbſt zu erheben. Als nachmals der Aberglaube, den Gott Bacchus dem Weine, die Ceres den Feldfrüchten, die Pomona den Gärten, die Venus und ihren Sohn, der Liebe vorgeſetzet hatte: ſo gerieth man auch allmählich auf das Lob der Götter. Dem Jupiter und allen übrigen Gottheiten wiederfuhr hernach gleiche Ehre, und ſolchergeſtalt ward die Poeſie gleichſam dem Gottesdienſte geheiliget.

19. §. Von dem Lobe der Götter, kam man leicht auf das Lob der Helden, Erbauer der Städte, Stifter der Republiken, und Stammväter großer Geſchlechter: wiewohl ich

es auch für ganz möglich halte, daß man von dem Lobe der Helden, auf das Lob der Götter gekommen; oder vielmehr dieſelben durch das Lob ſelbſt vergöttert habe. Es iſt nämlich bekannt, daß alle Götter der Griechen vormals Menſchen geweſen ſeyn ſollten, die nur wegen ihrer Vortrefflichkeit unter die Einwohner des Himmels wären aufgenommen worden. Bey ſolchen Lobliedern nun, ſchlichen ſich auch die ſtachlichten Spottgeſänge mit ein. **Ariſtoteles** gedenkt, daß man ſchon vor **Homers** Zeiten ſchimpfliche Lieder auf die Leute gemacht, und ſie ſehr anzüglich darinnen herumgenommen. Selbſt **Homer** hat auf einen gewiſſen Müßiggänger, **Margites**, eine Satire gemacht. Ja **Aventinus** will in ſeiner deutſchen Hiſtorie, daß, wie **Thuiskon** zu Anreizung der Nachkommen, die guten Thaten der Frommen, mit Liedern zu ehren befohlen: alſo hätte König **Laber** gebothen, man ſollte auch von denen, die übels thäten, Lieder machen; und damit ſie ſich ſchämen und beſſern möchten, ſelbige bey Nacht, wenn man die Lichter angezündet hätte, auf öffentlicher Gaſſe vor den Häuſern, abſingen. Daher iſt denn dieſe Art ſatiriſcher Lieder, Geſanglichter genennet worden. S. **Morhofs** Unterricht. Cap. VI. auf der 260. S.

20. §. Und ſo ſehen wir denn nicht nur, daß die allerälteſte Gattung der Poeſie in Geſängen, Liedern und Oden beſtanden; ſondern auch in wie vielerley Gattungen ſich dieſelben allmählich eingetheilet. Ein Lied zum Lobe der Götter, hieß nachmals im griechiſchen **Hymnus**, oder **Päan**; ein Lied auf einen Helden, Encomium oder Scolion; ein ſatyriſch Lied, Dithyrambus; ein verliebtes Lied, Melos oder Threnus; und ein Trinklied, hieß eine **Ode**: wiewohl dieſe Namen auch oft in allgemeinerm Verſtande gebraucht worden. Die erſten Poeſien waren dergeſtalt alle zum ſingen gemacht; und die Muſik gab ihnen das rechte Leben.

21. §. So gar als allmählich die Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Schäfergedichte aufkamen, war noch der Geſang ein unentbehrliches Stück bey allen. Das Heldengedicht nämlich, entſtund aus den Lobliedern auf Götter

oder Helden: und **Homer** ſoll ſeine Ilias, die er dem **Achilles** zu Ehren gemacht hatte, nach allen Rhapſodien, d. i. Stücken oder Büchern derſelben, in Griechenland öffentlich abgeſungen haben. Die Tragödien und Komödien entſtunden aus den ſatiriſchen Spottliedern, die auf den Dörfern, an Feſttägen, die Bauern zu vergnügen, von luſtigen Köpfen geſungen wurden: wie nachmals aus eigenen Capiteln von dieſen beyden Arten ausführlicher erhellen wird. Die Schäfergedichte entſtunden aus den verliebten Liedern, welche ſonderlich in Arkadien und Sicilien, als ein paar fruchtbaren und geſegneten Landſchaften, mögen im Schwange geweſen ſeyn: weil nämlich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die müßigen Schäfer daſelbſt, gar leicht zu dieſem annehmlichen Affecte reizen konnte.

22. §. Bey allen dieſen Gattungen der Poeſien nun, verlohr ſich allmählich das Singen. Die Heldengedichte **Homers**, ſind wohl nach der Zeit, als **Lykurgus** oder **Piſiſtratus** ſie in Ordnung gebracht, in Griechenland nicht allezeit geſungen, ſondern oft nur geleſen worden: dafern man nicht das Leſen eines harmoniſchen Verſes auch einen Geſang nennen will. In der Tragödie blieb nur der Chor muſikaliſch, der auch in der That lauter Oden ſang. Alles übrige, was zwiſchen den Liedern des Chores eingeſchaltet wurde, und aus einem bloßen Nebenwerke bald das Hauptwerk ward, pflegte nicht geſungen, ſondern nur geredet zu werden: weswegen denn auch die jambiſchen Verſe dabey gebraucht wurden, als welche mit der ungebundenen Sprache der Griechen ſehr übereinkamen. Bey der Komödie war es anfänglich eben ſo, bis endlich der Chor, wegen ſeiner Schmähſucht, gar von der Obrigkeit verbothen ward, und alſo verſtummen mußte, wie **Horaz** ſagt. Was es aber bedeute, wenn die Aufſchriften der terenzianiſchen Komödien melden, daß dieſelben mit dieſer oder jener Art von Pfeifen geſpielt worden, das haben die Gelehrten noch nicht ausgemacht. Die Schäfergedichte **Theokrits** und **Virgils**, mögen auch wohl nie alle ſeyn geſungen worden: denn da ihre Verfaſſer nicht wahre, ſondern nur poetiſche Schäfer waren, ſo wurden ſie nur zum bloßen

Leſen gemacht. Ja ſelbſt die Oden, welche **Pindarus**, **Sappho**, **Anakreon** und **Horaz** in ſo großer Menge gemacht, ſind nicht alle zum Singen verfertiget worden. Man ſehe nur z. E. die letztern an, und bemerke, bey was für verſchiedenen Gelegenheiten ſie verfertiget worden: ſo wird man ſelbſt geſtehen, daß die wenigſten darunter ein einzigmal mögen geſungen worden ſeyn.

23. §. Da nun dergeſtalt die Poeſie, ſich ohne die Ton- und Singekunſt beliebt gemacht hatte, ſo war es kein Wunder, daß noch immer mehr und mehr unmuſikaliſche Gedichte erfunden wurden. Dahin gehören nun die Satiren **Lucils**, des **Horaz**, **Juvenals** und **Perſius**; die poetiſchen Briefe des **Flaccus** und **Naſo**; die Elegien **Catulls**, **Tibulls** und des **Propertius**; die Sinngedichte **Martials** und andrer Lateiner: der Griechen voritzo nicht zu gedenken, die in allen dieſen Stücken den Römern vorgegangen. Alle dieſe Gattungen konnten nicht mehr Lieder heißen: Poeſien aber, Gedichte oder Verſe blieben ſie doch, als welchen letztern Namen **Horaz** auch ſeinen Briefen zugeſteht; da er hingegen den erſten nur für die erhabenen Heldenlieder, Lobgedichte und Tragödien aufbehalten wiſſen will. Noch mehr entfernten ſich von der rechten Art, **Heſiodus**, der die tägliche Arbeit eines Landmannes; **Empedokles**, der die ganze Naturlehre; **Aratus**, der die Sternkunſt; **Lucretius**, der gleichfalls die Naturwiſſenſchaft; und **Virgil**, der den Feldbau in alexandriniſchen Verſen beſchrieb. Allen dergleichen Werken ſpricht **Ariſtoteles** in ſeiner Dichtkunſt, den Namen der Gedichte ab: weil ſie nämlich keine Nachahmungen oder Fabeln ſind; ob ſie gleich das äußerliche Anſehen der poetiſchen Schreibart beybehalten haben. Zu eben dieſer Claſſe könnte man faſt den **Silius Italicus**, **Lucanus** und **Statius** rechnen, deren jener den ganzen puniſchen, der andre den pharſaliſchen Krieg, und dieſer das ganze Leben **Achills** beſchrieben hat. Sie ſind alſo nach dem Urtheile **Ariſtotels**, und des Paters **le Boſſu**, mehr für Hiſtorienſchreiber in Verſen, als für Poeten zu halten: wie an ſeinem Orte ausführlich ſoll gewieſen werden. Und

wo bleiben endlich alle Epithalamia, Genethliaca und Epicedia der Alten? die gewiß allezeit zum Leſen; niemals aber, oder doch ſehr ſelten, zum ſingen verfertiget worden.

24. §. Als bey der Wiederherſtellung der freyen Künſte in Europa, auch die Poeſie wieder in Flor kam, hat man ſich nicht an den alten Gattungen der griechiſchen und römiſchen Poeſien genügen laſſen; ſondern verſchiedene neue, theils muſikaliſche, theils unmuſikaliſche Arten erfunden. Zu jenen gehören die Opern, die aus den ſingenden Spielen der Meiſterſänger, ihren Urſprung haben; ferner die Paſtorale, Serenaten, Cantaten, Oratorien, Stanzen, Sonnette, Madrigale, Rondeaux und andere Kleinigkeiten, die nicht viel werth ſind. Die meiſten davon ſind von den Italienern erfunden, und im Anfange alle zum Singen beſtimmt geweſen. Die Stanzen ſind Gedichte mit Strophen in langen Zeilen, die wir Geſänge nennen können; wie Taſſo ſein befreytes Jeruſalem beſchrieben hat, weswegen er auch die Abtheilungen davon, Cantò, nennet. Ein **Sonnet** iſt gleichſam ein Lied, deſſen erſte zwo Strophen, jede von vier Zeilen auf einerley Melodie; die letzte aber, die aus ſechs Zeilen beſteht, auf eine andere, geſungen werden kann; und alſo einer pindariſchen Ode, mit Satz, Gegenſatz und Nachſatz gleich kömmt. Ein **Madrigal** iſt wie eine kleine Arie, oder ein franzöſiſch Trinklied; und ein **Rondeau** iſt nicht viel was anders. Die Franzoſen ſind ihnen nebſt den Engelländern und Holländern bald gefolget, und wir Deutſchen geben ihnen gewiß in allen dieſen Gattungen nichts nach. Wir haben Opern, Paſtorale, Serenaden, Cantaten, Kirchenſtücke, Oden, Arien, Sonnette, Madrigale, und Rondeaux die Menge aufzuweiſen; obwohl dieſe drey letztern bey uns niemals geſungen ſeyn mögen.

25. §. Was die großen Gedichte der Alten betrifft, ſo haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweiſen, das, wo nicht ganz vollkommen, doch nicht ſo gar zu verwerfen iſt, wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht. Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den alten, den Reinecke Fuchs, Theuerdank und Froſchmäuſeler; ſon-

dern auch einen habſpurgiſchen **Ottobert**, die geraubte **Proſerpina**, den ſächſiſchen **Wittekind** und König **Friedrichen** von Dännemark. Sind dieſe noch nicht ſo gut als **Homer**, **Virgil** und **Taſſo**; ſo ſind ſie doch nicht ſchlechter, als das, was **Marino**, **Arioſt**, **Chapelain**, **St. Amand** und **Milton** in dieſem Stücke geliefert haben. Des Herrn Barons von **Schöneich** Hermann, verdient der Henriade an die Seite geſetzet zu werden. Man muß ſich nur über die ſklaviſche Hochachtung alles deſſen, was ausländiſch iſt, erheben, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genutzet hat. **Pietſchens** Sieg Carls des VI. zeigt uns, daß der Verfaſſer Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln deſſelben bekannt geweſen wären: aber ſelbſt verdient es noch nicht, in dieſe Claſſe zu kommen. **Neukirchs** Telemach aber, iſt nur eine Ueberſetzung, und kann uns alſo zu keiner Ehre gereichen. In Trauerſpielen, haben wir den Ausländern nicht nur den **Gryphius** und **Lohenſtein**, **Hallmann** und **Breſſand**, ſondern ſehr viele andere neuere Dichter entgegen zu ſetzen, die ſich ſeit zwey und zwanzig Jahren, da dieſe Dichtkunſt zum erſtenmal erſchienen (ich ſchreibe dieß 1751.) hervorgethan haben. In dem Neueſten der anmuthigen Gelehrſamkeit ſteht ein Verzeichniß von etlichen 50 Trauerſpielen, die ſeit dem Cato und der Iphigenia ans Licht getreten. Thun es dieſe einem **Corneille** und **Racine** noch nicht in allem gleich, ſo haben ſie auch viele Fehler dieſer beyden Franzoſen nicht an ſich; und können es doch, theils mit den neuern Franzoſen, theils ſowohl mit den Wälſchen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in ſehr großer Verwirrung iſt. In der Komödie haben wir nicht nur **Gryphii**, **Riemers**, und **Weiſens**, ſondern eine große Menge andrer Stücke in Händen, die ſeit 200 Jahren bey uns gedruckt worden. Und ſind dieſe gleichfalls mit des **Moliere**, und **Des Douches** Luſtſpielen nicht zu vergleichen, ſo dörfen wir doch weder den Wälſchen noch Engländern, das allergeringſte nachgeben; es wäre denn in der Liebe unſers Vaterlandes: darinnen es uns jene unſtreitig

zuvor thun. Doch haben ſich auch hier ſchon einige muntre Köpfe gewieſen, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir auch den Franzoſen nicht lange mehr werden den Vorzug laſſen dörfen. Man ſehe das Verzeichniß unſrer Schauſpiele vor meiner deutſchen Schaubühne.

26. §. Ich komme endlich auf die Abſichten, ſo die Erfinder und Fortpflanzer der Poeſie vor Augen gehabt, deren Kenntniß uns in Unterſuchung des wahren Weſens der Poeſie, nicht ein geringes Licht geben wird. Man hat ja die alten Dichter allezeit für weiſe Männer gehalten, und läßt ihnen noch heute zu Tage dieſen Ruhm unangetaſtet. Folglich wird mans ihnen wohl nicht ſtreitig machen, daß ſie auch Abſichten bey ihren Arbeiten gehabt haben. So mannigfaltig nun dieſelben geweſen ſeyn mögen, ſo leicht ſind ſie doch zu errathen. Ihre Gedichte ſind ja die Mittel, wodurch ſie dieſelben zu erlangen geſucht, und wirklich erlanget haben: wozu alſo dieſelben geſchickt geweſen ſind, das iſt für einen Endzweck ihrer Verfaſſer anzuſehen.

27. §. Die allererſten Sänger ungekünſtelter Lieder, haben, nach der damaligen Einfalt ihrer Zeiten, wohl nichts anders im Sinne gehabt, als wie ſie ihren Affect auf eine angenehme Art ausdrücken wollten, ſo daß derſelbe auch in andern, eine gewiſſe Gemüthsbewegung erwecken möchte. Dahin zielten alſo ihre luſtige und traurige, verliebte, lobende und ſpöttiſche Lieder ab: und dieſen Endzweck erlangten ſie auch, ſo oft ſie ihren eigenen Affect theils durch bequeme Texte, theils durch geſchickte Melodeyen, natürlich und lebhaft vorſtelleten. Ein Saufbruder machte den andern luſtig; ein Betrübter lockte dem andern Thränen heraus; ein Liebhaber gewann das Herz ſeiner Geliebten; ein Lobſänger erweckte ſeinem Helden Beyfall und Bewunderung, und ein Spottvogel brachte durch ſeinen beißenden Scherz das Gelächter ganzer Geſellſchaften zuwege. Die Sache iſt leicht zu begreifen, weil ſie in der Natur des Menſchen ihren Grund hat, und noch täglich durch die Erfahrung beſtätiget wird.

28. §. Eine ſo wunderbare Kunſt, brachte nun den geſchickteſten unter ihren Meiſtern ſehr viel Hochachtung zuwege. Man hörte ſolche treffliche Sänger gern, man lobte ſie ſehr, und hielt gar dafür, daß ſie etwas mehr als Menſchen seyn; oder zum wenigſten einen göttlichen Beyſtand haben müßten. Dieſes ließen ſich auch die Poeten gefallen, ja ſie bemühten ſich, einen ſo vortheilhaften Gedanken von ihrer Kunſt nicht nur zu unterhalten, ſondern auch je mehr und mehr zu beſtärken. In dieſem Vorhaben ließen ſie ſichs angelegen ſeyn, allerley annehmliche und reizende Sachen in ihre Lieder zu bringen, dadurch ſie die Gemüther der Zuhörer noch deſtomehr an ſich locken, und gleichſam feſſeln könnten. Nichts war dazu bey der einfältigen Welt geſchickter, als kleine Hiſtorien oder Fabeln, die etwas wunderbares und ungemeines in ſich enthielten. Man ſieht es ja an kleinen Kindern, wie begierig ſie nach der Erzählung ihrer Wärterinnen ſind; und dieſen unerfahrnen und neugierigen Creaturen waren die älteſten Völker ganz gleich. Das bezauberte nun gleichſam die ſonſt ungezogenen Gemüther. Die wildeſten Leute verließen ihre Wälder, und liefen einem **Amphion** oder **Orpheus** nach, welche ihnen nicht nur auf ihren Leyern etwas vorſpielten; ſondern auch allerley Fabeln von Göttern und Helden vorſungen: nicht viel beſſer, als etwan itzo auf Meſſen und Jahrmärkten die Bänkelſänger mit ihren Liedern von Wundergeſchichten, den Pöbel einzunehmen pflegen.

29. §. In dieſer einmal erhaltenen Hochachtung, erhielten ſich die nachfolgender Dichter, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch die untermiſchten weiſen Lehren und Sittenſprüche. Die Poeten redeten nicht die gemeine Sprache der andern Leute, ſondern ihre Redensarten waren edel und erhaben, ihre Worte ausgeſucht, ihre Sätze neu und wohlklingend: und ihr ganzer Vortrag ward bisweilen in einer verblümten, oder gar allegoriſchen Schreibart abgefaſſet. So viel Witz und lebhafte Einbildungskraft ſie dadurch bewieſen: ſo viel Verſtand und hohe Weisheit, zeigten ſie durch die trefflichen Sittenlehren und Lebensregeln, die ſie in ihren Liedern mit

vorbrachten. Die alten Poeten waren nämlich die erſten Weltweiſen, Gottesgelehrten, Staatsmänner: oder umgekehrt, die älteſten Weltweiſen bedienten ſich der Poeſie, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Horat. Dichtk. v. 567.

Das war vor grauer Zeit die Weisheit jener Alten,
Zu zeigen, was für gut und ſtrafenswerth zu halten,
Was recht und ſchändlich war; der Unzucht feind zu ſeyn,
Den Beyſchlaf abzuthun, den Ehſtand einzuweihn,
Die Städte zu erbaun, Geſetze vorzuſchreiben:
So mußte Ruhm und Preis den Dichtern eigen bleiben.

Dergeſtalt wurden nun die älteſten Poeten für Gottesgelehrte, Staatskündige, Rechtsverſtändige, und Weltweiſe zugleich gehalten. Sie waren auch in der That alles in allem, und wurden alſo für Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, für außerordentliche, ja recht göttliche Männer angeſehen; die nothwendig alles was ſie ſungen, aus einer höhern Eingebung, nämlich von dem Beyſtande der Muſen und des Apollo, herhaben müßten.

30. §. Alle dieſe Kunſtgriffe hat Homer in ſeinen beyden Heldengedichten, Ilias und Odyſſee, auf eine geſchickte Art zu verbinden gewußt. Er erzählt wahre Geſchichte; er erdichtet Fabeln von Göttern und Helden; er erregt die Affecten; er ſchreibt edel und erhaben; er lehrt und beluſtiget endlich ſeine Leſer, auf eine ſo künſtliche Art und Weiſe, daß man ſich lange vergebens bemühet hat, ſeine rechte Hauptabſicht zu errathen. Ohne Zweifel aber hat er mit Fleiß alle Schönheiten der Poeſie in einem Meiſterſtücke verknüpfen, die gemeine Wohlfahrt ſeiner Griechen befördern, und ſich ſelbſt dadurch in beſondre Hochachtung ſetzen wollen. Er hat auch ſeinen Endzweck damit völlig erreichet; denn es iſt bekannt, wie hoch derſelbe zwey bis drey tauſend Jahre her, von allen, die ihn verſtanden, geſchätzet worden. Einige ſind in dieſer Hochachtung ſo weit gegangen, daß ſie gar alle ſeine Fehler für ſchön ausgegeben, und alle ſeine Schnitzer canoniſiren wollen. Andre aber haben zwar die Mängel erkannt, aber ſie, wie es billig war, mehr ſeinen Zeiten, als ihm ſelbſt beygelegt; und

ihm

ihm deſſen ungeachtet, doch das Lob eines recht großen, lebhaften und glücklichen Geiſtes, nicht abgeſprochen. Man ſehe des Herrn de la Motte Diſcours, über den Homer, den er vor ſeiner franzöſiſchen Ilias drucken laſſen, und Popens Leben Homers, wie es meine Freundinn in der Sammlung auserleſener Stücke 1749. deutſch herausgegeben hat. Mit dem Virgil hat es eben die Bewandniß.

31. §. Die Tragödien und Komödien anlangend, ſo iſt die Abſicht ihrer Verfaſſer gewiß eben dieſelbe geweſen. Man findet was wahres, aber auch was erdichtetes darinnen. Man ſuchet durch Exempel der Tugenden und Laſter, die Zuſchauer zu unterrichten. Die Erregung der Affecten iſt hier noch weit lebhafter, als in jenem, weil die ſichtbare Vorſtellung der Perſonen weit empfindlicher rühret, als die beſte Beſchreibung. Dadurch aber ſuchet man die Leidenſchaften der Zuſchauer zu reinigen. Die Schreibart iſt, ſonderlich im Trauerſpiele ſo edel und erhaben, wie die Sachen ſelber ſind: und an lehrreichen Sprüchen hat es eher einen Ueberfluß als Mangel. Selbſt die Komödie lehret und unterrichtet die Zuſchauer, obwohl ſie das Gelächter erweckt; und alſo haben freylich auch ein Sophokles, Euripides, Menander und Terenz Ehre genug durch ihre Poeſien erlanget, und ihren Zweck, nämlich die Erbauung und Beluſtigung der Zuſchauer, dergeſtalt vollkommen erhalten.

32. §. Was die kleinen Gattungen der Gedichte anlangt, ſo ſind dieſelben freylich ſo vollkommen nicht. Einige erzählen nur; andere ſind bloße Fabeln; noch andere klagen nur allein; und einige ſind bloß zum Lehren gemacht. In einigen will man nur loben, und in andern ſchlechterdings ſpotten. Viele ſind auch nur zum Scherze und zur Beluſtigung gemacht: und alſo haben ſich die Verfaſſer derſelben gleichſam in die Vollkommenheiten der größern getheilet. Sie erhalten dergeſtalt auch nur ein geringes Lob, weil zu einer einzigen poetiſchen Abſicht, auch ein ſehr ſeichter Geiſt und mäßiger Witz ſchon zulänglich iſt. Daher bringen auch ſolche poetiſche Kleinigkeiten einer Nation nicht viel Ehre. Es muß was größers

ſeyn, womit man ſich gegen andre Völker breit machen, und ihren Dichtern Trotz biethen will. Indeſſen bleibt es doch in allen Gattungen der Gedichte bey **Horazens** Ausſpruche:

> Der wird vollkommen ſeyn, der theils ein lehrreich Weſen,
> Und theils was liebliches durch ſeinen Vers beſingt;
> Zugleich dem Leſer nützt, zugleich Ergetzung bringt.
> Ein ſolch Gedicht geht ab, wird weit und breit verführet,
> Bis es dem Dichter gar Unſterblichkeit gebiehret. **Dichtk.** v. 495.

33. §. Bey dem allen iſt es nicht zu leugnen, daß nicht, nach dem Urtheile des großen **Ariſtotels**, das Hauptwerk der Poeſie in der geſchickten Nachahmung beſtehe. Die Fabel ſelbſt, die von andern für die Seele eines Gedichtes gehalten wird, iſt nichts anders, als eine Nachahmung der Natur. Dieß wird ſie nun durch die Aehnlichkeit mit derſelben: und wenn ſie dieſe hat, ſo heißt ſie wahrſcheinlich. Die Wahrſcheinlichkeit iſt alſo die Haupteigenſchaft aller Fabeln; und wenn eine Fabel nicht wahrſcheinlich iſt, ſo taugt ſie nichts. Wie kann ſie aber wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie nicht die Natur zum Vorbilde nimmt, und ihr Fuß vor Fuß nachgeht? **Horaz** ſchreibt:

> Die Fabel laute ſo, daß ſie der Wahrheit gleicht,
> Und fodre nicht von uns, daß man ihr alles gläube:
> Man reiße nicht das Kind den Hexen aus dem Leibe,
> Wenn ſie es ſchon verzehrt. Dichtk. v. 489.

34. §. Dieſe Nachahmung der Poeten, geſchieht entweder vermittelſt einer ſehr lebhaften Beſchreibung, oder durch eine epiſche und dramatiſche Erzählung, oder gar durch lebendige Vorſtellung desjenigen, was ſie nachahmen. Und dadurch unterſcheidet ſich der Dichter von einem Maler, der nur mit Farben, und einem Bildhauer, der in Stein oder Holz ſeine Nachahmung verrichtet. Will man ſagen, daß auch in ungebundener Rede ſolche Nachahmungen zu geſchehen pflegen, die wir der Poeſie zueignen; als wann zum Exempel **Aeſopus** proſaiſche Fabeln macht, oder **Livius** und andre Geſchichtſchreiber gewißen großen Männern ſolche Reden andichten, die ſie zwar nicht von Wort zu Wort gehalten, aber doch wahrſcheinlicher Weiſe hätten halten können: ſo werde ich antwor-

antworten, daß ſowohl Aeſopus, als ſolche dichtende Geſchichtſchreiber, in ſo weit ſie dichten, unter die Poeten gehören. Die Verſe machen das Weſen der Poeſie nicht aus, vielweniger die Reime. Können doch ganze Heldengedichte in ungebundener Rede geſchrieben werden. Denn wer wollte es leugnen, daß nicht die proſaiſche Ueberſetzung, welche die Frau Dacier vom Homer gemacht, noch ein Heldengedicht geblieben wäre; oder daß Fenelons Telemach kein poetiſches Werk wäre? Kinder und Unwiſſende bleiben am äußerlichen kleben, und ſehen auch eine ſcandirte und gereimte Proſe für ein Gedicht, und jeglichen elenden Versmacher für einen Poeten an: Kenner aber halten es mit dem Horaz, der uns einen Poeten ſo beſchreibt:

\- - - neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe Poetam:
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, et os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Lib. I. Sat. 4.

Nun weis ich zwar, daß aus dieſen Worten einige Neuere, ihre düſtre äſthetiſche Schreibart, als das Weſentliche der Dichtkunſt auf den Thron zu erheben geſuchet. Allein ein anders iſt der Mann, ein anders der Rock den er trägt. Man kann auch dogmatiſche und hiſtoriſche Sachen in einer ſchwülſtigen und finſtern Art des Ausdruckes vortragen: wie Jakob Böhme, Pordätſch, Eraſmus Franciſci, und andre Schwärmer mehr gethan haben. Allein ſolche wilde äſthetiſche Köpfe ſind darum keine Homere und Maronen. Die Nachahmung der Handlungen und Leidenſchaften des Menſchen, wird wohl allemal das Hauptwerk der Dichtkunſt bleiben: weil Fabeln auch dann Gedichte ſind, wenn ſie wie die äſopiſchen, in der einfältigſten und ungekünſteltſten Art des Ausdruckes erſcheinen.

Das II. Hauptſtück.

Von dem Charactere eines Poeten.

1. §.

Nachdem wir den Urſprung und das allmählige Wachsthum der Poeſie kürzlich erwogen haben: ſo iſt es nicht undienlich, von einem wahren Poeten einen Abriß zu machen, und ihn nach allen ſeinen Eigenſchaften zu beſchreiben. Man iſt mit dieſem Namen zu allen Zeiten gar zu freygebig geweſen; weil man nicht ſattſam eingeſehen, was für eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte, wieviel Gelehrſamkeit, Erfahrung, Uebung und Fleiß zu einem rechtſchaffenen Dichter gehören. Und das iſt kein Wunder geweſen. Gemeiniglich haben ſichs diejenigen angemaßet, den Titel eines Poeten auszutheilen, die einen viel zu ſeichten Verſtand, und eine viel zu blöde Einſicht in das Weſen der wahren Dichtkunſt gehabt. Der Pöbel hat ſich allezeit ein Recht zueignen wollen, von poetiſchen Scribenten zu urtheilen: und dieſes iſt deſto lächerlicher, da ihm die Beurtheilung proſaiſcher Schriften niemals zugeſtanden worden. Kann er nun hierinnen keinen gültigen Ausſpruch thun, und die Verfaſſer derſelben, weder für gute Hiſtorienſchreiber, noch für Redner, Philoſophen, Arzneyverſtändige oder Rechtsgelehrte erklären: wie wird er vermögend ſeyn, von Gedichten zu urtheilen, deren Einrichtung und Ausarbeitung deſto ſchwerer zu prüfen iſt; je mehr ſie unter ſo vielen äußerlichen Schönheiten und Zierrathen, dadurch auch kritiſche Augen zuweilen verblendet werden, verhüllet iſt, ja tief verborgen liegt. Plinius ſchreibt an einem Orte; von Künſtlern könne nur ein Künſtler urtheilen. Man wird alſo mit der Poeſie wohl nicht unbilliger umgehen wollen, als mit der Muſik, Malerey, Baukunſt und dem Bildſchnitzen. Wer beruft

ruft ſich aber in allen dieſen Künſten auf das Urtheil des großen Haufens? Das würden ſchlechte Meiſter darinnen werden, die ihren Ruhm in dem Beyfalle eines eigenſinnigen Volkes ſuchen wollten, welches ohne Verſtand und ohne Regeln von ihren Sachen urtheilet; und deſſen Geſchmack die unbeſtändigſte Sache von der Welt iſt.

2. §. Es trifft freylich zuweilen zu, daß ein ganzes Land oder eine große Stadt ſich an lauter regelmäßige Sachen gewöhnet, und ſo zu reden, eine zeitlang Geſchmack daran findet. Aber dieſer gute Geſchmack kann nicht lange Zeit erhalten werden; wenn es nicht Kunſtverſtändige darunter giebt, die dasjenige, was der gemeine Mann nach der ſinnlichen Empfindung liebet, nach richtigen Grundregeln für gut und ſchön erkennen. Ohne ſolche Meiſter geht der gute Geſchmack bald wieder verlohren, wie wir an den Beyſpielen der Griechen und Römer, ja der neuern Wälſchen und Franzoſen geſehen haben. Die Leichtſinnigkeit der menſchlichen Gemüther, ſucht allezeit eine Veränderung: und wie leicht geſchieht es da, daß Leute von keiner Einſicht, an ſtatt der wahren Schönheiten, die aus wirklichen Vollkommenheiten entſtehen, auf ſcheinbare verfallen; die oft die bloße Sinnlichkeit eben ſo ſehr beluſtigen, als die erſten. Alsdann verfällt alles in Verachtung, was vorhin mit gutem Grunde war hochgeſchätzet worden. Der allgemeine Beyfall einer Nation kann alſo nicht eher von der Geſchicklichkeit eines Meiſters in freyen Künſten, ein gültiges Urtheil fällen, als bis man vorher den guten Geſchmack derſelben erwieſen hat. Dieſes aber geſchieht nicht anders, als wenn man zeiget: daß derſelbe mit den Regeln der Kunſt übereinſtimmet, die aus der Vernunft und Natur hergeleitet worden. Ich habe hiermit beyläufig meinen Begriff von dem guten Geſchmacke entdecket; einer Sache, davon zu itziger Zeit überall ſo viel Redens und Schreibens iſt. Weiter unten wird mehr davon vorkommen; denn zu einem guten Poeten gehört auch ein guter Geſchmack. Aus dem vorhergehenden aber ſchließe ich, daß wir die, zu einem wahren Dichter ge-

hörigen Eigenſchaften von denen lernen müſſen, die das innere Weſen der Poeſie eingeſehen; die Regeln der Vollkommenheit, daraus ihre Schönheiten entſtehen, erforſchet haben, und alſo von allem, was ſie an einem Gedichte loben und ſchelten, den gehörigen Grund anzuzeigen wiſſen.

3. §. Wenn man nun ein gründliches Erkenntniß aller Dinge Philoſophie nennet: ſo ſieht ein jeder, daß niemand den rechten Character von einem Poeten wird geben können, als ein Philoſoph; aber ein ſolcher Philoſoph, der von der Poeſie philoſophiren kann, welches ſich nicht bey allen findet, die jenen Namen ſonſt gar wohl verdienen. Nicht ein jeder hat Zeit und Gelegenheit gehabt, ſich mit ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen zu den freyen Künſten zu wenden, und da nachzugrübeln: woher es komme, daß dieſes ſchön und jenes häßlich iſt; dieſes wohl, jenes aber übel gefällt? Wer dieſes aber weis, der bekömmt einen beſondern Namen, und heißt ein Kriticus. Dadurch verſtehe ich nämlich nichts anders, als einen Gelehrten, der von freyen Künſten philoſophiren, oder Grund anzeigen kann. Dieſen Begriff hat niemand beſſer ins Licht geſtellet, als der berühmte Graf **Shaftsbury**, in ſeinem gelehrten Werke: Characteriſtic's of Men, Manners and Times, im II. Theile des I. Bandes, Advice to an Author; welches Werk neulich von einer geſchickten Feder ins Deutſche überſetzt worden. Was uns nun dergleichen Kunſtrichter, ſolche philoſophiſche Poeten, oder poeſieverſtändige Philoſophen ſagen werden, das wird wohl ohne Zweifel weit gründlicher ſeyn, und einen richtigern Begriff von einem wahren Dichter bey uns erwecken; als was der große Hauſe, nach einer betrüglichen Empfindung ſeines unbeſtändigen Geſchmackes, zu loben oder zu tadeln pflegt. Denn ich bin hier gar nicht der Meynung des ſonſt ſo ſcharfſinnigen **Cicerons** zugethan, der in ſeinem andern Buche vom Redner ſchreibt: Omnes tacito quodam ſenſu, ſine ulla arte aut ratione, quae ſint in artibus ac rationibus recta ac prava, dijudicant. Vielmehr halte ichs mit dem **Seneca**, der an einem Orte ſeiner Schriften das Gegentheil behauptet: Non tam

bene

bene cum rebus mortalium agitur, vt meliora pluribus placeant. Argumentum peſſimi, turba eſt.

4. §. Unter den Griechen iſt ohne Zweifel **Ariſtoteles** der beſte Kriticus geweſen, was nämlich die Redekunſt und Poeſie anlanget. Es iſt ein Glück, daß ſeine Schriften von beyden Künſten nicht ganz verlohren gegangen; denn von der Dichtkunſt haben wir freylich nur einen Theil übrig behalten. Indeſſen zeugen doch beyde Bücher, eben ſo wohl von dem durchdringenden Verſtande dieſes großen Weltweiſen, als ſeine übrige Schriften. Er hat das innere Weſen der Beredſamkeit und Poeterey aufs gründlichſte eingeſehen, und alle Regeln, die er vorſchreibt, gründen ſich auf die unveränderliche Natur der Menſchen, und auf die geſunde Vernunft. Haben gleich einige andere Kunſtrichter und poetiſche Freygeiſter ſein Joch abzuſchütteln geſucht, und uns entweder von allen Regeln befreyen, oder ganz neue und willkührliche einführen wollen: ſo haben ſie doch bey keinem Vernünftigen Beyfall gefunden. Nichts würde alſo für mich erwünſchter ſeyn, als wenn dieſer tiefſinnige Mann auch den ausführlichen Character eines wahren Poeten gemacht hätte: denn ſo dörfte man ſich nur daran halten, und könnte ſo wohl ſich ſelbſt, als andre, nach Anleitung deſſelben, gehörig prüfen. Allein wir finden in ſeiner Poetik im I. II. und III. Capitel nur etwas weniges, das uns auf die rechte Spur helfen kann. Er lehret nämlich gleich im Anfange derſelben, daß die ganze Poeſie nichts anders ſey, als eine Nachahmung menſchlicher Handlungen; und daß alſo der Unterſcheid verſchiedener Gedichte, bloß auf die mancherley Arten der Nachahmung ankomme. Man könne aber die Handlungen der Menſchen in gute und böſe eintheilen; und die Sitten der Welt wären nur durch dieſe beyden Eigenſchaften unterſchieden. Wer alſo Menſchen abbilden wolle, der könne ſie ſich entweder beſſer, oder ſchlechter vorſtellen, als ſie ſind; oder dieſelben ganz ähnlich ſchildern. Dieſes erläutert er durch das Exempel der Maler, und zieht es hernach auf verſchiedene Arten der Poeſie.

9

Dieſes giebt, meines Erachtens, Anleitung genug, wie man einen Poeten zu characteriſiren habe.

5. §. Ich ſage alſo erſtlich: ein Poet ſey ein geſchickter Nachahmer aller natürlichen Dinge: und dieſes hat er mit den Malern, Bildhauern, Muſikverſtändigen u. a. m. gemein. Er iſt aber zum andern, auch von ihnen unterſchieden; und zwar durch die Art ſeiner Nachahmung, und durch die Mittel, wodurch er ſie vollzieht. Der Maler ahmet ſie durch Pinſel und Farben nach; der Bildſchnitzer durch Holz und Stein, oder auch durch den Guß in Gyps und allerhand Metallen; der Tanzmeiſter durch den Schritt und die Bewegungen des ganzen Leibes; der Tonkünſtler durch den Tact und die Harmonie: der Poet aber thut es durch eine tactmäßig abgemeſſene, oder ſonſt wohl eingerichtete Rede; oder, welches gleich viel iſt, durch eine harmoniſche und wohlklingende Schrift, die wir ein Gedicht nennen. Eben das hat uns Horaz oben zu verſtehen gegeben, da er ſchrieb:

> Reſpicere exemplar vitæ morumque, jubebo
> Doctum *imitatorem*, et veras hinc ducere voces.

Imgleichen:

> Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris.

Oder auch:

> Aut famam ſequere, aut ſibi convenientia finge.

6. §. So fremde vielen dieſe Beſchreibung eines Dichters vorkömmt, ſo vollſtändig und fruchtbar iſt ſie in der That. Ein Poet wird dadurch nicht nur von den Meiſtern obgedachter freyen Künſte; ſondern auch von den Liebhabern aller andern Theile der Gelehrſamkeit unterſchieden. Ein Geſchichtſchreiber ſoll nicht nachahmen, was wir Menſchen zu thun pflegen, oder wahrſcheinlicher Weiſe gethan haben könnten, thun ſollten, oder thun würden, wenn wir in ſolchen Umſtänden befindlich wären: ſondern man fodert von ihm, daß er getreulich dasjenige erzählen ſolle, was ſich hier oder da, für Begebenheiten zugetragen haben. Ein Redner ſoll nicht nachahmen, was andre Leute thun; ſondern die Leute überreden,

den; etwas für wahr oder falſch zu halten, und ſie bewegen, etwas zu thun oder zu laſſen. Ein Weltweiſer iſt gleichfalls von der Nachahmung entfernet, indem er uns die Gründe von der Möglichkeit aller Dinge unterſuchen lehret. Wie die Rechtsgelehrſamkeit, Arzneykunſt und andre Wiſſenſchaften mehr, von der Poeſie unterſchieden ſind, das wird ein jeder leicht abnehmen können. Der Dichter ganz allein, hat dieſes zu einer Haupteigenſchaft, daß er der Natur nachahmet, und ſie in allen ſeinen Beſchreibungen, Fabeln und Gedanken, ſein einziges Muſter ſeyn läßt.

7. §. Es iſt wahr; man macht hier verſchiedene Einwürfe. Der Geſchichtſchreiber, ſagt man, ſchildert ja auch diejenigen Perſonen, Sachen und Oerter ab; von welchen er uns Erzählungen macht. Er führt ſeine Helden wohl gar redend ein, und läßt ſie oft Dinge ſagen, die ſie zwar hätten ſagen können, aber in der That niemals geſagt haben: wie wir in griechiſchen und lateiniſchen Scribenten häufige Exempel davon vor Augen haben. Dieſer Zweifel iſt es ſchon werth, daß er beantwortet werde. Ich ſage alſo fürs erſte: nicht alles, was ein Geſchichtſchreiber thut; das thut er als ein Geſchichtſchreiber. Z. E. Er ſchreibt ja auch nach den Regeln der Sprachkunſt: wer glaubt aber deswegen, daß die richtige Schreibart zum Weſen der Hiſtorie gehöre, und nicht vielmehr der Grammatik eigen ſey? Ein Geſchichtſchreiber kann freylich wohl auch moraliſiren, und politiſche Anmerkungen in ſeine Erzählungen miſchen, wie Tacitus und andre gethan haben: gehört das aber eigentlich zur Hiſtorie? Und iſt dieſes deswegen nicht für eines Sittenlehrers und Staatskündigen eigentliche Pflicht zu halten? Eben ſo gehts mit den vielen Bildern, Charactern und erdichteten Reden, die in Geſchichtbüchern vorkommen. Sie ſind poetiſche Kunſtſtücke, die ein Geſchichtſchreiber nur entlehnet, um ſeine trockene Erzählungen dadurch ein wenig anmuthiger zu machen. Er iſt gleichſam, wie ein Bildſchnitzer beſchaffen, der die Geſichter und Kleidungen ſeiner Kunſtſtücke, auch noch mit Pinſel und Farben übermalet: nicht, als wenn das Malen eigentlich ſein

Werk wäre; ſondern weil er einer andern Kunſt Hülfe brauchet, ſeine Arbeit zur Vollkommenheit zu bringen.

8. §. Fürs andre habens auch die Kunſtrichter an einigen Geſchichtſchreibern vorlängſt gemisbilliget, daß ſie die Regeln der hiſtoriſchen Schreibart gar zu ſehr aus den Augen geſetzet. Man leſe nur nach, was einige von dem Florus, und le Clerc vom Curtius, wegen ſeiner gekünſtelten Beſchreibungen geurtheilet haben. Man hat kein Bedenken getragen, dieſen Scribenten eine poetiſche Schreibart zuzueignen: welches ſattſam zeiget, daß die lebhaften Beſchreibungen eigentlich in der Dichtkunſt zu Hauſe gehören; ſonderlich, wenn ſie, wie des Curtius ſeine, nur aus dem bloßen Witze des Scribenten herkommen. Und was ſoll ich von den Reden eines Thucydides, Xenophons, Livius, Salluſtius, u. a. m. ſagen? Man hat es längſt erkannt, daß ſie Proben von der dichtenden Einbildungskraft dieſer Scribenten wären; dazu ſie, als Geſchichtſchreiber, nicht wären verbunden geweſen. Sie haben aber hierinn lieber dem Homer, deſſen Schriften einen allgemeinen Beyfall hatten, nachahmen, als ihre eigne Pflichten in Betrachtung ziehen wollen. Und man hat ſie deswegen mit Recht getadelt; weil es einem aufrichtigen Verfaſſer hiſtoriſcher Nachrichten nicht zuſteht; das geringſte in den wahren Begebenheiten zu ändern, auszulaſſen oder hinzu zu ſetzen. Wie haben aber gedachte Scribenten dieſe Pflicht in ſolchen Reden beobachten können, die ſie berühmten Leuten viele Jahrhunderte nach ihrem Tode gedichtet? Zum wenigſten hat Curtius dem ſcythiſchen Geſandten eine Anrede an Alexandern in den Mund geleget; die derſelbe, allem Anſehen nach, unmöglich ſo ſchön und künſtlich hätte halten können. Was ich hier von der Hiſtorie zur Antwort gegeben habe, das läßt ſich mit leichter Mühe, auf alle übrige Einwürfe, die man von andern Wiſſenſchaften hernimmt, deuten, und gehöriger maßen anwenden.

9. §. Ariſtoteles hat es ſchon ausgeführt, wie natürlich es dem Menſchen ſey, alles was er ſieht und höret, nachzuahmen. In unſrer zärteſten Jugend geht dieſes ſchon an. Man ſagt, die

die Kinder ſind wie Affen; weil ſie alles nachmachen, was die Erwachſenen thun. Man möchte aber mit beſſerm Rechte ſprechen, die Affen ſind wie Kinder: denn dieſen gebührt ſonder Zweifel im Nachahmen der Vorzug. Alles, was wir lernen und faſſen, das faſſen und lernen wir durch die Nachahmung. Das Gehen und Stehen, Reden und Singen, das Eſſen und Trinken, ja Leſen und Schreiben, entſteht bey uns aus keiner andern Quelle.

> Von andern Thieren zwar, kennt jedes ſeine Kraft,
> Und weis auch von Natur von ſeiner Eigenſchaft;
> Der Menſch allein, ihr Haupt, der Herr ſo vieler Sachen,
> Muß alles, was er thut, von andern lernen machen:
> Und daß er ißt und trinkt, redt, ſitzt, ſteht, geht und liegt,
> Kömmt nur durch Unterricht, ſchläft auch nicht ungewiegt.
>
> Opitz im II. Buch der Troſtged.

Daraus leitet nun der tiefſinnige Weltweiſe den Urſprung der Poeſie her. So viel iſt gewiß, daß diejenigen Knaben, welche die größte Geſchicklichkeit zum Nachahmen an ſich blicken laſſen, auch die größte Fähigkeit zur Poeſie beſitzen. Zeiget ſich aber jene ſonderlich im Schreiben, in der Malerey und Muſik, imgleichen im Tanzen u. ſ. f.: ſo ſieht man wohl, daß Kinder, die zu dergleichen Uebungen viel Naturell und Luſt haben, auch zur Dichtkunſt ſelbſt, eine treffliche Geſchicklichkeit erlangen können; wenn nur auch die Auferziehung ſonſt darnach eingerichtet iſt.

10. §. Weil nun dieſe natürliche Geſchicklichkeit im Nachahmen bey verſchiedenen Leuten auch ſehr verſchieden iſt; ſo daß einige faſt ohn alle Mühe eine große Fertigkeit darinnen erlangen, andre hergegen bey vieler Quaal und Arbeit dennoch hinten bleiben: ſo hat man angefangen zu ſagen, daß die Poeten nicht gemacht; ſondern gebohren würden, daß ſie den heimlichen Einfluß des Himmels fühlen, und durch ein Geſtirn in der Geburt zu Poeten gemacht ſeyn müßten: das heißt in ungebundener Schreibart nichts anders, als ein gutes und zum Nachahmen geſchicktes Naturell bekommen haben. Opitz ſchreibt:

Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sylben über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn: wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum einer
Von allen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlaſſen weis, iſt zwar ein guter Mann,
Doch nicht gleich ein Poet.

Opitz im I. B. der Poet. W.

Unſer Poet fodert alſo von einem Dichter, er ſolle den Himmel bey ſich fühlen, ja ſcharf und geiſtig ſeyn. Das zielet ebenfalls auf das gute Naturell oder den fähigen Kopf eines Dichters. **Rachel** ſtimmt dieſem bey:

Denn wer nicht von Natur hiezu iſt wie gebohren,
Bey dem iſt Kunſt und Fleiß und Uebung auch verlohren.
Hör, was der Römer ſpricht: Die Stadt giebt jährlich zwar
Der Bürgermeiſter zwey: jedoch nicht alle Jahr
Kömmt ein Poet hervor. So viel hat das zu ſagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorberkränzlein tragen.

Rachels Sat. der Poet.

11. §. Das iſt nun, meines Erachtens, die beſte Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poeſie geben kann; davon ſo viel Streitens unter den Gelehrten iſt. Ein glücklicher munterer Kopf iſt es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiſer ſprechen möchte: das iſt, was oben beym Horaz, Ingenium et mens divinior hieß. Dieſer Witz iſt eine Gemüthskraft, welche die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen, und alſo eine Vergleichung zwiſchen ihnen anſtellen kann. Er ſetzet die Scharfſinnigkeit zum Grunde, welche ein Vermögen der Seelen anzeiget, viel an einem Dinge wahrzunehmen, welches ein andrer, der gleichſam einen ſtumpfen Sinn, oder blöden Verſtand hat, nicht würde beobachtet haben. Je größer nun die Scharfſinnigkeit bey einem jungen Menſchen iſt; je aufgeweckter ſein Kopf iſt, wie man zu reden pflegt: deſto größer kann auch ſein Witz werden, deſto ſinnreicher werden ſeine Gedanken ſeyn. Denn wo man viele Eigenſchaften der Dinge angemerket,

merket, und auf alle Kleinigkeiten bey einer Perſon, Handlung, Begebenheit u. ſ. w. Acht gegeben hat: da kann man deſto leichter die Aehnlichkeit einer ſolchen Perſon, Handlung, Begebenheit oder Sache mit andern dergleichen Dingen wahrnehmen. Die Einbildungskraft nämlich bringet, bey den gegenwärtigen Empfindungen, ſehr leicht wiederum die Begriffe hervor, die wir ſonſt ſchon gehabt; wenn ſie nur die geringſte Aehnlichkeit damit haben. Alle dieſe Gemühskräfte nun, gehören nicht in gemeinem, ſondern in ſehr hohem Grade für denjenigen, der geſchickt nachahmen ſoll: und ein Poet muß dergeſtalt, ſowohl als ein Maler, Bildſchnitzer u. ſ. w. eine ſtarke Einbildungskraft, viel Scharfſinnigkeit und einen großen Witz ſchon von Natur beſitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will.

12. §. Doch alle dieſe natürliche Gaben ſind an und für ſich ſelbſt noch roh und unvollkommen, wenn ſie nicht aufgeweckt, und von der ihnen anklebenden Unrichtigkeit geſaubert werden. Viele witzige Köpfe verroſten gleichſam bey ihrer guten Fähigkeit, aus Mangel der Anführung. Kinder, denen es an Unterrichte fehlet, bleiben bey aller ihrer natürlichen Geſchicklichkeit dennoch ſtecken: und wenn ſie ſich gleich unter andern ihres gleichen, durch ein lebhafteres Weſen hervorthun; ſo iſt doch alle ihr Witz gleichſam ein ungebautes Feld, das nur wilde Pflanzen hervortreibt; ein ſelbſt wachſender Baum, der nur ungeſtalte Aeſte und Reiſer hervorſproſſet. Gerathen ſolche Leute in anwachſenden Jahren aufs Reimen, ſo werden ſie Poſſenreißer, Pritſchmeiſter, und alberne Reimenſchmiede; die allerhand abgeſchmackte Einfälle zuſammen häufen, ſich alles für erlaubt halten, und nur den Beyfall des Pöbels ſuchen. Sie folgen ſchlechterdings ihrer Phantaſie, und dichten Quodlibete, Lieder, Romane, Pickelherings-poſſen, und andre phantaſtiſche Erfindungen in theatraliſchen Sachen, die weder Art noch Geſchick haben. Man kann aber junge Knaben beyzeiten aufwecken, und ihren Witz, ſo zu reden, in die Falten rücken, wenn man ihnen bald allerley gute ſinnreiche Schriften zu leſen giebt; wenn man ſie auf die

treflichſten Stellen derſelben aufmerkſam machet; ihnen die Schönheit derſelben recht vor Augen ſtellet, und durch ein vernünftiges Lob ihrer Verfaſſer, ſie anſpornet, nach gleicher Ehre zu ſtreben.

13. §. Dieſes thut man, wenn die Jugend ihren Verſtand ſchon einigermaßen brauchen kann: der Grund aber kann noch früher dazu geleget werden, wenn man ſie beyzeiten im Zeichnen und Reißen unterweiſen läßt. Es glaubt niemand, was dieſe Uebung jungen Leuten für Vortheil ſchaffet; als wer ſie mit philoſophiſchen Augen anſieht. Wer einen vor Augen liegenden Riß nachmalen will, der muß ſehr genau auf alle gerade und krumme Linien, Verhältniſſe, Größen, Stellungen, Entfernungen, Erhebungen, Schattirungen und Strichlein, ja auf die allerkleinſten Puncte Achtung geben. Durch dergleichen Uebung und Bemühung erlangt man alſo einen hohen Grad der Aufmerkſamkeit, auf jede vorfallende Sache; welche endlich zu einer Fertigkeit gedeihet, in großer Geſchwindigkeit, und faſt im Augenblicke viel an einer Sache wahrzunehmen; welche Fertigkeit wir vorhin die Scharfſinnigkeit genannt haben. Indem aber ein ſolcher Knabe ſich ferner bemühet, ſeinen Riß, dem vorgelegten Muſterbilde ähnlich zu machen: ſo muß er die Aehnlichkeiten zwiſchen beyden wahrnehmen lernen, das iſt, ſeinen Witz üben. Fängt er endlich gar an, wirkliche Perſonen abzuſchildern, oder Gegenden und Landſchaften zu malen, die er wirklich vor ſich ſieht: ſo wird er noch fertiger. Am höchſten bringt ers endlich, wann er aus ſeiner eigenen Erfindung ganze Hiſtorien wohl zu entwerfen, und auf eine ſehr lebhafte, natürliche und folglich anmuthige Art auszumalen geſchickt wird. Dergleichen Uebungen nun bilden unvermerkt poetiſche Geiſter. Denn dafern durch das Studiren, ſolchen jungen Leuten zugleich die Fertigkeit in der Sprache, die Kenntniß vieler Sachen, nebſt den Regeln der gebundenen Schreibart beygebracht wird: ſo werden ſie hernach eben ſo geſchickt, mit der Feder, als mit Pinſel und Farben, die Nachahmung natürlicher Dinge zu vollziehen wiſſen.

14. §. Denn das muß man nothwendig wiſſen, daß es mit Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit und Witz bey einem Poeten noch nicht ausgerichtet iſt. Dieß iſt zwar der Grund von ſeiner Geſchicklichkeit, den die Natur legt: aber es gehört zu dem Naturelle auch die Kunſt und Gelehrſamkeit. Muß doch ein Maler, der was rechtes thun will, in der Meßkunſt, Perſpectiv, Anatomie, Mythologie, Hiſtorie, Baukunſt, ja Logik und Moral was gethan haben; wenn ers zu einiger Vollkommenheit bringen will. So wird denn ein Poet, der auch die unſichtbaren Gedanken und Neigungen menſchlicher Gemüther nachzuahmen hat, ſich nicht ohne eine weitläuftige Gelehrſamkeit behelfen können. Es iſt keine Wiſſenſchaft von ſeinem Bezirke ganz ausgeſchloſſen. Er muß zum wenigſten von allem etwas wiſſen, in allen Theilen der unter uns blühenden Gelahrtheit ſich ziemlicher maßen umgeſehen haben. Ein Poet hat ja Gelegenheit, von allerley Dingen zu ſchreiben. Begeht er nun Fehler, die von ſeiner Unwiſſenheit in Künſten und Wiſſenſchaften zeugen, ſo verliert er ſein Anſehen. Ein einzig Wort giebt oft ſeine Einſicht, oder auch ſeine Unerfahrenheit in einer Sache zu verſtehen. Ein einzig Wort kann ihn alſo in Hochachtung oder in Verachtung ſetzen; nachdem es entweder ſeine Gelehrſamkeit, oder Unwiſſenheit an den Tag legt. Daraus folgt nun unfehlbar, daß ein Poet keine Wiſſenſchaft ſo gar verabſäumen müſſe, als ob ſie ihn nichts angienge. Er muß ſich vielmehr bemühen, von allen, zum wenigſten einen kurzen Begriff zu faſſen; damit er ſich, wo nicht in allen geſchickt erweiſen, doch mindſtens in keiner einzigen auf eine lächerliche Art verſtoßen möge.

15. §. Vieleicht wendet man mir ein: Ich machte den Begriff von einem Poeten zu groß und zu vollkommen; dergleichen Leute von allgemeiner Gelehrſamkeit hätte es wohl noch nie gegeben; inskünftige aber, würde man ſie noch weniger zu gewarten haben, da die Anzahl der Wiſſenſchaften und Künſte faſt täglich größer würde. Hierauf will ich zur Antwort geben: daß man nicht übel thue, wenn man eine Sache nach ihrer größeſten Vollkommenheit abſchildert.

So haben die Stoiker ihren Weiſen, die Lehrer der Redekunſt ihren vollkommenen Redner, und die heutigen Weltweiſen einen vollkommenen Philoſophen beſchrieben. Es iſt gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat, darnach man ſtreben kann, wenn es gleich noch niemand erreichet hätte. Je näher man ihm kömmt, deſto vollkommner iſt man: und der am wenigſten davon entfernet bleibt, der iſt am lobwürdigſten. Geſteht aber Seneca von dem ſtoiſchen Weiſen, Cicero von einem vollkommenen Redner, und Herr **Wolf** von einem vollkommenen Philoſophen, daß dergleichen noch niemals in der Welt zu finden geweſen: ſo wollen wir auch bekennen, daß noch kein Poet den höchſten Gipfel in ſeiner Kunſt erreichet habe. Die Erfahrung hat es gewieſen. An den berühmteſten alten und neuen Dichtern haben ſcharfe Kunſtrichter mit gutem Grunde ſo viel auszuſetzen gefunden; daß man auch hier die menſchliche Unvollkommenheit nur gar zu deutlich hat wahrnehmen können. Wie aber deswegen, weder die Stoiker nach Weisheit, noch die Redner nach Beredſamkeit, noch die Philoſophen nach der philoſophiſchen Erkenntniß zu ſtreben aufgehöret haben: alſo darf auch kein Liebhaber der Dichtkunſt den Muth ſinken laſſen.

Denn dieß gilt dahin nicht, daß dieſe Schwierigkeit
Dich läßig machen ſoll. Der Gaben Unterſcheid
Der hebt nicht alles auf. Kannſt du dem Ueberreichen,
An ſeinem großen Schatz und Vorrath, nicht wohl gleichen:
So iſt dir wenig gnug. Spann alle Sinnen an,
Wer weis, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kann?
Schreib wenig, wo nicht viel; doch das nach Arbeit ſchmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgeſetzt,
Sind billig mehr als dieß mein ganzes Buch geſchätzt.
Nur eine Fliege, wohl und nach der Kunſt gemalet,
Iſt ihres Lobes werth, und wird ſo wohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geſchmieret von der Hand.
Kannſt du kein Opitz ſeyn, kein theurer Flemming werden:
O! es iſt Raum genug vom Himmel bis zur Erden ꝛc.

Rachel Sat. der Poet.

16. §.

16. §. Vor allen Dingen aber iſt einem wahren Dichter eine gründliche Erkenntniß des Menſchen nöthig, ja ganz unentbehrlich. Ein Poet ahmet hauptſächlich die Handlungen der Menſchen nach, die von ihrem freyen Willen herrühren, und vielmals aus den verſchiedenen Neigungen des Gemüths und heftigen Affecten ihren Urſprung haben. Denn wenn gleich einige, wie Taſſo, Milton, und ſeine Nachahmer unter uns, auch Engeln und Teufel nachzuahmen geſuchet: ſo iſt dieſes ſo zu reden, aus ihrer Sphäre ausgeſchweifet. Wie kann eine Abſchilderung gelingen, deren Originale man wenig, oder gar nicht kennet? Strabo ſetzt alſo mit Recht den Menſchen zum Gegenſtande der Dichtkunſt. Daher muß derſelbe ja die Natur und Beſchaffenheit des Willens, der ſinnlichen Begierde, und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren mannigfaltigen Geſtalten gründlich einſehen lernen. Wie würde es ihm ſonſt möglich ſeyn, einen Geizigen, Stolzen, Verſchwendriſchen, Zänkiſchen, Verliebten, Traurigen, Verzagten u. ſ. w. recht zu characteriſiren? Alle Bewegungen des Willens entſtehen aus den Meynungen und Urtheilen des Verſtandes, ſo wie dieſe in den verſchiedenen Vorſtellungen der Sinne ihren Grund haben. Der Poet muß alſo auch die Gemüthskräfte der vernünftigen Seele, und ihren verſchiedenen, ſowohl böſen als guten Gebrauch kennen; damit er thörichte Leute thöricht, und ſo ferner Abergläubiſche, Leichtgläubige, Ungläubige, Vernünftler, Grübler, Zweifler, Einfältige, Spitzfündige, Verſchlagene, Dumme und Kluge nach ihrer gehörigen Art abzuſchildern und nachzuahmen im Stande ſey. Sind ferner die Handlungen der Menſchen gut oder böſe: ſo wird er nicht im Stande ſeyn, dieſelben recht zu beurtheilen, wenn er nicht das Recht der Natur, die Sittenlehre und Staatskunſt gründlich verſteht. Das iſt nun diejenige Wiſſenſchaft von den Charactern und Pflichten der Menſchen, die Horaz in ſeiner obſtehenden Dichtkunſt ſo eifrig von einem Poeten fodert, und ihm zu wiederholten malen einſchärfet.

Qui didicit Patriæ quid debeat, et quid Amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus, et hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quod judicis officium, quæ
Partes in bellum miſſi ducis, ille profecto.
Reddere perſonæ ſcit convenientia, cuique. *

17. §. So nothwendig nun einem Poeten die Philoſophie iſt: ſo ſtark muß auch ſeine Beurtheilungskraft ſeyn. Es würde nichts helfen, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn, wenn der Witz übel angebracht würde, oder gar nicht rechter Art wäre. Eine gar zu hitzige Einbildungskraft macht unſinnige Dichter: dafern das Feuer der Phantaſie nicht durch eine geſunde Vernunft gemäßiget wird. Nicht alle Einfälle ſind gleich ſchön, gleich wohlgegründet, gleich natürlich und wahrſcheinlich. Das Urtheil des Verſtandes muß Richter darüber ſeyn. Es wird nirgends leichter ausgeſchweifet, als in der Poeſie. Wer ſeinen regelloſen Trieben den Zügel ſchießen läßt, dem geht es wie dem jungen Phaeton. Er hat wilde Pferde zu regieren; aber ſehr wenig Verſtand und Kräfte ſie zu bändigen, und auf der rechten Bahn zu halten: ſie reißen ihn fort, und er muß folgen wohin ſie wollen, bis er ſich in den Abgrund ſtürzet. So iſt es mit einem gar zu feurigen poetiſchen Geiſte auch bewandt. Er reißt ſich leicht aus den Schranken der Vernunft: und es entſtehen lauter Fehler aus ſeiner Hitze, wenn ſie nicht durch ein reifes Urtheil gezähmet wird. **Statius, Claudian, Lucan** und der tragiſche

Seneca

* Ramſey in ſeiner Reiſe des Cyrus auf der 133. S. der engliſchen Auflage ſchreibt: To reach the Sublime, the Poet muſt be a Philoſopher. The moſt beautifull Flowers, Graces and Paintigs only pleaſe by Imagination, without ſatisfying the Mind, or improving the Underſtanding. Solid Principles, noble Sentiments and various Characters muſt be diſpers'd throughout, in Ordre to diſplay to us Truth, Virtue and Nature. Man muſt be repreſented as he is, and as he appears in his native Colours, and under his Disguiſes; that the Picture may reſemble the Original in which there is always a Contraſt of Virtues and Imperfections. Nevertheleſs it is neceſſary, to condeſcend to the Weakneſs of Mankind. Too much Moralizing disguſts; too much Reaſoning tires. We muſt turn Maxims into action, convey noble Sentiments by short Hints, and inſtruct rather by the Manners of the Hero, than by his Diſcourſe. Das iſt: Das Erha-

Seneca können uns unter den Lateinern zur Warnung dienen. St. Evremont hält den **Brebeuf**, der **Lucans** Pharſale überſetzet hat, ſeinem Originale nicht nur gleich; ſondern ſagt gar, daß er denſelben noch, an wildem Feuer der Einbildung, übertroffen habe. Von den Italienern und Spaniern hat uns **Bouhours** in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geiſter gewieſen, die keine Prüfung der Vernunft aushalten. Unter den Engländern aber, die überhaupt ſehr ſtark zu den Ausſchweifungen der Phantaſie geneigt ſind, hat **Milton**, alles was man dadurch ſchwärmendes aushecken kann, in ſeinem verlohrnen Paradieſe gewieſen. Von unſern Landesleuten mag ich kein Exempel anführen. Es iſt bekannt, daß **Hofmannswaldau** und **Lohenſtein** nebſt einigen Neuern, dem verderbten italieniſchen Geſchmacke gefolget ſind, und ihr Feuer nicht allemal zu mäßigen gewußt haben. Viele von ihren Anbethern ſind noch weiter gegangen, als ſie: aber ich weis nur einen einzigen **Neukirch**, der beyzeiten umgekehret, und wieder der Vernunft und Natur nachzugehen angefangen: wie bereits auf der 8. 9. S. des Vorb. aus dem ſechſten Theile der Hofm. W. Ged. 101. S. angeführet worden. Man leſe auch des Herrn von **Brück** Gedanken, von der Dichtkunſt, im I. B. der deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen, hin und wieder.

18. §. Außer allen dieſen Eigenſchaften des Verſtandes, die ein wahrer Poet beſitzen und wohl anwenden muß, ſoll er auch von rechtswegen ein ehrliches und tugendliebendes Ge-

müth

bene ſeiner Kunſt zu erreichen, muß ein Poet ein Philoſoph ſeyn. Die allerſchönſten Blumen, Putzwerke und Malereyen, gefallen nur der Einbildungskraft, ohne der Vernunft eine Gnüge zu thun, oder den Verſtand zu beſſern. Feſte Grundwahrheiten, edle Gedanken, und mancherley Gemüthsarten, müſſen überall eingemiſchet werden; damit ſie uns Wahrheit, Tugend und Natur entdecken mögen. Der Menſch muß vorgeſtellet werden, wie er in ſeinen natürlichen Farben und unter ſeinen Verſtellungen erſcheint: damit die Malerey dem Originale ähnlich werde, worinnen allemal eine Vermiſchung von Tugenden und Unvollkommenheiten iſt. Gleichwohl iſt es nöthig, auch der Schwachheit der Menſchen etwas nachzugeben. Zuviel Sittenlehre erwecket Ekel: zuviel Vernunftſchlüſſe fallen beſchwerlich. Wir müſſen alſo die Lehrſätze in Handlungen verwandeln, edle Gedanken in kurze Sprüche einkleiden, und mehr durch die Sitten des Helden, als durch ſeine Reden unterrichten.

müth haben. Der Beweis davon iſt leicht. Ein Dichter ahmet die Handlungen der Menſchen nach; die entweder gut oder böſe ſind. Er muß alſo in ſeinen Schildereyen die guten als gut, das iſt ſchön, rühmlich und reizend; die böſen aber als böſe, das iſt häßlich, ſchändlich und abſcheulich abmalen. Thäte er dieſes nicht, und unterſtünde er ſich die Tugend als verächtlich, ſchädlich und lächerlich, das Laſter hergegen als angenehm, vortheilhaft und lobwürdig zu bilden: ſo würde er die Aehnlichkeit ganz aus den Augen ſetzen, und die Natur derſelben ſehr übel ausdrücken. **Moliere** verdient in dieſem Stücke viel Tadel, weil er in ſeinem Spotten nicht allezeit dieſer Regel gefolget iſt: wie **Riccoboni** in ſeinen Reflexions ſur Moliere bemerket hat. Ich ſchweige noch, daß ein ſo ſchädlicher Scribent in einer wohlbeſtellten Republik nicht zu dulden wäre: worauf denn **Plato** geſehen haben mag, wenn er in der ſeinigen, wie man insgemein vorgiebt, * gar keine Dichter hat leiden wollen. Es hat nämlich zu allen Zeiten auch ſolche verderbte Versmacher gegeben, die, weil ſie ſelbſt übel geſittet geweſen, und gottlos gelebt, auch andere durch ihre Gedichte zu allerhand Schande und Laſtern gereizet haben. Sonderlich iſt die Geilheit unzüchtigen Gemüthern allezeit ein Stein des Anſtoßes geworden. Ein **Ovid** und **Catull** ſind wegen ihrer unzüchtigen Gedichte, bey allen ihren Schönheiten, ſchädlich zu leſen. Selbſt **Horaz** iſt nicht überall ſo keuſch in ſeinen Ausdrückungen als er wohl hätte ſeyn können; wenn er ſich den züchtigen **Virgil** hätte zum Meiſter nehmen wollen. ** Gleichwohl rühmt er in einem Schreiben an den Kaiſer **Auguſt**, daß ein wahrer Poet, das Ohr eines Knaben, deſſen Auferziehung er zu beſorgen hat, von ſchändlichen Zoten abwende; und ihm vielmehr gute Sitten beyzubringen bemühet ſey.

Os

* S. des Herrn M. Schwaben Vorrede zu meinen Gedichten, der dieſes Vorurtheil wiederleget hat.

** Rapin ſagt: Tom. II. p. 124. §. IX. Il eſt vrai, qu'il n'y a que les petits Genies, qui ſoient ſujets à dire des Impietés ou des Ordures: Homere & Virgile n'en ont jamais dit: ils ont toujours etés ſeveres & vertueux, comme des Philoſophes; & les Muſes des veritables Poëtes ſont auſſi chaſtes & auſſi

Os tenerum pueri balbumque Poëta figurat,
Torquet ab obſcœnis jam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus præceptis format amicis;
Aſperitatis et invidiæ corrector et iræ,
Recte facta refert.

Lib. II. Ep. 1.

19. §. Da man ſich nun lieber an Horazens Regel, als an ſein Exempel hätte kehren ſollen: ſo hat es doch allezeit ſolche unverſchämte Zotenreißer gegeben, die ihren ganzen Witz in ärgerlichen Poſſen geſuchet, und nicht anders ſinnreich oder angenehm zu dichten gewußt; als wenn ſie die unzüchtigſten Reden in garſtigen Allegorien, groben Zweydeutigkeiten und häßlichen Wortſpielen zu Markte gebracht. **Rachel** hat ſie in ſeiner oftgedachten Satire nachdrücklich abgemahlet.

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenſpiegelsgleichen,
Läßt einen (Pfuy dich an!) mit gutem Willen ſtreichen,
Bringt kahle Zoten vor, verſchluckt ein ganzes Ey,
Und rülzet ins Gelag und ſchmatzet in den Brey;
Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen:
Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
Und ſpricht wohl: Hey, das iſt ein luſtiger Poet!
O allzu theurer Nam, für ſolche grobe Hachen!
Kann denn ein fauler Stank ſo bald Poeten machen?
Ein unverſchämtes Wort? O! weit vom Ziel gefehlt!
Das muß ein andrer ſeyn, der mit will ſeyn gezählt
In dieſe werthe Zunft. Die keuſchen Pierinnen
Sind keinem Unflath hold und haſſen grobe Sinnen.

Opitz, **Dach**, die **Gryphier**, **Kanitz** und andre von unſern beſten Poeten, haben wohl niemals, auch in verliebten Gedichten, ein zartes Ohr geärgert. **Hofmannswaldau** und **Lohenſtein** aber ſind auch in dieſem Stücke in die Fußtapfen der geilen Italiener getreten, die ihrer Feder ſo wenig, als ihren Begier-

honnêtes, que des Veſtales. d. i. Es iſt wahr, daß nur kleine Geiſter vermögend ſind, Gottloſigkeiten oder Unflätereyen zu ſagen. Homer und Virgil haben dieſes niemals gethan; ſie ſind allezeit ſo ſtrenge und tugendhaft geweſen, als Philoſophen, und die Muſen der wahren Dichter ſind ſo keuſch und ſo ehrbar, als veſtaliſche Jungfern.

Begierden, ein Maaß zu ſetzen wiſſen: und dieſe Vorgänger haben ſehr viel angehende Dichter verderbet, die wohl gar in Schäfererzählungen Zoten geriſſen. Die franzöſiſche Nation verdienet hingegen viel Lob, daß die Schriften ihrer meiſten Poeten (den **Fontaine**, **Theophile** und **Rouſſeau** ausgenommen) ſo rein von allen Unflätereyen ſind, daß man auch faſt keine einzige anſtößige Stelle bey ihnen antreffen wird.

20. §. **Boileau** hat dieſe Regel in ſeiner Dichtkunſt ſo wenig vergeſſen, daß er ſie vielmehr zu verſchiedenen malen wiederhohlet hat. Am Ende des III. Geſanges, wo er noch von der Komödie handelt, ſchließt er alſo:

J'aime ſur le Theatre un agreable Auteur,
Qui, ſans ſe diffamer aux Yeux du Spectateur,
Plait par la Raiſon ſeule, et jamais ne la choque.
Mais pour un faux Plaiſant, à groſſiere Equivoque,
Qui, pour me divertir, n'a que la Saleté:
Qu'il s'en aille, s'il veut, ſur deux Treteaux monté:
Amuſant le Pont-neuf de ſes Sornettes fades,
Aux Laquais aſſemblez jouer ſes Maſcarades.

Wie er nun hier in Komödien, an ſtatt eines artigen Scherzes, keine grobe Zweydeutigen und Zoten leiden will; indem er ſolche Poeten auf die neue Brücke zu Paris verweiſet, wo ſie ihr Fratzenzeug dem daſelbſt verſammleten Lumpengeſindel vorſpielen könnten: alſo giebt er auch hernach im IV. Geſange die Regel, einen guten Character von ſich ſelbſt bey den Leſern zu machen, und ſich nicht in eine üble Meynung bey ihnen zu ſetzen. Er könne nämlich diejenigen Scribenten nicht leiden, die in Verſen die Ehrbarkeit an den Nagel hingen, und Verräther der Tugend würden; indem ſie das Laſter als liebenswürdig vorſtelleten.

Que votre Ame et vos Moeurs, peints dans tous vos Ouvrages,
N' offrent jamais de vous que de nobles Images.
Je ne puis eſtimer ces dangereux Auteurs,
Qui de l' Honneur en Vers infames Deſerteurs,

Tra-

Trahiſſant la Vertu ſur un Papier coupable,
Aux Yeux de leurs Lecteurs rendent le Vice animable.

Und nachdem er ſich in etlichen Verſen entſchuldiget, daß er es einem Poeten nicht eben verbiethen wollte, gar nichts verliebtes zu ſchreiben; wie denn wohl einige Scheinheilige auch Roderichs und Chimenens keuſche Liebe nicht auf der Bühne leiden wollten; ſondern daß er nur den unflätigen Ausdruck derſelben widerriethe, als ohne welchen auch die unzüchtigſte Liebe keinen ſchamroth zu machen pfleget: ſo ſetzt er noch hinzu: daß der Poet ſelbſt innerlich tugendhaft ſeyn müſſe, wenn er allezeit keuſch und rein ſchreiben wolle; weil er ſich ſonſt unverſehens verrathen würde. * Denn weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über:

Un Auteur vertueux dans ſes Vers innocens,
Ne corrompt point le Coeur, en chatouillant les Sens.
Son Feu n'allume point de criminelle Flame.
Aimez donc la Vertu! nourriſſez en votre Ame.
En vain l' Eſprit eſt plein d'une noble vigueur,
Le Vers ſe ſent toujours des Baſſeſſes du Cœur.

21. §. Dieſe tugendhafte Gemüthsart eines Poeten, muß ſich zu allerletzt auch darinnen zeigen, daß er weder ein Schmäuchler noch ein Läſterer werde. Beydes iſt für einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann eine viel zu niederträchtige Beſchäfftigung. Gegen alles, was gut iſt, und eine wahre Ehre bringen kann, eine Hochachtung zu bezeigen; das iſt einem wahren Dichter niemals verwehrt. Vielmehr erfodert es die Pflicht, die ihm, als einem redlichen Bürger obliegt, die Tugendhaften auf eine vernünftige Art zu loben, ihr Gedächtniß zu verewigen, und durch die Beſchreibung ihrer ruhmwürdigen Exempel, theils die zu ihrer Zeit Leben-

* Die Entſchuldigung, die Catull hier machen will, wenn er ſagt, der Poet müſſe zwar keuſch ſeyn, allein die Verſe, die er macht, dürftens eben nicht ſeyn:

Caſtum decet eſſe pium Poëtam,
Verſiculos nihil neceſſe eſt.

iſt ſo lächerlich, als ungereimt. Denn welcher ſchamhafte Menſch wird wohl unverſchämt reden, oder gar ſchreiben?

Lebenden, theils auch die Nachkommen, zu löblichen Thaten aufzumuntern. Eine wahre Ehrliebe iſt eine ganz unſchuldige Neigung, und giebt einen Sporn zu vielem Guten ab, wie in der Sittenlehre gewieſen wird. Dieſe aber wird durch nichts beſſer erwecket, als durch ein billiges Lob: welches denen wiederfährt, die ſich wohl verhalten, ihrem Vaterlande dienen, gerecht, freygebig, beſcheiden, mäßig, ſparſam, leutſelig, ſtandhaft, dienſtfertig und geduldig ſind. Hier malet ein rechtſchaffener Poet das an ſich ſelbſt ſchöne Weſen der Tugend, in der Perſon eines tugendhaften Mannes ſo liebenswürdig ab, daß es alle, die es ſehen, in ſich verliebt macht. So hat, z. E. unſer großer Opitz in den Büchern von Widerwärtigkeit des Krieges, die Vortrefflichkeit eines im Unglücke gelaſſenen und ſtandhaften Mannes, unter dem Bilde des unüberwindlichen Ulyſſes abgeſchildert. Wie aber dieſer große Mann, gleich darauf die falſche Standhaftigkeit des berühmten Römers Cato, der ſich ſelbſt ums Leben gebracht, entblößet, und den nichtigen Schein ſeiner ſo geprieſenen Unerſchrockenheit entdecket hat: alſo hat er durch ſein Exempel gewieſen, daß ein rechtſchaffener Dichter ſich durch das äußerliche Anſehen gleißender Laſter nicht müſſe blenden laſſen. Das thun aber die Schmäuchler, theils aus Unverſtande, theils aus Bosheit, und ſtiften eben durch dieß unvernünftige Lob viel Schaden.

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen:
Und eine Redensart, die göttlich ſollte ſeyn,
Die ward zu ſolcher Zeit den Sclaven nie gemein.
Wo lebt itzt der Poet, der dieß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt!
Den wir durch ſolche Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vieleicht, als ſich die Sterne ſchneuzen.
Daß mehrentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr, verpfändet:

Daß

Daß die Unſterblichkeit ihm gar nicht fehlen kann;
Der als ein Erdenſchwamm ſich kaum hervorgethan,
Und den ſonſt anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet:
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und ſchnöden Goldes zählt.

Canitz Sat. von der Poeſie.

22. §. So groß nun die Niederträchtigkeit der Schmäuchler iſt; eben ſo groß iſt die Bosheit der Läſterer. Jene wollen das Laſter zur Tugend, wie dieſe die Tugend zum Laſter machen. Sie folgen nicht der Billigkeit und Vernunft in Beurtheilung der menſchlichen Eigenſchaften; ſondern ihrem Neide, ihrer Rachgier, oder wohl gar eigennützigen Abſichten; wenn ſie nämlich ihre Feder zum Dienſte neidiſcher oder rachgieriger Leute misbrauchen. Sie werden dadurch Tagelöhner der Bosheit, und Feinde der Tugend; wiewohl ſie ſelten im Stande ſind, derſelben wirklich zu ſchaden. Es iſt ein ganz ander Werk mit der ſatiriſchen Poeſie. Dieſe iſt die Frucht einer gründlichen Sittenlehre, und hat ordentlich die Liebe der Tugend zur Mutter, und den Haß der Laſter zum Vater. Die wahre Satire greift alſo nicht unſchuldige, ſondern ſchuldige Leute an: ja ſie ſtrafet das Böſe an ſich, ohne die Perſonen, die es an ſich haben, zu nennen, oder auf eine anzügliche Art zu beſchimpfen. Eben der **Homer**, der ein ſo herrliches Talent zum Loben gehabt, hat auch, nach **Ariſtotels** Berichte, auf einen gewiſſen **Margites** eine Satire gemacht: der weder ein Ackersmann, noch ein Winzer, noch ein Schäfer, das iſt, gar kein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft war. Denn auf dieſe drey Lebensarten legte ſich, bey der damaligen Einfalt der Welt, alles, was ſein Brodt ehrlich erwerben wollte. Ein Menſch alſo, der keines von allen trieb, war ein Müßiggänger, und verdiente freylich wohl eine Satire. Daß ein alter König der Deutſchen befohlen, auf die Laſterhaften gewiſſe ſatiriſche Lieder zu machen; iſt in dem vorigen Hauptſtücke erinnert

worden. Und alſo iſt es gewiß, daß man die wahre Satire mit gottloſen Pasquillen oder Läſterſchriften nicht zu vermiſchen habe. Jene iſt die Seele aller Komödien, die doch in ſo vielen wohlbeſtellten Republiken, nicht ohne großen Nutzen geduldet, ja auf gemeine Koſten geſpielet worden: dieſe aber ſind Stifterinnen unzähliches Unheils; weswegen ſie auch durch die Geſetze der Obrigkeit allezeit verbothen und ſcharf beſtrafet worden. Rachel hat, im Schluſſe ſeiner Satire vom Poeten, beyde ſehr wohl unterſchieden, welche Stelle ich herſetzen, und dadurch dieß Hauptſtück beſchließen will:

Zuweilen ſitzet er, hält der Vernunft entgegen
Die Laſter ſeiner Zeit, die irgend ſich erregen;
Schont aller Menſchen zwar, doch keiner Thorheit nicht:
Und ob ſein Urtheil ſelbſt ihm ins Gewiſſen ſpricht,
So ſchweigt er mit Geduld, beſeufzt die böſen Thaten,
So kann die Wahrheit ihm zum höchſten Heil gerathen,
Iſt dieſer Eßig ſcharf, ſo iſt er doch geſund,
Und beißt das faule Fleiſch heraus bis auf den Grund.
Gleichwie Machaon brennt und heilt mit klugen Händen:
So mag auch ein Poet zwar ſtrafen, doch nicht ſchänden.
Und wer denn ſolchen Mann zu den Verläumdern ſchreibt,
Der wiſſe, daß ihn ſelbſt der Erzverläumder treibt.
Es iſt Poetenwerk, mit fremden Namen ſpielen,
Und dergeſtalt mit Glimpf auf wahre Laſter zielen.
Nimmt aber jemand ſelbſt ſich ſolcher Laſter an:
Wer iſt in aller Welt, der ſolches ändern kann?
Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben:
Wer Hirſenpfriemer iſt, mag Hirſenpfriemer ſterben.
Wenn beym Horatius einmal geſchrieben ſteht:
Gorgon ſtinkt wie ein Bock, Ruffin reucht nach Zibeth;
Da kann es ja gleich viel dem guten Dichter gelten,
Wer will, mag ſich Gorgon; wer will, Ruffinus ſchelten.
Ein Frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los:
Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt, und giebt ſich ſelber bloß.
Wen ſein Gewiſſen beißt, mag ſeine Thorheit haſſen.
Hab ich den Geck erzürnt? Ich kann es noch nicht laſſen.
Ich biethe rechten Trutz, dem, der mir ſolches wehrt:
Wer Laſter ſtraft, der hat die Tugend recht gelehrt.

23. §.

23. §. Ich weis nicht, ob ich zum Beſchluſſe noch eine gute Eigenſchaft eines Dichters beybringen ſoll: weil es beynahe eine Schande iſt, ſie namhaft zu machen, da ſie ſich eigentlich von ſich ſelbſt verſtehen ſollte. Es iſt dieſe, daß ein guter Dichter, auch ſeine Sprache recht verſtehen, und nicht nur ohne Fehler, ſondern in der größten Vollkommenheit ſchreiben ſolle. Es würde ganz überflüßig ſeyn, dieſes zu erinnern, wenn ſich nicht ſeit einiger Zeit ſolche Sprachverderber gefunden hätten, die durch ihr Exempel, ja wohl gar durch ausdrückliche Regeln, die ſeltſame Vorſchrift geben: **Ein Dichter wäre über alle Regeln der Sprachkunſt erhoben.** Was für ungereimtes Zeug dieſer abgeſchmackte Lehrſatz uns ſchon hervorgebracht, liegt am Tage. Misgeburten, die dem deutſchen Witze Schande machen, und dem Gehirne, daraus ſie entſproſſen, ähnlich ſehen, verkehren auch noch die Sprache; und zwar unter dem ſchönen Vorwande: daß man ſchönen Gedanken zu Liebe, die Sprachkunſt beyſeite ſetzen müſſe. Ein ſo lächerliches Vorurtheil zu widerlegen, würde überflüßig ſeyn, da es gewiß einen armſeligen Witz verräth, wenn man ſeine Einfälle nicht ohne Sprachſchnitzer zu Markte bringen kann. Ich will alſo nur des Boileau Machtſpruch anführen, der auf eben dieſe Sprachrichtigkeit gedrungen, und ſie ſeinen Schülern folgendergeſtalt eingeſchärfet hat:

Sur tout, qu'en vos Ecrits *la Langue reverée*
Dans vos plus grands Exces *Vous ſoit toujors ſacrée!*
En vain vous me frappes d'un Son melodieux,
Si le *Terme eſt impropre* ou le *Tour vicieux.*
Mon Eſprit n'admet point un *pompeux Solecisme;*
Ni d'un Vers empoulé l'orgueilleux Barbarisme.
Sans la Langue, en un mot, *l' Auteur le plus divin*
Eſt toujours, quoi qu'il faſſe, *un mechant Ecrivain.*

Das III. Hauptſtück.
Vom guten Geſchmacke eines Poeten.

1. §.

Ob es gleich ſcheint, daß ich im vorigen alle gute Eigenſchaften eines wahren Poeten erzählet habe: ſo iſt doch noch etwas von großer Wichtigkeit übrig, daß ich in einem beſondern Hauptſtücke abhandeln will. Es iſt in den neuern Zeiten ſehr viel vom guten Geſchmacke geredet und geſchrieben worden. Man hat ihn gewiſſen Dichtern zugeſtanden, andern aber abgeſprochen; und endlich gar die Regel gemacht: Ein Poet müſſe einen guten Geſchmack haben. Dieſe Regel nun deutlich zu erklären, und zu erweiſen, das iſt meine Abſicht in dieſem Hauptſtücke.

2. §. Ich will mich hier nicht in die hiſtoriſche Unterſuchung einlaſſen, wenn und wo das Wort Geſchmack zuerſt in dieſer neuen Bedeutung angenommen worden. Das haben ſchon andre vor mir gethan, deren Schriften ich mit Vergnügen und Vortheil geleſen habe. Ich weis auch, daß in Frankreich nur neulich der Pater **Duboſc** und Herr **Rollin** verſchiedene Streitigkeiten darüber gehabt. Man kann dieſe Redensart nunmehr für eine bekannte und völlig eingeführte halten; und man darf ſichs nur angelegen ſeyn laſſen, ſie im rechten Verſtande zu gebrauchen. Dieſen aber zu beſtimmen, das iſt nicht eines jeden Werk. Wem es damit gelingen ſoll, der muß erſtlich die Kräfte der menſchlichen Seelen, und ſonderlich die Wirkungen des empfindenden und urtheilenden Verſtandes aus der Weltweisheit verſtehen. Hernach muß er eine Fertigkeit in der Vernunftlehre beſitzen: ſo, daß er fähig iſt, ſich von jedem vorkommenden Dinge und Ausdrucke, nach logiſchen Regeln, eine gute Erklärung

zu machen. Endlich muß er ſich auch in der Poeſie, oder andern Künſten, davon etwa die Rede iſt, wohl geübet haben. Ohne dieſe drey Stücke, wird die Beſchreibung des guten Geſchmackes nicht zum beſten gerathen können. Da es nun denen Franzoſen, die bisher davon geſchrieben, entweder an zweyen, oder doch zum wenigſten an einem von dieſen dreyen Stücken gefehlet hat: ſo iſt es auch kein Wunder, daß ſie weder mit einander eins worden, noch uns Deutſchen ein beſſeres Licht haben anzünden können. Unſre Landesleute haben die Sache mit viel größerer Geſchicklichkeit angegriffen; und ſie eben deswegen auch weit gründlicher auszuführen vermocht.

3. §. Zum erſten ſetze ich zum voraus, der Geſchmack, im gemeinen und eigentlichen Verſtande, ſey die Fähigkeit, oder die Gabe unſerer Zunge, die verſchiedenen Wirkungen zu empfinden, die von Speiſe und Trank auf derſelben verurſachet werden, wenn ſie davon ſattſam berühret und durchdrungen worden. Unſre Sinne, in ſo weit ſie körperlichen Gliedmaßen zukommen, ſind nichts als Leidenſchaften; und empfangen alſo nur die Eindrückungen, der außer uns befindlichen Dinge. Daher eigne ich auch der Zunge bloß die Fähigkeit zu empfinden zu, welche nur was Leidendes iſt; da hergegen eine Kraft etwas Thätiges angezeiget hätte. Dieſe habe ich für den Geſchmack aufbehalten, in ſo weit er in der Seele iſt: den ich alſo eine Kraft des Gemüthes nenne, vermöge welcher daſſelbe, die von Speiſe und Trank in den ſchwammigten Fäſerchen der Zunge verurſachten Veränderungen, ſich vorſtellen, und ihren Unterſcheid beurtheilen kann.

4. §. Man wird mir ferner leicht einräumen, daß die Begriffe und Vorſtellungen, welche wir uns von dem beſondern Geſchmacke verſchiedener Speiſen machen, bey aller ihrer Klarheit, dennoch nichts deutliches in ſich haben. Wir ſind bey geſunden Tagen gar wohl im Stande, daß Süße vom Bittern, das Saure von dem Herben u. ſ. w. zu unterſcheiden, und jedes mit ſeinem Namen zu nennen: und alſo ſind die Begriffe von dieſen Wörtern bey uns nicht dunkel.

Wir ſind hingegen nicht vermögend, das allergeringſte zu antworten; wenn man uns fragt: worinnen der ſaure Geſchmack vom bittern, dieſer vom herben, ſcharfen u. ſ. f. unterſchieden ſey, und woran wir einen vor dem andern erkennen? Dieſes zeiget, daß unſere Vorſtellungen davon verwirrt, und eben ſo undeutlich ſind, als die Begriffe von der rothen, blauen, grünen oder gelben Farbe. Und von eben dieſer Undeutlichkeit kömmt es her, daß man das Sprüchwort gemacht hat: Vom Geſchmacke müſſe man nicht viel zanken.

5. §. Weiter nehme ich aus der gemeinen Sprache an, daß man denen, die den geſunden Gebrauch ihrer Zunge haben, den guten Geſchmack nicht abzuſprechen pflegt; ſo lange ſie ſagen, daß der Zucker ſüß, der Wermuth bitter, und der Eßig ſauer ſchmeckt: denn darinnen kömmt die ganze Welt überein. Wer hergegen ein Gallenfieber hat, ſo, daß ihm alles ohne Unterſcheid bitter ſchmeckt, dem eignet man einen verderbten Geſchmack zu: weil er nicht mehr nach der Beſchaffenheit der Sachen, ſondern nach ſeiner verderbten Zunge urtheilet. Jmgleichen pflegt es zu geſchehen, daß ſich gewiſſe Leute von Jugend auf gewöhnen, Kohlen, Kalk, Kreide, Spinnen u. d. gl. zu eſſen: daher es nachmals kömmt, daß ſie in dem Genuſſe ſolcher abgeſchmackten Dinge einen beſondern Geſchmack zu finden vermeynen; welchen aber niemand, der keine ſo verwöhnte Zunge hat, darinnen finden kann. Von ſolchen Leuten ſagt man nun auch, daß ſie einen verderbten, übeln, oder verkehrten Geſchmack haben. Und ſo viel vom Geſchmacke im eigentlichen Verſtande.

6. §. Von dem metaphoriſchen Geſchmacke unſrer Seele bemerket man; daß man ſich dieſes Wortes faſt ganz allein in freyen Künſten, und in etlichen andern ſinnlichen Dingen bedienet: hergegen wo es auf die Vernunft allein ankömmt, da pflegt man daſſelbe nicht zu brauchen. Der Geſchmack in der Poeſie, Beredſamkeit, Muſik, Malerey und Baukunſt; imgleichen in Kleidungen, in Gärten, im Hausrathe u. d. gl. iſt ſehr bekannt. Aber niemals habe ich noch vom Geſchmacke in der Arithmetik und Geometrie, oder in andern

Wiſſen-

Wiſſenſchaften reden hören: wo man aus deutlich erkannten Grundwahrheiten, die ſtrengeſten Demonſtrationen zu machen vermögend iſt. In ſolchen Wiſſenſchaften aber, wo das deutliche und undeutliche, erwieſene und unerwieſene noch vermiſcht iſt, da pflegt man auch wohl noch vom Geſchmacke zu reden. Z. E. ich könnte wohl ſagen: Ein theologiſch Buch nach mosheimiſchem Geſchmacke; ein Recht der Natur nach Puffendorfs Geſchmacke; eine Arzneykunſt nach Boerhavens Geſchmacke. Aber hier muß ich anmerken, daß man den Geſchmack nur in denjenigen Theilen ſolcher Diſciplinen ſuchet, die noch ungewiß ſind, und alſo nicht durchgehends beliebt werden. So bald eine Sache allgemeinen Beyfall erhält, und für was demonſtrirtes gehalten wird; ſo bald hört man auch auf, ſie zum Geſchmacke zu ziehen. So werden die Sternſeher nicht mehr ſagen können, eine Aſtronomie nach copernikaniſchem Geſchmacke: weil dieſer Weltbau bereits allenthalben für den einzigen wahren erkannt und angenommen wird.

7. §. Dieſe Anmerkung iſt von großem Nutzen. Sie lehrt uns nämlich, daß der metaphoriſche Geſchmack, eben ſo wohl, als der gemeine, nur mit klaren, aber nicht ganz deutlichen Begriffen der Dinge zu thun hat; und nur ſolche Dinge von einander unterſcheidet, die man nach der bloßen Empfindung beurtheilet. Z. E. Ein Bürger bauet ſein Haus, und läßt ſich von etlichen Baumeiſtern Riſſe dazu machen. Sie gerathen alle anders. Obgleich nun der Bauherr nichts von der Architektur verſteht, ſo wählt er doch einen Riß vor allen übrigen, den er will ausführen laſſen: und man ſagt alsdann, er habe die Wahl nach ſeinem Geſchmacke verrichtet. Fragt man ihn, warum er dieſen und nicht einen andern Riß gewählet? ſo weis er nichts weiter zu ſagen, als daß ihm dieſer am beſten gefallen habe; das iſt, er habe ihn für den ſchönſten und vollkommenſten gehalten. Denn ich ſetze zum voraus, daß der Bauherr nicht ganz eigennützig zu bauen, ſondern ein ſchönes Gebäude aufzuführen willens ſey. Geſetzt aber, man legte einem andern, in der Baukunſt ſehr

geübten mathematiſchen Kenner, die obgedachten Riſſe vor, mit dem Begehren, ſich einen zu erwählen: ſo würde dieſer ſie gewiß alle nach architektoniſchen Regeln unterſuchen, und zuletzt denjenigen allen übrigen vorziehen, der nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaft, die größte Vollkommenheit hätte. Hier würde man aber ſchwerlich ſagen, dieſer Meiſter und Kenner habe nach ſeinem Geſchmacke gewählet; vielmehr würde es heißen: er habe die Riſſe nach den Regeln geprüfet, und vermöge ſeiner Einſicht befunden, daß der erwählte der beſte geweſen.

8. §. Aus dieſer bisher erläuterten Anmerkung erhellet nun: daß zwo Perſonen, von einer Sache, aus verſchiedener Erkenntniß, nämlich theils nach dem Geſchmacke, theils aus Wiſſenſchaft und Einſicht urtheilen; ſodann aber, daß ſie auch ſowohl einerley, als zweyerley Urtheile fällen können. Wäre es im obigen Falle nicht leicht möglich, daß der ungelehrte Bürger ſich von den verſchiedenen Riſſen eben den ausſuchte, welchen auch hernach der bauverſtändige Kenner für den beſten erklärete? Könnte aber auch nicht gerade das Widerſpiel geſchehen; daß ihm nämlich ein andrer Entwurf beſſer anſtünde, an welchem hernach der Baumeiſter viel Fehler auszuſetzen fände? Ein jeder ſieht wohl, daß beydes möglich iſt. Aber was folgt daraus? Dieſes: 1) daß Leute, die nach dem bloßen Geſchmacke urtheilen, ſehr uneins ſeyn können: 2) Daß beyde Urtheile zugleich nicht wahr ſeyn können; weil ſie nämlich widerwärtig ſind: endlich 3) daß dasjenige Urtheil dem andern vorzuziehen ſey, welches mit den Regeln der Baukunſt und dem Ausſpruche eines Meiſters in dieſer Wiſſenſchaft einſtimmig iſt. Die erſten beyden Folgerungen ſind wohl unumſtößlich: wegen der dritten aber, kann man auch nicht viel Zweifel tragen. Denn wie wäre es möglich,

* Der große Leibnitz iſt hier vollkommen meiner Meynung. In dem Recueil de div. piec. de Mrs. Newton, Clarke etc. ſchreibt er p. 285. Le Gout diſtingué de l' Entendement, conſiſte dans les Preceptions confuſes, dont on ne ſauroit aſſez rendre Raiſon. C'eſt quelque Choſe d'approchant de l'Inſtinct. Le Gout eſt formé par le Naturel & par l'Uſage: & pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes Choſes, que la Raiſon & l'Experience ont deja autoriſées; en quoi les

möglich, daß derjenige Riß der beſte ſeyn könnte, der wider alle Regeln der Architektur gemacht wäre? Das wäre eben ſo, als wenn eine Muſik ſchön ſeyn könnte, die wider alle muſikaliſche Regeln liefe. Die Regeln nämlich, die auch in freyen Künſten eingeführet worden, kommen nicht auf den bloßen Eigenſinn der Menſchen an; ſondern ſie haben ihren Grund in der unveränderten Natur der Dinge ſelbſt; in der Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, in der Ordnung und Harmonie. Dieſe Geſetze nun, die durch langwierige Erfahrung und vieles Nachſinnen unterſuchet, entdecket und beſtätiget worden, bleiben unverbrüchlich und feſt ſtehen: wenn gleich zuweilen jemand, nach ſeinem Geſchmacke, demjenigen Werke den Vorzug zugeſtünde, welches mehr oder weniger dawider verſtoßen hätte.

9. §. Nunmehr wird es leicht ſeyn, die Beſchreibung des guten und übeln **Geſchmackes** zu machen. Jener iſt nämlich **der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung richtig urtheilende Verſtand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat:** dieſer hergegen, iſt ebenfalls **der Verſtand, der nach der bloßen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber ſich in ſolchen ſeinen Urtheilen betrüget.*** Ich rechne zuförderſt den Geſchmack zum Verſtande; weil ich ihn zu keiner andern Gemüthskraft bringen kann. Weder der Witz noch die Einbildungskraft, noch das Gedächtniß, noch die Vernunft, können einigen Anſpruch drauf machen. Die Sinne aber haben auch gar kein Recht dazu; man müßte denn einen ſechſten Sinn, oder den Senſum communem, davon machen wollen; der aber nichts anders iſt, als der Verſtand. Ich ſage aber, daß er ein urthei-

jeunes Gens ont beſoin de Guides. d. i. Der Geſchmack, wenn er vom Verſtande unterſchieden iſt, beſteht in den verwirrten Empfindungen, davon man nicht wohl Rechenſchaft geben kann. Er iſt etwas, das mit dem Triebe übereinkömmt. Der Geſchmack wird durch das Naturell und die Gewohnheit gebildet: und wenn er gut werden ſoll, ſo muß man ſich üben, an guten Sachen ein Gefallen zu haben, die ſchon durch Vernunft und Erfahrung beſtätiget worden: worinn junge Leute Anführer nöthig haben.

urtheilender Verſtand ſey: weil diejenigen, die ihn wirklich zu Unterſcheidung der Dinge anwenden, entweder äußerlich, oder doch innerlich, den Ausſpruch thun; dieß ſey ſchön, und jenes nicht. Ich ſetze ferner, daß ſich dieſes Urtheil nur auf die bloße Empfindung gründet: und ich verſtehe die innerliche Empfindung einer ſchönen Sache, die entweder wirklich außer uns vorhanden iſt, oder von unſrer eignen Phantaſie hervorgebracht worden: wie z. E. ein Maler ſich in Gedanken einen Entwurf eines Gemäldes machen, und nach ſeinem Geſchmacke von der Schönheit deſſelben urtheilen kann.

10. §. Es muß aber dieſe Empfindung einer ſolchen Sache uns nothwendig **die Schönheit** eines Dinges vorſtellen: denn dieſe allein iſt es, womit der Geſchmack zu thun hat. Man entſcheidet dadurch niemals eine andre Frage, als: ob uns etwas gefällt oder nicht? Das Wohlgefallen aber entſteht allezeit aus einer Vorſtellung der Schönheit; ſie mag nun eine wirkliche, oder eine vermeynte ſeyn. Dieſe Schönheit nun, wird zwar ſehr klar, aber nur **undeutlich**, empfunden: weil derjenige, dem ſie gefällt, nicht im Stande iſt zu ſagen; warum ſie ihm gefällt? Zum wenigſten wird der größte Theil derſelben keine Deutlichkeit haben. Denn ſo bald man von einer Schönheit zu zeigen vermögend iſt, aus was für Vollkommenheiten dieſelbe eigentlich entſteht: ſo bald wird der Geſchmack von der Sache in eine gründliche Einſicht verwandelt, wie bereits oben gewieſen worden. Endlich unterſcheide ich den **guten** Geſchmack vom **übeln**, durch das Beywort **richtig**, welches ich zu dem **Urtheile** ſetze. Wer einen guten Geſchmack hat, der muß richtig von der klar empfundenen Schönheit eines Dinges urtheilen: das iſt, er muß nichts für ſchön halten, was nicht wahrhaftig ſchön iſt; und nichts für häßlich erklären, was nicht häßlich iſt. Der Probierſtein dieſes Urtheils darf nicht weit geſucht werden. Man findet ihn in den Regeln der Vollkommenheit, die ſich für jede beſondre Art ſchöner Dinge, a. d. ſ. Gebäude, Schildereyen, Muſiken und ſ. w. ſchicken, und die von rechten Meiſtern derſelben deutlich begriffen und erwieſen worden.

Ich ziehe alſo hieraus den Lehrſatz, der in allen freyen Künſten von großem Nutzen ſeyn wird: **Derjenige Geſchmack iſt gut, der mit den Regeln übereinkömmt, die von der Vernunft, in einer Art von Sachen, allbereit feſt geſetzet worden.**

11. §. Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung und Erklärung des guten Geſchmackes überhaupt, wird es leicht fallen, den guten Geſchmack in der Poeſie zu erklären. Es iſt nämlich derſelbe eine **Fertigkeit, von der Schönheit eines Gedichtes, Gedankens oder Ausdruckes recht zu urtheilen, die man größtentheils nur klar empfunden, aber nach den Regeln ſelbſt nicht geprüfet hat.** Ich ſage mit Bedacht nicht geprüfet hat: damit man weder diejenige Art der Leſer oder Dichter ausſchließe, die ſolches nicht thun kann; noch diejenige, die es wohl zu thun vermag, wenn ſie ſich Zeit und Mühe dazu nehmen kann, und will. Es geſchieht nämlich ſehr oft, daß auch diejenigen, die Einſicht genug in die Regeln der Dichtkunſt haben, und alle dahin gehörige Stücke gründlich beurtheilen könnten; dennoch in der Geſchwindigkeit, nach der bloßen, obwohl bereits geläuterten Empfindung urtheilen: ſo wie ein Muſikverſtändiger es gleich aus dem Gehöre haben kann, ob ein andrer wider die Regeln der Tonkunſt ſpielet. Ich habe aber dieſen Geſchmack weder auf die Dichter, noch Leſer insbeſondre, und mit Ausſchließung der andern, eingeſchränket. Beyde haben zuweilen nichts mehr, als Geſchmack, und wiſſen die Regeln nicht: beyde aber brauchen auch zuweilen nur denſelben, ob ſie gleich die Regeln gar wohl wiſſen, und darnach urtheilen können. Und aus dieſer Beſchreibung iſt es nunmehr leicht zu begreifen, daß ein jeder Poet von rechtswegen damit verſehen ſeyn ſolle.

12. §. Es laſſen ſich aber aus dieſer Erklärung alle die ſchweren Fragen beantworten, die von dem Geſchmacke ſchon aufgeworfen worden. Man will erſtlich wiſſen: **Ob der Geſchmack mit den Menſchen gebohren, oder erſt allmählich erlanget werde?** Ich wollte dabey fragen: Ob der Verſtand, Witz und Geiſt eines Poeten mit ihm gebohren würden?

Denn

Denn eben das, was man hier antworten wird, das kann auch jenem Zweifel abhelfen. Wir bringen wohl nichts mehr, als die bloße Fähigkeit, mit uns zur Welt. Dieſe iſt nun freylich bey verſchiedenen Menſchen größer oder kleiner, und thut ſich entweder bald oder ſpät hervor: die Art der Auferziehung aber bringt ſie allererſt ins Geſchick. Sie muß erweckt, angeführt, von Fehlern geſaubert, und auf dem guten Wege ſo lange erhalten werden, bis ſie ihres Thuns gewiß wird. Der Geſchmack iſt alſo dem Menſchen eben ſo wohl was natürliches, als ſeine übrigen Gemüthskräfte. Ein jeder, der nur Sinne und Verſtand hat, beſitzt auch eine Geſchicklichkeit von der Schönheit empfundener Dinge zu urtheilen. Und ſo lange dieſe letztern nicht ihre Natur und Eigenſchaften verlieren, ſo lange wird ein jedes vernünftiges Weſen davon ſagen können, ob ſie ihm wohl oder übel gefallen. *

13. §. Man will ferner wiſſen: **ob gewiſſen Leuten der gute, andern aber der ſchlimme Geſchmack angebohren ſey?** Ich antworte eben ſo, wie vorhin. So wenig einem eine geſunde, dem andern eine verderbte Vernunft angebohren iſt; ſo wenig iſt ſolches auch bey dem Geſchmacke zu vermuthen. Die Fähigkeit eines neugebohrnen Kindes iſt zu allem gleichgültig. Man kann aus ihm machen, was man will. Man erziehe es unter den Bauern, es wird bäuriſch denken und reden; unter den Bürgern, es wird bürgerlich urtheilen;

unter

* Der berühmte Graf Schaftsbury iſt hier gleichfalls meiner Meynung, wenn er Miſc. Tom. III. p. 164. der Lond. Ausgabe ſchreibt: Now a Taſte or Judgment, t'is ſuppos'd, can hardly come ready form'd with us into the World. Whatever Principles or Materials of this Kind we may poſſibly bring with us; whatever good Facultys, Senſes, or anticipating Senſations and Imaginations may be of Natures Growth, and ariſe properly of themſelves, without our Art, Promotion or Aſſiſtence: the general Idea, which is form'd of all this Management, and the clear Notion we attain of what is preferable and principal in all theſe Subjects of Choice and Eſtimation, will not, as J imagine, by any Perſon be taken for innate. Uſe, Practice and Culture muſt precede Underſtanding and Wit of ſuch an advanced Size and Growth as this. A legitimate and juſt Taſte, can neither be begotten, made, conceiv'd, or produc'd, without the antecedent Labour and Pains of Criticiſm. d. i.

Nun

unter Soldaten, es wird kriegeriſche Dinge im Kopfe haben; unter Gelehrten, es wird nach Art ſtudirter Leute vernünfteln und grübeln; bey Hofe, es wird ſich von lauter Luſtbarkeiten und Regierungsſachen Chimären erdenken. Die Kinder ſind auch hier, wie Affen. Wie mans ihnen vormachet, ſo machen ſie es nach. Man lobe in ihrer zarten Jugend etwas: ſie werdens bald hoch ſchätzen lernen. Man verachte etwas: ſie werdens bald verwerfen lernen. Ihre erſten Urtheile richten ſich nach den Urtheilen derer, mit denen ſie immer umgehen. Der Ausſpruch ihrer Aeltern oder Wärterinnen iſt ſchon zulänglich, ihnen etwas, als ſchön oder häßlich einzuprägen: zumal wenn ſie merken, daß man dabey ſeine Gedanken auf ſie nicht richtet, ſondern für ſich davon urtheilet. So gewöhnet ſich allmählich ihr Verſtand durch die bloße Nachahmung, dieſes weiß, und jenes ſchwarz zu heißen. Und dadurch entſteht auch entweder ein guter oder übler Geſchmack; nachdem diejenigen ihn haben, zu deren Schülern ſie das Glück gemacht hat, ehe ſie noch geſchickt waren, dieſelben für ihre Lehrer zu erkennen.

14. §. So groß hier das Glück der Kinder iſt, die von klugen Aeltern gebohren worden, und in die Hände vernünftiger Lehrmeiſter gerathen: ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß die größte Anzahl derſelben von Jugend auf verderbet wird. Die einfältigſten Weibsperſonen legen den erſten Grund zu dem verderbten Geſchmacke, den viele haben. Ihre verkehrte Art

Nun kann wohl unſtreitig ein Geſchmack oder Urtheil, ſchwerlich ſchon ganz fertig mit uns zur Welt kommen. Wir mögen auch noch ſolche Grundſätze oder Zubehörungen dieſer Art, mit uns bringen: wir mögen noch ſolche gute Fähigkeiten, Sinne, oder vorläufige Empfindungen und Einbildungen, von der bloßen Natur haben, oder vor ſich ſelbſt ohn alle Kunſt, Beförderung oder Hülfe wachſen ſehen: ſo wird doch, meiner Meynung nach, der allgemeine Begriff, der aus allen dieſen Anſtalten entſteht, und die klare Vorſtellung, die wir in Sachen, die eine Wahl und Hochachtung verdienen, von dem Vorzuge, und der Vortrefflichkeit haben, von niemanden für angebohren gehalten werden. Erfahrung, Uebung und Anführung müſſen vor dem Verſtande und Witze einer ſo hochgeſtiegenen Größe und von ſolchem Werthe vorhergehen. Ein regelmäßiger und richtiger Geſchmack kann weder gebohren, gemacht, begriffen, noch hervorgebracht werden, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik, oder Beurtheilungskunſt.

Art zu denken und von Dingen zu urtheilen, macht einen tiefern Eindruck in die Seele eines zarten Knaben, als mancher ſich einbildet. Die gleichſam hervorkeimenden Gemüthskräfte ſind nicht im Stande, ihre Thorheiten zu verwerfen: vielmehr nehmen ſie auf guten Glauben das erſte für das Beſte an. Dieſes wird mit der Zeit der Maaßſtab aller ihrer übrigen Wirkungen. Was ihren erſten Eindrückungen gemäß iſt, das nennen ſie hernach recht und gut, ſchön und angenehm: alles übrige iſt falſch, böſe, garſtig, verdrüßlich. Was die erſten Lehrmeiſter, oder die Aeltern eines Kindes bewundern und loben, ſchön, artig, oder ſinnreich nennen, das lernen dieſe auch hochſchätzen und verehren; es ſey nun noch ſo ſchlecht, und ſo abgeſchmackt als es will. Warum? ſie habens von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Das iſt meines Erachtens die erſte Quelle des übeln Geſchmackes, der in den meiſten Ländern noch ſo allgemein iſt.*

15. §. Fragt man weiter, welches denn das Mittel ſey, den guten Geſchmack bey Erwachſenen zu befördern? So ſage ich: nichts anders, als der Gebrauch der geſunden Vernunft. Man halte nichts für ſchön oder häßlich, weil man es ſo nennen gehöret; oder weil alle Leute, die man kennet, es dafür halten: ſondern man unterſuche es an und für ſich, ob es auch ſo ſey? Man muß ſeine eigne fünf Sinne zu Rathe ziehen: dieſe werden bald die falſche Schönheit von der wahren, den Firniß vom rechten Marmor, das Flittergold von dem ächten unterſcheiden, und allen Betrug entdecken lernen. Durch dieſes Mittel hat vorzeiten Griechenland die Regeln der meiſten freyen Künſte erfunden, und dadurch den guten

* Herr Rollin ſchreibt hiervon im III. Buche, auf der 11. Seite ſehr ſchön: Le Goût public devient ſur cela la Regle des jeunes Gens. Ils regardent comme eſtimable, ce qui eſt eſtimé de tous. Ce n'eſt pas la Raiſon, mais la Coutume qui les guide. Un ſeul mauvais Exemple ſeroit capable de corrompre l'Eſprit des jeunes Gens, ſuſceptibles de toute ſorte d'Impreſſions. d. i. Der allgemeine Geſchmack des Volkes wird hier die Regel junger Leute. Sie ſehen dasjenige für ſchätzbar an, was von allen hochgeſchätzet wird. Nicht die Vernunft, ſondern die Gewohnheit leitet ſie. Ein einzigs böſes Exempel, iſt vermögend den Verſtand junger Leute zu verderben, die zu allen Eindrückungen fähig ſind.

guten Geſchmack auf etliche hundert Jahre bey ſich unwandelbar gemacht. Die Malerey, Architektur, Schnitzkunſt, Muſik, Poeſie und Redekunſt ſind daſelbſt erfunden und faſt zur Vollkommenheit gebracht worden. Das macht, die Griechen waren die vernünftigſten Leute von der Welt. Alles philoſophirte daſelbſt; alles urtheilte frey, und folgte ſeinem eigenen Kopfe. Daher entdeckte man nach und nach die wahrhaften Schönheiten der Natur. Man nahm ſorgfältig wahr, wo Uebereinſtimmung und Ordnung eine Vollkommenheit zuwege brachten; und wo hingegen die Verwirrung widerwärtiger Dinge einen Uebelſtand erweckte. Die Tiefſinnigſten unter ihnen brachten, aus genauer Betrachtung wohlgerathener Meiſterſtücke, die Regeln heraus, aus welchen alle ihre Schönheit den Urſprung hatte. Und wie alſo dieſelben nicht bloße Hirngeſpinſte waren, ſondern aus wirklichen Exempeln, die nach dem Urtheile der klügſten Köpfe für ſchön befunden worden, entworfen waren: alſo hat man auch zu aller Zeit geſehen, daß die Regeln und Exempel der Griechen, in allen freyen Künſten, die beſte Anleitung zum guten Geſchmacke geweſen ſind.

16. §. Was ich hier von den Griechen geſagt habe, das kann auch mit gehöriger Veränderung von den Römern geſagt werden. Der Unterſcheid iſt dieſer, daß dieſe ihren guten Geſchmack den Griechen zu danken gehabt; und wie ſie denſelben ſpät bekommen, alſo auch nur kurze Zeit erhalten haben. Nachdem aber die barbariſchen Völker, den ganzen Occident mit einem verderbten Geſchmacke erfüllet hatten: ſo ſind abermal die Griechen die einzigen geweſen, die den guten Geſchmack in Italien wieder hergeſtellet haben. Von da hat er ſich allmählich nach Deutſchland, Frankreich, Holl- und England ausgebreitet, doch kaum irgendwo die völlige Oberhand bekommen können. Das ſicherſte Mittel, denſelben zu erhalten, iſt alſo, wenn man ſich an die Regeln hält, die uns von den Kunſtverſtändigen und Meiſtern der Alten übrig geblieben. Wenn man die Reſte von ihren Meiſterſtücken dargegen hält, ſo wird man gewiß finden, daß ſie eine

Schönheit an ſich haben, die der Vernunft nothwendig gefallen muß: dafern man nur nicht in Vorurtheilen erſoffen, und in ſeine eigene Misgeburten allbereit verliebet iſt. Dieſes thun insgemein diejenigen, die ein tiefgewurzeltes Vorurtheil für ihre Nation, oder für ihre Zeiten haben, und ſich einbilden, ein jedes Volk habe ſeinen eigenen Geſchmack; und jedes Jahrhundert auch. Da könnte nun dasjenige hier ſchön ſeyn, was dort häßlich iſt ꝛc. Doch davon will ich weiter unten reden.

17. §. Wie aber? **Soll man ſich denn immer mit Regeln ſchleppen, wenn man den guten Geſchmack haben will?** Das iſt eine neue Frage. Nicht alle, die den guten Geſchmack haben wollen: ſondern nur die, welche ihn wieder herſtellen wollen, müſſen die Regeln der freyen Künſte einſehen, darinnen ſie etwas verbeſſern wollen. Es darf oft nur ein geſchickter Kopf kommen, der auf die rechte Spur geräth: ſo gleich fällt die Schönheit ſeiner Werke aller Welt in die Augen. Die deutſche Poeſie kann uns zum Muſter dienen. Alle unſere Versmacher ſteckten vor hundert und funfzig Jahren in der tiefſten Barbarey. Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzoſen, ſich die Regeln des guten Geſchmackes bekannt gemacht. Er folgte denenſelben in ſeinen Gedichten, und verwarf alles, was ſeine Vorfahren geſtümpelt hatten. Alsbald wachte ganz Deutſchland auf. Ein ſo unvermuthetes Licht fiel ſehr ſtark in die Augen: und da fieng eine Menge von Poeten an zu ſingen, die nur dem Exempel dieſes großen Vorgängers folgeten; die Regeln der Alten aber nicht halb ſo gut kannten, als er. Sie bekamen alſo mehrentheils nur aus Leſung ſeiner Schriften den guten Geſchmack, nicht aber aus Regeln; und es wäre zu wünſchen, daß ihn nur viele ſeiner Landesleute, die ſich im Leſen der Spanier und Wälſchen verderbeten, nicht bald darauf wieder verſchlimmert hätten.

18. §. Fragt man, **wie man einen jungen Menſchen zum guten Geſchmacke in der Poeſie bringen könne?** So gebe ich dieſe Antwort: Man gebe ihm von Jugend auf

lauter

lauter Poeten von gutem Geſchmacke zu leſen. **Terenz, Virgil, Ovid** und **Horaz**, von den Lateinern; **Petrarcha** und **Taſſo**, von den Italienern; **Malherbe, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, la Motte, Rouſſeau, Destouches** und **Voltaire**, von den Franzoſen; **Heins, Cats** und **Vondel**, von den Holländern; **Opitz, Dach, Flemming, Tſcherning**, beyde **Gryphier, Canitz, Beſſer, Neukirch, Pierſch** und **Günther** von unſern Landesleuten: das ſind die Muſter, die man jungen Leuten vorlegen muß. Man gehe aber dieſelben mit ihnen durch; man mache ſie aufmerkſam auf die ſchönſten Stellen; man entdecke ihnen einigermaßen die Urſachen, warum ſie ſo ſchön ſind, und zeige ihnen, daß das Widerſpiel häßlich geweſen ſeyn würde. Man bemerke ihnen auch die ſchlechten Stellen, die ſich als Ueberbleibſel des übeln Geſchmackes, auch bey allen oberwähnten Scribenten, noch hier und da finden. Dadurch wird man der Jugend unvermerkt, eine Geſchicklichkeit, wohl zu urtheilen, beybringen, und durch die Gegenſtellung ſchlechter Poeten beſtärken. Nichts wird ihr hernach gefallen können, was nicht eine wirkliche Schönheit hat: und wenn ſie gleich die innern Regeln der darinnen befindlichen Vollkommenheit nicht eingeſehen; ſo wird ſie doch fähig ſeyn, durch eine zärtliche Empfindung wahrzunehmen, ob dieſelben in einem Gedichte, oder im Auspuße deſſelben beobachtet worden oder nicht?

19. §. Man hat endlich auch gefragt: **ob ein Scribent ſich nicht vielmehr dem Geſchmacke ſeiner Zeiten, ſeines Ortes, oder ſeines Hofes; als den Regeln der Kunſt, zu bequemen Urſache habe?** Man meynt nämlich, die erſten Regeln der freyen Künſte wären nur nach dem Geſchmacke des atheniensiſchen Volkes entworfen. Da hätten ſich die Kunſtrichter auf diejenigen Meiſterſtücke berufen und gegründet, die den allgemeinen Beyfall erhalten hatten. Warum ſollen wir nun, ſpricht man, unſern Kopf nach dem athenienſiſchen Eigenſinne richten? Was haben wir es nöthig, mit fremden Augen zu ſehen, mit fremden Zungen zu ſchmecken, und nach einem fremden Gehirne zu denken? Warum ſollen

wir heutiges Tages nicht das Recht haben, das für ſchön zu halten, was uns ſelbſt gefällt; ſondern dasjenige, was den alten Griechen vor zwey tauſend Jahren gefallen hat?

20. §. Der Einwurf ſcheint wichtig zu ſeyn: denn er ſchmäuchelt unſrer Eigenliebe. Er würde auch unauflöslich ſeyn, wenn es ein bloßer Eigenſinn wäre, der eine Sache für ſchön erklärte. Hätten ferner die Athenienſer weiter nichts zum voraus vor uns, und wären wir ihnen in allen Stücken gleich: ſo könnten wir uns ihnen mit Recht widerſetzen. Allein beydes verhält ſich ganz anders. Die Schönheit eines künſtlichen Werkes, beruht nicht auf einem leeren Dünkel; ſondern ſie hat ihren feſten und nothwendigen Grund in der Natur der Dinge. Gott hat alles nach Zahl, Maaß und Gewicht geſchaffen. Die natürlichen Dinge ſind an ſich ſelber ſchön: und wenn alſo die Kunſt auch was ſchönes hervorbringen will, ſo muß ſie dem Muſter der Natur nachahmen. Das genaue Verhältniß, die Ordnung und das richtige Ebenmaaß aller Theile, daraus ein Ding beſteht, iſt die Quelle aller Schönheit. Die Nachahmung der vollkommenen Natur, kann alſo einem künſtlichen Werke die Vollkommenheit geben, dadurch es dem Verſtande gefällig und angenehm wird: und die Abweichung von ihrem Muſter, wird allemal etwas ungeſtaltes und abgeſchmacktes zuwege bringen.

21. §. Man verſuche es doch, und berede einen Baumeiſter, Maler oder Muſikverſtändigen einmal: daß ſeine architektoniſchen, perſpectiviſchen und harmoniſchen Regeln nichts als einen lautern Eigenſinn zum Vater hätten; die ſechs Seulenordnungen wären eben ſo willkührlich, als die wunderſeltſamen Zierrathe, in der gothiſchen Baukunſt; die Lehre vom Geſichtspunkte, und der Entfernung in Gemälden, wäre nur eine Phantaſie; und die Gleichförmigkeit, oder Widerwärtigkeit der Tone, hätte nur die Einbildung zur Mutter. Man wird ſich durch dergleichen Einwürfe, nur auslachenswürdig machen. Alle dieſe Künſtler, wenn ſie anders geſchickte Leute ſind, werden haarklein zu zeigen wiſſen, was für eine natürliche Nothwendigkeit in dem allen ſteckt, und

uns

uns den Grund ihrer Regeln, in der Empfindung und geſunden Vernunſt, entdecken. In der Beredſamkeit und Poeſie geht es nicht anders. Kann hier gleich das Verhältniß nicht mit Zahlen und Linien ausgedrücket, mit Zirkel und Lineal abgemeſſen, und ſo handgreiflich gemacht werden, als in andern Dingen, wo man durch Hülfe der Meßkunſt alles ſehr ins Licht ſetzen kann: ſo folgt doch deswegen noch nicht, daß hier alles willkührlich ſey. Unſre Gedanken ſind ſo vieler Harmonie, Ordnung, Abmeſſung und Verhältniß fähig, als Figuren und Töne. Nur es gehören ſcharfſinnigere Köpfe dazu, die Schönheiten ſolcher Dinge, die man weder fühlen noch greifen kann, recht auszugrübeln, und in ihren erſten Quellen zu unterſuchen. Daher hat auch der tiefſinnigſte von den alten Weltweiſen ſich zuerſt darüber machen müſſen, die Regeln der Dichtkunſt und Redekunſt zu entwerfen: welches vor ihm ſich noch niemand unterſtanden hatte. Diejenigen bleiben alſo nur an der äußerſten Schale kleben, die ſich einbilden, die poetiſchen Schönheiten wären ganz willkührlich; heute könnte dieß, und morgen was anders gefallen; in Rom könnte was häßlich ſeyn, was in Paris oder London unvergleichlich wäre. Nicht der Beyfall macht eine Sache ſchön; ſondern die wahre Schönheit erwirbt ſich bey allen Verſtändigen den Beyfall.

22. §. Zweytens iſt es auch ganz falſch, daß wir uns den Atheniенſern mit Recht an die Seite ſetzen, oder ihnen gar die Stirne biethen könnten. Sie haben viele Vorzüge gehabt, derer wir uns nicht rühmen können. Sie ſind das geſcheideſte Volk auf dem Erdboden geweſen, das ſich zu allererſt aus der finſtern Barbarey geriſſen hat. Sie ſind die Erfinder aller freyen Künſte und Wiſſenſchaften. Von ihnen haben faſt alle andre Völker ihre Geſetze, Philoſophie, Arzneykunſt, Beredſamkeit, Poeſie, Baukunſt, Malerey und Muſik gelernet; ſo vieler andern Künſte zu geſchweigen. Könnten wir nun eben das von uns rühmen, ſo möchten wir uns etwa ihrem Geſchmacke widerſetzen dörfen; müßten aber dennoch wohl zuſehen, daß wir es nicht ohne Grund thäten.

Da wir nun vermuthlich noch in der Barbarey ſtecken würden, wenn uns nicht die griechiſchen Bücher die Augen aufgethan hätten; indem wir alle Wiſſenſchaften und freye Künſte von ihnen gefaſſet: was für ein Recht haben wir denn wohl, uns wider unſre Lehrmeiſter aufzulehnen?

23. §. Ja, wird man ſprechen: weil uns vieles gefällt, was jenen Alten nicht gefallen, und doch das Gefällige allezeit eine Schönheit zum Grunde hat; ſo fragt ſichs: **ob es nicht noch andre wirkliche Schönheiten in Kunſtwerken geben könne, als die den Alten bekannt geweſen?** Die Erfahrung zeigt aber allerdings, daß es dergleichen gebe.

Non eadem miramur: eo diſconvenit inter
Meque et te. Nam quæ deſerta et inhoſpita tesqua
Credis, amœna vocat, mecum qui ſentit; et odit
Quæ tu pulcra putas.

Hor. L. I. Ep. XIV.

Ich antworte, freylich entſteht das Wohlgefallen allezeit aus der Empfindung einer Schönheit: aber es giebt wahre, es giebt auch eingebildete Schönheiten. Dieſe erwecken freylich bey vielen eine Beluſtigung; aber nur ſo lange, als ſie dieſelben für Schönheiten anſehen. Denn oft lernen ſie es begreifen, daß ſie ſich in ihrem Urtheile betrogen haben: und alsdann erwecket ihnen dasjenige Verdruß, was ihnen vorher wohlgefiel. Von ferne ſieht oft eine Perſon ſehr wohl aus: wenn wir ſie aber in der Nähe erblicken, ſo iſt ſie häßlich. Aus der Baukunſt, Muſik und Malerey, kann man hier unzählige Erläuterungen geben. Wie oft gefällt hier nicht einem unwiſſenden Schüler etwas, das einem Kenner misfällt? Haben denn da beyde Urtheile wahre Schönheiten oder Ungereimtheiten zum Grunde? So müßte ja ein Ding zugleich ſchön und häßlich, zugleich wahr und falſch, zugleich weiß und ſchwarz ſeyn können? Wer ſoll ſich aber nach des andern Urtheile bequemen? Soll der Meiſter dem Schüler, oder der Schüler dem Meiſter folgen? Ohne Zweifel wird derjenige beſſern Grund von der Sache haben, der ſeinem

Gegenparte die Unrichtigkeit ſeines Urtheils zeigen, und ihn dahin bringen kann, daß er ſeinen vorigen Ausſpruch widerruft. Nun laſſe man einen unerfahrnen Schüler ſeinem Meiſter, ſo lange er will, vorſagen, daß ein Fehler eine Schönheit ſey: nimmermehr wird ers ſo weit bringen, daß jener ſeine Vernunft, Einſicht und Sinne verläugne, und daran einen Gefallen zu haben anfange, deſſen Unordnung und Mishälligkeit er aus den Kunſtregeln unumſtößlich zu erweiſen im Stande iſt. Dem Schüler aber fehlt es nur am Unterrichte: ſo bald er die Natur der Sachen wird verſtehen lernen, wird er ſich ſchämen, daß er vorhin etwas bewundern können, was nur eine Scheinſchönheit an ſich gehabt; in der That aber ein Zuſammenfluß unzähliger Ungereimtheiten geweſen.

34. §. So müſſen ſich denn die Poeten niemals nach dem Geſchmacke der Welt, das iſt, des großen Haufens, oder unverſtändigen Pöbels richten. Dieſer vielköpfigte Götze urtheilt oft ſehr verkehrt von Dingen. * Er muß vielmehr ſuchen, den Geſchmack ſeines Vaterlandes, ſeines Hofes, ſeiner Stadt zu läutern; es wäre denn, daß dieſes ſchon vor ihm geſchehen wäre. Es geſchieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem geſcheideſten Volke allezeit ein Ueberreſt des übeln Geſchmackes zurücke. In Rom hatten **Terentius** und **Lucretius** ſchon einen ziemlich reinen und zarten Geſchmack erwieſen. Doch klagt **Horaz** ſowohl in ſeinem langen Briefe an den Kaiſer, als in ſeiner Dichtkunſt; daß die Römer noch an den plautiniſchen Zoten, und an **Lucils** unreinen Poſſen ein Belieben trügen. **Bavius** und **Mävius** fanden auch ihre Anbether. Hätten ſich nun **Virgil** und **Varius** nach dem Geſchmacke der ſonſt ſo klugen Römer richten wollen: was würden ſie für elendes Zeug haben ſchreiben müſſen? Sie ſuchten alſo vielmehr mit ihren Wer-

* Seneca in ſeinem 94 Briefe ſchreibt: Inducenda eſt in occupatum locum virtus, quæ mendacia, *contra verum placentia*, exſtirpet; quæ nos a populo, *cui nimis credimus*, ſeparet, ac ſinceris opinionibus reddat. Der gemeine Geſchmack kann alſo trügen!

Werken wider den gemeinen Strom zu ſchwimmen, und waren zufrieden, daß ſie wenigen Kennern gefielen.

> Non ego ventoſæ plebis ſuffragia capto;
> Ich ſtrebe nach dem Ruhm des eiteln Pöbels nicht;

ſchreibt Horaz an einem Orte. Noch viel ausführlicher hat er ſolches in ſeiner X. Satire des I. Buchs zu verſtehen gegeben. *

25. §. Eben das hat Boileau allezeit geklaget, wenn er den verderbten Geſchmack ſeiner Pariſer, die auch das elendeſte Zeug vielmals ſchön nenneten und bewunderten, herunter gemacht hat. Er verſichert, daß ſeine Zeiten ſowohl an närriſchen Scribenten, als an närriſchen Bewunderern fruchtbar geweſen; und ſetzt hinzu: daß Land und Stadt und Hof keinen Mangel daran gehabt. Die Herzoge und Prinzen ſelbſt, hätten keine Ausnahme von der Regel gemacht. Das niederträchtigſte Werk, habe bey den Hofleuten ſeine eifrige Verfechter, und ein jeder Narr einen noch größern gefunden, der ihn bewundert hätte.

> Ainſi qu'en ſots Auteurs,
> Notre Siecle eſt fertile en ſots Admirateurs,
> Et ſans ceux, que fournit la Ville et la Province,
> Il en eſt chez le Duc, il en eſt chez le Prince.

L'Ouvra-

* Neque, te ut miretur turba, labores;
Contentus paucis lectoribus. An tua, demens,
Vilibus in ludis dictari carmina malis?
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere - -
Men' moveat cimex Pantilius? aut crucier, quod
Vellicet abſentem Demetrius? aut quod ineptus
Fannius, Harmogenis lædat conviva Tigelli?
Plotius & Varius, Mecænas, Virgiliusque,
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuſcus, & hæc utinam Viſcorum laudet uterque!
Ambitione relegata te dicere poſſum
Pollio; te Meſſalla tuo cum fratre, ſimulque
Vos Bibuli & Servi, & ſimul his te, candide Furni.
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens prætereo, quibus hæc, ſint qualiacunque,
Arridere velim: doliturus ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. Demetri, teque Tigelli
Diſcipularum inter jubeo plorare cathedras.
Hor. Sat. X.

L' Ouvrage le plus plat à chez les Courtiſans,
De tout Temps rencontré de zelez Partiſans.
Et pour finir enfin par un Trait de Satire,
Un Sot trouve toujours un plus Sot, qui l'admire.

Art. Poet. Ch. I.

Von unſerm **Opitz** kann man ein gleiches erweiſen. Er hätte lauter Hansſachſenverſe machen müſſen, wenn er der Mode ſeiner Zeiten hätte folgen wollen. Er muß auch wohl nicht bey allen Deutſchen ſo viel Beyfall gefunden haben, als er verdienete: denn er klagt ausdrücklich darüber, wenn er ſich in dem Briefe an Zinkgräfen, den er in Paris geſchrieben, über die Menge der elenden Poeten beſchweret, und ſich auf das Urtheil der Nachwelt berufet:

Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Ja nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben:
Kein Vers vom **Bavius** und **Mävius** iſt blieben:
Der Venuſiner=Schwan, der Preis von Mantua,
Und **Naſo** und **Catull**, die ſind noch alle da.
Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt, die Finſterniß beſiegen.

D. i. Bemühe dich nicht, ſchreibt er, von dem großen Haufen bewundert zu werden; und ſey mit wenigen Leſern zufrieden. Biſt du ſo thöricht, zu wünſchen, daß deine Verſe in den gemeinſten Schulen geleſen werden? Ich nicht! Genug, wenn die edlen Ritter mich ihres Beyfalls würdigen. = = Sollte ich mich um den ſchmutzigen Pantilius bekümmern? oder ſollte ich mich quälen, daß mich Demetrius hinterrücks durchzieht? oder daß der närriſche Fannius, des Hermogenes Tiſchgaſt, mich ſchimpfet? Wenn nur Plotius und Varius, Mecänas und Virgilius, Valgius und Octavius, der gnädigſte Kaiſer, nebſt dem Fuſcus, meine Schriften gut heißen, wenn nur beyde Viſcier mich loben. Ja ohne Ruhm zu melden, kann ich dich noch nennen Pollio; dich Meſſala mit deinem Bruder, euch, ihr Bibuler und Servier, nebſt dem aufrichtigen Furnus; imgleichen viele andere, die ich, als gelehrte Leute, und gute Freunde, mit Fleiß vorbey gehe; denen ich aber mit dieſen meinen geringen Sachen zu gefallen wünſche, und mich betrüben würde, wenn ſie ihnen nicht ſo gut, als ich wünſche, gefallen ſollten. Dich aber Demetrius, und dich, du guter Tigellius, laſſe ich unter den Schulbänken des Weibervolks, denen ihr, als euren Schülerinnen gefallet, euer Unglück beweinen.

Die deutſcher Reden Zier bisher umhüllet hat.
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine Statt;
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Das träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn!

I. B. der Poet. W.

26. §. Ich würde noch **Neukirchs** Exempel anführen, der nach Ablegung des hofmannswaldauiſchen und lohenſteiniſchen Geſchmackes ſehr beſorgte, daß ſein verwöhntes Schleſien und das ſonſt ſo witzige **Budorgis** an ſeiner Poeſie nichts Gefälliges mehr finden würde; wenn ich ſolches nicht ſchon in dem Vorberichte zu **Horazens** Dichtkunſt gethan hätte. Ich will alſo nur noch ein Zeugniß aus **Pierſchen** anführen. Dieſer fand bey dem Antritte ſeines poetiſchen Lehramtes in Königsberg, den Geſchmack der ganzen Stadt, durch die ſchwülſtigen Gedichte eines gewiſſen Schleſiers, der durch die Muſik berühmter geworden, als durch die Poeſie, nämlich des Capellmeiſters **Neidhard** und ſeiner Schüler, verwöhnet. Dieſe ſtopften insgemein ihre Sachen auf gut **lohenſteiniſch**, ja noch weit ärger, voller Gelehrſamkeit; da denn die meiſten, die ſolche bewunderten, ohne ſie zu verſtehen, ſich einbildeten: **Pierſch** wäre mit ſeinen Gedichten, gegen **Neidharden**, für nichts zu rechnen. Bey einer vornehmen Prieſterleiche alſo, nahm jener Gelegenheit, dieſe Unart zu beſtrafen, und den Liebhabern einer zuſammengeſtoppelten Menge von Namen, und hochtrabenden Ausdrückungen, ihren übeln Geſchmack dadurch zu verweiſen, daß er ihn ſelber nachahmete. Er hebt ſo an:

Ihr Muſen ſtimmet mir die abgeſpannten Seyten
Nach dem verderbten Sinn der ungereimten Zeiten:
Weil doch kein reines Lied verwöhnten Ohren klingt,
Wenn man die Stimme nicht nach fremden Tönen zwingt:
Wer liebt wohl ein Gedicht? Wenn nicht entfernten Sachen
Die vielen Reihen bunt, den Einfall kraftlos machen?
So läſſet Neukirch auch gerechte Klagen tönen;
„Soll ich im Alter mich mit fremden Lorbern krönen?

Sonſt

„Sonſt trug der Tacitus der Reime ſchwaches Haus,
„Ich ſchmückt es noch dazu mit Sinnenbildern aus:
„Dort hatte Seneca, dort Plato was geſaget,
„Dort hat ich einen Spruch dem Plautus abgejaget.
„Damals gefiel ich noch! doch itzt ſind meine Lieder
„Sehr matt und ohne Kraft und Schleſien zuwider:
„Denn mein entlehnter Glanz nahm durch den falſchen Schein
„Wie ſchlecht er immer war, viel hundert Leſer ein.„
So will auch Königsberg nur ſolche Dichter hören,
Die ihren eignen Vers, durch fremde Namen ſtören.

Alles dieſes nun geht einzig und allein dahin, daß ein Poet ſich an den Geſchmack ſeiner Zeiten und Oerter nicht zu kehren, ſondern den Regeln der Alten und den Exempeln großer Dichter zu folgen habe.

27. §. **Woher der üble Geſchmack des großen Haufens komme?** das iſt aus dem obigen leicht abzunehmen. Die ſchlechte Auferziehung iſt ſonder Zweifel die allergemeinſte Quelle deſſelben, und dadurch werden auch die fähigſten Köpfe verwahrloſet. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: ſo gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was ſie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen ſie was zutrauen, loben hören. * Die erſten Urtheile werden alſo unvermerkt eine Richtſchnur der übrigen, und nachdem ſie durch eine lange Gewohnheit gleichſam tief eingewurzelt ſind, ſo können ſie faſt gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geſchmack alter Leute läßt ſich alſo ſchwerlich beſſern. Sie bleiben feſt in ihren Meynungen, und ſchämen ſich, dasjenige zu verwerfen, was ſie ihr Lebenlang für ſchön gehalten haben. Man mag ihnen ſagen, was man will; ſo bleiben ſie doch auf ihrem Eigenſinne: weil ſie es für ſchimpflich anſehen, ſich bey grauen Haaren in ihren Urtheilen

zu

* Sehr ſchön ſchreibt hievon Seneca im I. Cap. de Vita beata: Nulla res non majoribus malis implicat, quam quod ad rumorem componimur: optima rati ea, quæ magno aſſenſu recepta ſunt. - - - - Nec ad rationem, ſed ad ſimilitudinem vivimus. d. i. Kein Ding iſt uns verderblicher, als daß wir uns nach der gemeinen Sage des Pöbels richten; und uns einbilden, das ſey das Beſte, was mit vielem Beyfalle aufgenommen wird. ; ; ; ; Wir loben nicht nach der Vernunft, ſondern behelfen uns mit dem Nachäffen anderer.

zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß ſie ſo lange geirret und einen übeln Geſchmack gehabt: zumal, wenn ſie Leuten, die jünger ſind, als ſie, recht geben, und folgen ſollen.

Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi, ducunt;
Vel quia turpe putant, parere minoribus, et, quæ
Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

Hor. L. II. Ep. 1.

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man ſelber liebt, was ſeinem Sinn gefällt;
Wonicht, weil man ſich ſoll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter ſelbſt vernichten.

28. §. Junge Leute hingegen können leichter ihren Geſchmack ändern, wenn ſie gleich bereits verwöhnet worden. Sie ſind in ihrer Meynung noch ſo ſehr nicht verhärtet; ſie trauen ihren Urtheilen noch keine ſolche Unfehlbarkeit zu, daß ſie nicht auch zuweilen falſch ſeyn könnten: ſie geben alſo eher der geſunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geſchmackes und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil ſie etwa nicht ſtudiret haben, oder ſonſt die gehörige Fähigkeit nicht beſitzen: ſo lernen ſie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und ſie aufmerkſam darauf machen: ſogleich werden ſie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil ſie noch nichts beſſers geſehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Geſtalt verliebt iſt; weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem ſolchen Liebhaber eine vollkommenere Perſon, als ſeine vermeynte Halbgöttinn iſt: er wird ihrer entweder gar vergeſſen; oder doch zum wenigſten den größten Theil ſeiner Hochachtung gegen dieſelbe verlieren. Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß auch junge Leute zuweilen von dem ſchon ziemlich eingeführten guten Geſchmacke muthwillig abweichen, und auf einen

weit ſchlimmern verfallen. Dieſes wiederfährt ſtolzen und ehrſüchtigen Köpſen, die ſich, es koſte was es wolle, durch etwas neues und ſeltſames unterſcheiden wollen. Der gebahnte Weg iſt ihnen zu verächtlich: ſie wollen ſich durchaus hervor thun, und wenn es gleich durch Thorheiten ſeyn ſollte. Sie ahmen alſo auch die Fehler großer Leute, auch offenbare Abweichungen von Regeln der Vernunft nach; und verführen wohl gar durch ihr Exempel andre. So wiſſen die Kunſtrichter, daß **Ovid** und **Seneca** den römiſchen, **Marino** und **Arioſt** den wälſchen, **Milton** den engliſchen, ja durch ſeine Ueberſetzungen auch den deutſchen Geſchmack zum Theile verderbet habe.

29. §. Und ſo hätte ich wohl meines Erachtens in dieſem Hauptſtücke meinen Vorſatz ins Werk gerichtet, indem ich nicht nur einen deutlichen Begriff von dem Geſchmacke überhaupt gegeben, ſondern auch die Regeln des guten Geſchmacks entdecket, und ihn dadurch von dem übeln unterſchieden; ferner dieſes gegen die Einwürfe vertheidiget, und endlich etliche zweifelhafte Fragen, die bey dieſer Materie aufgeworfen worden, nach meinen Grundſätzen entſchieden. Nunmehr ſollte ich beſondere Lehren geben, und zeigen, was denn in allerley Gedichten, Einfällen und Ausdrückungen dem guten oder übeln Geſchmacke gemäß ſey. Allein, dieſes iſt eine Arbeit, die alle folgende Capitel dieſes Buches einnehmen wird, als in welchen ich ſtückweiſe die Regeln vortragen will, darnach die poetiſchen Schönheiten beurtheilet werden müſſen. Man merke zum Beſchluſſe **Horazens** Regel an:

Interdum vulgus rectum videt; eſt ubi peccat.

Lib. II. Ep. 1.

Oft hat der Pöbel recht, und oftmals fehlt er auch: Und,

Maxima pars Vatum - - -
Decipimur ſpecie recti.

Der Dichter größter Theil betrügt ſich durch den Schein.

Das

Das IV. Hauptſtück.

Von den dreyen Gattungen der poetiſchen Nachahmung, und inſonderheit von der Fabel.

1. §.

Die Nachahmung der Natur, darinnen, wie oben gewieſen worden, das Weſen der ganzen Poeſie beſteht, kann auf dreyerley Art geſchehen. Die erſte iſt eine bloße Beſchreibung, oder ſehr **lebhafte Schilderey** von einer natürlichen Sache, die man nach allen ihren Eigenſchaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ſeinen Leſern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichſam mit lebendigen Farben entwirft: ſo daß es faſt eben ſo viel iſt, als ob ſie wirklich zugegen wäre. Dieſes nun mit rechter Geſchicklichkeit zu verrichten, das iſt eine gar feine Gabe: und man hat es dem **Homer** zu großem Lobe angemerket, daß ein berühmter griechiſcher Maler, der eine **Minerva** zu ſchildern willens war, zu dem Ende erſt in der Ilias die Beſchreibung dieſer Göttinn nachgeſchlagen, ſie durchgeleſen, und ſich dadurch eine lebhafte Abbildung von ihr gemachet. Solche Malerey eines Poeten nun, erſtrecket ſich noch viel weiter, als die gemeine Malerkunſt. Dieſe kann nur für die Augen malen, der Poet hergegen kann für alle Sinne Schildereyen machen. Er wirket in die Einbildungskraft; und dieſe bringt die Begriffe aller empfindlichen Dinge faſt eben ſo leicht, als Figuren und Farben hervor. Ja er kann endlich auch geiſtliche Dinge, als da ſind innerliche Bewegungen des Herzens, und die verborgenſten Gedanken beſchreiben und abmalen. Nur iſt hierbey zu merken, daß ein Dichter ſeine Abſicht niemals vergeſſen muß. Ein jedes endliches Ding hat zwo Seiten, eine gute und eine böſe. Will man nun ein Ding loben: ſo muß man die erſte; will

man es aber tadeln, ſo muß man nur die andre abſchildern. In beyden Bildern wird Wahrheit ſeyn, wenn man der Natur folget, und die Sache nicht zu hoch treibt. Hierwider aber pflegen ſo wohl Lobdichter, als Satirenſchreiber zu verſtoßen, die insgemein in beydem kein Maaß zu halten wiſſen.

2. §. Doch dieſe Art der poetiſchen Nachahmung iſt bey aller ihrer Vortrefflichkeit nur die geringſte: weswegen ſie auch **Horaz** im Anfange ſeiner Dichtkunſt für unzulänglich erkläret, einen wahren Poeten zu machen. Wenn ich die beſten Bilder von der Welt in meinen Gedichten machen könnte, ſo würde ich doch nur ein mittelmäßiger oder gar nur ein kleiner Poet zu heißen verdienen: dafern ich nämlich nichts beſſers zu machen wüßte. Ja ich könnte wohl gar ein verdrüßlicher Dichter und Scribent werden, wenn ich meinen Leſern mit unaufhörlichen Malereyen und unendlichen Bildern einen Ekel erweckte. * **Boileau** hat dieſen Fehler am **Scudery** ſchon angemerkt und verworfen, wenn er im I. Geſ. ſeiner Dichtkunſt geſchrieben:

Un Auteur quelque fois trop plein de ſon Objet,
Jamais, ſans l'epuiſer, n'abandonne un Sujet,
S'il rencontre un Palais, il m'en depeint la Face,
Il me promene aprés de Terraſſe en Terraſſe;
Ici s' offre un Perron, là regne un Corridor,
Là ce Balcon s'enferme en un Baluſtre d'or.

Il con-

* Der Pater Boſſü in ſeinem Tractate vom Heldengedichte auf der 276 S. ſchreibt davon ſo: Nous pouvons encore mettre au nombre des matieres, qui ne ſont pas poetiques, les Deſcriptions de Palais, de Jardins, de Bocages, de Ruiſſeaux, de Navires, et de cent choſes naturelles et artificielles; lorsque ces Deſcriptions ſont faites un peu trop au long, d'une Maniere ſimple, propre et ſans Allegorie. C'eſt ce, qu'Horace nomme des Lambeaux éclatans, que les Poetes placent quelquesfois tres-mal, penſant que ces Fautes ſeront de beaux Ornemens de leurs Ouvrages. Cela eſt bon en de petits Poemes. d. i. Unter die Materien, die nicht poetiſch ſind, können wir auch die Beſchreibungen von Palläſten, Gärten, Gebüſchen, Flüſſen, Schiffen, und hundert andern natürlichen und künſtlichen Dingen zählen, wenn ſie ein bischen zu lang, ſchlechtweg, und ohne Allegorie gemacht ſind. Das nennt Horaz glänzende Lappen, welche die Poeten oftmals ſehr übel anbringen, und glauben, dieſe Fehler würden ihre Gedichte zieren. Dieß iſt gut in kleine Gedichte.

Il conte des Plafonds les Ronds et les Ovales,
Ce ne ſont que feſtons, ce ne ſont qu' Aſtragales.
Je ſaute vingt Feuillets, pour en trouver la Fin,
Et je me ſauve à peine au Travers d'un Iardin.
Fuyez des ces Auteurs l' Abondance ſterile!
Et ne vous chargez point d'un Detail inutile,
Tout ce qu'on dit de trop, eſt fade et rebutant.
L' Eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;
Qui ne ſçait ſe borner, ne ſceut jamais écrire.

Wie viele Dichter haben nicht bey uns wider dieſe Regeln verſtoßen; die uns wohl gar ganze Bücher voller Beſchreibungen und gekünſtelter Schildereyen aufgedrungen haben? Ein jeder wird merken, daß ich die **Brockiſchen** Schriften meyne, in welchen gewiß weit mehr das gute Herz des Dichters, als ſein Geſchmack und ſeine Kunſt zu loben iſt. Noch lächerlicher ſind diejenigen, die uns ganze Lehrbücher von den Beſchreibungen geſchrieben. Sie machen eine Sache, die doch kein Hauptwerk des Dichters iſt, ohne Noth ſchwer, und verdunkeln durch ihre unendlichen Abtheilungen und Zergliederungen, dasjenige, was ein muntrer Kopf ohne alle Regeln weit beſſer trifft. So muß man denn auch in dieſem Stücke Maaß zu halten wiſſen; theils, daß man unnöthige und überflüßige Bilder ſeinem Leſer nicht aufdringe; theils bey einem an ſich nöthigen Abriſſe nicht gar zu ſorgfältig alle Kleinigkeiten auszudrücken bemüht ſey. **Virgil** wird deswegen gelobt, weil er in Beſchreibungen ſo beſcheiden geweſen. Er hat wohl zehnmal Gelegenheit gehabt, den Regenbogen abzumalen: und was würde uns da ein poetiſcher Maler von Profeßion, nicht mit ſeinen Farben gequälet haben! Aber der beſcheidne **Virgil** ſagt nichts mehr, als:

Mille trahens varios adverſo ſole colores.

3. §. Die andre Art der Nachachmung geſchieht, wenn der Poet ſelbſt die Perſon eines andern ſpielet, oder einem, der ſie ſpielen ſoll, ſolche Worte, Gebärden und Handlungen vorſchreibt und an die Hand giebt, die ſich in gewiſſen Um-

ſtänden

ſtänden für ihn ſchicken. Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, luſtiges Gedicht, im Namen eines andern; ob man gleich ſelbſt weder verliebt noch traurig, noch luſtig iſt. Aber man ahmet überall die Art eines in ſolchen Leidenſchaften ſtehenden Gemüthes ſo genau nach, und drückt ſich mit ſo natürlichen Redensarten aus, als wenn man wirklich den Affect bey ſich empfände. Zu dieſer Gattung gehört ſchon weit mehr Geſchicklichkeit, als zu der erſten. Man muß hier die innerſten Schlupfwinkel des Herzens ausſtudiret, und durch eine genaue Beobachtung der Natur, den Unterſcheid des gekünſtelten, von dem ungezwungenen angemerket haben. Dieſes aber iſt ſehr ſchwer zu beobachten, wie die Fehler ſattſam zeigen, die von den größten **Dichtern** in dieſem Stücke begangen worden. Daß **Virgil** in ſeinen Schäfergedichten nicht immer glücklich damit geweſen, das hat der italieniſche Kunſtrichter, **Ludewig Caſtelvetro**, deſſen kritiſche Werke **Argelati** vor einigen Jahren herausgegeben hat, ſehr gründlich erwieſen. In **Fontenellens** Gedanken, von Schäfergedichten, wird man auch den **Theokritus** oft ganz billig getadelt finden. Herr **Fontenelle** ſelbſt wird in dem engliſchen **Guardian** gleicher Fehler, und zwar nicht ohne Grund beſchuldiget, wie an dem gehörigen Orte ausführlicher gedacht werden ſoll. Daß nicht auch unter unſern Deutſchen es viele hierinnen ſollten verſehen haben, daran iſt gar kein Zweifel.

4. §. Die Klaggedichte, die **Kanitz** und **Beſſer**, auf ihre Gemahlinnen gemacht, werden ſonſt als beſondere Muſter ſchön ausgedruckter Affecten angeſehen. Man kann ſie auch gar wohl unter dieſe Art der Nachahmung rechnen, ob ſie gleich ihren eignen Schmerz, und nicht einen fremden vorſtellen wollen: denn ſo viel iſt gewiß, daß ein Dichter zum wenigſten dann, wann er die Verſe macht, die volle Stärke der Leidenſchaft nicht empfinden kann. Dieſe würde ihm nicht Zeit laſſen, eine Zeile aufzuſetzen, ſondern ihn nöthigen, alle ſeine Gedanken auf die Größe ſeines Verluſts und Unglücks zu richten. Der Affect muß ſchon ziemlich geſtillet ſeyn, wenn man die Feder zur Hand nehmen, und alle ſeine Kla-

gen in einem ordentlichen Zuſammenhange vorſtellen will. Und es iſt auch ohnedas gewiß, daß alle beyde oberwähnte Gedichte eine gute Zeit nach dem Tode ihrer Gemahlinnen verfertiget worden: da gewiß die Poeten ſich nur bemühet haben, ihren vorigen betrübten Zuſtand aufs natürlichſte auszudrücken. Ob ich nun wohl nicht läugne, daß dieſe treff lichen Stücke des berühmten Amthors Klagen, in gleichem Falle, weit vorzuziehen ſind: ſo könnte doch ein ſcharfes Auge, auch in dieſen zweyen Meiſterſtücken, noch manchen gar zu gekünſtelten Gedanken, und gezwungenen Ausdruck, entdecken; den gewiß ein wahrer Schmerz nimmermehr würde hervorgebracht oder gelitten haben. Was hier von dem Schmerze gilt, das muß von allen Affecten verſtanden werden. Hofmannswaldaus Heldenbriefe, ſollen verliebt geſchrieben ſeyn; haben aber die Leidenſchaft, ſo der Poet nachahmen wollen, ſehr ſchlecht getroffen, und tauſend bunte Einfälle und Zierrathe angebracht, die ſich für keinen wahrhaftig verliebten ſchicken. Man darf nur dargegen halten, was Günther im I. Theile ſeiner Ged. an ſeine Geliebte geſchrieben, wo alles der Natur viel gemäßer iſt; ſo wird man leicht ſelbſt wahrnehmen, was eine geſchickte Nachahmung der Natur iſt, und was ein kaltes und froſtiges Gewäſch in der Poeſie heißt.

5. §. Auf dieſer Kunſt nun beruhet faſt die ganze theatraliſche Poeſie: was nämlich die Charactere einzelner Perſonen, ihre Reden in einzelnen Scenen, und ihre Handlungen anlanget. Denn hier muß ein Poet alles, was von dem auftretenden Helden, oder wer es ſonſt iſt, wirklich und der Natur gemäß hätte geſchehen können, ſo genau nachahmen, daß man nichts unwahrſcheinliches dabey wahrnehmen könne. In Heldengedichten, und allen übrigen Arten, wo man auch zuweilen andre redend einführet, hat eben dieſes ſtatt, wie an ſeinem Orte ſtückweiſe ſoll erwieſen werden. Horaz hat in ſeiner Dichtkunſt zu verſchiedenen malen daran gedacht, und nicht nur die Regel gegeben, wie man den Achilles, die Medea, den Jxion, die Jo u. ſ. w. abbilden und aufführen ſolle;

daß ein Greis und ein Jüngling, ein Argiver und Babylonier, ein Kaufmann und Bauer, eine Matrone und eine Amme nicht auf einerley Art reden und handeln müſſen; ſondern auch gewieſen, wo man die Kunſt gute Charactere zu machen, lerne; nämlich aus der Sittenlehre und der Erfahrung. Dieſe zeiget uns die herrſchenden Neigungen der Kinder, Jünglinge, Männer und Alten: jene hergegen lehret ſowohl die Natur der Affecten, als die Pflichten aller Menſchen in allen Ständen. Dieß will auch unſre deutſche Dichtkunſt des Herrn von **Brück**, aus der deutſchen Geſellſchaft I. Theile eigner Schriften und Ueberſetzungen, auf der 9. Seite.

— Du mußt fleißig Acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wiſſenſchaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geſchlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Geſtalt, auf Reden Art und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein ſchelmiſcher Berücker,
Ein ganz verbuhlter Thor, ein unerzognes Kind
Sehn unterſchiedlich aus; drum male wie ſie ſind.
: : : : : : : : :
Die Aehnlichkeit ergetzt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne ſie heißt nichtiges Gepränge:
: : : : : : : :
Kurz, wenn dein Abdruck nur dem Vorbild ähnlich iſt,
So glaube, daß du dann ein guter Maler biſt.

Und auf der 20. und 21. Seite heißt es:

Wirſt du die Eigenſchaft des Knechts und Edlen wiſſen:
So wird auch jeglicher ganz anders reden müſſen,
Weil jeder anders denkt: und dieſes zeigt den Grund
Dieß iſts, dieß leget dir die Wörter in den Mund.
Stellſt du nun Knechte vor, ſo mußt du knechtiſch denken,
Wie Meiſter von der Liſt, von Lügen und von Schwänken.
Dann findeſt du zugleich das eigentliche Wort,
Das ſich zur Sache ſchickt, und kömmſt auch leichtlich fort.
Wird aber Sokrates im Schauſpiel aufgeführet:
So wird ein ſtrenger Ernſt und große Kunſt verſpüret.
Da giebt ſichs von ſich ſelbſt, daß der ganz anders ſpricht;
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.

6. §. Wer nun hierinnen wohl geübet iſt, und ſonſt ſcharfſinnig genug iſt, auf die Wahrſcheinlichkeit in allen Stücken recht Achtung zu geben; der wird in ſeiner Nachahmung unfehlbar glücklich fortkommen müſſen: da hingegen ein Fremdling in dem allen, alle Augenblicke Fehler begehen, und lauter unähnliche Schildereyen verfertigen wird. Ich ſchließe bey dem allen den Witz und die Urtheilungskraft nicht aus: denn jener iſt diejenige Gemüthskraft, die mit den Aehnlichkeiten der Dinge zu thun hat, und folglich auch die Abriſſe ihren Vorbildern ähnlich machen, oder dieſe in jenen nachahmen muß. Ohne dieſe hergegen wird man unfehlbar in den Fehler verfallen, den dort **Kanitz** an den meiſten unſrer Poeten tadelt; wenn er den **Virgil** als einen glücklichen Nachahmer der Natur, im Abſehen auf den Charakter der Dido, erhebet. Es heißt:

Man redt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht;
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht:
Da doch ein jeder weis, daß in den Schildereyen,
Nur bloß die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen;
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn es wird in Geſtalt der Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneens Ebentheuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt;
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank ſprechen,
So möcht ich ihren Hohn, an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur!
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht: er ſucht ihm fremde Spur;
Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

7. §. Doch auch dieſe ſo ſchwere Gattung der Nachahmung, machet nicht das Hauptwerk in der Poeſie aus. Die Fabel iſt hauptſächlich dasjenige, was der Urſprung und die Seele der ganzen Dichtkunſt iſt. * Selbſt unſre Mutterſprache

* Wie Ariſtoteles im VI. Capitel ſeiner Poetik ſchreibt: Αρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ μῦθος.

ſprache lehret uns dieſes; wenn wir die Poeſie, die **Dicht- kunſt**, und ein poetiſches Werk, ein **Gedicht** nennen. Ich weis wohl, daß vor Alters **dichten**, nur ſo viel als denken und nachſinnen geheißen: z. E. das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe ꝛc. Allein in neuern Zeiten heißt es gewiß, etwas erſinnen, oder erfinden, was nicht wirklich geſchehen iſt. Sachen nämlich, die wirklich geſchehen ſind, d. i. wahre Begebenheiten, darf man nicht erſt dichten: folglich entſteht auch aus der Beſchreibung und Erzählung derſelben kein Gedicht, ſondern eine Hiſtorie, oder Geſchichte; und ihr Verfaſſer bekömmt nicht den Namen eines **Dichters**, ſondern eines Geſchichtſchreibers. Die pharſaliſche Schlacht alſo, die **Lucian** in Verſen beſchrieben hat, kann nichts anders, als eine Hiſtorie in Verſen heißen: des **Aeſopus** Fabeln hergegen, obwohl ſie nur in ungebundener Schreibart abgefaſſet worden, ſind Gedichte. Und wer die Fähigkeit nicht beſitzt, gute Fabeln zu erfinden, der verdient den Namen eines Poeten nicht; wenn er gleich die ſchönſten Verſe von der Welt machte. **Phädrus** wäre derowegen wohl ein Versmacher, aber kein Dichter geweſen: wenn er nur die äſopiſchen Fabeln in Verſe gebracht, aber ſelbſt keine erfunden hätte.

8. §. Wenn **Ariſtotel** ſagen will, was die Fabel in einem Gedichte eigentlich ſey, ſo ſpricht er: **Es ſey die Zuſammenſetzung oder Verbindung der Sachen.** Der Pater Boſſu in ſeinem Tractate vom Heldengedichte, läßt ſich an dieſer Erklärung gnügen, und verſteht durch die Sachen, ſo in einer Fabel verbunden werden ſollen, **das Wahre und das Falſche.** In der That muß eine jede Fabel was Wahres und was Falſches in ſich haben: nämlich einen moraliſchen Lehrſatz, der gewiß wahr ſeyn muß; und eine Einkleidung deſſelben in eine gewiſſe Begebenheit, die ſich aber niemals zugetragen hat, und alſo falſch iſt. Allein er ſcheint mir den Verſtand des Philoſophen nicht recht eingeſehen zu haben. Die Sachen müſſen auf das Zubehör der Fabel, als da ſind, die Thiere, Menſchen, Götter,

Handlungen, Geſpräche, u. ſ. w. gedeutet werden. Dieſe Dinge müſſen verknüpfet und verbunden werden, ſo daß ſie einen Zuſammenhang bekommen, und alsdann entſteht eine Fabel daraus. Hätte dieſes Boſſu geſehen, ſo würde er es nicht nöthig gehabt haben, eine andere Beſchreibung davon zu geben, die noch weniger Stich hält, als die obige. Denn da er ſagt: **Die Fabel ſey eine Rede, welche ihre Lehren unter den Allegorien einer Handlung verbirget und zu Beſſerung der Sitten erſonnen worden;** ſo iſt bey dieſer Erklärung ſehr viel zu erinnern. Denn I. iſt es bekannt, daß die Fabel nicht nur eine Rede, ſondern auch eine Schrift ſeyn kann: und alſo hätte die Fabel beſſer eine Erzählung heißen mögen. Hernach aber machen nicht alle Allegorien, die da lehrreich und unterrichtend ſind, eine Fabel aus. Horazens Ode iſt bekannt, wo der Poet die römiſche Republik unter dem Bilde eines Schiffes anredet, und ihr viel heilſame Regeln, in einer beſtändigen allegoriſchen Rede giebt. Wer hat aber dieſe Ode jemals zu den Fabeln gezählet? Wollte man ſagen, hier wäre keine allegoriſche Handlung vorhanden: ſo würde man antworten, daß nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nicht zu allen Fabeln eine Handlung nöthig ſey. Er ſelbſt, führet im folgenden dergleichen an; nämlich, da die Fliege an dem Rade eines großen und ſchleunig fortgezogenen Wagens ſitzt, ſelbſt nichts thut, ſondern nur ſagt: **Ey, welch einen großen Staub mache ich nicht!**

9. §. Ich glaube derowegen, eine Fabel am beſten zu beſchreiben, wenn ich ſage: ſie ſey die **Erzählung einer unter gewiſſen Umſtänden möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moraliſche Wahrheit verborgen liegt.** Philoſophiſch könnte man ſagen, ſie ſey eine Geſchichte aus einer andern Welt. Denn da man ſich in der Metaphyſik die Welt als eine Reihe möglicher Dinge vorſtellen muß; außer derjenigen aber, die wir wirklich vor Augen ſehen, noch viel andre dergleichen Reihen gedacht werden können:

ſo

ſo ſieht man, daß eigentlich alle Begebenheiten, die in unſerm Zuſammenhange wirklich vorhandener Dinge nicht geſchehen, an ſich ſelbſt aber nichts Widerſprechendes in ſich haben, und alſo unter gewiſſen Bedingungen möglich ſind, in einer andern Welt zu Hauſe gehören, und Theile davon ausmachen. Herr von Wolf hat ſelbſt, wo mir recht iſt, an einem gewiſſen Orte ſeiner philoſophiſchen Schriften geſagt: daß ein wohlgeſchriebener Roman, das iſt ein ſolcher, der nichts widerſprechendes enthält, für eine Hiſtorie aus einer andern Welt anzuſehen ſey. Was er nun von Romanen ſagt, das kann mit gleichem Rechte von allen Fabeln geſagt werden. Weil aber dieſe Erklärung unphiloſophiſchen Köpfen vielleicht Schwierigkeiten machen könnte: ſo bleibe ich bey der erſten, die nach dem gemeinen Begriffe aller, die nur deutſch verſtehen, eingerichtet iſt. Ich erläutere ſie durch das bereits erwähnte Exempel. Die Begebenheit iſt daſelbſt, daß ein großer Wagen auf einem ſtaubigten Wege, von vier oder mehr hurtigen Pferden geſchwinde hingeriſſen wird; eine Fliege an dem Rade deſſelben ſitzet, und ſich ſchmäuchelt, ſie ſelbſt habe allen dieſen Staub erreget. Dieſe Begebenheit iſt unter gewiſſen Umſtänden möglich. Wenn nämlich nur ein angeſpannter Wagen fährt, und eine Fliege, die daran ſitzt, ſo viel Verſtand hat, daß ſie über den ringsum aufſteigenden Staub ihre Betrachtungen anſtellen kann: ſo geht es gar wohl an, daß ſie ſo eitel ſeyn, und ſich ſelbſt für die Urſache einer ſo großen Staubwolke anſehen kann. Die moraliſche Lehre endlich, die darunter verborgen liegt, iſt dieſe: Ein Stolzer iſt ſo thöricht, daß er ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten, Dinge zuſchreibt, die von ganz andern Urſachen herrühren und ſeine Kraft unzählichemal überſteigen.

10. §. Man kann die Fabeln in unglaubliche, glaubliche und vermiſchte eintheilen. Jene ſind die, wo man unvernünftige Thiere oder wohl gar lebloſe Dinge ſo reden und handeln läßt, als wenn ſie mit menſchlicher Vernunft begabt wären. Ein Exempel davon finden wir ſo gar in der Schrift, wo Abimelechs Bruder, im Buche der Rich-

ter, ſeinen Landsleuten erzählet: wie die Bäume ſich einen König erwählet, der ſie mit Feuer verzehret, und alſo, ihrer thörichten Wahl halber, ſattſam beſtrafet hätte. Die andre Art ſind die **glaublichen** Fabeln, wo lauter Menſchen und andre vernünftige Weſen vorkommen; bey denen es nichts Unglaubliches iſt, daß ſie mit Verſtande reden und handeln können. Dergleichen iſt abermal in der Schrift Nathans Fabel vom reichen und armen Manne, deren jener dieſen ſeines einzigen geliebten Schäfleins beraubete: imgleichen die Fabeln vom verlohrnen Sohne, vom armen Lazarus u. d. gl. Die dritte Art, nämlich der **vermiſchten** Fabeln, entſteht, wenn darinnen theils unvernünftige, theils vernünftige Dinge redend und handelnd vorkommen. Dergleichen würde Bileams Begebenheit mit ſeiner Eſelinn ſeyn; wenn dieſes nicht wirklich geſchehen ſeyn ſollte. Wir finden aber in den äſopiſchen Fabeln unzähliche ſolche, wo theils vernünftige Menſchen, theils Thiere und Bäume angeführet werden: zugeſchweigen, daß auch **Homer** in ſeiner Ilias einmal ein Pferd mit ſeinem Herrn hat reden laſſen.* Ein Exempel von meiner Erfindung ſteht in den vernünft. Tadl. von dem Veilchenſtocke, der Tulpe und der Blumengöttinn Flora. Imgleichen von dem Manne, ſeinem Hunde und der Katze; und im II. Theile derſelben vom Pferde und Eſel; wiewohl dieſe vieleicht unter die natürlichen zu zählen ſind. Endlich auch im II. Theile des Biedermanns vom Haſen, der ſich in den Löwenſtand erheben ließ.

11. §. Dadurch aber, daß wir die erſte Art der Fabeln **unglaublich** nennen, widerſprechen wir der obigen Erklärung

* Τον δ'αρ ὑπὸ ζυγόφιν προσέφη
πόδας αἴολος ἵππος,
Ξάνθος - - -
Καὶ λίην σ' ἔτι νῦν γε σαώσομεν
ὄβριμ' Αχιλλεῦ.
Αλλά τοι ἐγγύθεν ἦμαρ ὀλέθριον
οὐδέ τι ἡμεῖς
Αἴτιοι, ἀλλὰ θεός τε μέγας, καὶ
μοῖρα κραταιή.
Iliad. L. XIX.

D. i. Hierauf antwortete ihm neben dem Joche ſein ſchnelles Pferd Xanthus: : : : Tapferer Achilles, dießmal zwar wollen wir dich noch beym Leben erhalten: aber eheſtens wird der Tag deines Todes herbeyrücken; und daran werden nicht wir Schuld haben, ſondern ein großer Gott und das mächtige Verhängniß.

rung noch nicht; darinnen wir behaupteten, die Fabel ſey eine **mögliche** Begebenheit. Es kann ja eine Sache wohl möglich, aber in der That bey der itzigen Ordnung der Dinge ſehr unglaublich ſeyn. Dieſe Verknüpfung der wirklich vorhandenen Dinge nämlich hält ja nicht alle mögliche Dinge in ſich, wie die Weltweiſen darthun. Es wären andre Verbindungen endlicher Weſen eben ſowohl geſchickt geweſen, erſchaffen zu werden, wenn es Gott gefallen hätte. Dem Dichter nun, ſtehen alle mögliche Welten zu Dienſten. Er ſchränket ſeinen Witz alſo nicht in den Lauf der wirklich vorhandenen Natur ein. Seine Einbildungskraft, führet ihn auch in das Reich der übrigen Möglichkeiten, die der itzigen Einrichtung nach, für unnatürlich gehalten werden. Dahin gehören auch redende Thiere, und mit Vernunft begabte Bäume; die zwar, ſo viel uns bekannt iſt, nicht wirklich vorhanden ſind, aber doch nichts widerſprechendes in ſich halten. Man leſe hier zur Erläuterung, Hollbergs unterirrdiſche Reiſe nach; wo man beydes antreffen wird. Wie nun ein Poet hier alle Sorgfalt anwenden muß, daß er ſeinen Fabeln auch einen gewiſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebe: alſo fragt ſichs, wie das in dem ſo genannten Unglaublichen möglich ſey? Und hier iſt es nicht zu leugnen, daß in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge nicht leicht was zu erſinnen iſt, dadurch die Sprache der Bäume, oder der Thiere wahrſcheinlich wird. Allein einem Poeten iſt es erlaubt, eine Fabel durch die andre wahrſcheinlich zu machen; und er darf alſo nur überhaupt dichten: Es ſey einmal eine Zeit geweſen, da alle Pflanzen und Thiere hätten reden können. Setzt man dieſes zum voraus; ſo läßt ſich hernach alles übrige hören. Man ſehe das folgende VI. Hauptſtück nach.

12. §. Ferner müſſen die Fabeln eingetheilt werden, in **epiſche** und **dramatiſche**. Jene werden bloß erzählet, und dahin gehören nicht nur die Ilias, Odyſſee und Aeneis; ſondern alle Romane, ja ſo gar die äſopiſchen Fabeln. Dieſe hergegen werden wirklich geſpielet, und alſo lebendig vor-

 geſtellet.

geſtellet. Dahin rechnet man alſo alle Tragödien, Komödien und Schäferſpiele, imgleichen alle kleine dramatiſche Gedichte, die wirklich auf einer Schaubühne aufgeführet werden können. Man ſieht gar leicht, daß dieſer andre Unterſcheid ſich auf den erſten gründet. Denn die theatraliſchen Fabeln leiden nichts, als was wahrſcheinlich iſt, wie **Horatius** in ſeiner Dichtkunſt ſehr fleißig erinnert: hingegen die epiſchen können gar wohl auch unglaubliche Fabeln von Thieren und lebloſen Dingen brauchen. Tauſend Dinge laſſen ſich gar wohl erzählen; aber den Augen läßt ſich nichts vorſtellen, als was glaublich iſt. Die vormaligen Zeiten der Einfalt des menſchlichen Geſchlechts, haben ſo viel von Zaubereyen, und Wundergeſchichten erzählet und geglaubt, und auf die Nachwelt fortgepflanzet; daß es uns nicht ſchwer iſt, zu glauben, daß durch eine übermenſchliche Kraft alles möglich iſt, was nur nicht widerſprechend iſt. So wird **Homers** redendes Pferd, nur durch die Kraft der **Minerva** möglich, oder glaublich; wenn man es in die alten Zeiten ſetzet. Wer aber entweder daſſelbe, oder Bileams Eſelinn auf die Schaubühne bringen, und ſie dadurch gleichſam in unſre Zeiten verſetzen wollte: dem würde **Horaz** zurufen:

Quodcumque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

13. §. Weiter können die Fabeln, theils im Abſehen auf ihren Inhalt, theils im Abſehen auf die Schreibart, in **erhabene** und **niedrige** eingetheilet werden. Unter die erhabenen gehören die Heldengedichte, Tragödien und Staatsromane: darinnen faſt lauter Götter und Helden, oder königliche und fürſtliche Perſonen vorkommen, deren Begebenheiten in einer edlen Schreibart entweder erzählet oder geſpielet werden. Unter die niedrigen gehören die adelichen und bürgerliche Romane, die Schäfereyen, die Komödien und Paſtorale, nebſt allen äſopiſchen Fabeln: als worinn nur Adel, Bürger und Landleute, ja wohl gar Thiere und Bäume in einer gemeinen Schreibart redend eingeführet oder beſchrieben werden. Von dieſen letztern könnte man mit

einigem Scheine fragen, ob ſie auch zur Poeſie gehöreten? Von der Komödie hat Horaz ihres niedrigen Ausdruckes halber, ſolches in Zweifel gezogen:

Idcirco quidam, Comœdia nec ne Poëma
Eſſet, quæſivere: quod acer ſpiritus ac vis
Nec verbis, nec rebus ineſt; niſi quod pede certo
Differt ſermoni, ſermo merus.

Sat. IV. L. 1.

Wiewohl aus dem obigen iſt leicht darauf zu antworten. Die hohe Schreibart iſt zwar eine gute Eigenſchaft eines Poeten, und in gewiſſen Gedichten unentbehrlich: aber ſie allein machet noch keinen Dichter, wenn keine Fabel da iſt, die darinnen vorgetragen wird. Dieſe hergegen bleibt, was ſie iſt, nämlich eine Fabel, ein Gedicht, wenn man ſie gleich in der gemeinen Sprache erzählt. Sie zeigt alſo ſattſam, daß ihr Verfaſſer ein Dichter geweſen, der auch wohl erhaben hätte ſchreiben können, wenn er gewollt hätte, und wenn es ſich in dieſer Art von Gedichten hätte thun laſſen. Horaz ſelbſt trägt dieſen Zweifel, wegen der Komödie, nur als etwas Fremdes vor. **Einige, ſpricht er, haben gefragt** ꝛc. Er giebt ihnen aber deswegen nicht recht; zumal da er in ſeiner Dichtkunſt ſelbſt erinnert, daß auch in der Komödie zuweilen die pathetiſche, feurige und erhabene Schreibart ſtatt findet: wenn nämlich ein Chremes zu ſchelten, und vor Zorn zu pochen und zu poltern anfängt:

Interdum tamen et vocem Comœdia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

14. §. Die Fabeln können noch ferner in vollſtändige und mangelhafte eingetheilet werden. Jene erzählen diejenige Begebenheit ganz, die zu der darunter verſteckten Sittenlehre gehöret: dieſe hergegen brechen ab, wenn die Begebenheit kaum in die Hälfte gekommen iſt. Zu Exempeln einer ganzen oder vollſtändigen können alle die obigen dienen, die wir ſchon angeführet haben: denn die Erzählung geht daſelbſt ſo

weit, als nöthig iſt, und das Gemüth bleibt am Ende derſelben ganz ruhig; weil man den Zweck einſieht, warum ſie erzählet worden. Eine mangelhafte und halbe Fabel aber war die, von dem Schatten des Eſels, darüber der Eſeltreiber und der Reiſende in einen Streit geriethen; welche Demoſthenes ſeinen Mitbürgern erzählte, als ſie in einer wichtigen Rede, welche die Wohlfahrt ihres Staats anbetraf, ſehr unachtſam waren. Denn als er ihnen dieſelbe erzählet hatte, und ſie alle aus ihrer vorigen Nachläßigkeit ermuntert und begierig worden waren, den völligen Verlauf ſeiner Geſchichte zu vernehmen: ſo hörte er mit gutem Bedachte auf, ſchwieg ſtille, und wollte ſich aus der Verſammlung begeben. Weil aber die Fabel nur halb fertig war, ſo konnten ſich die Zuhörer dadurch nicht zufrieden ſtellen: darum riefen ſie ihn zurücke, und verlangten, daß er ihnen auch den Ausgang der ganzen Begebenheit erzählen ſollte. Dabey nahm er nun Gelegenheit, ihnen ihre Leichtſinnigkeit vorzurücken, die ſich um Kleinigkeiten ſo ernſtlich, um die wichtigſten Dinge aber, die er in ſeiner Rede vorgetragen hatte, ſo wenig bekümmerte und aufmerkſam bezeigete.

15. §. Bey dieſer Abtheilung der Fabeln muß man ſich vor einem Misverſtande hüten. Eine ganze Fabel erfodert nicht allemal den völligen Umfang aller Begebenheiten, die einigen Zuſammenhang mit einander haben: ſondern es iſt genug, daß ſie alles dasjenige enthält, was zu der Sittenlehre, die man vortragen will, unentbehrlich iſt. Z. E. Homers Ilias iſt eine Fabel von Achillens Zorne, und den traurigen Wirkungen deſſelben. Daher iſt dieſe Fabel ganz, wenn der Poet zeigt: wie und woher dieſer Zorn entſtanden, nämlich von der Beleidigung, die Agamemnon dieſem Helden zugefügt; ferner wie ſich derſelbe geäußert, nämlich durch die Enthaltung vom Streite, da Achilles ruhig auf ſeinem Schiffe geblieben; weiter, wie ſchädlich derſelbe geweſen, weil die Griechen in ſeiner Abweſenheit allezeit den kürzern gezogen, Achilles ſelbſt aber ſeinen beſten Freund Patroklus eingebüſſet; endlich wie dieſer Zorn ein Ende genommen,

men, da der Held, aus Rachgier gegen den Hektor, ſeines alten Grolls vergeſſen, den Hektor erſchlagen, und alſo den Trojanern großen Abbruch gethan. Dieſe Fabel war zulänglich, die moraliſche Wahrheit von der ſchädlichen Uneinigkeit benachbarter Staaten, die **Homer** in ſeinem Gedichte lehren wollen, in ein völliges Licht zu ſetzen. Es war dabey nicht nöthig, den Urſprung des trojaniſchen Krieges oder den Auszug deſſelben zu zeigen; vielweniger von den beyden Eyern der **Leda** anzufangen, aus deren einem Helena, als die einzige Urſache des Krieges, war gebohren worden. Dieſes wäre eine gar zu große Fabel geworden, und **Horaz** lobt deswegen den **Homer**, daß er ſolches nicht gethan hat.

Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo:
Semper ad eventum feſtinat.

16. §. Diejenigen Poeten haben alſo keinen rechten Begriff von der Fabel gehabt, die ſich eingebildet: ſie müßte ſo vollſtändig ſeyn, daß weder forne noch hinten das geringſte daran fehlte. Dahin gehört **Statius**, der den ganzen Lebenslauf des Achilles in ein Gedicht gebracht; und bey den Griechen, der Verfaſſer der kleinen **Ilias**, deſſen **Ariſtoteles** gedenket: welcher gleichfalls den ganzen trojaniſchen Krieg in eins gezogen, davon uns die große Ilias nur ein Stück von anderthalb Monaten erzählet. Dahin gehört auch **Milton**, der in dem verlohrnen Paradieſe nicht nur den Fall Adams, und ſeine Urſache, nämlich die Verführung Satans; ſondern auch die Schöpfung der Welt, ja was vor derſelben vorhergegangen, nämlich Lucifers Fall erzählet. Vielweniger werden des **Ovidius** Verwandelungen für ein einzig Gedicht können angeſehen werden; als worinn eben ſo wenig eine einzige moraliſche Fabel zum Grunde liegt, als in den äſopiſchen Fabeln. Die Ilias iſt einem königlichen Pallaſte, voller Zuſammenhang, Ordnung und Schönheit gleich: Des **Ovidius** Verwandlungen aber ſind einer ganzen Stadt

zu vergleichen, die aus ſo vielen Bürgerhäuſern zuſammen geſetzt iſt, als Fabeln ſie enthält; welche nicht mehr Verknüpfung mit einander haben, als daß ſie an einander ſtoßen und mit einer Ringmauer umgeben ſind. Die äſopiſchen Fabeln könnte man nach eben dieſer Allegorie ein großes Dorf nennen, darinn jede Fabel eine Bauerhütte vorſtellet, die eben ſo viel, ja noch mehr Thiere, als Menſchen in ſich zu halten pflegt.

17. §. Noch eine Abtheilung der Fabeln iſt nöthig anzumerken, da ſie nämlich in **Hauptfabeln** und **Nebenfabeln** unterſchieden werden. Dieſer Unterſcheid findet ſonderlich in Heldengedichten, Romanen und theatraliſchen Stücken ſtatt. Daſelbſt iſt eine die größeſte und wichtigſte, die im ganzen Gedichte zum Grunde liegt, und gar wohl ohne die übrigen beſtehen könnte. Auf dieſe kömmt auch hauptſächlich die Schönheit des ganzen Werkes an: weil ſie eigentlich zum Zwecke des Verfaſſers führet, und die moraliſche Abſicht deſſelben unmittelbar befördert. Dergleichen iſt auch in des **Sophokles Antigone**, welche **Opitz** verdeutſchet hat, die Grauſamkeit Kreons, der des **Polynikes** Körper, eines Sohns des **Oedipus** und der **Jokaſta**, unter freyen Himmel werfen, und die Prinzeßin **Antigone**, die ſich ihres todten Bruders annahm, und ihn begrub, in eine Höle verſperren ließ: darüber er denn nicht nur ſeinen Sohn **Hämon**, ſondern auch ſeine Gemahlinn **Euridice**, einbüßete, und endlich ſelbſt in Verzweifelung und Raſerey fiel. Die Neben- oder Zwiſchenfabeln aber ſind alle die Einſchiebſel und beyläufigen Erzählungen gewiſſer kleinerer Begebenheiten, die mit der größern einigermaßen zuſammenhangen; und theils zur Verlängerung, theils zur Abwechſelung, theils auch zum Verſtande der Hauptfabel etwas beytragen. Dergleichen ſind in der Ilias unzähliche von Göttern und Helden, die **Homer** überall eingeſtreuet hat; in der **Aeneis** die Begebenheiten von der **Dido**, und den Luſtſpielen, die **Aeneas** ſeinem Vater zu Ehren angeſtellet hat; in dem **Gottfried** die Liebesgeſchichte von **Sophronia** und **Olindo**; im **Don**

Quixote der kleine Roman vom Cardenio, und dem eiferſüchtigen Bruder; im Telemach die Hiſtorie vom ägyptiſchen Könige Seſoſtris; in der Baniſe die Eroberung verſchiedener Städte, und die dabey verübten Grauſamkeiten. u. d. m.

18. §. Bey allen dieſen poetiſchen Fabeln fragt ſichs nun: Ob ſie nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Man antwortet darauf, daß es freylich wohl möglich ſey, Fabeln zur bloßen Beluſtigung zu erſinnen: dergleichen manches Mährchen iſt, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meiſten Romanſchreiber in ihren Büchern ausbrüten, auch viele unzeitige Komödienſchreiber auf der Schaubühne ausgehecket haben; ſie mögen nun Wälſche, Franzoſen, Engländer oder Deutſche ſeyn. Allein da es möglich iſt, die Luſt mit dem Nutzen zu verbinden, und ein Poet nach der bereits gegebenen Beſchreibung, auch ein rechtſchaffener Bürger und redlicher Mann ſeyn muß: ſo wird er nicht unterlaſſen, ſeine Fabeln ſo lehrreich zu machen, als es ihm möglich iſt; ja er wird keine einzige erſinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge. Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando pariterque monendo.

Hor. Art. Poet.

Die alten Griechen ſind uns hier mit guten Exempeln vorgegangen. Alle ihre Fabeln ſtecken voller Sittenlehren, und es war eine ſo gemeine Sache, daß ihre Poeten erbauliche Fabeln ſchrieben, und auf der Bühne vorſtellen ließen, daß man auch allezeit ſagte: **Eine Fabel, das iſt eine Tragödie oder Komödie NB. lehren:**

Vel qui prætextas, vel qui *docuere* togatas.

Hor. Art. Poet.

19. §. So iſt z. E. die Fabel der Odyſſee beſchaffen, wie Ariſtotel ſelbſt uns den Auszug davon macht. Ein König iſt viele Jahre aus ſeinem Hauſe abweſend. Neptun verfolgt

folgt ihn, und beraubt ihn aller ſeiner Gefährten. Indeſſen iſt bey ihm zu Hauſe alles in Unordnung: ſein Vermögen wird verſchwendet; ſeine Gemahlinn und ſein Prinz ſtehen in Gefahr. Endlich aber kömmt er nach vielen Ungewittern glücklich an, erkennet etliche von den Seinigen, erlegt durch ihren Beyſtand ſeine Feinde, und bringt alles wieder in Ordnung. So iſt auch die Fabel vom **Oedipus**, dem berühmteſten Trauerſpiele, das bey den Alten gemacht worden, beſchaffen. **Oedipus** bittet die Götter um die Abwendung der Peſt, wodurch **Thebe** verwüſtet wurde. Das Orakel antwortet: Man müſſe den Tod des Königes **Lajus** an deſſen Mördern rächen. Er unterſuchet derowegen die Sache; findet aber nicht nur, daß er ſelbſt der Thäter ſey, ſondern gar des **Lajus** Sohn geweſen, und folglich an deſſen Witwe, der **Jokaſta**, ſeine eigene Mutter geheirathet habe. Darüber beſtraft er ſich ſelbſt, indem er ſich die Augen ausreißt, ins Elend geht, und alſo ſeinem Volke die Geſundheit wieder herſtellet. Wer ſieht hier nicht, daß beyde Fabeln vollkommen moraliſch ſind, und die wichtigſten Lehren in ſich faſſen? wenn man ſie gleich nur überhaupt anſieht, und der überall eingeſtreuten Sittenſprüche nicht einmal wahrnimmt? In der erſten lehrt der Poet, die Abweſenheit eines Herrn, aus ſeinem Hauſe oder Reiche ſey ſehr ſchädlich: in der andern aber, daß die Vorherſehung der Götter untrüglich ſey, und durch keine menſchliche Liſt und Vorſicht irre gemacht werden könne. Ein jeder, der nur ſeinen eigenen Augen trauet, wird alſo keines fernern Beweiſes nöthig haben, und die Einwürfe ſelbſt beantworten können, die le Clerc in ſeinen Parrhaſianis dawider gemacht, und die ich ins Deutſche überſetzt, den kritiſchen Beyträgen eingeſchaltet habe.

20. §. Wie greift man indeſſen die Sache an, wenn man geſonnen iſt, als ein Poet, ein Gedicht oder eine Fabel zu machen? Dieſes iſt freylich das Hauptwerk in der ganzen Poeſie, und alſo muß es in dieſem Hauptſtücke nicht vergeſſen werden. Vielen, die ſonſt ein gutes Naturell zur

Poeſie gehabt, iſt es bloß deswegen nicht gelungen, weil ſie es in der Fabel verſehen haben. Sie haben die Charaktere, die Sitten, die Gedanken, die Gemüthsbewegungen, und die Ausdrückungen bisweilen ſehr wohl eingerichtet: allein die Begebenheiten ſind unwahrſcheinlich, ſeltſam, ja widerſprechend, den Zeiten und Oertern und ſich ſelbſt nicht gemäß geweſen. So viel ſchlechte Heldengedichte, Tragödien, Komödien und Romane ſind gemeiniglich nur in dieſem Stücke mangelhaft: ſo vieler kleiner Fabeln, in andern Gattungen der Poeſie, voritzo nicht zu gedenken. Es iſt alſo der Mühe ſchon werth, daß wir uns bekümmern, wie man alle Arten der Fabeln erfinden, und regelmäßig einrichten könne?

21. §. Zu allererſt wähle man ſich einen lehrreichen moraliſchen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen ſoll, nach Beſchaffenheit der Abſichten, die man ſich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu erſinne man ſich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieſer erwählte Lehrſatz ſehr augenſcheinlich in die Sinne fällt. Z. E. Geſetzt, ich wollte einem jungen Prinzen die Wahrheit beybringen: **Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wären abſcheuliche Laſter.** Dieſen Satz auf eine angenehme Art recht ſinnlich und faſt handgreiflich zu machen, erdenke ich folgende allgemeine Begebenheit, die ſich dazu ſchicket; indem man daraus die Abſcheulichkeit des gedachten Laſters ſonnenklar ſehen kann. „Es war jemand, wird es heißen, der ſchwach und unvermögend war, der Gewalt eines Mächtigern zu widerſtehen. „Dieſer lebte ſtill und friedlich; that niemanden zu viel, „und war mit dem wenigen vergnügt, was er hatte. Ein „Gewaltiger, deſſen unerſättliche Begierden ihn verwegen „und grauſam machten, ward dieſes kaum gewahr, ſo griff „er den Schwächern an, that mit ihm, was er wollte, „und erfüllete mit dem Schaden und Untergange deſſelben, „ſeine gottloſe Begierden.„ Dieſes iſt der erſte Entwurf einer poetiſch-moraliſchen Fabel. Die Handlung, die

73

darinn ſtecket, hat die folgenden vier Eigenſchaften. 1) Iſt ſie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegoriſch, weil eine moraliſche Wahrheit darinn verborgen liegt. Und ſo muß eben der Grund aller guten Fabeln beſchaffen ſeyn, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen.

22. §. Nunmehr kömmt es auf mich an, wozu ich dieſe Erfindung brauchen will; ob ich Luſt habe, eine **äſopiſche, komiſche, tragiſche**, oder **epiſche** Fabel daraus zu machen? Alles beruht hierbey auf der Benennung der Perſonen, die darinn vorkommen ſollen. **Aeſopus** wird ihnen thieriſche Namen geben, und ohngefähr ſagen: „Ein Schäfchen, „welches ganz friedlich am Strome ſtund, und, ſeinen Durſt „zu löſchen, trinken wollte, ward von einem Wolfe ange„fallen, der am obern Theile eben deſſelben Waſſers ſoff, „und ſeiner von ferne anſichtig ward. Dieſes räuberiſche „Thier beſchuldigte das Schaf, es hätte ihm das Waſſer „trübe gemacht; ſo, daß er nicht hätte trinken können: „und wiewohl ſich daſſelbe, durch die Unmöglichkeit der „Sache, aufs beſte entſchuldigte; ſo fragte der Wolf doch „nichts darnach, ſondern griff es an, und fraß es auf.„ Wollte jemand dieſe thieriſche, und folglich unglaubliche Fabel, in eine menſchliche und deſto glaublichere verwandeln: ſo dürfte man nur diejenige nachſchlagen, die dort **Nathan** dem Könige **David** erzählet: „Ein armer Mann, wird „ſie lauten, hatte ein einzig Schäfchen, welches er ſehr lieb „hatte: ſein reicher Nachbar hergegen beſaß große Heerden. „Dieſer letztere nun bekam Gäſte; und weil er ſie zwar wohl „aufzunehmen, aber doch von ſeinen eigenen Schafen keins „zu ſchlachten, willens war: ſo ſchickte er zu ſeinem Nachbar, „und ließ ihm ſein einzig Schäfchen mit Gewalt nehmen, „es ſchlachten und ſeinen Gäſten zubereiten.„ Dieſes iſt noch eben ſo wohl eine äſopiſche Fabel, als die obige.

23. §. Wäre ich willens, eine komiſche Fabel daraus zu machen, ſo müßte ich ſehen, daß ich das Laſter der Ungerechtigkeit als ein lächerliches Laſter vorſtellen könnte. Denn das Auslachenswürdige gehört eigentlich in die Komödie,

das Abſcheuliche und Schreckliche hergegen läuft wider ihre Abſicht. Ich müßte es alſo bey einer kleinen Ungerechtigkeit bewenden laſſen, deren Unbilligkeit zwar einem jeden in die Augen fiele, die aber doch kein gar zu großes Mitleiden erwecken könnte. Die Perſonen, müßten hier entweder bürgerlich, oder zum höchſten adelich ſeyn: denn Helden und Prinzen gehören in die Tragödie. Derjenige aber, der das Unrecht thäte, müßte endlich darüber zum Spotte und Gelächter werden. Die Namen würden nur dazu erdacht, und man dörfte ſie nicht aus der Hiſtorie nehmen. Ich ſage alſo: „Herr Trotzkopf, ein reicher, aber wollüſtiger und verwegener „Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmauſen und Spie„len zugebracht; geräth aber des Abends in ein übelberüch„tigtes Haus: wo man ihm nicht nur alle ſeine Baarſchaft „nimmt, ſondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn ſo „entblößt auf die Gaſſe hinausſtößt. Er fluchet und poltert „eine Weile vergebens, geht aber endlich, mit dem bloßen „Degen in der Hand, Gaſſe auf, Gaſſe nieder; in dem Vor„haben, dem erſten, dem beſten, mit Gewalt das Kleid zu „nehmen, und alſo nicht ohne Rock nach Hauſe zu kommen. „Es begegnet ihm Herr Ruhelieb, ein friedfertiger Menſch, „der von einem guten Freunde kömmt, und etwas ſpät nach „Hauſe geht. Dieſen fällt er an, nöthiget ihn nach dem „Degen zu greifen, entwaffnet, ja verwundet ihn ein wenig, „und zwinget ihn alſo das Kleid auszuziehen und ihm zu geben. „Kaum hat er ſelbiges angezogen, um damit nach Hauſe zu „gehen, ſo ſtehen an der andern Ecke der Straße ein paar „tüchtige Kerle, die von Herrn Ruheliebs Feinden erkauft „worden, denſelben wacker auszuprügeln. Dieſen fällt Herr „Trotzkopf in die Hände, und ob er gleich Leib und Seele „ſchweret, daß er nicht derjenige ſey, dafür ſie ihn anſehen: „ſo wird er doch wacker abgeſtraft; ſo, daß er aus Zorn und „Ungeduld, Kleid, Hut und Perrücke wieder von ſich wirft, „und ganz braun und blau nach Hauſe läuft.„

24. §. Weil dieſe Fabel zu einer vollſtändigen Komödie noch zu kurz iſt, ſo müßte man etliche Zwiſchenfabeln dazu

 dichten.

dichten. Herr Trotzkopf müßte irgend eine Liebſte haben, der er von ſeiner Herzhaftigkeit vorgeſagt hätte. Dieſe müßte nun durch das nächtliche Lärmen aufgeweckt werden, und irgend zum Fenſter hinaus ſehen, auch an der Stimme ihren Liebhaber erkennen. Oder es könnte ſonſt ein Patron deſſelben ſolches gewahr werden, der von ſeiner böſen Lebensart nichts gewußt hätte. Es müßten noch mehr Perſonen an der Sache Theil nehmen, um dadurch die Aufzüge zu füllen, und die Begebenheit wahrſcheinlich zu machen. Kurz, die Abtheilung und Auszierung müßte nach den Regeln gemacht werden, die im andern Theile, wo von der Komödie insbeſondre gehandelt wird, vorkommen ſollen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in dieſer Fabel noch immer jene erſtere allgemeine zum Grunde liegt, und die moraliſche Wahrheit, von der Gewaltthätigkeit, allegoriſch begriffen iſt.

25. §. Die Tragödie iſt von der Komödie nur in der beſondern Abſicht unterſchieden, daß ſie an ſtatt des Gelächters, die Verwunderung, das Schrecken und Mitleiden zu erwecken ſuchet. Daher pflegt ſie ſich lauter vornehmer Leute zu bedienen, die durch ihren Stand, Namen und Aufzug mehr in die Augen fallen, und durch große Laſter und traurige Unglücksfälle ſolche heftige Gemüthsbewegungen erwecken können. Ich werde alſo ſagen: „Ein mächtiger König ſah, „daß einer ſeiner Unterthanen ein ſchönes Landguth hatte, „welches er gern ſelbſt beſeſſen hätte. Er both ihm anfänglich „Geld dafür: als jener es aber nicht verkaufen wollte, brauch„te er Gewalt und Liſt. Er ließ den Unſchuldigen durch „erkaufte Kläger, falſche Zeugen und ungerechte Richter „vom Leben zum Tode bringen, ſeine Güter aber unter ſeine „Kammergüter ziehen.„ Dieſes iſt der Grundriß zu einer tragiſchen Fabel, woran nichts mehr fehlt, als daß man noch in der Hiſtorie etliche Namen ſuche, die ſich zu dieſer Fabel einigermaßen ſchicken. Mir fällt hier gleich der König **Achab** ein, der den **Naboth** auf ſolche ungerechte Art um ſeinen Weinberg gebracht hat. Hier könnte man die **Jeſabel** ihre Rolle auch ſpielen laſſen, imgleichen **Naboths**

Ehegattinn etwas zu thun geben: ſo würde die Fabel zu einer Tragödie lang genug werden, und ſowohl einen Abſcheu gegen Achabs Ungerechtigkeit, als ein Mitleiden gegen den unſchuldig leidenden Naboth, erwecken. Die beſondern Regeln des Trauerſpiels werden gleichfalls im II. Theile in einem eigenen Hauptſtücke vorkommen.

26. §. Endlich folgt die epiſche Fabel, die ſich für alle Heldengedichte und Staatsromane ſchicket. Dieſe iſt das vortrefflichſte, was die ganze Poeſie zu Stande bringen kann, wenn ſie nur auf gehörige Art eingerichtet wird. Ein Dichter wählt alſo dabey in allen Stücken das beſte, was er in ſeinem Vorrathe hat, ein ſo großes Werk damit auszuſchmücken. Die Handlung muß wichtig ſeyn, das iſt, nicht einzelne Perſonen, Häuſer oder Städte; ſondern ganze Länder und Völker betreffen. Die Perſonen müſſen die anſehnlichſten von der Welt, nämlich Könige und Helden und große Staatsleute ſeyn. Die Fabel muß nicht kurz, ſondern lang und weitläuftig werden, und in dieſer Abſicht mit vielen Zwiſchenfabeln erweitert ſeyn. Alles muß darinn groß, ſeltſam und wunderbar klingen, die Charactere, die Gedanken, die Neigungen, die Affecten und alle Ausdrückungen, das iſt, die Sprache oder die Schreibart. Kurz, dieſes wird das Meiſterſtück der ganzen Poeſie. Aus dieſer Urſache werde ich alſo meine obige Fabel ſo einkleiden: „Ein junger Prinz, in welchem eine unerſättliche Ehrbegierde brennet, hatte ſich durch die Macht der Waffen einen großen Namen zu machen geſuchet. Er hatte derowegen gewaltige Heere ausgerüſtet, erſt die benachbarten kleinen Staaten mit Krieg, bezwungen, und war dadurch immer mächtiger geworden. Durch Liſt und Geld hatte er die Bündniſſe ſeiner ſtärkern Nachbarn getrennet, ſie darauf einzeln angegriffen, und ſich aller ihrer Länder bemeiſtert. Da er nun endlich ſo groß geworden iſt, als es möglich war, aber auch zugleich ein Abſcheu aller Welt geworden, wird er von einem mächtigern überwunden: da fällt nun ſeine Hoheit auf eine ſchmähliche Art, und er nimmt ein klägliches Ende.

27. §. Dieſe Hauptfabel eines Heldengedichtes nach den beſondern Regeln deſſelben einzurichten, iſt dieſes Orts noch nicht. Ich merke nur dieſes an, daß ſie nicht zum Lobe der Hauptperſon, ſondern zur Schande derſelben gereichen würde; und darinn iſt ſie von den berühmten Heldengedichten der Alten unterſchieden. Meine allererſte allgemeine Fabel, und der darinn zum Grunde gelegte Lehrſatz ließ ſolches nicht anders zu; die Regeln des Heldengedichtes aber verbiethen ſolches nicht: wiewohl ich es ſelber für rathſamer achte, löbliche, als ſtrafbare Handlungen dadurch zu verewigen. Nichts mehr fehlt bey der alſo geſtalteten Fabel, als die Benennung der Perſonen. Das ſteht aber wiederum bey mir. Ich ſuche in der Hiſtorie dergleichen Prinzen, die ſich zu meiner Abſicht ſchicken, und mein Vaterland insbeſondre angehen. Wäre ich ein Griech von Geburt, ſo würde ich mir den **Xerxes** wählen, der nach vielen Gewaltthätigkeiten aus der marathoniſchen Schlacht elendiglich entfliehen müſſen. Wäre ich ein Perſer, ſo würde ich den großen **Alexander** nehmen, der nach Eroberung von halb Aſien, zu Babylon ein frühes Ende genommen. Wäre ich ein Römer, ſo würde **Hannibal** mein Held werden, der mit Schimpf und Schande aus Italien entweichen müſſen, als **Scipio** ſeine Hauptſtadt Karthago in Africa belagerte. Wäre ich ein alter Gallier, ſo könnte **Attila** die Hauptperſon meines Gedichtes abgeben, der in den catalauniſchen Feldern aufs Haupt geſchlagen worden. Wäre ich ein Ruſſe, oder Pohl, ſo würde ich Carl den XII. aus Schweden erwählen, der von Petern dem Großen zu Pultava geſchlagen worden. Weil ich aber itzo in Deutſchland lebe; ſo dörfte ich nur **Ludwig** den XIV. und deſſen bey Hochſtädt gedämpften Uebermuth in meinem Gedichte beſchreiben. Ich würde demſelben den Titel des herrſchſüchtigen **Ludewigs**, oder des eingebildeten Univerſalmonarchen geben: ſo hätte es in dieſem Stücke ſeine Richtigkeit, und die Nebenfabeln, ſammt allen dazu gehörigen Perſonen müßten, nach Beſchaffenheit der Umſtände und

Geſchich-

Geſchichte bequemet, und alſo aufs wahrſcheinlichſte eingerichtet werden.

28. §. Aus dem allen erhellet nun ſonder Zweifel, wie man mit Grunde der Wahrheit ſagen könne, daß die Fabel das Hauptwerk der ganzen Poeſie ſey; indem die allerwichtigſten Stücke derſelben einzig und allein darauf ankommen. Wer es in dem Grundriſſe zu dieſer verſieht, der darf ſich nicht ſchmäucheln, daß es ihm in der Poeſie gelingen werde; ſo viel Witz und Gaben er auch ſonſt haben möchte. Darinn haben es Milton, Saint Amant, und bey uns die Verfaſſer des Meßias, des Noah und der Sündfluth verſehen; ſo vieler ſchlechten dramatiſchen Dichter zu geſchweigen. Es iſt aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Ariſtoteles von der Dichtkunſt ſagen können, daß ſie weit philoſophiſcher ſey, als die Hiſtorie, und viel angenehmer, als die Philoſophie. Denn ein Gedicht hält in der That das Mittel zwiſchen einem moraliſchen Lehrbuche, und einer wahrhaftigen Geſchichte. Die gründlichſte Sittenlehre iſt für den großen Haufen der Menſchen viel zu mager und zu trocken. Denn die rechte Schärfe in Vernunftſchlüſſen iſt nicht für den gemeinen Verſtand unſtudirter Leute. Die nackte Wahrheit gefällt ihnen nicht: es müſſen ſchon philoſophiſche Köpfe ſeyn, die ſich daran vergnügen ſollen. Die Hiſtorie aber, ſo angenehm ſie ſelbſt den Ungelehrten zu leſen iſt, ſo wenig iſt ſie ihm erbaulich. Sie erzählt lauter beſondre Begebenheiten, die ſich das tauſendſtemal nicht auf den Leſer ſchicken; und, wenn ſie ſich gleich ungefähr einmal ſchickten, dennoch viel Verſtand zur Ausdeutung bey ihm erfordern würden. Die Poeſie hergegen iſt ſo erbaulich, als die Morale, und ſo angenehm, als die Hiſtorie; ſie lehret und beluſtiget, und ſchicket ſich für Gelehrte und Ungelehrte: darunter jene die beſondre Geſchicklichkeit des Poeten, als eines künſtlichen Nachahmers der Natur, bewundern; dieſe hergegen einen beliebten und lehrreichen Zeitvertreib in ſeinen Gedichten finden.

29. §. Ein jeder ſieht wohl, daß die gemeinen Romane in einer ſo löblichen Abſicht nicht geſchrieben ſind. Ihre Verfaſſer verſtehen oft die Regeln der Poeſie ſo wenig, als die wahre Sittenlehre: daher iſt es kein Wunder, wenn ſie einen verliebten Labyrinth in den andern bauen, und eitel Thorheiten durcheinander flechten, ihre wollüſtige Leſer noch üppiger zu machen, und die Unſchuldigen zu verführen. Wenn ſie erbaulich ſeyn ſollten, müßten ſie nach Art eines Heldengedichtes abgefaſſet werden, wie **Heliodor**, **Longus**, **Cervantes**, **Fenelon** und **Chancierges** im **Neoptolem**, einigermaßen gethan haben. **Zieglers Baniſe** iſt bey uns Deutſchen noch der allerbeſte Roman: das macht, daß er in wenigen Stücken von den obigen abweicht; kann auch daher von verſtändigen und tugendliebenden Gemüthern noch mit einiger Luſt und Nutzen geleſen werden. * Von neuern franzöſiſchen kann man den reiſenden **Cyrus**, den **Sethos**, und die Ruhe des **Cyrus** dazu nehmen, wiewohl ſie in der Dauer der Fabel, von der Regel abweichen. Von luſtigen Heldengedichten ſind auch **Hudibras**, des Boileau Pult, die geraubte Haarlocke, und die Tänzerinn mit hieher zu rechnen.

30. §. Indeſſen darf niemand denken, die Fabel wäre bloß in den großen Gattungen der Gedichte brauchbar, und müßte alſo nicht für etwas allgemeines ausgegeben werden. Man kann ſie überall anwenden, und in allen kleinern Arten der poetiſchen Werke mit Nutzen einmiſchen. In Oden, Elegien, Schäfergedichten und Satiren, ja auch in poetiſchen Briefen, haben die Alten und Neuen ſich ihrer Dichtungskraft mit gutem Fortgange bedienet. Deswegen aber läugne ich nicht, daß nicht die erſtern und unvollkommenern beyden Gattungen der Nachahmung, nämlich die Beſchreibungen und Ausdrückungen

* Siehe die Beurtheilung deſſelben in der kritiſchen Beyträge II. Bande.

kungen der Gemüthsbewegungen, in dieſen kleinern Gedichten gleichſam herrſchen ſollten. Eben darum aber ſind ſie auch für geringer zu halten, als die großen poetiſchen Werke, wo die Fabel zum Grunde liegt. Wer jene geſchickt verfertiget, der heißt zwar auch ein Dichter, in ſo weit er der Natur nachahmet; aber ein Dichter von weit geringerer Fähigkeit, als einer, der, in großen moraliſchen Fabeln, die Handlungen der Menſchen auf eine ſo vollkommene Art vorzuſtellen vermögend iſt. Wer ein gut Naturell und Luſt zur Poeſie hat, der fängt vom Kleinen an; ſtrebt aber mit einer löblichen Ehrliebe nach dem Vollkommenſten. Wer dieſen Gipfel nicht erreichen kann, der beſcheidet ſich auch, daß er kein großer Poet iſt, und begnügt ſich, wenn er unter den kleinen Dichtern einiges Lob verdienet. Unſer Vaterland hat auch in der That noch nicht viel große Poeten hervorgebracht: weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch wenig gute Originale aufzuweiſen haben. Mit Ueberſetzungen aber iſt es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die **Ilias** und **Odyſſee**, und die **Aeneis** noch dazu, in die ſchönſten deutſchen Verſe überſetzte: ſo würde ich dadurch eben ſo wenig ein Poet, als die Frau **Dacier** durch ihre ungebundne franzöſiſche Ueberſetzung eine Dichterinn geworden iſt. Es muß etwas Eigenes, es muß eine neue poetiſche Fabel ſeyn, deren Erfindung und geſchickte Ausführung mir den Namen eines Dichters erwerben ſoll. Es iſt aber nunmehr mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu hoffen, daß wir bald mehr dergleichen vortreffliche Geiſter unter unſern Landesleuten erleben werden. Ja wir können uns rühmen, daß wir an des Herrn Barons von **Schönaich Hermann**, nunmehr ein Heldengedicht bekommen haben, welches wir getroſt der Henriade des Herrn von **Voltaire** an die Seite ſetzen können.

Das V. Hauptſtück.
Von dem Wunderbaren in der Poeſie.

1. §.

Im erſten Hauptſtücke iſt ſchon beyläufig gedacht worden, daß ſichs die älteſten Dichter hätten angelegen ſeyn laſſen, ſich bey dem menſchlichen Geſchlechte ein Anſehen zu erwerben, und von ihm bewundert zu werden. Nun bewundert man nichts Gemeines und Alltägliches, ſondern lauter neue, ſeltſame und vortreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf etwas Ungemeines denken, dadurch ſie die Leute an ſich ziehen, einnehmen und gleichſam bezaubern könnten. In den älteſten Zeiten nun, war dieſes eben nicht zu ſchwer. Denn unwiſſenden Leuten war alles, was man ihnen vorſingen oder ſagen konnte, ſehr neu und ſeltſam: das macht, ſie hatten noch nichts beſſers geſehen oder gehöret. Allein in den folgenden Zeiten hat es den Dichtern mehr Mühe gemacht. Je aufgeklärter die Zeiten wurden, deſto ſchwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden, und die Aufmerkſamkeit dadurch zu gewinnen. Der Grund dieſer Bemühung aber ſteckt in der menſchlichen Neugierigkeit; und die Wirkungen habens gewieſen, daß ſie nicht vergebens geweſen. An ſich ſelbſt aber iſt dergleichen Mittel, die Leute aufmerkſam zu machen, ganz erlaubt: wenn man nur den guten Endzweck hat, ſie bey der Beluſtigung zu beſſern und zu lehren.

2. §. Nun kann man wohl freylich die Fabel ſelbſt, davon wir im vorigen Hauptſtücke gehandelt haben, von dem Wunderbaren nicht ganz ausſchließen. Die äſopiſchen Fabeln inſonderheit ſind von der Art, daß ſie Kindern und Einfältigen ſehr wunderbar vorkommen; bloß weil es neu und

ſeltſam zu hören iſt, daß Thiere, Bäume und andere lebloſe Dinge vernünftig geredet haben ſollen. Die Fabeln von Göttern ſind völlig von eben der Gattung. Es dünkete den alten Heiden ſehr wunderſam zu ſeyn, wenn ſie höreten, daß die größten himmliſchen und irdiſchen Götter zwar ſonſt eben ſo, als wir Menſchen, gleichwohl aber viel mächtiger, ſtärker, künſtlicher, witziger und weiſer, ja gar unſterblich wären, wie **Heſiodus** und **Homerus** ſie beſchrieben. Dieſes letzte nahm die damalige Einfalt wunder, da es doch vielmehr das erſte hätte thun ſollen: und ſie hatten einige Urſache dazu, weil die erſten Poeten ſehr unrichtige Begriffe von der Gottheit gehabt, die der Vernunſt nothwendig lauter Anſtoß und Aegerniß geben mußten. Die menſchlichen Fabeln, die in Heldengedichttn, Schauſpielen und Schäfergedichten hauptſächlich herrſchen, ſcheinen anfangs nicht viel Wunderbares in ſich zu begreifen: weil lauter Perſonen darinn vorkommen, die gewöhnlicher Weiſe in der Welt zu reden und zu handeln pflegen. Allein die Verwirrungen dieſer Fabeln, die mannigfaltigen unvermutheten Zufälle, die ihren Hauptperſonen begegnen, die großmüthigen oder verzagten Entſchließungen, die ſie dabey faſſen, und andre ſolche Stücke mehr, machen eine ſonſt ganz wahrſcheinliche Fabel oft ſo wunderbar, als ob Bäume und Thiere mit einander geredet hätten; oder als ob ein halb Dutzend Götter ſichtbar erſchienen wären.

3. §. Wir können alſo, nach dieſer Anleitung, das Wunderbare in drey Gattungen eintheilen: davon die erſte, alles, was von Göttern und Geiſtern herrühret; die andre, alles, was von Glück und Unglück, von Menſchen und ihren Handlungen entſteht; die dritte, was von Thieren und andern lebloſen Dingen kömmt, in ſich begreift. Alle drey Arten ſetzen den Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes in Erſtaunen, wenn ſie nur wohl erſonnen, und glücklich angebracht worden: alle drey müſſen auch nach gewiſſen Regeln eingerichtet werden, wenn ſie nicht kindiſch und lächerlich herauskommen ſollen.

4. §.

4. §. Das erſte Wunderbare, was die Götter verurſachen, iſt wohl zweifelsohne der Beyſtand, den ſie dem Poeten ſelbſt leiſten ſollen. Wir finden, daß die Alten, nicht nur die Muſen, ſondern auch wohl andre Gottheiten, als den Jupiter, Phöbus, Bacchus, Mars, imgleichen die Venus, Diana, Sonne ꝛc. angerufen haben: doch haben die erſtern allezeit den Vorzug behalten, daß man ſie für die eigentlichen Gehülfinnen der Dichter angenommen hat. Daher entſtunden nun die häufigen Anrufungen derſelben, die wir in allen Arten der Gedichte antreffen. Die Poeten achteten ſichs für eine Ehre, von den Muſen getrieben und begeiſtert zu ſeyn, oder es wenigſtens zu heißen: ja ſie begaben ſich faſt alles Antheils, den ſie an ihren Sachen hatten, um nur für göttlich erleuchtete Männer gehalten zu werden; die gleich den Propheten, nicht von ſich ſelbſt, ſondern aus höherer Eingebung geredet und geſchrieben hätten. Bey der Einfalt der älteſten Völker, war dieſes auch etwas leichtes. Die dummen Leute, die irgend eines mietelmäßigen Poeten Verſe höreten, dachten ſo gleich: das gienge nicht natürlich zu, daß ein ſolcher Menſch, wie ſie, dergleichen ungemeine Dinge aus ſeinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war alſo richtig: haben ſie es nicht von ſich ſelbſt; ſo hat es ihnen ein höheres Weſen, eine Gottheit, oder eine Muſe eingegeben. Wir finden ſelbſt in der Vertheidigungsrede des Sokrates beym Plato, daß Sokrates von den Poeten ſagt: ſie pflegten viele herrliche und ſchöne Sprüche und Sachen zu ſagen; doch wären ſie daher den Propheten gleich, die auch treffliche Dinge ſagten, aber ſelbſt dasjenige nicht verſtünden, was ſie redeten. Dergeſtalt könnte wohl ſo gar dieſer Weltweiſe die Poeten für begeiſterte Leute gehalten haben. Und warum das nicht? Zum wenigſten hat es mit ihren göttlichen Trieben eben ſo viel Richtigkeit gehabt, als mit ſeinem Geiſte, der ihn allezeit gewarnet haben ſoll. Wenn nun die Poeten, dieſem gemeinen Wahne zu folgen, fleißig die Muſen anriefen: ſo klang es in den Ohren des Pöbels ſo andächtig, als wenn heutiges Tages

Prediger

Prediger Gott um ſeinen Beyſtand zu ihrer Arbeit anflehen, ob ſie gleich ſtudiret haben; und folglich machte es dem Dichter ein gutes Anſehen. Und daher mag es vieleicht gekommen ſeyn, daß ſo gar Lucrez, der doch keine Vorſehung oder Wirkung der Götter in der Welt glaubte, eben das Buch, von der Natur der Dinge, darinn er dieſe Lehre vorzutragen willens war, mit einer Anrufung der Göttinn Venus angefangen hat.

5. §. Wie aber alle Dinge großen Misbräuchen unterworfen ſind, ſo geht es auch mit dem Anrufen der Muſen. Die heidniſche Mythologie iſt niemals ſyſtematiſch vorgetragen worden: daher iſt es denn geſchehen, daß auch die alten Poeten vielfältig wider ihr eigen Fabelſyſtema verſtoßen haben, indem ſie die Muſen zur Unzeit angerufen. Man kann an allen Gedichten die Forme von der Materie, oder die äußere Geſtalt von dem Inhalte unterſcheiden, und dabey verſchiedene Fehler anmerken, die von den Poeten begangen worden. Der Forme nach iſt ein Gedichte entweder groß, oder klein; entweder epiſch, oder dramatiſch; entweder in erhabener Schreibart abgefaßt, oder in einer niedrigen und gemeinen Art des Ausdruckes geſchrieben. Da wird es nun leicht zu begreifen ſeyn, daß ein Poet wohl in großen, epiſchen und erhabenen: aber nicht in kleinen, dramatiſchen und niedrigen Gedichten die Muſen anrufen müſſe. Die Urſache iſt bald zu finden. Die Kräfte eines Menſchen, von gutem aufgewecktem Kopfe, langen zur Noth, auch nach der Einfältigſten Geſtändniſſe, ſchon zu, ein Sonnet, ein Madrigal, eine Arie, kleine Ode, Satire, ja auch wohl Elegien, Briefe und Schäfergedichte zu verfertigen. Was iſt es alſo nöthig, in ſolchen Kleinigkeiten den göttlichen Beyſtand der Muſen zu ſuchen?

6. §. Sollte man es nun wohl denken, daß auch die allerbeſten Dichter des Alterthums, eine ſo deutliche Wahrheit nicht erkannt haben ſollten? Gleichwohl iſt es leicht zu erweiſen: und man muß ſich alſo auf ihre Exempel nicht berufen, um unſre Regel umzuſtoßen. Die Alten ſind nämlich

auch

auch Menſchen geweſen, und haben alſo irren können. Z. E. Virgil ſcheint dieſes nicht allezeit bedacht zu haben, indem er in ſeinen Eklogen gar oft die Muſen anruft: da doch dieſe Art von Gedichten ſo was ſchweres, und erhabenes nicht an ſich hat. Z. E. Ecl. IV.

Sicelides Muſæ, paullo majora canamus!

Ecl. VIII.

Vos quæ reſponderit Alpheſibœus,
Dicite Pierides! Non omnia poſſumus omnes.

Horaz iſt hierinn viel beſcheidner geweſen, weil er wohl unzähliche kleine Oden, Briefe und Satiren gemacht, ohne die Muſen ein einzigmal anzurufen. Nur wenn er etwas größeres machen will, dergleichen die IV. Ode des III. Buches iſt, ſo hebt er an:

Deſcende cœlo, et dic age tibia,
Regina longum Calliope melos.

Oder wenn er eine Jubelode abfaſſet, ſo wendet er ſich an verſchiedene Gottheiten. Siehe ſein Carmen ſæculare:

Phœbe, ſilvarumque potens Diana,
Lucidum cœli decus! o colendi
Semper, et culti! date quæ precamur
Tempore ſacro. etc.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, daß die heutigen Poeten, die in allen elenden Hochzeit- und Leichenverſen der Muſen Hülfe haben wollen, die Hoheit dieſer Göttinnen ſchlecht verſtehen: wenn ſie ſich einbilden, daß ſie ſich um ihrer elenden Kleinigkeiten wegen viel bemühen würden. Es würde auch bey ſo vielem magern Zeuge nicht leicht zu beſorgen ſeyn, daß man ihre Einfälle für etwas Uebermenſchliches halten möchte.

7. §. Die epiſchen Gedichte heißen hier alle diejenigen, darinn der Poet ſelber redet, ob er gleich zuweilen auch andre redend einführet. Hierinn geht es nun freylich an, daß er die Muſen nach Beſchaffenheit der Sachen anrufen könne:

ſie mögen nun von ernſthafter, oder luſtiger, oder ſcherzhafter Art ſeyn. Ich ſage, es geht an, ich gebiethe es aber nicht, wie mir ein Ungenannter vor etlichen Jahren Schuld geben wollen, ſiehe des Neuen Bücherſ. der ſch. W. und fr. K. IV. B. a. d. 137. u. f. S. So hat Homer, ſo wohl in der Ilias, als in der Batrachomyomachie; Virgil ſo wohl in der Aeneis, als in ſ. Culex; ſo wohl Taſſo im Gottfried, als Taſſoni, in dem geraubten Eimer; ſo wohl Milton im verl. Paradieſe, als Butler im Hudibras; ſo wohl Chapelain in der Jungfer von Orleans, als Scarron in der Gigantomachie eine gewiſſe Muſe angerufen. Allein in dramatiſchen Gedichten oder Schauſpielen, wo der Poet gar nicht zum Vorſcheine kömmt, ſondern lauter andere Perſonen die Fabel ſpielen läßt, da iſt es gar wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß eine von denſelben, entweder für ſich, oder im Namen der andern, den Beyſtand der Muſen anrufen ſoll. Denn ſie werden ja nicht als Poeten vorgeſtellet, die etwas dichten wollten; ſondern als ſchlechte Menſchen, die aus eignen Kräften nach Veranlaſſung der Umſtände reden und handeln. Dieſe Regel iſt auch von den Alten und Neuern ſo wohl beobachtet worden, daß man nichts weiter davon hinzuſetzen darf.

8. §. Die erhabne Schreibart, iſt von der gemeinen Art zu reden, durch die edlen, geiſtreichen und feurigen Ausdrückungen ſehr unterſchieden, wie man im folgenden zeigen wird. Wenn alſo ein Poet recht was Hohes ſchreibt, welches ihm nicht ein jeder vermögend iſt nachzuthun: ſo ſieht man wohl, daß er ſich des Beyſtandes der Muſen mit guter Wahrſcheinlichkeit rühmen, ſie auch deswegen mit Recht darum anrufen könne. So hat z. E. Neukirch in dem ſchönen Trauergedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte; und Pietſch in dem Geſange auf den Prinzen Eugen ſich der Anrufung mit gutem Rechte bedienet: weil beyde in der erhabenen Schreibart abgefaßt ſind. Auch Günther, in ſeiner langen Ode auf dieſen Helden, würde nicht darum zu tadeln ſeyn; wenn er nur nicht oft in die allerniedrigſte Schreibart geſunken wäre.

Schreibt man aber ein kurzes Gedicht, oder ſonſt eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts Edles, nichts Feuriges, nichts Ungemeines hat: ſo wäre es abermal lächerlich zu ſagen, daß er ſolches mit Hülfe der Muſen verfertiget hätte; welche ſich gewiß von ihren Hügeln ſo tief nicht herunter zu laſſen pflegen. Es verſteht ſich aber, daß hier ſo wohl die ſcherzhaften Heldengedichte, als größere poetiſche Werke ausgenommen ſeyn müſſen; zumal ſie zuweilen wohl gar eine edle Schreibart haben.

9. §. Ihrem Inhalte nach, ſind die Gedichte entweder unter die hiſtoriſchen oder dogmatiſchen, oder auch unter die prophetiſchen zu rechnen. Hier fragt ſichs nun, ob alle drey Gattungen, oder nur eine davon für die Muſen gehöret? Von den hiſtoriſchen iſt wohl kein Zweifel: denn die Muſen ſind Töchter der **Mnemoſyne**; dadurch die Fabel unfehlbar anzeiget, daß die Wiſſenſchaft alter Geſchichte ihnen eigen ſey. Die Spuren davon findet man überall in den Poeten; zu geſchweigen, daß **Klio** insbeſondere der Hiſtorie vorgeſetzet worden. Man muß dabey bemerken, daß die Muſen ſich nicht um gemeine und überall bekannte Dinge anrufen laſſen, die man auch ohne ihre Hülfe wiſſen kann. Es würde ungereimt ſeyn, wenn ich ſie erſuchte, mir die Thaten **Alexanders** oder **Cäſars** zu offenbaren, davon alle Bücher voll ſind. Es müſſen verborgene, und ganz ins Vergeſſen gerathene Dinge ſeyn, dabey man ſich ihren Beyſtand ausbittet. So machts **Homer** am Ende des erſten Buches ſeiner Ilias. Er bittet die Muſen, ihm alle die Heere und ihre Anführer zu entdecken, die ſich bey Troja verſammlet, welche damals gewiß kein Menſch mehr zu nennen wußte. Freylich hat er ſie ſelbſt nach der Wahrſcheinlichkeit erdichtet: aber ſeine Erzählung würde nicht ſo viel Glauben gefunden haben, wenn er ſich nicht geſtellet hätte, als ob ihm die Muſen ſolches eingegeben. Denn man hätte gleich gefragt: woher er doch alle die Nachrichten hätte?

10. §. Eben ſo hats **Virgil** gemacht. Er will gleich im Anfange ſeiner **Aeneis** wiſſen, warum doch Juno ſo erzürnt

geweſen, welches gewiß ein bloßer Menſch nicht wiſſen konnte: darum ſchreibt er, nach **Amthors** Ueberſetzung:

Inzwiſchen gib mir erſt, o Muſe, zu erkennen,
Warum der Himmel doch ſo heftig konnt entbrennen?
Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht?
In ſo gehäufte Noth! Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo vor Wuth und Rache toben?

Darauf fängt er an, Dinge zu erzählen, die unter den Göttern im Himmel und auf Erden vorgegangen, und die vielleicht noch keinem in den Sinn gekommen waren; aber doch nach der heidniſchen Theologie nichts Unmögliches oder Unglaubliches in ſich hielten. Eben ſo macht ers an verſchiedenen Orten mitten im Gedichte, wo er bald eine, bald die andre Muſe, bald alle zugleich um die Offenbarung gewiſſer Umſtände aus alten Geſchichten anrufet. Z. E. im VII. B.

Nunc age, qui Reges, Erato, quæ tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit ſtatus; advena claſſem
Cum primum auſoniis exercitus adpulit oris,
Expediam; et primæ revocabo exordia pugnæ.

Und bald darauf in eben dem Buche:

Pandite nunc Helicona, Deæ, cantusque movete,
Qui bello exciti Reges? quæ quemque ſecutæ
Complerint acies? quibus Itala jam tum
Floruerit terra alma viris, quibus arſerit armis?
Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis;
Ad nos vix tenuis famæ perlabitur aura.

Im IXten Buche rufft er **Kalliopen** insbeſondre an; wie vorhin die **Erato**.

Vos o Calliope precor, adſpirate canenti,
Quas ibi tunc ferro ſtrages, quæ funera Turnus
Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
Et mecum ingentes oras evolvite belli:
Et meminiſtis enim Divæ, et memorare poteſtis.

14

Und abermal bey ſolcher Gelegenheit in demſelben Buche:

Quis Deus, o Muſæ! tam ſæva incendia Teucris
Avertit? tantos ratibus quis depulit ignes?
Dicite! Priſca fides facto, ſed fama perennis.

11. §. Was die dogmatiſchen Sachen anlanget, ſo wird wohl freylich in ungebundener Schreibart niemand den Beyſtand der Muſen anruffen: wo er nicht eben ſo ungereimt handeln will, als **Valerius Maximus**, der im Anfange ſeiner zuſammengeſtoppelten Hiſtörchen, den Kaiſer **Tiberius**, als eine Gottheit anruft, ihm in ſeiner Arbeit beyzuſtehen, die doch ſo leicht war, daß ſie keines Beyſtandes bedorfte; oder als **Varro**, der ein Buch vom Ackerbaue ſchreibt, und im Anfange deſſelben die Feldgötter anruffet, ihm zu helfen; da er doch ſolches von ſich ſelbſt ſchon ausführen konnte. Allein was in poetiſcher Schreibart von den dogmatiſchen Dingen ausgearbeitet worden, als des **Aratus** Gedicht von der Sternwiſſenſchaft, **Lucrezens** Bücher von der Naturlehre, **Virgils** Bücher vom Feldbaue, **Opitzens** Gedicht vom Berge Veſuv, von Ruhe des Gemüths u. d. gl. da fragt ſichs: ob man die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anruffen ſolle? im Falle nämlich, daß das Werk ſo groß und ſo wohl geſchrieben iſt, daß man Urſache dazu hat. Ueberhaupt ſind die Muſen nicht Göttinnen der Weisheit, oder der Wiſſenſchaften; ſondern der Poeſie, der Muſik und der Geſchichte, mit einem Worte, der freyen Künſte. Man muß alſo billig von ihnen nichts fodern, als was ihnen zugehöret. Die Vernunftſchlüſſe gehören für die weiſe Pallas; der Feldbau für die Feldgötter, als Sonn und Mond, Bacchus und Ceres, für die Faunen und Nymphen, für den Pan und Neptun, für die Pomona u. ſ. w. Alle dieſe ruft **Virgil** in ſeinen Georgicis zu Hülfe: ja er ſetzt endlich noch gar den Auguſt dazu, als der vieleicht auch nach ſeinem Tode ein Feldgott werden könnte. **Lucrez**, wie ich bereits oben gedacht, hat auch die Göttinn Venus, als die Vorſteherinn der Erzeugung, angeruffen; welches ihm als einem **Dichter**, nicht übel genommen

werden

werden kann: ungeachtet es ihm, als einem epikuriſchen Weltweiſen, der keine Vorſehung und Hülfe der Götter in menſchlichen Dingen glaubte, ſehr ſchlecht anſtund, dergeſtalt wider ſein eigen Lehrgebäude zu handeln. Opitz endlich, hat die Natur, oder vielmehr den Urheber aller Dinge, um ſeinen Beyſtand angeruffen: welches einem chriſtlichen Poeten allerdings wohl anſteht.

12. §. Horaz hat in der XI. Ode des III. Buches den Mercur als einen Gott der Beredſamkeit, um ſeinen Beyſtand angeruffen, als er ein recht bewegliches und herzrührendes Liebeslied machen wollte. Dieſes ſcheint der Form nach unrecht zu ſeyn, weil Mercur weder Verſe noch Liebeslieder machen kann. Allein, dem Inhalte nach, geht es doch an. Denn zu geſchweigen, daß derſelbe die Muſik verſteht und dazu ſingt; wie Horaz anführet: ſo iſt er ja ein Gott der Beredſamkeit, der ihm alle die Vorſtellungen und Bewegungsgründe eingeben konnte, die er nöthig hatte, das Gemüth ſeiner geliebten Lyde zu gewinnen. Denjenigen Fehler aber kann ich nicht entſchuldigen, wenn Virgil im IV. Buche ſeines Gedichtes vom Feldbaue ſchreibt:

Quis Deus hanc, Muſæ, quis nobis extudit artem;
Vnde nova ingreſſus hominum experientia cœpit?

Was bekümmern ſich die Muſen um die Bienenzucht? Und wie konnte ſich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Künſte, würden die Kunſtgriffe des Feldlebens herzuzählen wiſſen? Pan und Ceres möchten ihm davon Nachricht gegeben haben: es wäre denn, daß man ſagen wollte, die Muſen wüßten dieſes, nur als eine bloß hiſtoriſche Sache, zu erzählen. Noch vielweniger aber kann folgendes aus der III. Ekloge gelten.

Pierides, vitulam lectori paſcite veſtro.

Denn wie kann mans immermehr den Muſen zumuthen, den Helikon zu verlaſſen, und Viehhirtinnen zu werden? Große Leute fehlen auch; aber ihr Verſehen, muß uns behutſam machen.

13. §. Wir kommen auf die prophetiſchen Sachen, darinn manchmal ein Poet etwas Künftiges vorherſagt. Hier fragt ſichs, ob man es von den Muſen fodern könne, dem Poeten dergleichen bevorſtehende weitentfernte Begebenheiten vorherzuſagen? Die Mythologie lehret aber nirgends, daß ſie Sybillen oder Wahrſagerinnen geweſen: folglich muß ein Dichter, der etwas prophezeihen will, den **Apollo** um Hülfe bitten, und dieſen weißagenden Gott um die Offenbarung des Zukünftigen anruffen. Und aus dieſem Grunde kann abermal **Virgil** eines Fehlers beſchuldiget werden, weil er in der IV. Ekloge, die ſicilianiſchen Muſen, das iſt, die Schäfermuſen des **Theokritus**, im Anfange des Gedichtes anruffet, etwas höhers hören zu laſſen, als ſie ſonſt gewohnt wären.

Sicelides Muſæ, paulo majora canamus:
Non omnes arbuſta juvant humilesque myricæ.

Denn zu geſchweigen, daß die Schäfermuſen auf ihren Haberröhren und Schalmeyen unmöglich einen Trompetenklang erzwingen können; und er alſo die Kalliope, als eine Heldenmuſe, hätte anruffen müſſen: ſo zeiget auch der Verfolg der Ekloge, daß dieſes Erhabene, welches er von ihr fodert, nichts anders, als eine Prophezeihung von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten geweſen, die allen Auslegern ſo viel Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben die Muſen ihm dieſes immermehr einzugeben vermocht? Wie ſind ſie auf einmal der Pythia ins Amt gefallen, und zu Prophetinnen geworden? Wenn man dichten könnte, was ſich nicht miteinander reimet, ſo könnte mans auch keinem Maler verübeln, wenn er auf einen Pferdehals einen Menſchenkopf ſetzen, Flügel anfügen, und endlich einen Fiſchſchwanz dazu malen wollte: welches doch alle Welt, mit Horazen, für auslachenswürdig erklären würde. Was noch ſonſt bey Anruffung der Gottheiten, in den Heldengedichten insbeſondre, zu ſagen iſt, das ſoll an gehörigem Orte vorkommen.

14. §. Ich fahre nun zu den andern Arten des Wunderbaren fort, ſo von den Göttern herrühret: und das ſind die

Wun-

Wunderwerke, die durch ihre unmittelbare Wirkung geſchehen. Die Poeten haben ſich derſelben in Heldengedichten und Tragödien ſehr häufig bedienet, ſind aber nicht allezeit glücklich damit geweſen. **Ovidius** hat gar ein ganzes Buch mit ſolchen poetiſchen Wundern angefüllet, und die Sache aufs höchſte getrieben: ſo, daß ſeine Verwandlungen, auch bey den Heiden ſelbſt, alle Wahrſcheinlichkeit überſtiegen haben. Es iſt wahr, daß man in allen Religionen den Göttern und Geiſtern mehr Macht zugeſtanden hat, als bloßen Menſchen; und daß es daher nicht ungereimt iſt, in Fällen, wo ſich die Mühe verlohnet, zu dichten, es wäre ein Wunderwerk von Gott geſchehen. Wer aber hierinn ſein Urtheil nicht zurathe zieht, der wird handgreiflich verſtoßen. Die göttliche Macht erſtreckt ſich auf alles Mögliche; aber auf nichts Unmögliches: daher muß man ſich nicht auf ſie berufen, ſeine ungereimten Einfälle zu rechtfertigen. Des **Achilles** Schild, den **Homerus** beſchreibt, gehört unter dieſe Claſſe. Denn weil es nicht möglich iſt, ſo viel ſeltſame und widerſinniſche Dinge auf eine Fläche von ſolcher Enge, und Beſchaffenheit zu bringen; was ſich auch die Frau **Dacier** und ihr Kupferſtecher für Mühe darüber gegeben: ſo ſollte auch von rechtswegen **Vulcans** Kunſt nicht zu Beſcheinigung eines ſolchen falſchen Wunders gebraucht worden ſeyn; wie im folgenden Hauptſtücke ausführlicher ſoll gezeiget werden. **Virgil** iſt auch voll ſolcher Wunder, die nicht zum beſten angebracht, oder übel ausgeſonnen ſind. Die geſtrandeten Schiffe verwandeln ſich in Seenymphen. Ein Baum läßt Blut fließen, da er in die Rinde gehaüen wird: und derjenige, der darunter begraben liegt und halb verfault iſt, muß anfangen zu reden. Aus dem Baume, im Eingange der Höllen, iſt ein goldner Aſt gewachſen. Die Vögel prophezeihen mit menſchlicher Stimme und Sprache, u. a. m. Alle dieſe Wunder ſind entweder ohne Noth, oder nicht mit genugſamer Wahrſcheinlichkeit erdacht.*

* Naturam intueamur, hanc ſequamur: id facillime arripiunt animi, quod agnoſcunt. ſagt Quintil. im III. Kapitel des 8. Buches. d. i.

Man

15. §. Was die heidniſchen Poeten von ihren Göttern für Wunderdinge haben geſchehen laſſen; das haben die chriſtlichen Dichter den Engeln und Teufeln zugeſchrieben. Daher kommen die vielfältigen Zauberhiſtorien, die in ſo vielen Ritterbüchern und Romanen, ja ſelbſt im Taſſo und andern ſeinen Landesleuten vorfallen. Die Meynungen der Kritikverſtändigen ſind hiervon ſehr uneins. Es iſt gewiß, daß man dieſe Leute mit der herrſchenden Meynung ihrer abergläubiſchen Zeiten eben ſo wohl entſchuldigen kann; als die alten Poeten, wegen der Fabeln von ihren Göttern, in Betrachtung der heidniſchen Theologie, entſchuldiget werden. Aber es iſt auch eben ſo unläugbar, daß es beſſer ſey, ſich ſolcher Arten des Wunderbaren zu bedienen, die allen Zeiten und Orten gemein ſind und bleiben. Wer kann ſich itzo des Lachens enthalten, wenn Taſſo in ſeinem IV. Buche den Teufel mit ſolchen Hörnern, dagegen alle Berge und Felſen nur wie kleine Hügel zu rechnen ſind, ja gar mit einem langen Schwanze abmalet; und ohne Maaß und Ziel allerley tolle Zaubereyen von ſeinem Anhange geſchehen läßt. Wer merkt die Ausſchweifung nicht, wenn Raimunds Schutzengel im VII. Buche, aus der himmliſchen Rüſtkammer, einen diamantnen Schild von ſolcher Breite holet, daß er vom Caucaſus, bis an den Atlas, alle Länder und Meere damit bedecken könnte. Miltons Erfindungen ſind nicht viel beſſer ausgeſonnen. Satan, der ganze Feldweges lang iſt, erfindet in dem Streite mit dem Michael und ſeinen Engeln, die erſten Karthaunen, und braucht ſie mit ſolchem Erfolge, daß ganze Geſchwader von himmliſchen Geiſtern dadurch zu Boden geworfen und zurücke getrieben werden. Endlich, da dieſe betäubten Streiter wieder zu ſich ſelbſt kommen, reißen ſie ganze Gebirge, (denn auch Berge giebt es in dem miltoniſchen Himmel vor Erſchaffung der Welt,) aus ihren Wurzeln, und werfen ſie den Teufeln mit ſolcher Wuth an die Köpfe, daß ſie taumelnd zu Boden ſtürzen, und alſo der Sieg ſich wieder

auf

Man ſchaue auf die Natur, und dieſer folge man: denn das dringt am tiefſten in die Gemüther, was ſie einſehen.

auf die gute Partey zu lenken beginnet. Dieſes Wunderbare iſt viel zu abgeſchmackt für unſre Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.

16. §. Eben dahin rechne ich die Zauberey, die **Voltaire** in ſeine **Henriade** gebracht, dadurch ein jüdiſcher Hexenmeiſter der Königinn, **Heinrich** den vierten, als den künftigen Reichsfolger ihres Sohnes, herbannen muß. Und dieſes thue ich mit deſto größerm Rechte, weil eben dieſer Poet in ſeinem Diſcurſe vom Heldengedichte, den **Taſſo** und **Milton** deswegen getadelt hat, daß ſie ſolche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget: da er ſich doch eben dieſes Fehlers nothwendig bewußt ſeyn mußte; wie der engliſche Kriticus, der ſein Heldengedichte geprüfet, gar wohl erinnert hat. Denn was war es nöthig, ſolche Zauberkünſte und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen; nachdem ſie faſt durchgehends lächerlich geworden, und auch von den Einfältigſten nicht mehr geglaubet werden? Die Contes de Fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer; führen aber auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit bey ſich. Ein heutiger Poet hat alſo große Urſache in dergleichen Wunderdingen ſparſam zu ſeyn. Die Welt iſt nunmehr viel aufgeklärter, als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts iſt ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein andrer **Don Quixote**, alles, was geſchieht, zu Zaubereyen machet.* Ich gedenke dieſes trefflichen Buches mit Fleiß allhier; weil deſſen Verfaſſer, Cervantes, ſehr viel dazu beygetragen hat, daß die abentheuerlichen Fabeln aus Ritterbüchern und Romanen allmählich abgeſchaffet, oder doch weit behutſamer, als vormals geſchehen, eingerichtet worden.

* Man kann auch hieher ziehen, was Quintilian in einer andern Abſicht geſchrieben: Abolita et abrogata retinere, inſolentiæ cujusdam eſt, et frivolæ in parvis jactantiæ. d. i. Abgeſchaffte und vergeſſene Dinge beybehalten wollen, iſt eine Art von Verwegenheit, und eine muthwillige Praleren in Kleinigkeiten, zu nennen. Siehe das VI. Capitel des erſten Buchs.

17. §. In theatraliſchen Gedichten findet das Wunderbare, welches von Göttern herrühret, auch ſtatt. Es erſcheint zuweilen eine Gottheit auf der Bühne, zuweilen verrichtet ſie ein Wunderwerk, dieſem oder jenem Helden aus der Noth zu helfen. Bald wird etwas prophezeihet, bald gezaubert; alles dieſes gehört zum Wunderbaren der Schaubühne. Daß die Heiden in ihren Schauſpielen ſich zuweilen vermiſchter Fabeln bedienet haben, darinne ſo wohl Götter, als Menſchen, vorkommen, das iſt ihnen gar nicht zu verdenken. Homer war gleichſam ihre Bibel, und darinnen ſtunden ſehr viel Erſcheinungen der Götter beſchrieben, die in alten Zeiten geſchehen ſeyn ſollten. Es war alſo ihrer Theologie eben ſo wohl gemäß, dieſelben zu glauben; als der Unſrigen, daß im alten Teſtamente den Gläubigen vielmals Engel erſchienen ſind. Wer bey uns von Adam und Eva, von Loth, von Abraham und Jacob, von David, Nebucadnezar, Daniel und Tobias Schauſpiele machte; der würde eher getadelt werden, wenn er die Engel wegließe, als wenn er ſie beybrächte. Das erſte Weltalter hat bey allen Völkern das Vorrecht, daß man ihm gern viel Wunderbares zuſchreibt: ja was man itzo ſeinen eigenen Augen nicht glauben würde, das dünket den meiſten ſehr möglich und wahrſcheinlich; wenn es nur vor drey oder vier tauſend Jahren geſchehen ſeyn ſoll. Man leſe hier nach, was Herr Fontenelle in ſeinem Diſcurſe vom Urſprunge der Fabeln, den ich in den auserleſenen Schriften deſſelben verdeutſchet habe, für Urſachen davon gegeben hat. Es habens derowegen auch die Griechen und Römer ſchon beobachtet, daß ſie zwar diejenigen Fabeln ihrer Schauſpiele, die aus den älteſten Zeiten hergenommen ſind, mit einigen göttlichen Erſcheinungen und Wundern ausgeſchmücket: aber in denen, die ſie aus neuern Zeiten entlehnet, haben ſie ſich derſelben aufs ſorgfältigſte enthalten. Daher hat auch Horaz die Regel gemacht:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

18. §.

18. §. In der That erfodert es nicht viel Verſtand, alle Augenblick einen Gott vom Himmel kommen zu laſſen, um dem Schauſpiele auszuhelfen, wenn es widerwärtig ablaufen will; wo nicht ein höherer Beyſtand dazu kömmt. Das heißt mehrentheils den Knoten zerſchneiden, aber nicht auflöſen. Und darinn verſtoßen gemeiniglich unſere Opernſchreiber. Weil ſie ihre Schauſpiele gern ſo wunderbar machen wollen, als es möglich iſt; ſo denken ſie fleißig auf Maſchinen, das iſt, auf göttliche Erſcheinungen, Verwandlungen, und andre poetiſche Seltenheiten, welche die Augen des Pöbels blenden. Und weil ſich dieſelben nicht in alle Fabeln ſchicken wollen, ſo werden ſie mit den Haaren dazu gezogen; damit nur ja etwas vom Himmel herunter komme, wie man zu reden pflegt. Wenn nun ihre Stücke noch aus der älteſten heidniſchen Fabel hergekommen ſind, darinn ſolche Erſcheinungen längſt das Bürgerrecht erhalten haben: ſo kann man ihnen ihre Wunderſachen noch gelten laſſen; dafern ſie nur der obigen Regel des **Horaz** nachkommen, und nicht ohne Noth die Götter bemühen; auch nicht in allen Opern die Maſchinen für unentbehrlich halten wollen. Wenn ich aber dieſes den Opern einräume, ſo will ich es den andern Schauſpielen darum nicht geſtatten. Des **Plautus Amphitryo** und des **Moliere** ſeiner, ſtellen uns den Jupiter und Mercur, auf eine ſehr unwahrſcheinliche Art vor. In dem franzöſiſchen **Timon**, den man in der deutſchen Geſellſchaft III. Theile auch überſetzt findet, iſt gleichfalls die Erſcheinung **Mercurs**, und die Verwandlung des Eſels in einen Menſchen, ein ſolches Wunderbares, welches keine Entſchuldigung findet, wenn man es den Augen vorſtellet.

19. §. Eben das kann von den Zaubereyen und böſen Geiſtern geſagt werden. Auch ein ſeichter Witz iſt geſchickt, einen Hexenmeiſter auf die Schaubühne zu ſtellen, der einen Zauberſegen nach dem andern hermurmelt, einen aſtrologiſchen Ring mit Charactern verkauft, dieſen unſichtbar, jenen unbeweglich, einen andern unkenntlich macht, ja wohl gar ein halb Dutzend junge Teufel herzubannet. Das Mährchen

von D. Fauſten hat lange genug den Pöbel beluſtiget: und man hat ziemlicher maßen aufgehört, ſolche Alfanzereyen gern anzuſehen. Daher muß denn ein Poet große Behutſamkeit gebrauchen, daß er nicht unglaubliche Dinge auf die Schaubühne bringe, vielweniger ſichtbar vorſtelle. Die italiäniſche Schaubühne, und das Theatre de la Foire zu Paris wimmeln von ſolchen Hexereyen: ja auch das beſſere franzöſiſche Theater fängt ſchon an auf ſolche Alfanzereyen zu verfallen, wie man aus einigen neuern Stücken z. E. le Roi de Cocagne, und l'Oracle, erſiehet. Horaz hat dieſes auch längſt verbothen, wenn er will, daß man die Progne nicht in einen Vogel, den Kadmus nicht in eine Schlange verwandeln ſolle; imgleichen, daß niemand auf der Schaubühne einer Hexe das aufgefreſſene Kind lebendig wieder aus dem Leibe ſolle ziehen laſſen. Das wäre eben ſo viel, als wenn ich Bileams Eſelinn redend einführen, oder den Edelmann vor den Augen des Schauplatzes zum Schweine wollte werden laſſen. Wer nicht weis, wie lächerlich dieſes iſt, der darf nur des Andreas Gryphius Peter Squenz nachleſen: wo ſo gar die Wand und der Brunn, der Mond und der Leue, als redende Perſonen aufgeführet werden. Da kann es denn wohl mit Rechte heißen:

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

Denn es iſt gewiß, daß dergleichen Dinge, die man bey einer bloßen Erzählung eben nicht für ungereimt gehalten haben würde, ganz und gar unglaublich herauskommen: wenn wir ſie mit eigenen Augen anſehen, und alſo das Unmögliche, ſo darinn vorkömmt, in voller Deutlichkeit wahrnehmen können.

20. §. In andern kleinen Gedichten gehören hauptſächlich die Fabeln unter das Wunderbare. So fängt Horaz die 19te Ode des andern Buches an. Er erzählt, wie er den Bacchus auf einem entlegenen Felſen ſitzend geſehen, wo er die Nymphen und bockfüßigten Satiren Lieder gelehret habe.

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem, (credite poſteri!)
Nymphasque diſcentes et aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Oder man erzählt eine Verwandlung, die ſich irgend womit zugetragen haben ſolle, oder noch zutragen werde; wie ebenfalls Horaz thut, wenn er in der XX. Ode des II. Buchs ſagt, daß er ſelbſt zum Schwane werden, und ſich hoch über alles erheben wolle. Dergleichen Dinge nun klingen zwar wunderbar; ſind aber darum nicht ungereimt: zumal wenn ein allegoriſcher Verſtand darunter verborgen liegt, den ein jeder leicht finden kann. Man merkt es alſo gleich, was der Poet damit im Sinne gehabt, und wenn nur ſonſt nichts Widerſinniſches in der Fabel vorkömmt, ſo wird man ſie nicht verwerfen. Fehlte aber dieſer, ſo würde man auch aus ſolchen Fabeln nicht viel zu machen haben: wie z. E. aus **Lucians** wahrhaften Lügen, aus den Contes de Fées, der Fabel von den honigſüſſen Lippen, in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes; u. d. gl.

21. §. Es dörfen aber unſere neue Fabeln deswegen nicht alle auf heidniſche Art herauskommen. Man kann allegoriſche Perſonen darinn aufführen, die nach ihrer Art characteriſiret werden, ohne an die Götter der Griechen und Römer zu denken. Wir ſind es längſt gewohnet, von Tugenden und Laſtern, von den vier Jahreszeiten, den verſchiedenen Altern des Menſchen, den Welttheilen, Ländern und Städten, ja Künſten und Wiſſenſchaften, als von ſo vielen Perſonen zu reden: daher können ja nach ſolcher Anleitung unzähliche Fabeln erdacht werden, die allegoriſcher Weiſe etwas bedeuten. Deßwegen aber dörfen doch die alten bereits bekannten Namen aus der Mythologie nicht ganz verworfen werden. Man weis es längſt, daß **Mars** den Krieg, **Pallas** die Weisheit, **Apollo** die freyen Künſte, **Venus** die Liebe, **Hymen** den Eheſtand, **Ceres** den Sommer, **Flora** den Frühling, **Pomona** den Herbſt, **Bacchus** den Wein, **Neptun** die See, **Aeolus** den Wind, **Juno** den Stolz, **Plutus** den Reichthum, u. ſ. w.

vor-

vorſtellen. Die Zeſianer waren alſo lächerlich, daß ſie die ganze Mythologie verwarfen, und dadurch dem Poeten hundert artige Allegorien entzogen. Wer ſich nur nicht in gar zu tiefe Fabeln des Alterthums ſtecket, wenn er auch von Ungelehrten verſtanden werden will; der iſt deswegen nicht zu tadeln. Auf die Namen kömmt es nicht an; und es iſt ja beſſer, daß man bey dem, was ſchon eingeführet iſt, bleibt, als daß ſich ein jeder eine neue Sprache machet. Die Sternſeher haben es mit den Benennungen der Geſtirne, die ſie von den Alten bekommen, auch ſo gemacht, und uns dadurch ein gutes Exempel gegeben. Ob man die ganze Mythologie aus der Poeſie abſchaffen ſolle, wie einige dafür halten, davon ſehe man des Neuen Bücherſ. der ſch. Wiſſ. und fr. K. IV. B. 137. S.

22. §. Von dem Wunderbaren, das von den göttlichen und andern geiſtlichen Dingen herrühret, kommen wir auf das Wunderbare, was von den Menſchen und ihren Handlungen entſteht. Dieſe ſind entweder gut oder böſe; entweder gemein oder ungemein; entweder wichtig oder von keiner Erheblichkeit. So wohl das Gute als das Böſe kann wunderbar werden, wenn es nur nicht etwas gemeines und alltägliches, ſondern etwas ungemeines und ſeltſames iſt; imgleichen wenn es von großer Erheblichkeit zu ſeyn ſcheint, welches aus dem Einfluſſe zu beurtheilen iſt, den es in die Welt hat. Ein König iſt alſo weit mehr zu bewundern, als ein Bürger; und ein hoher Grad der Tugend und des Laſters mehr, als ein geringerer, der uns gar nichts neues iſt. Da nun die Poeſie das Wunderſame liebet, ſo beſchäfftiget ſie ſich auch nur mit lauter außerordentlichen Leuten, die es entweder im Guten oder Böſen aufs höchſte gebracht haben. Jene ſtellt ſie als lobwürdige Muſter zur Nachfolge; dieſe aber, als ſchändliche Ungeheuer, zum Abſcheue vor. Eine mittelmäßige Tugend, rühret die Gemüther nicht ſehr: denn ein jeder hält ſich ſelbſt für fähig dazu. Und alſo machen dergleichen wahre oder erdichtete Exempel wenig Eindruck: wenn gleich ſonſt alle poetiſche Künſte, in Beſchreibung oder Vorſtellung derſelben, angewandt wären. Mit den Laſtern gehts eben ſo.

23. §. Daher ſucht ſich ein kluger Poet lauter ungemeine Helden und Heldinnen, lauter unmenſchliche Tyrannen und verdammliche Böſewichter aus, ſeine Kunſt daran zu zeigen. Ein Achilles mit ſeinem unauslöſchlichen Zorne; ein Ulyſſes und ſeine unüberwindliche Standhaftigkeit; ein Aeneas und ſeine ausnehmende Frömmigkeit; ein Oedipus in ſeinen abſcheulichen und unerhörten Laſtern; eine Medea in ihrer unmenſchlichen Raſerey; ein Auguſt mit ſeiner außerordentlichen Gnade gegen einen rebelliſchen Cinna; eine ehrliebende Chimene mit ihrem tapfern Roderich, u. d. m. Das ſind Menſchen und Thaten, die wunderbar ſind, und ohne alle Beyhülfe andrer Seltſamkeiten, die Leſer oder Zuſchauer eines Gedichtes entzücken können. Die Geſchichte ſind voll von ſolchen Helden und Handlungen: und ein verſtändiger Poet kann leicht Namen finden, treffliche Bilder großer Tugenden und Laſter zu entwerfen; wenn er nur moraliſche Einſicht genug beſitzet, dieſelben recht zu bilden. Weil aber ſeichte Geiſter und ungelehrte Versmacher dazu nicht fähig ſind: ſo geſchieht es, daß man uns anſtatt des wahrhaftig Wunderbaren mit dem Falſchen aufhält; anſtatt vernünftiger Tragödien, ungereimte Opern voller Maſchinen und Zaubereyen ſchreibt, die der Natur, und wahren Hoheit der Poeſie zuweilen nicht ähnlicher ſind, als die gepußten Marionetten, lebendigen Menſchen. Solche Puppenwerke werden auch von Kindern und Unverſtändigen als erſtaunenswürdige Meiſterſtücke bewundert und im Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können ſie ohne Ekel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfſchenke voll beſoffener Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaction ſolcher Opermarionetten ſpielen ſehen.

24. §. Die oben erzählten Exempel des Wunderbaren habe ich aus den berühmteſten Heldengedichten und Trauerſpielen gezogen. Man darf aber nicht denken, dieſe Gattungen der Gedichte wären allein der Sitz des Wunderbaren in der Poeſie. Denn ob ſie gleich hauptſächlich zu ihrer Abſicht

haben,

haben, die Leſer und Zuſchauer durch ihre Bewunderung und durch das Schrecken zu erbauen: ſo iſt doch deswegen das Luſtſpiel mit den übrigen Arten der Gedichte davon nicht ausgeſchloſſen. Auch hier kann man das Seltene, das Ungemeine dem andern vorziehen, und ſeine Gediche dadurch beliebt machen. Nur die Natur und Vernunft muß, wie allenthalben, alſo auch hier, nicht aus den Augen geſetzet werden. Z. E. Wenn ich in einer Komödie einen Geizhals vorſtelle, ſo muß ich freylich keinen mittelmäßigen Geiz abbilden, den noch viele für eine Sparſamkeit anſehen könnten; ſondern ich muß alles zuſammen ſuchen, was ich an verſchiedenen kargen Leuten bemerket habe, und aus dieſen Stücken einen vollkommenen Geizhals zuſammen ſetzen: wie jener Maler aus den vier ſchönſten Perſonen einer ganzen Stadt die Schönheit abmerkte, die er einer **Minerva** zu geben, willens war. Ich könnte alſo meinen Geizhals das Gold von den Pillen ſchaben, und alles übrige thun laſſen, was **Kanitz** in ſeiner Satire vom **Harpax** geſagt hat. Da blieb noch alles wahrſcheinlich; ſo ſeltſam es auch wäre, und ſo wunderbar es ausſehen würde. Aber wenn ich den **Harpax** ſo mistrauiſch vorſtellete, daß er ſeinen Bedienten, die von ihm giengen, allezeit die Hände und Taſchen beſuchte, ehe er ſie herausließe; ja ihm wohl gar, nach Aufweiſung beyder Hände, die Worte in den Mund legte: **Ey die dritte Hand?** wie **Plautus** und **Moliere** gethan: das, dünkt mich, hieße das Wunderbare in dieſem Laſter aufs höchſte treiben; und ein jeder würde dieſes zwar für einen leichtfertigen Einfall des Poeten, aber für kein wahres Nachbild der Natur anſehen.

25. §. So gehts auch in dem Affecte der Liebe, des Zornes, der Traurigkeit u. ſ. w. Das Wunderbare muß noch allezeit in den Schranken der Natur bleiben, und nicht zu hoch ſteigen. Was iſt gemeiner, als daß man in Romanen, in Schauſpielen und andern verliebten Gedichten, die Buhler, ſo raſend abbildet, daß ſie ſich alle Augenblick erhenken, erſtechen und erſäufen wollen? Was iſt aber auch ausſchweifender

fender als dieſes? Daher iſt es denn gekommen, daß dieſe Art des eingebildeten Wunderbaren ſchon längſt lächerlich geworden, und nur der Poeſie zum Schimpfe gediehen iſt. Das Seltſame in allen Arten muß noch natürlich und glaublich bleiben, wenn es die Bewunderung, nicht aber ein Gelächter erwecken ſoll. Die Traurigkeit wird ebenfalls auf eine ſolche Art ausſchweifend, wenn der Poet nicht ſtets die Natur vor Augen hat. Es iſt ſo ſchwer, einen hohen Grad derſelben poetiſch vorzuſtellen, als abzumalen. Da nun **Timantes** die Klugheit gebrauchte, bey dem Opfer der Iphigenia, den Vater dieſer Prinzeßinn mit verhangenem Geſichte zu malen: ſo muß ſich ein Dichter dieſes zur Lehre dienen laſſen. Aus Furcht, den Schmerz eines außerordentlich Betrübten unnatürlich zu machen, muß er ihn lieber durch eine geſchickte Verhölung, oder durch ein gänzliches Stillſchweigen und Verſtummen ausdrücken. Des Herrn von **Beſſers** Schmerz über ſeine **Kühlweininn**, iſt mir allezeit gar zu geſchwätzig vorgekommen: und es ſcheint mir nicht glaublich, daß ein außerordentliches Leid ſo viel auserleſene Rednerkünſte leiden könne. Er erſchöpfet ſeine ganze Einbildungskraft, ſeinen Jammer auszudrücken; und das Unglaublichſte iſt dabey, daß er dieſe ſeine Klage zu der Zeit gehalten habe, da er eben das Leichengefolge auf der Gaſſe geſehen, wie ausdrücklich darinnen ſteht. Gieng er denn irgend nicht mit zu Grabe? Oder hatte er auf der Gaſſe Zeit, ſie ſo ſinnreich zu beklagen? Der Affect hat bey dem Verluſte einer ungemeinen Ehgattinn ungemein und wunderbar ſeyn ſollen: er iſt aber unglaublich geworden. **Beſſer** hat als ein künſtlicher Poet; nicht als ein troſtloſer Witwer geweinet.

26. §. Ich will hiemit dieſen ganzen Ausdruck der Traurigkeit nicht verwerfen: es iſt ſo viel Schönes darinn, als in irgend einem Klaggedichte, welches wir haben. Wer aber eine recht ſeltſame Klagrede poetiſch abgefaßt leſen will, der ſchlage **Salomon Franken** nach, wo er die Suſanna von ihrem Manne und von ihren Kindern Abſchied nehmen läßt. Er bemüht ſich, einen ſo gerechten Schmerz einer unſchuldig

Verurtheilten in ſeiner höchſten Vollkommenheit vorzuſtellen, und ihn recht wunderbar zu bilden; verfällt aber darüber ins Abgeſchmackte: wie es gemeiniglich denen geht, die was unternehmen, dem ſie nicht gewachſen ſind. Ich will doch ein Stück davon herſetzen: ſo hebt ſie auf der 52. S. an:

Nun du, du wirſt es, du! du! Gott, du wirſt es rächen,
Dir, ſchreyt Suſanna, dir, Herr, iſt mein Herz bekannt.
Weh! weh! weh! über = = und als ſie mehr will ſprechen,
Sinkt ſie in Ohnmacht = = = =

Hätte der Poet es dabey bewenden laſſen, ſo hätte man es für eine glückliche Nachahmung der Natur angeſehen, und die Größe ihres ungemeinen Schmerzens aus der ſie überfallenden Ohnmacht geſchloſſen. Allein der Poet wollte das Heulen und Weinen eines wehmüthigen Weibes noch beſſer abſchildern: darum läßt er ſie wieder aufleben, und mit achtzig langen Verſen einen ziemlich ausführlichen Abſchied von den Ihrigen nehmen:

Ach gute Nacht, mein Mann! ach gute Nacht! o Schmerzen!
Ach Liebſter, nimm doch! ach! die Kinder wohl in acht.
Und, ſüße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt, viel tauſend gute Nacht!
Ach gute Nacht, o Welt! du Kerker voller Buben,
Du ungetreues Haus! vor deinen Augen zwar
Bin ich itzund verdammt: doch wird auch nach der Gruben
Mein' Unſchuld wunderlich noch werden offenbar.
Ach gute Nacht! ach! ach! ach! gute Nacht, o Schmerzen!
Ach Liebſter! nimm doch, ach! die Kinder wohl in acht:
Und, ſüße Mutter, du, als die du unterm Herzen
Mich, ach! getragen haſt; viel tauſend gute Nacht!
Nun, gut'! ach! gute Nacht! ach gute Nacht! o Sorgen!
Ey! Ey! daß! ach! daß Gott! ach Gott! daß Gott erbarm!
Ihr zarten Kinder! ach! auch euch iſt noch verborgen,
Was ihr itzund verliert. O Schmerz! o Gram! o Harm!
Ich muß in beſter Blüt euch laſſen. Ach! o Scheiden!
Ach! ach! wie ſchwer! ach! ſchwer! wie! ach! wie ſchwer biſt du!
O Schmach! ach Weh! o Schmach! o Schmach! die ich muß leiden,
O Schmach! du kränkeſt mich am meiſten noch darzu. ꝛc. ꝛc.

27. §.

27. §. Das iſt nun allererſt der vierte Theil des Aechzens und Wehklagens; darüber einem Zeit und Weile lang wird, wenn man es hintereinander durchleſen will. Die erſten vier Zeilen giengen noch an, weil ſie einen kurzen Abſchied von Mann und Mutter in ſich enthalten; der ziemlich natürlich iſt. Die andern vier, die an die Welt gerichtet ſind, kommen ſchon künſtlicher heraus. Denn die Welt einen Kerker voller Buben zu nennen, das iſt für ihre Traurigkeit gar zu ſtudiert. Warum ſagt ſie nicht lieber zu den beyden Alten: ihr ehrvergeßnen Buben! Das was meines Erachtens leichter von ihr zu vermuthen: da ihr der Abſchied ſo ſchwer ward, und die Aelteſten allein Schuld daran hatten. In den folgenden vier Zeilen, kommen die erſten viere, von Wort zu Wort wieder vor: das läuft nun wider die Natur, und wird alſo unglaublich. Wie iſt es möglich, eine und dieſelbe Klage, die aus ſechs und dreyßig Wörtern beſteht, zweymal hinter einander zu wiederholen, ohne eine Sylbe darinn zu ändern. Ja! wenn Suſanna **Frankens** Verſe auswendig gelernt, und ſie als eine Komödiantinn auf der Schaubühne hergeſagt hätte! Es kömmt eben ſo heraus, als die Wiederholungen, die im **Homer** vorkommen, womit die Kunſtrichter niemals zufrieden geweſen. Das folgende insgeſammt ahmet zwar das unterbrochene Reden und Schluchzen eines weinenden Weibes einigermaßen nach: aber es überſchreitet das Maaß, und erwecket, anſtatt der Verwunderung und des Mitleidens, lauter Ekel. Es iſt auch unmöglich, daß eine Klage, die mit Thränen und häufigen Seufzern, ja bey gehemmtem Athemholen verrichtet wird, ſo lange dauren könne: welches ein jeder ſelbſt wahrnehmen wird, wenn er die ganze Stelle nachlieſt. Ich will itzo nicht unterſuchen, ob der Poet wohlgethan, daß er die Unſchuld und Tugend ſo kleinmüthig und verzagt zum Tode geführet hat: denn warum hat er ſie nicht lieber ſtandhaft und großmüthig gebildet? Ich erinnere nur, wie leicht man aus Begierde zu dem Ungemeinen und Wunderbaren zu gelangen, ins Abgeſchmackte und Ekelhafte verfallen könne. So wahr iſts, was **Horaz** ſagt:

15

Qui variare cupit rem prodigialiter unam.
Delphinum ſilvis appingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

28. §. Ich könnte noch von dem Wunderbaren, das in Glücks- und Unglücksfällen vorkömmt, allhier handeln. Dieſes betrifft ebenfalls die Menſchen, und gehöret alſo in dieſe Claſſe. Die Begebenheiten, davon die Poeten ihre Gedichte verfertigen, müſſen auch in der That eben ſowohl ſeltſam und ungemein ſeyn, als die Perſonen und Handlungen derſelben. Es muß ihren Helden viel Unvermuthetes begegnen, welches bald zu ihren Abſichten behülflich iſt, bald denſelben zuwiderläuft. Theils entſteht dieſes aus den Wegen der göttlichen Vorſehung, die Großen und Kleinen oft einen Strich durch ihre Rechnung macht, und ihnen ganz andere Wege zeiget, als ſie zu gehen gedacht: theils aber kömmt es auch unmittelbar von andern Leuten her. Dieſe hindern oft einander in ihren Verrichtungen und Abſichten; entweder unwiſſend, oder mit gutem Bedachte: und daher entſtehen ſo viel plötzliche Veränderungen, daß man darüber erſtaunet; ob es gleich alles ganz natürlich zugeht. Eben dahin rechne ich die Verkleidung und Entdeckung gewiſſer Perſonen, die bisweilen einer Sache ſchleunig einen andern Ausſchlag giebt; die Ankunft abweſender Perſonen, der Tod der Kranken, oder das unvermuthete Leben derer, die man für todt gehalten. Rechtshändel, die man gewinnet, oder verlieret, Erbſchaften, die man thut, Teſtamente, Heirathen, Briefe, u. d. m. verurſachen oft recht wunderbare Zufälle. Doch weil in allen dieſen Stücken hauptſächlich der Knoten, oder die Verwirrung der Fabeln beſteht, die in Schauſpielen hauptſächlich vorkömmt: ſo muß ich es bis dahin verſparen.

29. §. Die dritte und letzte Gattung des Wunderbaren iſt diejenige Art deſſelben, die auf Thiere und lebloſe Dinge ankömmt. Dieſe braucht nun ein Poet am wenigſten; weil er ſich mehrentheils mit den Menſchen beſchäfftiget, und das Uebrige nur in ſo weit braucht, als es hierzu dienlich ſeyn kann. Neue Gattungen von Thieren zu dichten, iſt wohl

kaum erlaubt: weil es doch nur Chimären werden könnten, die in einem bekannten Lande keinem glaublich vorkämen. Die Rabinnen und Mahometaner beſchreiben ſolche große Vögel und Fiſche, daß man ihre lächerliche Phantaſie mehr, als die Misgeburten derſelben bewundert. Aus weit entlegenen Ländern läßt ſich zuweilen etwas Wunderbares entlehnen: man muß aber wohl zuſehen, daß man nichts Ungereimtes mit einſtreue, was unglaublich iſt. Siam und Peru, Ceylon und Japan, ſind ſchon mit ſolchen lügenhaften Wundern angefüllet worden: daß die Einwohner dieſer Länder große Urſache hätten, uns mit den Chineſern für einäugigte zu halten; weil wir ſolche Narrenpoſſen von ihren Ländern ſchreiben und glauben. Das beſte und vernünftigſte Wunderbare iſt, wenn man auch bey Thieren und lebloſen Dingen, nur die Wunder der Natur recht nachahmet, und allezeit dasjenige wählt, was die Natur am vortrefflichſten gemacht hat. Es kömmt hier alles auf gute Beſchreibungen recht außerordentlich ſchöner, großer, erſchrecklicher und ſchlechter Sachen an: denn die mittelmäßigen werden nichts Wunderwürdiges abgeben. Beſchreibt man eine Gegend, einen Garten, ein Gebäude, einen Wald, einen Berg, eine Höle, eine Heerde Vieh, eine Jagd u. d. m. ſo muß dieſes alles, nach der Abſicht des Poeten, in ſeiner Vollkommenheit geſchildert werden. Nur die edelſten Dinge muß man der Phantaſie des Leſers vormalen, um dieſelbe zu gewinnen.

30. §. Zuweilen treibt man in Oden und Heldengedichten die hyperboliſchen Ausdrückungen ſo hoch, indem man von lebloſen oder unvernünftigen Dingen redet, daß es recht wunderbar klinget. Deswegen aber will ich nicht ſagen, daß ein Poet immer mit Gold und Perlen, Rubinen und Diamanten um ſich werfen; lauter Adler und Löwen, Panther und Tyger bey ſich führen, lauter Jaſmin, Nelken und Roſen ſtreuen, lauter Ambroſin und Nektar auftragen, oder ſonſt alle Koſtbarkeiten Indiens verſchwenden ſolle. Dieſen Misbrauch hat **Benj. Neukirch** in dem Gedichte ſchon lächerlich gemacht, welches im Vorberichte zu der überſetz-

ten horaziſchen Dichtkunſt großentheils eingerücket worden. Jmgleichen leſe man den deutſchen Antilongin nach, den Herr M. Schwabe aus dem Engliſchen überſetzet, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutert hat. Davon wird aber in dem Hauptſtücke von den verblümten Ausdrückungen mehr vorkommen. Die ovidianiſchen und äſopiſchen Fabeln könnten auch einigermaßen hieher gezogen werden, weil jene den Urſprung vieler Thiere und Blumen u. ſ. w. anzeigen; dieſe aber viel Wunderbares von ſolchen Geſchöpfen erzählen. Allein weil hiervon ſchon oben gehandelt worden, ſo iſt eine Wiederholung hier unnöthig. Ob man aber auf der Schaubühne Drachen, Löwen, Bären, und andre Thiere vorſtellen dörfe, oder ſolle, davon leſe man den Zuſchauer im I. und II. Theile nach, der die Opern mit dieſen lächerlichen Dingen, an verſchiedenen Orten verſpottet hat.

31. §. Die Geſtirne ſind endlich noch übrig, von denen die Poeten auch viel ſeltſames und ungemeines zu erzählen pflegen. Die Kometen, die ſich ſehen laſſen, haben bey ihnen gemeiniglich eine böſe Bedeutung, und einen wunderbaren Einfluß. Die Sonn- und Mondfinſterniſſe werden von den Alten ſehr ſchrecklich beſchrieben; ja die Ungewitter, Erdbeben, Schiffbrüche und Sturmwinde, machen auch einen großen Theil des Wunderbaren in ihren Schriften aus. Was die erſten Stücke anlangt, ſo muß man freylich die Alten entſchuldigen; wenn ſie ſich aus den himmliſchen Zeichen zu viel gemachet haben. Man verſtund dazumal die Naturlehre ſehr ſchlecht: allein ietzo würde es eine Schande für den Poeten ſeyn, wenn er uns viel von dem Einfluſſe des Himmels reden, und ſeine Leſer mit langen Beſchreibungen eines Nordlichts, fallenden Sterns, oder einer Sonn- und Mondfinſterniß, aufhalten wollte. Auch klingt die gewöhnliche Operſprache ſehr lächerlich, wenn es immer heißt: die Sterne, der Himmel, und ſeine Lichter hätten dieſes oder jenes gethan: es wäre denn, daß man darunter das Verhängniß oder die Vorſehung verſtehen könnte. Die Leute in Geſtirne zu verwandeln, das geht heute zu Tage nicht mehr an,

nach-

nachdem der ganze Himmel ſo genau überzählet iſt, daß man keinen etwas großen Stern finden kann, der nicht ſchon vorhin bekannt geweſen wäre: es müßte denn zum Scherze ſeyn, wie **Pope** in ſeinem Lockenraube, Belindens Haar zum Sterne werden laſſen. Erſchiene aber irgend ein neuer Stern, ſo könnte freylich ein Poet dichten, daß dieſes oder jenes dazu Gelegenheit gegeben hätte.

32. §. Die letztern Stücke aber, die oben erwähnet worden, kann ein Dichter mit gutem Fortgange brauchen. Ungewöhnliche Witterungen, Schiffbrüche, fruchtbare und unfruchtbare Jahre, peſtilenzialiſche Seuchen, Feuersbrünſte, Verheerungen des Krieges, hohe Gebirge, ſchöne Thäler voller Dörfer und Heerden, u. d. gl. ſind freylich ſehr wunderbar, wenn ſie nur natürlich beſchrieben werden. Das iſt aber die Kunſt! Jn **Opitzens** Veſuv und Zlatna, imgleichen in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, ſtehen ganz unvergleichliche Exempel davon. Auch **Dach** und **Flemming** ſind große Meiſter darinn geweſen, die man ſicher nachahmen kann. Von den alten, iſt **Homer** ſonderlich darinn zu loben, daß er auch den natürlichſten Dingen, durch ſeine Beſchreibungen ein wunderbares Anſehen zu geben gewußt: worinn **Virgil** und **Ovid** ihm ziemlich gut nachgefolget ſind. Dieſen Meiſtern muß man die Kunſt ablernen. Jch weis wohl, das man von dieſer Materie noch viel ſubtiler auseinander gewickelte Regeln geben kann; wenn man ſeinen Kopf anſtrengen, und eine Menge alter und neuer, guter und böſer Stellen aus den Dichtern beurtheilen will. Einige haben dadurch meine Meiſter werden wollen, nachdem ich ihnen die Bahn gebrochen hatte. Allein was haben ſie damit gefruchtet? Aus ihrer Schule des Wunderbaren ſind die ſeltſamſten und ungereimteſten Erfindungen entſtanden. Jch habe meine Regeln kurz gemacht, wie es ſich in ein Buch für Anfänger ſchicket, die man nicht mit unnützen Subtilitäten verwirren muß. Wer die Alten fleißig dabey lieſt, und ſonſt einen guten Kopf hat, wird nichts mehr brauchen, und ſich überall klüglich zu verhalten wiſſen.

Das VI. Hauptſtück.

Von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie.

1. §.

Aus dem vorigen Hauptſtücke wird man zur Gnüge erſehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunſt nicht ohne Unterſcheid ſtatt findet: es muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende, weder unmöglich noch widerſinniſch ausſehen. Daher kömmt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrſcheinlichkeit beobachten muß: ohne welche eine Fabel, Beſchreibung, oder was es ſonſt iſt, nur ungereimt und lächerlich ſeyn würde. Ich verſtehe nämlich durch die poetiſche **Wahrſcheinlichkeit** nichts anders, als die **Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geſchehen pflegt**; oder die Uebereinſtimmung der Fabel mit der Natur. **Horaz** hat gleich im Anfange ſeiner Dichtkunſt die Thorheit eines Malers verſpottet, der in einem Gemälde einen Menſchenkopf auf einen Pferdehals ſetzen, einen Vogelkropf mit bunten Federn hinzufügen, und den Leib aus Gliedmaßen verſchiedener anderer Thiere zuſammen flicken wollte. Die Urſache dieſer ſeiner Regel aber iſt keine andre, als, weil ſolch ein Bild wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen würde. Es thut auch der Einwurf dieſer Vorſchrift keinen Eintrag, den er ſich im Namen gewiſſer poetiſchen Freygeiſter machet:

Pictoribus atque Poëtis
Quidlibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas.

Denn, wie ſchon oben in den Anmerkungen der Ueberſetzung dieſer Stelle erinnert worden, ſo beantwortet er denſelben gleich darauf ſo: daß er die Freyheit im Dichten in gebührende Gränzen einſchränket.

Scimus,

Scimus, et hanc veniam petimusque damusque viciſſim:
Sed non ut placidis coëant immitia; non ut
Serpentes ovibus geminentur, tigribus agni.

Was heißt das anders geſagt, als daß ein Poet in ſeinen Fabeln, beſtändig die Regeln der Wahrſcheinlichkeit vor Augen haben müſſe? Eben das prägt er uns im folgenden ein:

Ficta voluptatis cauſa, ſint proxima veris.
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

2. §. Vielleicht denkt jemand, dieſes ſey demjenigen zuwider, was in dem Hauptſtücke von der Fabel ſchon geſagt worden. Wir theilten da die Fabeln in glaubliche, unglaubliche und vermiſchte ein, und rechneten zu den unglaublichen die meiſten äſopiſchen: wo nämlich die unvernünftigen Thiere redend eingeführet werden. Soll nun die Wahrſcheinlichkeit in allen Gedichten herrſchen, ſo wird man etwa ſprechen: ſo müſſen ja alle dieſe thieriſche Begebenheiten ganz verworfen und aus der Poeſie verbannet werden. Allein man muß hier die poetiſche Wahrſcheinlichkeit, in eine unbedingte und eine bedingte Wahrſcheinlichkeit abtheilen. Jene findet ſich freylich in den äſopiſchen Fabeln nicht: wenn Bäume und Thiere als vernünftige Menſchen handelnd eingeführet werden. Nach dem gemeinen Laufe der Natur pflegt ſolches nicht zu geſchehen; daher pflegt man auch Kindern bey Erzählung ſolcher Fabeln vorher zu ſagen: ſie hätten ſich damals zugetragen, als die Thiere noch reden konnten. Dadurch geſteht man ihnen zu, daß ſolche Begebenheiten freylich, nach der itzigen Beſchaffenheit der Thiere, keinen Schein der Möglichkeit an ſich hätten.

3. §. Deswegen aber kann man doch dieſen Fabeln die bedingte Wahrſcheinlichkeit nicht abſprechen, die unter gewiſſen Umſtänden dennoch ſtatt hat, wenn gleich ſo ſchlechterdings keine vorhanden wäre. Daß z. E. die Bäume ſich einen König wählen können, das iſt an ſich ſelbſt, in dieſer Welt, weder möglich noch wahrſcheinlich: gleichwohl macht

dort im Buche der Richter Jotham eine ſchöne Fabel daraus; der es an ihrer hypothetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht im geringſten mangelt. Denn man darf nur die einzige Bedingung zum voraus ſetzen, daß die Bäume etwa in einer andern Welt Verſtand und eine Sprache haben: ſo geht alles übrige ſehr wohl an. Es wird möglich und wahrſcheinlich ſeyn, daß ſie in ihrer Wahl auf den Oelbaum fallen werden, und daß der Oelbaum ſolches abſchlagen und ſagen wird: Soll ich meine Fettigkeit laſſen ꝛc. Es wird möglich ſeyn, daß ſie ferner auf den Feigenbaum gerathen können; und daß dieſer ihnen gleichfalls eine abſchlägige Antwort geben wird: Soll ich meine Süßigkeit laſſen ꝛc. u. ſ. w. Hier thun weder die Bäume überhaupt, noch jeder ins beſondre etwas, das nach der einmal angenommenen Bedingung unmöglich wäre. Ein Oelbaum redet, wie ein Oelbaum, und ein Feigenbaum, wie ein Feigenbaum reden würde, wenn beyde den Gebrauch der Sprache hätten. Hier iſt alſo nichts Widerſprechendes in der Begebenheit, folglich auch nichts Unwahrſcheinliches. Daß nun dergleichen hypothetiſche Wahrſcheinlichkeit in der Fabel zulänglich ſey, das habe ich oben in der Beſchreibung derſelben ſchon ſattſam angezeiget: und daß **Homerus** dieſelbe beobachtet habe, zeiget **Horatius**, wenn er von ihm ſchreibt:

> Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
> Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

4. §. Will man hiervon in **Ariſtotels** Poetik das IXte und XXVſte Capitel nachſchlagen, ſo wird man finden, daß ſeine Gedanken eben dahinaus laufen; ungeachtet er ſich zuweilen harter Ausdrückungen bedienet. **Le Clerc**, in ſeinen Parrhaſianen hat ſich ſonderlich darüber aufgehalten, daß dieſer Philoſoph geſaget: **Die poetiſche Wahrſcheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs Unvernünftige.** Allein, wer das Exempel anſieht, welches **Ariſtoteles** davon gegeben, nämlich da **Achilles** den **Hektor** dreymal rund um die Stadt Troja getrieben, die Heere aber indeſſen ſtockſtille geſtanden, wie

Homer

Homer in der Ilias erzählt: ſo wird man wohl ſehen, daß dieſes ſo ungereimt nicht iſt, als es wohl ſcheint. Freylich ließe ſich ſolches auf der Schaubühne nicht wahrſcheinlich vorſtellen, wie Ariſtoteles ſelbſt geſteht. Allein in einem Heldengedichte, wo man nur die Erzählung lieſt, da kann es wohl wahrſcheinlich klingen; ſonderlich, wenn der Poet das Unglaubliche dabey künſtlich zu verſtecken weis. Zum wenigſten hat Homer dieſe Kunſt gewußt; denn er erzählt dieſe Fabel ſo künſtlich, daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrſcheinlichkeit zum mindeſten in ſo weit erhalten, als dieſelbe von einem Leſer des Heldengedichtes verlanget wird: geſetzt, daß die Sache an ſich ſelbſt wunderlich genug ausſehen würde. Ueberdem darf man ſich nur erinnern, daß uns auch die alten Geſchichtſchreiber mehr als eine wahre Begebenheit erzählen, da die Heerführer, vor den Augen ihrer Heere ſich in einen hitzigen Zweykampf eingelaſſen, und nicht eher nachgelaſſen, als bis einer von beyden auf dem Platze geblieben.

5. §. Ueberhaupt iſt von der Wahrſcheinlichkeit dieſes anzumerken: daß oft eine Sache, die an ſich unglaublich und unmöglich ausſieht, durch den Zuſammenhang mit andern Begebenheiten, und unter gewiſſen Umſtänden, nicht nur möglich, ſondern auch wahrſcheinlich und glaublich werden könne. Dahin gehören, zum Exempel, viele Fabeln, wo die Götter, oder andre Geiſter darzwiſchen kommen. Dieſen trauet man viel größere Kräfte zu, als bloßen Menſchen. Wenn nun dieſelben einem Helden, oder ſonſt einem von ihren Lieblingen zu gefallen, etwas außerordentliches unternehmen, das man ſonſt nicht glauben würde: ſo wird dieſes eben dadurch wahrſcheinlich, wenn es nur nicht an und für ſich ſelbſt unmöglich iſt. Hierwider hat nun Homer gewiß verſtoßen, wenn er den Vulcan ſolche künſtliche Werke verfertigen läßt, die ganz unbegreiflich ſind. Er macht Dreyfüſſe oder Stühle, die von ſich ſelbſt in die Verſammlung der Götter ſpazieren. Er ſchmiedet goldene Bildſeulen, die

nicht nur reden, ſondern NB. auch denken können. Er macht endlich dem Achilles einen Schild, der eine beſondere Beſchreibung verdient. Erſtlich iſt er mit einer ſo großen Menge von Bildern und Hiſtorien gezieret, daß er zum wenigſten ſo groß geweſen ſeyn müßte, als des Taſſo diamantner Schild, aus der himmliſchen Rüſtkammer, deſſen oben gedacht worden. Fürs andre ſind ſeine Figuren auf dem Schilde lebendig, denn ſie rühren und bewegen ſich, ſo, daß man ſich ſelbige wie die Mücken vorſtellen muß, die rund um den Schild ſchweben. Fürs dritte, ſind zwo verſchiedene Städte darauf zu ſehen, die zwo verſchiedene Sprachen reden, und wo zween Redner ſehr nachdrückliche und bewegliche Vorſtellungen an das Volk thun. Wie iſt es möglich, dieſes alles auf einem Schilde, auch durch eine göttliche Macht zuwege zu bringen? Kurz, Homerus hat ſich verſehen, und die Wahrſcheinlichkeit nicht recht beobachtet.

6. §. Eben das kann man von ſeinen Göttern ſagen, die er noch viel ärger, als die unvollkommenſten Menſchen geſchildert hat. Sie ſind wie Menſchen gebohren, verheirathen ſich wie Menſchen, und vermehren ihre Geſchlechter wie Menſchen. Sie ſind allen unſern Leidenſchaften, Krankheiten, ja gar der Gefahr des Todes unterworfen. Sie werden verwundet, vergießen Blut, und haben ſo gar einen Wundarzt nöthig. Sie zanken ſich, drohen einander Schläge, und verſpotten ſich, wie die kleinen Kinder. Es iſt wahr, daß zu Homers Zeiten, die Lehre von Gott noch in dicken Finſterniſſen geſtecket hat. Die Philoſophen hatten ſich noch nicht auf die Unterſuchung der göttlichen Natur geleget: und von einer Offenbarung wußte man nichts. Was uns alſo heute zu Tage ſehr unwahrſcheinlich vorkömmt, das konnte damals dem Volke ſehr wahrſcheinlich klingen. Deſſen ungeachtet hätte doch Homer die Gottheiten nicht ſo verächtlich abbilden ſollen, als er gethan hat. Man hielt ſie zwar größtentheils für geweſene Menſchen; aber doch für ſolche, die vergöttert, das iſt, in einen vollkommnern Zuſtand verſetzet worden. Dieſes hätte alſo auch aus ihren Beſchreibun-

gen

gen und Thaten erhellen müſſen, damit man deſto mehr Ehrerbiethung gegen ſie bey ſich empfunden hätte. Da nun der Poet dieſes nicht gethan, ſo ſind einige auf die Gedanken gekommen: er habe mit Fleiß die Götter ſo lächerlich beſchrieben, theils das Lob ſeiner Helden deſtomehr zu erheben; theils, die ernſthaften Thaten derſelben mit etwas luſtigem abzuwechſeln, und alſo dem Ekel ſeiner Leſer zuvorzukommen.

7. §. Kommen wir auf ſeine Helden, ſo hat man auch da ein vieles bemerket, was wider die Wahrſcheinlichkeit läuft. Etliche rechnen das Hauptwerk des ganzen Gedichtes, nämlich den trojaniſchen Krieg hieher, und meynen: es ſey ungereimt, zu glauben, daß ſich zwey tapfere Völker, um eines ſchönen Weibes willen, zehn Jahre lang die Köpfe zerſchmeißen würden. Allein dieſes geſchieht ohne Grund. Man muß der alten Zeiten, und ihrer Sitten kundig ſeyn. Das Rauben der ſchönen Weiber war damals ſo ungewöhnlich nicht. **Europa** war nach **Aſien**, **Medea** von da nach **Europa** entführet worden: dieſes zu rächen, hohlte ſich **Paris** die **Helena**. Es hatte ſich alſo in dieſen Krieg der Ehrgeiz und die Rachgier mit eingemiſchet. Die Griechen wollten ſtärker als die Trojaner, und dieſe tapferer als jene ſeyn; und die gute Prinzeßinn **Helena** kam faſt darüber ins Vergeſſen. Andre können es nicht verdauen, wenn der große Held **Achilles** ſeinen Gäſten ſelbſt eine Mahlzeit zubereitet, die Küche beſtellet, aufträgt, und zu Tiſche dient. Allein, ſie müßten zuförderſt beweiſen, daß man ſich damals ſchon, nach unſerm heutigen Ceremoniel, durch Edelknaben, Kammerdiener und Lackeyen aufwarten laſſen, oder einen eigenen Mundkoch gehalten hätte. Die Einfalt der alten Zeiten, die wir aus den Geſchichten der Patriarchen kennen, macht dergleichen Verhalten des **Achilles** ſo wahrſcheinlich: ſo ungereimt es heutiges Tages klingen würde, wenn man einen **Marlborough**, oder Prinz **Eugen** dergeſtalt beſchreiben wollte.

8. §. Indeſſen wäre es ſehr gut, wenn man den **Homer** überall ſo leicht entſchuldigen könnte. Allein, wenn er ſeine Helden mitten im hitzigſten Gefechte zuſammen kommen, und

halbe

halbe Stunden lang mit einander zanken läßt, als wenn ſie weder Spieß noch Schwert in Händen hätten: ſo kann man nicht leicht einen Vorwand finden, ihn zu rechtfertigen. Sie ſchimpfen einander aufs ärgſte, ein jeder pralt dem andern ſeine Abkunft, ſeine Waffen und Thaten vor: ja ſie erzählen einander wohl gar die Geſchlechtregiſter ihrer Pferde, daß einem Leſer Zeit und Weile darüber lang wird. Das ſchicket ſich nun für wütende Soldaten, und für ſolche herzhafte Kriegsleute gar nicht, als ſeine Helden waren. Warum ſchlagen ſie nicht lieber zu? Warum verderben ſie die Zeit mit einem unnöthigen Geplauder? Hier läuft alles wider die Natur menſchlicher Affecten, die zu allen Zeiten einerley geweſen: und **Homer** kann auf keine Weiſe gerettet werden. Eben dieſe Unwahrſcheinlichkeit herrſchet in den langen Anreden, die **Hektor**, z. E. an ſeine vier Pferde hält.* Scheint es hier nicht, als wenn **Homer** ſeine Pferde den Menſchen gleich gemacht hätte; indem er ſie auf eben die Art durch die Beredſamkeit lenken läßt, als ob ſie Verſtand und Freyheit hätten? Und wer kann alſo glauben, daß hier die Regeln der Wahrſcheinlichkeit beobachtet worden?

9. §. Es iſt Zeit, auf den **Virgil** zu kommen, und einige Fehler anzumerken, die er dawider begangen: Von den Wundern, die er hier und da eingeſtreuet hat, iſt ſchon im vorigen Hauptſtücke gedacht worden. Nur das muß ich hinzuſetzen, daß **Voltaire**, in ſeinen Gedanken vom Heldengedichte, dieſen Poeten dadurch hat entſchuldigen wollen: daß ſchon **Dionyſius von Halicarnaß**, in ſeiner Hiſtorie, ſowohl der Harpyen, als des Celeno und des Königes Kakus gedacht; und daß **Virgil** alſo Wahrſcheinlichkeit genug für ſich gehabt habe. Allein, erſtlich iſt es gewiß, daß dieſer Geſchichtſchreiber, ſei-

nem

* Xanthus und Podargus, heißt es, und du Ethon und Lampus! hier habt ihr die ſchönſte Gelegenheit, mir alle die Mühe zu vergelten, die Andromacha, des großmüthigen Ektions Tochter, an euch gewandt hat: indem ſie euch täglich ſelbſt gefüttert, und lieber euch, als mir, das Brodt und den Wein von meinem Tiſche gegönnet hat. Wie oft hat ſie mich verlaſſen, um euch zu beſuchen? Die Pferde der Götter ſind ſelbſt niemals beſſer gehalten worden. Zeiget denn eure Erkenntlichkeit itzo! verfolget den

nem eigenen Geſtändniſſe nach, ſein Buch allererſt zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geſchrieben; als **Virgil** ſchon zehn oder zwölf Jahr todt geweſen: ſo, daß eher **Dionyſius** den Poeten, als dieſer jenen geleſen und gebrauchet haben kann. Geſetzt aber, zweytens, es wäre ſo, wie **Voltaire** meynt: ſo würde doch eine unglaubliche Sache nicht wahrſcheinlicher, wenn ſie gleich ein fabelhafter Geſchichtſchreiber erzählet hätte. Zum Exempel, wer auch in Verſen alles anbringen wollte, was **Herodotus** erzählet, der würde lächerlich dadurch werden. Die Verwandlung der Schiffe in Seenymphen, die er vermuthlich nur aus der gemeinen Sage der Leute hergenommen, hätte er auch erſparen können: und meines Erachtens hilft es nichts, daß er den Vers hinzugeſetzt:

- - Priſca fides facto, ſed fama perennis.

Denn warum mußte er alle Mährchen, die er ſelbſt nicht glaubte, in ſein Heldengedicht bringen? S. in dem VIII. B. der Krit. Beyträge, die Abhandlung von dem Gebrauche der Sagen in der Dichtkunſt.

10. §. Weit ärger hat indeſſen **Virgil** wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, da er den **Aeneas** zur **Dido** nach Africa kommen, und die neuangelegte Stadt Karthago hat beſuchen laſſen. Es iſt bekannt, wie unmöglich dieſes nach der Zeitrechnung iſt; indem **Dido** allererſt zwey bis dreyhundert Jahre nach des **Aeneas** Ankunft in Italien, gelebt hat. Wenn das angienge, ſo müßte es auch erlaubt ſeyn, daß Gott mit den Kindern **Adams** ein Examen aus **Luthers** Katechiſmo angeſtellet, wie Hans Sachs in einer ſchönen Tragödie gethan; oder, daß Adam ſelbſt auf ſeinem Sterbebette ein Teſtament gemacht, und darinn anbefohlen, an Gott Vater,

Feind aufs ſchleunigſte! Schonet euch nicht, eilet, damit ich den Schild Neſtors bekomme, der ganz von dichtem Golde iſt, und deſſen Ruhm bis an die Sterne ſteigt; wie auch den wunderwürdigen Küraß Diomeds, der ein Meiſterſtück des künſtlichen Vulcans iſt. Erobern wir dieſe preiswürdige Beute, ſo iſt kein Zweifel, die Griechen werden ſich dieſe Nacht auf ihre noch übrige Schiffe begeben, und unſer Ufer verlaſſen.

Vater, Sohn und heiligen Geiſt zu glauben; wie **Loredano** in dem Leben Adams ſchreibt. Es iſt wahr, daß man in Rom die alte Chronologie ſo genau nicht gewußt, und daß alſo der Pöbel dieſen Fehler **Virgils** nicht wahrgenommen hat. Allein, in ſolchen Stücken muß ein Dichter mehr auf einen verſtändigen Richter, als auf eine Stadt voll unwiſſender Leute ſehen: weil der Tadel, den er bey jenem verdient, ihm weit mehr ſchadet, als der Beyfall von dieſen nützen kann. Ich übergehe hier die entſetzlich lange Erzählung, die **Virgil** ſeinen Helden bey der **Dido** einen Abend machen läßt: wo es gewiß viel wahrſcheinlicher iſt, daß ſie darüber eingeſchlafen ſeyn, oder doch fleißig gejähnet haben würde; als daß ſie ihm ſo geduldig, und ohne ein Wort darzwiſchen zu reden, zugehöret haben ſollte. Ich verſchweige auch noch viele andere Unwahrſcheinlichkeiten dieſes Poeten, und komme auf die Fehler einiger Neuern in dieſem Stücke.

11. §. **Camoens**, den ich nur aus dem Auszuge kenne, den uns Herr **Voltaire** in ſeiner Abhandlung vom Heldengedichte gegeben hat, ein neuer portugieſiſcher Poet, hat auf eine beſondre Art wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen, wenn er die heidniſchen Götter und das Chriſtenthum vermiſchet hat. **Veraſco**, ſein Held, ruffet Chriſtum in einem Gebethe an: aber an ſtatt deſſen kömmt ihm die Göttinn **Venus** zu Hülfe. Die Abſicht der ganzen Schiffahrt, die er beſchreibt, ſoll die Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſeyn: indeſſen regieren Jupiter, Bacchus und Venus die ganze Reiſe, und das Unternehmen des **Veraſco**. Unter andern ſagt dieſer Held einmal zu einem wilden Könige, dem er ſeine Geſchichte erzählet: O König, urtheile nun, ob **Aeneas** und **Ulyſſes** ſo weit gereiſet, als ich, und ſo viel Gefährlichkeiten ausgeſtanden, als ich? Gerade, als wenn die Africaner von **Virgils** und **Homers** Schriften etwas hätten wiſſen können.

12. §. **Alonzo**, ein Spanier, in ſeinem Gedichte **Auracana** genannt, darinn er ſeine eigene Heldenthaten wider ein mexicaniſches Volk beſchrieben, hat ſich, nach **Voltairens** Auszuge, ebenfalls ſehr oft verſehen. Z. E. Er marſchirt einmal

mal des Nachts mit ſeinen Soldaten, um den Feind unverſehens zu überfallen: und da erhebt ſich unter ihnen zum Zeitvertreibe ein Geſpräch vom Virgil, und ſonderlich von der Dido. Alonzo ergreift dieſe Gelegenheit, aus den alten Geſchichten, den Poeten zu widerlegen, und der armen Dido ihre Ehre zu retten: und die Abhandlung einer ſo wichtigen Sache geräth ſo lang, daß ſie zwey ganze Bücher des Heldengedichtes anfüllet. Ob dieſes ſoldatiſche Unterredungen ſind, womit ſie ſich auf dem Zuge in feindlichen Landen beluſtigen? das mag ein jeder ſelbſt beurtheilen. Zum wenigſten müßte mehr, als ein Don Alonzo bey dem Heere geweſen ſeyn, wenn dieſes einige Wahrſcheinlichkeit haben ſollte.

13. §. Taſſo, der die beyden vorigen unendlich weit übertrifft, hat nichts deſtoweniger oft wider die Wahrſcheinlichkeit geſündiget. Der Zauberer Jſmeno, räth, im andern Buche ein Marienbild in eine türkiſche Moſchee zu tragen, um dadurch die Ungläubigen unüberwindlich zu machen. Dieſe Vermiſchung des Chriſtenthums mit der türkiſchen Religion wahrſcheinlich zu machen, bemüht ſich zwar Taſſo ſehr; indem er ſaget, Jſmeno wäre ein abgefallener Chriſt geweſen:

Queſti hor Macone adora, e fu Chriſtiano,
Ma i primi riti ancor laſciar non puote;
Anzi ſovente, in uſo empio e profano,
Confonde le due leggi, a ſe mal note.

Er ſchiebt es alſo auf die Unwiſſenheit und den Aberglauben des Zauberers, daß er einen ſo wunderlichen Anſchlag giebt. So wahrſcheinlich er aber dadurch den Anſchlag macht: ſo unwahrſcheinlich bleibt es noch, daß ihm der König Aladin von Jeruſalem, nebſt der mahometaniſchen Prieſterſchaft, werde Gehör gegeben haben. Die Bewegungsgründe, womit er jenen zu bereden ſuchet, ſind folgende:

Hor queſta Effigie, lor di là rapita,
Voglio, che tu di propria man trasporte,
E la riponga entro la tua Meſchita.
Jo poſcia incanto, adoprerò ſi forte,

Ch'ogni

Ch'ogni hor, mentre ella qui ſia cuſtodita,
Sara fatal cuſtodia a queſte porte;
Tra mura ineſpugnabili al tuo impero
Sicura ſia, per novo alto miſtero.
Si diſſe, e'l perſuaſe, etc.

Aber ein jeder mag ſelbſt urtheilen, ob es glaublich ſey, daß ein Mahometaner, dem Schwarzkünſtler zu gefallen, eine ſeiner Religion ſo widerwärtige Sache gethan haben würde?

14. §. Allein das iſt nicht das Aergſte. Armide iſt noch eine größere Hexe als Jſmeno. Sie verwandelt wohl zehn chriſtliche Prinzen in Fiſche: und ein Papagey muß allerhand verliebte Liederchen ſingen, die er NB. ſelbſt gemacht hat. Das übertrifft faſt noch die homeriſchen Erzählungen von der Circe; iſt aber um deſtoweniger zu entſchuldigen, da es in einer weit erleuchtetern Zeit geſchrieben worden, als jenes. Noch mehr, Rainaldo kann aus den Händen eines mahometaniſchen Zauberers, nicht anders, als durch die ſchwarze Kunſt eines chriſtlichen Hexenmeiſters befreyet werden. Dergeſtalt muß es nun ſo wohl türkiſche, als chriſtliche Teufel geben, die einander zuwider ſind: und die Gewalt der chriſtlichen muß der mahometaniſchen Teufel ihrer, weit überlegen ſeyn. Das heißt ja, ein rechtes Belieben an Teufeleyen haben, und dadurch, zum wenigſten außer Jtalien, alle Wahrſcheinlichkeit verlieren. Kurz, es iſt dem guten Taſſo nichts ſchweres, die Meſſe, Beichte und Litaney, mit Beſchwerungen und Teufelskünſten; den Michael ſamt allen Engeln, mit dem Pluto und der Alekto; das iſt, den Himmel mit der Hölle, das Chriſtenthum mit dem Heidenthume und dem mahometaniſchen Aberglauben, durch einander zu miſchen.

15. §. Jch kann nicht umhin, noch ein paar Proben, von der ſeltſamen Begierde, das Wunderbare in Hexereyen zu ſuchen, aus dieſem Poeten anzuführen. Ubaldo wird zu einem alten und heiligen Beſchwerer geſandt, der ihn bis in den Mittelpunct der Erden bringt: wo er mit ſeinem Gefährten, an einem Strome ganz voller Edelgeſteine, ſpazieren geht. Von da ſchickt man ihn nach Askalon zu einer alten Vettel,

die ihn auf einem Schifflein in die canariſchen Inſeln verſetzet. Unter Gottes Beyſtande kömmt er, einen bezauberten Ring in Händen habend, glücklich daſelbſt an, und führet den tapfern Rainald bis ins chriſtliche Lager mit ſich zurück. Aber zu was Ende? Die Zauberkunſt muß dieſen Helden ſo viel tauſend Meilen weit herum bringen; bloß weil ihn die Vorſehung beſtimmet hatte, etliche alte Bäume, in einem von Geſpenſtern beunruhigten Walde, zu fällen.

16. §. Im Anfange befiehlt Gott dem Erzengel Michael, die in der Luft umher ſchwärmenden Teufel in die Hölle zu ſtürzen; weil ſie lauter Ungewitter machten, und ihm die Donnerkeile allezeit, den Mahometanern zum Beſten, auf die Chriſten lenketen. Michael thut es, und gebeut ihnen, ſich niemals in die Händel der Chriſten zu mengen. Sogleich gehorſamen ſie, und verſenken ſich in den Abgrund. Aber es dauret nicht lange. Der Zauberer Iſmeno hat mehr Gewalt, als Michael. Denn auf ſeinen Wink kommen ſie wieder heraus, und wiſſen den göttlichen Befehl durch gewiſſe künſtliche Ausflüchte ungültig zu machen. Sie erſchrecken die Chriſten im Walde, durch allerley fürchterliche Larven. Tancredo findet ſeine Clorinde in eine Fichte verzaubert, und durch den Hieb verwundet, den er dem Baume gegeben. Armide ſiehet dieſes hinter einem Myrthengebüſche zu, ob ſie gleich zu derſelben Zeit auch in Aegypten iſt: und der Poet berichtet uns gleichwohl gar nicht, wie auch die künſtlichſte Zauberinn an zweyen Orten zugleich ſeyn könne?

17. §. Arioſt, ein Landsmann des Taſſo, hat denſelben an ſeltſamer Unwahrſcheinlichkeit weit übertroffen, und zum wenigſten dadurch verdienet, daß er von vielen Italienern demſelben vorgezogen wird. Sein raſender Roland iſt bekannt, und ſoll eben ſowohl ein Heldengedicht heißen, als das befreyte Jeruſalem. Dieſer Held war aus Eiferſucht über die ſchöne Angelica zum Narren geworden, weil ſein Nebenbuhler Medor glücklicher bey ihr geweſen, als er. Aſtolph, ein andrer Ritter, befand ſich eines Tages im irdiſchen Paradieſe, auf dem Gipfel eines hohen Berges, wohin ihn ein geflü-

16

gelter Löwe getragen hatte. Daſelbſt traf er den heiligen Johannes an, welcher ihm zu wiſſen that, daß er den Roland von ſeiner Raſerey zu befreyen, eine Reiſe nach dem Monden thun müſſe. Aſtolph bedenket ſich nicht lange, ſeine irrende Ritterſchaft, auch außer der Erdkugel fortzuſetzen: und alsbald iſt ein feuriger Wagen da, der den Apoſtel und Ritter durch die Luft wegführet. Wie erſtaunet Aſtolph nicht, als er bey ſeiner Annäherung gewahrt wird, daß der Mond weit größer iſt, als er ſonſt ausſieht; und daß er endlich Land und Waſſer, Berge und Ströme, Seen und Städte, ja ſo gar Nymphen gewahr wird, die ſich in den Wäldern mit der Jagd beluſtigen. Man ſollte denken, Arioſt wäre den neuern Philoſophen zugethan geweſen, die den Mond ſowohl für eine bewohnte Weltkugel halten, als die Erde: allein das Folgende wird ſattſam zeigen, daß man ihm dieſe Ehre nicht anthun könne. Er findet auch ein ſeltſames Thal im Monden, wo alles anzutreffen iſt, was auf der Erde verlohren gegangen; es mochte nun ſeyn, was es wollte: Kronen und Zepter, Geld und Gut, Ehre und Anſehen, gute Hoffnung, verſchwendete Zeit, die Allmoſen der Verſtorbenen, die Lobgedichte auf große Herren, und ſo gar die Seufzer der Verliebten.

18. §. Bey ſo vielen Wunderdingen, die der Ritter daſelbſt antraf, war denn auch eine unglaubliche Menge verlornes Verſtandes daſelbſt zu finden. Da ſtunden unzähliche Gläſer mit einem ſubtilen Wäſſerchen angefüllet, auf deren jedem der Namen deſſen geſchrieben war, dem der Verſtand zugehörete. Unter ſo vielen Gläſern ſolcher Leute, die Aſtolph allezeit für ſehr klug gehalten hatte, und die doch ſo ziemlich voll waren, fand er auch ſein eigen Gläschen; welches er ſogleich erhaſchte: und mit Erlaubniß des Apoſtels zog er ſeinen Verſtand, wie ungariſch Waſſer, durch die Naſe wieder in ſich. Rolands Glas traf er endlich auch an: er bemächtigte ſich deſſelben, um es mit ſich zurücke zu nehmen; weil dieſes der Zweck ſeiner Reiſe war. Er fand aber, daß daſſelbe ſehr ſchwer zu tragen war: weil Roland kaum etliche Tropfen davon übrig behalten hatte; und ſonſt

die Art deſſelben eben nicht die feineſte geweſen ſeyn mochte. Hiebey fängt nun **Arioſt** an, einen verliebten Seufzer an ſeine Schöne zu thun, dergleichen er mitten in ſeinem Heldengedichte oft zu thun pflegt. Er ſagt ihr, daß er ſeinen Verſtand auch zwar verlohren hätte; aber daß er ihn nicht ſo weit würde zu ſuchen haben. Er ſchwebe auf ihren Augen und Lippen herum, und er bäthe ſich deswegen nur die Erlaubniß aus, denſelben mit ſeinen Lippen wieder zu haſchen. Genug von **Arioſts** Phantaſien, die gewiß eher den Träumen eines Kranken, wie **Horaz** ſpricht, als der vernünftigen Dichtung eines Poeten ähnlich ſehen: weil weder Wahrſcheinlichkeit, nach Ordnung darinn anzutreffen iſt.

19. §. Was ſoll ich von dem **Marino** ſagen, deſſen Schriften eben ſo voll unwahrſcheinlicher Dinge ſind, als ſeiner Landsleute? Zur Probe darf ich nur die entſetzliche Abbildung nehmen, die er im Anfange ſeines Kindermordes von dem Satan gemacht hat. Er liegt im Abgrunde ohne Grund, an einer ſcheußlichen Kette, von hundert in einander geſchlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron, iſt ein unauslöſchlich Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel, iſt nunmehr aus Flammen und Finſterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupte, darum ſich lauter Hydren und Ceraſten gewickelt haben, die gleichſam die Edelſteine in ſeiner Krone ausmachen. In ſeinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, und ſeine Blicke gleichen den Kometen und Blitzen. Geſtank und Finſterniß dampfet aus ſeiner Naſe, ſein Hauch iſt dem Wetterſtrale, und ſein Seufzen dem Donner ähnlich. Dadurch ſowohl, als durch ſeine feurige Blicke zündet er ſelbſt den Holzſtoß an, (der doch vorher ſchon brannte) welcher unverbrennlich iſt, und doch alles verzehret. Seine von Geifer und Roſt angefreſſene Zähne klappern und machen ein groß Geräuſch, durch ihr Knirſchen; und ſein Schwanz ſchlägt in der Glut, auf die Schuppen ſeiner ſtählernen Gliedmaßen.

20. §. Bey dieſem hölliſchen Tyrannen ſtehn drey Furien, (damit ja das Heidenthum wieder ins Chriſtenthum

gemiſchet werde) ihn auf ewig auf die Folterbank zu ſpannen, und mit ihren Natterſtreichen unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare ſind magre Schlangen; ſein Zepter iſt von Stahl: und kurz, er iſt ſo abſcheulich, daß er vor ſich ſelbſt ſowohl, als vor ſeinem Reiche einen Abſcheu hat. Nun fängt der Poet an, dieſen gefallenen Geiſt aus der heidniſchen Mythologie zu ſchimpfen; und ihn bald einen **Narciß**, bald einen **Phaeton** zu nennen, und die ſtrenge Richterhand des wahren Gottes, mit einem fabelhaften **Phlegeton** zu vermengen. Die Sybillen und Orakel, werden bald darauf von der Jungfer **Maria** und der **Eliſabeth** abgelöſet; und auf die Geburt Chriſti muß der Friedensgöttinn Tempel einfallen. Endlich holt der Poet noch nach: daß Satan auch Flügel gehabt, die er als die größten Schiffſegel ausgedehnet hätte, um vor dem bethlehemitiſchen Sterne zu entfliehen; daß er aber durch ein ſtählernes Gebiß in ſeinem ewigen Gefängniſſe feſt behalten worden.

21. §. Ob nun eine ſolche Schilderey des Satans, die halb chriſtlich, halb heidniſch iſt; ihn bald zum Könige, und bald zum Sklaven macht; bald andre ſchlagen, bald ſelbſt gefoltert und gepeitſchet werden läßt; ihm Hörner und Klauen, einen Schwanz und ſtählerne Schuppen giebt; ihn mit Feuer und Schlangen zugleich umgiebt; ja bekleidet auch nackend zugleich, auf dem Throne und auf der Folterbank zugleich vorſtellt u. ſ. w. ja ferner alles übrige durch einander menget; ob dieſe Beſchreibung wahrſcheinlich ſey? ſage ich, das laſſe ich meine Leſer ſelbſt beurtheilen. Mir kömmt es vor, daß der Dichter, aus großer Begierde recht was Wunderbares zu machen, die Regel des **Horaz** vergeſſen:

Aut famam ſequere, aut *ſibi convenientia* finge
Scriptor.

Imgleichen:

Ficta voluptatis cauſſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

Es iſt nicht genung, daß man ſagt: die Maler pflegten ja den Satan dergeſtalt abzubilden; und alſo wäre es ſchon wahrſcheinlich, daß Satan ſo ausſähe. Denn was haben doch die Maler nicht für ungereimte Sachen abgeſchildert? Wollte ein Poet ihnen folgen: ſo würde er auch Troja und Jeruſalem mit Karthaunen beſchießen, und mit Mörſern bombardiren dörfen; wie man es in vielen Holzſchnitten alter Bücher wahrnehmen kann. Wie wollte man aber dieſes mit den alten Geſchichten zuſammen reimen?

22. §. Ich komme auf den **Milton**, der in engliſcher Sprache ein Heldengedicht vom verlohrnen Paradieſe geſchrieben hat; welches uns noch von **Bergens** Ueberſetzung, auch vor etlichen Jahren in der Schweiz im Deutſchen geliefert worden. **Dryden**, ein andrer engliſcher Poet, zieht ihn dem **Homer** und **Virgil** in einer Sinnſchrift vor:

The force of Nature could no further go,
To make a third, ſhe join'd the former two.

Er hat ſich aber auch nicht aller Fehler in dieſem Stücke enthalten können, ſo große Fähigkeit er auch ſonſt im Dichten erwieſen hat. Erſtlich erklärt er alle heidniſche Gottheiten für Teufel, die unter verſchiedenen Namen von den Heiden wären angebethet worden: hernach beruft er ſich auf den Raub der **Proſerpina**, als auf eine wahre Geſchichte. Wer hätte es denken ſollen, daß in der bibliſchen Materie vom Falle der Engel das Heidenthum ſtatt finden würde? Am ſeltſamſten ſieht ſein **Pandämonium** aus, das iſt der Ort, wo die Teufel mit einander zu Rathe gegangen. Satan hatte ſie ſchon einmal in einem weiten Felde zuſammen beruffen, und eine Anrede an ſie gehalten: und alſo ſchien es vergebens zu ſeyn, daß er noch ein beſonderes Gebäu hätte, wo er mit ihnen rathſchlagen könnte. Aber der Poet ſcheint ein Belieben getragen zu haben, ſein Pandämonium nach der doriſchen Ordnung zu bauen, und es mit allerley Verzierungen, als Karnießen und goldnen Blumen auszuſchmücken. Dieſe Erfindung ſcheint ſich nun zwar nicht aufs beſte für einen

ernſthaften Milton zu ſchicken: aber noch ſchöner kömmt es heraus, wenn ſich alle ſeine Teufel in Zwerge verwandeln müſſen, damit ſie nur, in dem gar zu engen Gebäude, Platz finden mögen. Lucifer indeſſen, mit ſeinen vornehmſten Bedienten, behalten ihre natürliche ungeheure Größe; indem der gemeine Pöbel böſer Geiſter nur in Geſtalt kleiner Pygmäen erſcheinen muß. Wenn das nicht das Lächerliche aufs höchſte getrieben heißt: ſo weis ich nicht mehr, was wahrſcheinliche oder unwahrſcheinliche Erdichtungen ſeyn ſollen.

23. §. Noch eine Fabel iſt indeſſen werth, aus dieſem Dichter angemerket zu werden. Die Sünde wird aus Satans Gehirne, als eine Minerva aus Jupiters Haupte gebohren. Satan aber zeuget mit dieſer ſeiner Tochter abſcheulicher Weiſe ein Kind, nämlich den Tod: und dieſes raſende und ſchmutzige Ungeheuer beſchläft wieder ſeine Mutter; ſo wie es der Vater mit ſeiner Tochter gemacht hatte. Aus dieſer neuen Blutſchande wird ein ganzes Neſt voll Schlangen erzeuget, die in den Schooß ihrer Mutter kriechen, und alle die Eingeweide verzehren, daher ſie entſproſſen ſind. Ob eine ſo ſchmutzige und wahrhaftig abſcheuliche Allegorie Wahrſcheinlichkeit genug habe, will ich abermal nicht ſelbſt beurtheilen, ſondern einem jeden ſeine Gedanken davon laſſen. Zum wenigſten ſieht man nicht, warum die Sünde mit dem Tode noch einmal verbothener Weiſe hat zuhalten müſſen. Dieſes hat in der Sache ſelbſt keinen Grund mehr, und ſcheint von dem Poeten nur zur Vergrößerung der Abſcheulichkeiten erſonnen zu ſeyn. Eben dadurch verliert nun ſeine Fabel die Wahrſcheinlichkeit: weil man es nicht begreifen kann, warum der Tod noch die Schlangen habe zeugen müſſen? Nicht beſſer geht es mit dem Paradieſe der Narren, wo die Mönche, Capuciner, Indulgentien, Bullen und Reliquien auf den Flügeln des Windes herumſpazieren; Petrus aber mit ſeinen Schlüſſeln an der Himmelsthür ſteht. Wie konnten alle dieſe Dinge zu der Zeit vorhanden ſeyn, da das Paradies verlohren gegangen? Für den Arioſt würden ſich ſolche Thorheiten beſſer, als für einen Milton geſchicket

ſchicket haben. Ich übergehe hier noch die Abwechſelung des Tages und der Nacht, im Himmel, vor Erſchaffung der Welt; die Weltgegenden, Berg und Thal, ja einen Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künſtliche Dinge machen; zum Exempel, Karthaunen und Schießpulver, womit ſie die Engel zerſchmettern; die Thore und Schildwachten an der göttlichen Reſidenz, und tauſend andre Poſſen mehr. Siehe der Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache ꝛc. I. Band, wo ein Auszug aus dieſem Gedichte zu finden iſt.

24 §. Nun könnte ich noch zu ein paar neuern Heldengedichten der Engländer, nämlich dem Könige **Arthur**, welchen Richard Blackmore gemacht, und dem **Leonidas**, den uns vor kurzem Herr **Glover** geliefert hat, fortſchreiten. Allein, je neuer die Zeiten werden, und jemehr die Vernunft aufgeklärt wird, deſto reiner werden ſolche Werke von allen Fehlern wider die Wahrſcheinlichkeit. Ich mag mich alſo bey Kleinigkeiten nicht aufhalten, und komme auf die Franzoſen. Es iſt Schade, daß **Voltaire** in ſeinem neuen Heldengedichte, darinn er es allen vorigen, in Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, zuvorgethan, nicht gänzlich von Fehlern hat frey bleiben können. Ich will hier nicht an die Fabel gedenken, da er **Heinrichen** den Vierten, ſeinen Helden, gleich im Anfange ſeines Gedichtes eine Reiſe nach Engeland thun läßt, um ſich den Beyſtand der Königinn **Eliſabeth** zuwege zu bringen. Dieſes iſt ja freylich in der Hiſtorie nicht gegründet, und alſo nicht wirklich geſchehen: allein, es iſt doch wahrſcheinlich; weil **Heinrich** damals etliche Monate in einer ſolchen Stille zugebracht, daß man indeſſen von ihm nichts aufgezeichnet findet. Hier ſtund es nun dem Poeten frey, ſeinem Helden, der ohnedem in Frankreich nichts verſäumete, außer Landes was zu thun zu geben. Er zaubert ihn aber nicht etwa in die canariſchen Inſeln, und wieder zurück; wie **Taſſo** es mit ſeinem **Rainald** macht: ſondern er läßt ihn natürlicher Weiſe über den Canal zwiſchen Frankreich und England ſchiffen u. ſ. w.

25. §. Ich frage nur, ob der alte Greis, den er ſo gleich auf der engliſchen Küſte in einer Einöde antreffen, und ſeinem

Helden ſein ganzes künftiges Schickſal vorherſagen läßt; ob dieſe Fabel, ſage ich, Wahrſcheinlichkeit genug für ſich habe? Der Einſiedler muß ein Prophet werden, und zwar ein wirklich von Gott erleuchteter Prophet, dergleichen die im alten Teſtamente geweſen. Der Dichter ſagt ausdrücklich:

Ce Dieu, qu'il adoroit, prit Soin de ſa Vieilleſſe,
Il fit dans ſon Deſert deſcendre ſa Sageſſe,
Et prodigue envers lui de ſes Treſors divins,
Il ouvrit à ſes Yeux le Livre des Deſtins.

Ich weis nicht, ob dieſe vier Zeilen es wahrſcheinlich und glaublich machen können: daß Gott die Bücher des Verhängniſſes einem Eremiten werde eröffnet haben; welches er ohne Noth niemals gethan, auch niemals zu thun verſprochen hat. Um ſo vielmehr aber iſt mir dieſer neue Prophet ärgerlich anzuhören, da er, als ein eifriger Papiſt, die proteſtantiſche Religion für einen Irrthum anſieht; den Uebertritt Heinrichs des IV. zur römiſchen Kirche eine Erleuchtung nennet, u. ſ. w.

De Dieu, dit le Vieillard, adorons les Deſſeins,
Et ne l'accuſons pas des Fautes des Humains.
J'ai vû naitre autrefois le Calviniſme en France,
Foible, marchant dans l'Ombre, humble dans ſa Naiſſance.
Je l'ai vu ſans Support, exilé dans nos Murs,
S' avancer à Pas lents par cent Detours obſcurs.
Enfin, mes Yeux ont vu du Sein de la Pouſſiere
Ce Fantôme effrayant lever ſa Tête altiere,
Se placer ſur le Trône, inſulter aux Mortels,
Et d'un Pied dedaigneux renverſer nos Autels.
Loin de la Cour alors en cette Grotte obſcure,
De ma religion je vins pleurer l' injure.
Là quelque Eſpoir au moins conſole mes vieux Jours;
Un Culte ſi nouveau ne peut durer toujours.
Des caprices de l'Homme il a tiré ſon Etre,
On le verra perir, ainſi qu'on l' a vu naitre etc. etc.

26. §.

26. §. Ob nun ein Prophet, der die gereinigten Wahrheiten des Evangelii für ein Ungeheuer ſchilt, ſie einen neuen Gottesdienſt nennet, und ihren Urſprung aus dem menſchlichen Eigenſinne herleitet, und ihnen einen baldigen Untergang drohet: ob ein ſolcher, ein wahrer Prophet ſeyn könne; das mögen alle Proteſtanten, davon halb Europa voll iſt, ſelbſt bedenken. Gleichwohl verkündiget unſer Einſiedler alles vorher, als ob er die Geſchichte Heinrichs des IV. ſchon zum voraus geleſen hätte. Man darf nicht ſagen, es könne von einem katholiſchen Poeten nicht gefodert werden, daß er als ein Proteſtant ſchreiben ſolle. In Frankreich werde dieſer Eremit wahrſcheinlich genug ſeyn ꝛc. Ich antworte: Voltaire hat in ſo vielen Stellen ſeines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit deſſelben mit beyträgt, genugſam zu verſtehen gegeben, daß er kein ſo blinder Papiſt ſey, als mancher wohl denken möchte. Hat er nun ſelbſt das Herz gehabt, viel Sätze einfließen zu laſſen, die ſeinen Religionsverwandten ſo ſehr misfallen haben, daß er das Land deswegen räumen müſſen: warum hat er nicht vollends dieſen Einſiedler, der doch die Creatur ſeiner Einbildungskraft iſt, ſo gebildet, daß er überall, und nicht nur in Frankreich wahrſcheinlich herausgekommen?

27. §. Ich komme auf die Hexerey der Verſchwornen, die er im fünften Buche ſeines Gedichtes beſchrieben hat; und davon ſchon oben gedacht worden. Es kann ſeyn, daß die damalige Königinn Maria von Medices, eine Liebhaberinn der Zauberkunſt geweſen; und es kann ſeyn, daß ihr Exempel viele ihrer Unterthanen nach ſich gezogen. Es ließe ſich daher auch mit einiger Wahrſcheinlichkeit dichten, die ſechzehn Häupter der Rebellen hätten zu einem Schwarzkünſtler ihre Zuflucht genommen, um das Schickſal ihres Reiches zu erfahren. Dieß finſtre unterirdiſche Gewölbe, alle die abergläubiſchen Zurüſtungen des jüdiſchen Hexenmeiſters, kurz, alles, was vorhergeht, und ſich bloß auf die thörichte Phantaſie der Menſchen gründet, iſt in meinen Augen nicht unwahrſcheinlich. Aber, daß der Poet auf eine ſo verdamm-

liche Begierde das Künftige zu wiſſen, auf ſolche gotteslåſterliche und ruchloſe Beſchwerungen und Zauberformeln, eine Erhörung ihres Wunſches erfolgen låßt, das kann ich ihm nicht vergeben. Gott beſtårket dieſe abergläubiſche Rotte in ihrer Thorheit. Was der Zauberer nicht vermag, das thut derjenige, den er gelåſtert hat: und was das ärgſte iſt, durch ein wahrhaftes Wunderwerk, dabey er die Geſetze der Natur aufheben muß. So ſagt der Poet:

Aux magiques Accents, que ſa Bouche prononce,
Les Seize oſent du Ciel attendre la Reponſe:
A devoiler leur Sort ils penſent le forcer;
Le Ciel, pour les punir, voulut les exaucer,
Il interrompt pour eux les Loix de la Nature.
De ces Antres muëts ſort un triſte Murmure,
Mille Eclairs redoublez dans la profonde Nuit,
Pouſſent un Iour affreux, qui renait et qui fuit.
Au milieu de ces Feux Henri brillant de Gloire,
Apparoit à leurs Yeux ſur un Char de Victoire etc.

Wo hat man nun ein Exempel von dergleichen Begebenheiten gehört oder geſehen, da Gott anſtatt des Satans, einem Hexenmeiſter ſeinen Wunſch erfüllet; ihn dadurch in ſeiner Thorheit geſtårket, und alſo der Ehre ſeines eigenen Namens ſelbſt Hinderniſſe in den Weg geleget hat? Herr **Voltaire**, der ſonſt ſolche geſunde Begriffe von dem höchſten Weſen hat, ſollte ſich hier wohl etwas behutſamer aufgeführt haben; damit er die Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die er andern ſo wohl vorzuſchreiben weis, ſelbſt nicht aus den Augen geſetzt hätte.

28. §. Ich habe mich bisher in Bemerkung der Fehler allein bey den berühmten Heldengedichten der åltern und neuern Zeiten aufgehalten, und würde noch ein deutſches Heldengedicht vornehmen müſſen; wenn eins vorhanden wäre, das die Mühe belohnte. Wir haben zwar den habſpurgiſchen Ottobert, die Proſerpina, ein Stück vom Wittekind und Meſſias: allein dieſe verdienen eben ſo wenig eine Kritik,

tik, als Chapelains Mägdchen von Orleans, oder des St. Amand erretteter Moſes, in Frankreich. Zudem werden ſie faſt von niemanden geleſen, und alſo iſt es nicht zu beſorgen, daß ihr Exempel andre verführen werde. Man ſehe indeſſen, was von dem habſpurgiſchen Ottobert in den kritiſchen Beyträgen zur deutſchen Sprache ꝛc. geurtheilet worden. Ich komme alſo noch mit wenigem auf die Fehler, die in dramatiſchen Poeſien wider die Wahrſcheinlichkeit begangen werden. Die Alten ſind davon eben ſo wenig frey, als die Neuern, und wenn wir ſie gleich loben, ſo wollen wir nicht alles Schlechte damit gut heißen, daß ihnen zuweilen entwiſchet iſt. Sophokles ſoll uns bey den Griechen mit ſeinem Oedipus zum Beyſpiele dienen, daß er auch habe fehlen können: wenn gleich die Fabel überhaupt und das ganze Stück ſeinen Werth behält.

29. §. Der Schauplatz öffnet ſich durch einen Chor thebaniſcher Bürger, die vor den Altären auf ihren Knien liegen, und von den Göttern das Ende ihres Unglücks erbitten wollen. Oedipus, ihr König, erſcheint mitten unter ihnen, und ſagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt ſo berühmt iſt. Was iſt die Urſache, meine Kinder, weswegen ihr hieher gekommen? Iſt es hier wohl wahrſcheinlich, daß die Thebaner ihren Herrn nicht gekannt; und daß er es alſo nöthig gehabt zu ſagen, wer er ſey? oder ſollte es der König eines Volkes nicht wiſſen, daß eine Peſt in ſeinem Lande wüte? Der Hoheprieſter antwortet ihm indeſſen im Namen des Volkes: Du ſiehſt hier Jünglinge und alte Männer vor dir. Ich, der ich dich anrede, bin Jupiters Oberprieſter. Deine Stadt iſt wie ein Schiff, das von Ungewittern beſtürmt wird ꝛc. Und hier fängt er ihm an die Peſt zu beſchreiben, die im Lande damals wütete. Sollte hier wohl Oedipus wiederum den Hohenprieſter nicht gekannt haben? Indem die Beſchreibung der Peſt noch währet, kömmt Kreon, der Jokaſta Bruder, den man an das Orakel geſchicket hatte, eine göttliche Antwort wegen der Landplage zu vernehmen.

nehmen. Dieſer redet den Oedipus an: Herr, ſpricht er, wir haben vormals einen König gehabt, der Lajus hieß. Ich weis es, erwiedert jener, ob ich ihn gleich niemals geſehen habe. Er iſt erſchlagen worden, verſetzt Kreon, und Apollo will, daß wir ſeine Mörder zur Strafe ziehen ſollen. Hierauf fragt Oedipus: iſt denn Lajus zu Hauſe, oder im Felde erſchlagen worden?

30. §. Hier ſieht nun wohl abermal ein jeder, es ſey gar nicht wahrſcheinlich, daß Kreon eine ſo bekannte Sache, als der Tod des Königs Lajus in Theben ſeyn mußte, demjenigen, als was Unbekanntes würde erzählet haben, der an ſeiner Stelle ſchon etliche Jahre regieret hatte: vielweniger, daß Oedipus ſich in ſo langer Zeit nicht mehr um die Art ſeines Todes bekümmert haben würde. Doch er fährt fort, zu fragen: ob denn aus der Anzahl der Gefährten, die bey dem erſchlagenen Könige geweſen, niemand wieder zurücke gekommen? Einer, der wirklich mit zugegen geweſen, giebt zur Antwort, daß es von einer Menge von Straßenräubern geſchehen; da es doch von einer einzigen Perſon, nämlich vom Oedipus ſelbſt geſchehen war. Wie war es nun möglich, eine ſo falſche Antwort zu geben, da man bey Entdeckung der Wahrheit nicht das geringſte zu beſorgen hatte? Oedipus vernimmt endlich, daß Phorbas, einer von den damaligen Gefährten des Lajus noch lebe; und von dieſem hätte er leicht völlige Nachricht einziehen können. Allein, er läßt ihn, wider alles Vermuthen, nicht einmal zu ſich fodern. Auch der Chor, der ihm allezeit Anſchläge giebt, denket nicht daran; ſondern räth ihm, lieber den Tireſias fodern zu laſſen. Endlich in der vierten Handlung kömmt Phorbas. Ohne Zweifel denkt man hier, Oedipus werde ihn mit großer Ungeduld fragen: Wie es mit dem Tode des Königes bewandt geweſen? weil er ſo begierig war, ſeinem Volke zu helfen. Aber nichts weniger, als das. Die Tragödie endigt ſich, ehe Phorbas ein Wort von dem Tode ſeines Herrn zu reden bekommen hat.

31. §. Dieß mag zu einer Probe genug ſeyn, daß Sophokles die Wahrſcheinlichkeit nicht genau beobachtet habe. Wer ſich ausführlicher darum bekümmern will, der kann die Kritik nachleſen, die Voltaire über die drey Oedipen, nämlich den griechiſchen, des Corneille franzöſiſchen, und ſeinen eigenen gemacht hat. Imgleichen kann man die Kritik über den Cid, von der franzöſiſchen Academie, in dieſer Abſicht zu rathe ziehen; welches Stück auch in der deutſchen Schaubühne I. Theile befindlich iſt. In eben dieſem Theile ſteht auch mein Cato, von welchem in den kritiſchen Beyträgen eine Beurtheilung, nebſt einer Antwort zu leſen iſt. Man ſehe auch in eben dieſen Beyträgen, was von dem gedrückten und erquickten Jacob, imgleichen vom Trauerſpiele Polyeuktes, dem dresdeniſchen Telemach, und Herodes dem Kindermörder, endlich auch von Schakeſpears Cäſar, hin und wieder geurtheilet worden. Die Liebhaber der Opern mögen St. Evremonts Gedanken darüber nachſchlagen, die in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft überſetzt zu leſen ſind. Und überhaupt von theatraliſchen Poeſien kann man nachleſen, was Cervantes im Don Quirote, einen gewiſſen Canonieus, davon hat ſagen laſſen. Die Wahrſcheinlichkeit in Schäfergedichten anlangend, darf man nur Fontenellens Diſcurs, der auch bey ſeinen auserleſenen Werken von mir überſetzt anzutreffen iſt, imgleichen den Guardian davon beſehen. Die Satire betreffend, ſehe man Muralts Briefe an die Franzoſen nach, wo er des Boileau Satire über Paris unterſuchet hat.

32. §. Ich ſehe es ſchon vorher, daß viele dieſe beyde letzte Hauptſtücke mit ſcheelen Augen werden angeſehen haben. Es wird wenigen von unſern deutſchen Poeten gefallen, daß man ſich die Freyheit nimmt, die Gedichte der größten Meiſter ſo ſcharf zu prüfen. Man wird ſagen, es ſchicke ſich nicht, aller Leute Geſchmack nach ſeinem eigenen Leiſten zu meſſen. Was mir nicht gefiele, das könnte deswegen doch andern gefallen, und alſo auch ſchön ſeyn. Und endlich wäre ich der Mann nicht, der ſich über die größten Meiſter zum

Richter erheben könnte. Allein ich antworte auf dieſes letzte, daß ich mir meiner Schwachheit ſelbſt wohl bewußt bin. Ich habe ſelbſt kein Heldengedicht geſchrieben, und gebe mich alſo für keinen Poeten aus, der allen denen gleich zu ſchätzen, geſchweige dem vorzuziehen wäre, die ich beurtheilet habe. Allenfalls iſt es auch gar nicht nöthig, ſelbſt was beſſers machen zu können, wenn man andre nach den Kunſtregeln beurtheilet. Sind denn Ariſtotels Rhetorik und Poetik deswegen zu verwerfen, weil ihr Urheber ſelbſt weder ein großer Redner, noch ein Poet geweſen? Seine Regeln ſind doch richtig, und ſeine Urtheile von ſo vielen poetiſchen und oratoriſchen Werken ſeiner Zeit bleiben wohl gegründet; ſo lange Vernunft und Geſchmack in der Welt ſeyn wird. Zudem habe ich mir ja keine neue Geſetze und Kunſtregeln ausgeſonnen: ich ſage nur Anfängern in der Poeſie, was ich von den Alten für poetiſche Regeln gelernet habe, und wie man die Gedichte darnach prüfen müſſe. Horaz machte es auch ſo:

Fungar vice cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.
Munus et officium, nil ſcribens ipſe, docebo;
Unde parentur opes, quid alat formetque poetam?
Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error?

33. §.

* FOR this reaſon we preſume not only to defend the Cauſe of CRITICKS; but to declare open War, againſt thoſe indolent ſupine *Authors*, *Performers*, *Readers*, *Auditors*, *Actors or Spectators*; Who making their HUMOUR alone the Rule of what is beautiful and agreeable, and having no Account to give of ſuch odd FANCY, reject the *criticizing* or *examining Art*, by which alone they are able, to diſcover the *true* BEAUTY and WORTH of every Object.

ACCORDING to that affected Ridicule which theſe inſipid Remarkers pretend to throw upon juſt CRITICKS the Enjoyment of all real Arts or natural Beautys, wou'd be intirely loſt. Even in Behaviour and Manners we shou'd at this Rate become in Time as barbarous, as in our Pleaſure and Diverſions. I wou'd preſume it, however, of theſe *Critick-Haters*, that they are not yet ſo uncivilized, or void of all ſocial Senſe as to maintain: *That the moſt barbarous Life, or brutiſch Pleaſure, is as deſirable as the moſt poliſhd or refin'd.*

FOR my own Part, when I have heard ſometimes Men of reputed Ability join in, with that effeminate

33. §. Den Freunden des willkührlichen Geſchmacks aber aufs erſte zu antworten, ſo gebe ich ihnen eine treffliche Stelle des Grafen von Schaftsbury zu überlegen, die ich, weil das Buch nicht überall zu haben iſt, herſetzen will. * Ueberdas aber gebe ich es ihnen zu bedenken, ob ſie auch demjenigen das Wort reden wollen, der in der Unterſcheidung der Metalle ſich auf den Augenſchein allein verlaſſen; Gold, Meſſing, Silber und Zinn für einerley halten, und ſich über denjenigen erzürnen wollte, der bey dem Einkaufe ſolcher Waaren ſich des Probierſteins bedienete, oder eine Goldwage zu rathe zöge? Meines Erachtens werden ſie ſo billig ſeyn, und die Behutſamkeit dieſes letztern, der Einfalt des erſtern vorziehen: weil nicht die Farbe, ſondern der innere Gehalt und die Schwere den wahren Werth der Metalle entdecket. Daſſelbe Urtheil nun muß ja billig von dem menſchlichen Witze und ſeinen Früchten gefället werden. Es muß nicht auf den bloßen Glanz und Schimmer ſeiner Werke ankommen; weil nicht alles Gold iſt, was da gleißt. Was nicht bey der geſunden Vernunft die Probe, oder den Strich hält, das kann nicht für vollgültig genommen werden. Die Regeln der Kunſtrichter aber, die gehörig erwieſen worden, ſind der poetiſche Probierſtein, der das Zweifelhafte entſcheiden, und die wahren Schönheiten ſo ſehr ins Licht ſetzen, als die falſchen

nate plaintive Tone of *Invective* againſt CRITICKS, I have really thought, they had it in their Fancy, to keep down the growing Genius of the Youth, their Rivals, by turning them aſide from that *Examination* and Search, on which all Performance, as well as good Judgment depends etc. Tom. III. ſeiner Characteriſtics Miſc. III. C. 2. p. 165. D. i.

Aus dieſer Urſache, wollen wir nicht allein die Sache der Critikverſtändigen vertheidigen; ſondern auch allen den nachläßigen und gleichgültigen Schriftſtellern, Verfaſſern, Leſern, Zuhörern, Schauſpielern und Zuſchauern einen offenbaren Krieg ankündigen, die ihre Einfälle allein zu einer Regel der Schönheiten und Annehmlichkeiten machen; und da ſie von dieſem ihrem Eigenſinne, oder ihrer wunderlichen Phantaſie keine Red und Antwort geben können, die Kritik, oder Unterſuchungskunſt verwerfen; wodurch ſie doch allein geſchickt werden könnten, die wahre Schönheit und den rechten Werth jedes Dinges zu entdecken.

Nach der erzwungenen Auslachenswürdigkeit, die ſolche abgeſchmackte Leute wahren Kunſtrichtern aufbürden wollen, würde das Beluſtigende von allen Künſten und natürlichen Schönheiten

falſchen Putzwerke und weſentlichen Unrichtigkeiten ſinnreicher Schriften beſchämen kann.

34. §. Was ſoll man alſo von denen denken, oder ſagen, die uns auf gut miltoniſch, mit der Geiſterwelt, den Cherubim und Seraphim, den Teufeln aller Arten, oder den Feyen und Hexen plagen? die uns in allen dieſen Dingen Geheimniſſe der Religion vortragen, die über alle Vernunft, und folglich über alle Wahrſcheinlichkeit ſind? Dieſes, daß ſie uns die Sphäre der Dichtkunſt über den menſchlichen Begriff hinaus erſtrecken, und ſich alle Augenblick in die Gefahr begeben, wider die Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit zu verſtoßen. Denn nicht zu gedenken, daß es gottlos iſt, die geoffenbarte Religion mit ihren abgeſchmackten Erdichtungen zu erweitern, d. i. die Wahrheit mit Lügen zu verbrämen, und ſie ſolchergeſtalt der heidniſchen Mythologie gleich zu machen, die jeder Poet drehete und wendete wie er wollte: ſo ſündigen ſolche Dichter auch wider die vernünftige Poeſie ſelbſt, die nicht für Schwärmer, ſondern für geſcheide Leſer arbeitet. **Jakob Böhme** und **Pordätſch** mögen ihre Träume und Hirngeburten in die Religion mengen: kluge Dichter bleiben bey wahrſcheinlichen, das iſt, bey menſchlichen und ſolchen Dingen, deren Wahrſcheinlichkeit zu beurtheilen, nicht über die Gränzen unſrer Einſicht geht.

Das

heiten verlohren gehen. So gar in Trachten und Sitten würden wir zu dieſen Zeiten ſo barbariſch werden, als wir in unſern Ergetzungen und Luſtbarkeiten ſind. Doch will ichs von dieſen Feinden der Kritik hoffen, ſie würden nicht ſo unhöflich, oder von aller Menſchlichkeit ſo entfernt ſeyn, zu behaupten: daß das allerunmenſchlichſte Leben, und ganz viehiſche Beluſtigungen, eben ſo hoch, als die artigſten nud feineſten Vergnügungen zu ſchätzen wären.

Meines theils, wenn ich zuweilen Männer von bekannter Geſchicklichkeit, mit einem weibiſchen und kläglichen Tone, wider die Kunſtrichter habe eifern hören; ſo habe ich wirklich gedacht: Sie hättens im Sinne, den anwachſenden Geiſt junger Leute, die ihnen nacheifern, niederzuſchlagen; indem ſie dieſelben von derjenigen Unterſuchung und Prüfung abzuwenden ſuchen, ohne welche eine tüchtige Arbeit ſo wenig, als ein richtiges Urtheil beſtehen kann.

Das VII. Hauptſtück.
Von poetiſchen Wörtern.

1. §.

Wir haben oben gewieſen, daß ein Dichter ſeine Nachahmung durch eine harmoniſche und wohlklingende Rede ins Werk richte. Die Rede nun iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, der durch Wörter geſchieht, welche entweder einzeln, oder mit andern zuſammengenommen, ihre Bedeutungen haben. Dieſe letztern bekommen den Namen der Redensarten, und davon wird in dem folgenden Hauptſtücke gehandelt werden. Hier will ich nur von der erſten Gattung handeln, und theils ihren mannigfaltigen Unterſcheid, theils ihren vernünftigen Gebrauch in der Poeſie zeigen.

2. §. Fürs erſte iſt es bekannt, daß die Sprachverſtändigen, ſowohl in der deutſchen Sprache, als in der lateiniſchen, achterley Gattungen von Wörtern bemerket haben, die zur Ausdrückung und Verbindung unſrer Gedanken nöthig ſind. Wir haben **Nennwörter**, womit wir theils die Sachen, theils ihre Eigenſchaften anzeigen, z. E. Kopf, Hand, Buch; gelehrt, geſchickt, gründlich, u. d. gl. Wir haben **Fürwörter**, die anſtatt der vorigen gebraucht werden können, um gewiſſe Wiederholungen zu erſparen. Z. E. Ich, du, er; der, die, das; dieſer, dieſe, dieſes, u. ſ. w. Wir haben **Zeitwörter**, um das Thun oder Leiden gewiſſer Dinge zu bedeuten: als ſchreiben, leſen, hören, lernen, u. d. gl. und die werden wiederum in ihre Claſſen abgetheilet. Wir haben **Mittelwörter**, die von den vorigen etwas, und von den Nennwörtern auch etwas an ſich haben, und alſo zwiſchen beyden das Mittel halten. Z. E. Das Wort **verworfener** deutet erſtlich auf ein vergangenes Leiden, das einer Sache, die verworfen worden, wiederfahren; hernach aber auch

17

die Eigenſchaft, z. E. eines ſchlechten Reimes: ein verworfener Reim. Wir haben ferner **Nebenwörter**, dadurch die Bedeutungen der Hauptwörter entweder eingeſchränket oder vergrößert, oder ſonſt auf gewiſſe Weiſe beſtimmet werden: als z. E. **wohl** ſchreiben, **recht** reimen, **ſchön** denken, **ſtark** rühren. Wir haben **Vorwörter**, welche man bey den Nenn- und Fürwörtern nöthig hat, ihre Verhältniſſe unter einander anzuzeigen: als, **von** Rom, **nach** Paris; **bey** uns, **zu** ihm, **über** die Wolken, **im** Staube, **unter** dem Pöbel. Wir haben **Verbindungswörter**, die den Zuſammenhang unſrer Begriffe anzeigen, als da ſind: **und, auch, aber, denn, weil, daſern**, u. d. gl. Endlich haben wir auch **Zwiſchenwörter**, die oft zum Ausdrucke gewiſſer Gemüthsbewegungen und anderer kleiner Umſtände dienen, die zu den vorigen nicht gebracht werden können. Als: **Ach! O! Weh! Hey! Sa, Sa! St! Wohlan! luſtig!** u. d. m.

3. §. Aller dieſer Gattungen von Wörtern kann ein Poet eben ſo wenig, als die Geſchichtſchreiber und Redner entbehren. Ohne Zeichen kann er ſeine Gedanken nicht ausdrücken; und keine Art derſelben iſt bequemer, als die obigen Arten der Wörter. Allein er bedienet ſich oftmals gewiſſer Freyheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt ſeyn würden. Ich würde hier Regeln und Exempel davon geben müſſen, wenn ſich ſolches nicht bequemer bey den folgenden Abtheilungen der Wörter thun ließe. Man kann nämlich dieſelben überhaupt, entweder als veraltete, oder als übliche, oder als neugemachte Wörter anſehen, und dabey fragen: welche von dieſen eigentlich für einen Poeten gehören? Die andern Unterſchiede der Wörter, z. E. einheimiſche und ausländiſche, niedrige und hohe, ehrbare und ſchändliche, matte und nachdrückliche, ſollen auch an ihrem Orte beyläufig berühret werden.

4. §. Was die altfränkiſchen Wörter betrifft, ſo finden wir ſie in den Schriften, die vor und um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ja bis auf **Opitzens** Zeiten, ver-

fertiget worden. Man darf nur den **Reineke Fuchs**, **Theuerdank**, **Hans Sachſen**, **Ringwalden**, und den **Froſchmäuſeler** nachſehen: ſo wird man die Proben ganz häufig finden. Z. E. im Theuerdank ſteht gleich von Anfang **beſchaffen** für geſchaffen, (nach welcher Form auch unſere Canzelliſten noch **beſchehen** für geſchehen, zu ſetzen pflegen,) **Gemahel** für Gemahlinn, **Künigein** für Königinn, **Befilh** für Befehle, **beſtet** für beſtattet, **von nahenden** für nahe, **einhelligklich** für einhällig, **endtſchüttet** für beſchützet, **abgan** für abgehen, **morgenich** für morgende, **Faulkeit** für Faulheit, **Ruck** für Rücken, **oft** und **dick** für vielmals, **Gehueren** für Geweihe oder Gehörne eines Hirſches; **benuegich** für vergnügt, **öffen** für eröffnen, **kecklichen** für beherzt ꝛc. Doch genug, denn ſonſt müßte ich ein ganzes Wörterbuch machen. Wer mehrere wiſſen will, kann ſich in Herrn **Wachters** und **Friſchens** deutſchen Wörterbüchern, oder auch in **Leibnitzens** und **Eckards** Collectaneis Etymologicis, nicht weniger in den kritiſchen Beyträgen hin und wieder umſehen. Man ſieht es wohl, daß in einigen dieſen Wörtern die Rechtſchreibung altfränkiſch iſt; von einigen auch ganz und gar ungewöhnlich geworden. Zuweilen iſt auch wohl das Geſchlecht verändert, als wenn z. Exempel im Theuerdank ſteht, **das Jeiaid**; anſtatt daß wir itzo die Jagd ſagen. Wenn man nun aber in noch ältere Zeiten zurücke geht, ſo findet man gar unverſtändliche Wörter, die man auch im Zuſammenhange nicht errathen kann. Was heißt z. E. in folgenden Zeilen das letzte Wort?

> Vnnd mit ganzen trewen Warnen
> Ihr müßt die Königinn erarnen.
>
> Theuerd.

Unzählicher anderer, die im **Ottfried**, **Willeram**, **Stricker**, **Winsbek** und dergleichen alten Schriften vorkommen, zu geſchweigen; die man in **Schilters** Werke nachſehen kann.

5. §. Hier fragt ſichs nun, ob ein Poet ſich ſolcher alter Wörter bedienen könne? Von der letzten Art kann man

wohl kein Bedenken tragen, mit Nein zu antworten. Denn was einen unverſtändlich machet, das muß man mit Fleiß vermeiden. Von den erſten aber iſt es ebenfalls nicht anders. Durch die ſeltſame Figur, die ſolche Wörter itzo in unſern Augen machen, würde ein Gedicht nur lächerlich werden; oder, wenn ſie oft vorkämen, ſo würde ein Vers nur rauh und grob davon ausſehen. Diejenigen von unſern Dichtern, verdienen alſo eben ſowohl getadelt zu werden, die ſich ſolcher verlegener Wörter bedienen; als die lateiniſchen Poeten, die ſich aus dem **Plautus**, **Pacuvius**, **Lucretius**, u. a. d. die ſeltſamſten Wörter ausſuchen, ihre Gedichte damit auszuputzen: worüber **Accurſius** ſie in einem eigenen Geſpräche verſpottet hat, darinn er einen **Oſcier** und einen **Volſcier** redend eingeführet hat. Ich habe einen Geiſtlichen gekannt, der ſich aus D. Luthers Schriften die allerälteſten Wörter und Redensarten anmerkte, und ſeine Predigten damit ausſtaffirte. Seine Meynung war dabey, ſich als Luthers eifrigen Schüler zu bezeigen: aber, eine ſo ſeltſame Nachahmung, machte ihn nicht nur unverſtändlich, ſondern auch lächerlich. Einem Poeten würde es nicht beſſer gehen, wenn er dergleichen thun wollte: es wäre denn, daß er mit Fleiß die Schreibart der Alten, in einem ſogenannten Knittelreime, nachahmen wollte; da es denn nicht nur erlaubt, ſondern auch eine Schönheit ſeyn würde, alles recht altfränkiſch zu machen.

6. §. So viel iſt indeſſen gewiß, daß man in gewiſſen alten Büchern zuweilen Wörter findet, die ſich auch zu unſern Zeiten noch ſehr wohl brauchen laſſen: obwohl ſie ſeit funfzig oder hundert Jahren aus der Mode gekommen. Z. E. Das Wort **Geſchwader**, Eſcadron, iſt heutiges Tages faſt nicht mehr zu hören; gleichwohl haben wir kein beſſers an deſſen Stelle erfunden; man wollte denn Schwadronen ſagen. Nun haben zwar gewiſſe neuere, jenes Wort von einer Schiffsflotte zu brauchen angefangen, aber mit ſchlechtem Beyfalle, weil es ſich dazu nicht ſchickt. Das Wort **Buhlſchaft** iſt noch von Opitzen und Flemmingen

gebraucht

gebraucht worden, dasjenige anzuzeigen, was die Franzoſen Maitreſſe, und die Halbdeutſchen eine Courteſie nennen. **Die Verliebungen**, les Amours, iſt gleichfalls ein Wort, welches wir nicht beſſer auszudrücken im Stande ſind: ich finde es aber in einem Buche von 1648. gebrauchet. Wenn ſich nun ein Poet dieſer und dergleichen Wörter mit Verſtande und mäßig bedienet, ſo kann man ihn nicht tadeln; ſondern hat vielmehr Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er ein geſchicktes Wort aus dem Staube der Vergeſſenheit wieder hervorgezogen hat, darein es ohn alle ſeine Schuld gerathen war. **Virgil** hat es oft ſo gemacht.

7. §. Wegen der üblichen Wörter, ſcheint es bey einem Poeten keine Schwierigkeit zu haben: allein man kann doch verſchiedene gute Anmerkungen darüber machen: denn nicht alles, was üblich iſt, iſt von gleichem Schrote und Korne. Zum erſten ſind dieſelben entweder gemein, ſo, daß ſie auch den einfältigſten Leuten geläufig ſind: oder ſie ſind ungemein und ſeltſam; weil ſie nur unter den Gelehrten zu Hauſe ſind, oder in ihren Büchern vorkommen. Ein Poet hat nach Anleitung des erſten Hauptſtückes die Abſicht, ſich durch eine edle Art des Ausdruckes in Hochachtung zu ſetzen, und gleichſam die Sprache der Götter zu reden. Daher muß er denn nicht die allergemeinſten, ſondern die ungemeinſten Wörter brauchen; zumal wenn er in ſeinem eigenen Namen ſchreibt. Wenn z. E. gemeine Leute ſagen: **Der Kopf thut mir wehe**: ſo ſpricht etwa der Poet: **Ein Schmerz durchdringt mein Haupt.** Jenes hört man täglich, darum klingt es nicht edel: dieſes hört man ſelten; darum iſt es edler und erhabener. Dieſes ſollten ſich alle die niederträchtigen Versmacher geſagt ſeyn laſſen, die ſich mit ihren pöbelhaften Reimen bis in die Sprache der Diener und Mägde herunter laſſen. Sie wollen deutlich und luſtig ſchreiben; aber ihre Hippokrene führt ein ſchlammigtes Waſſer bey ſich, welches oft gar ſtinkend iſt. Indeſſen muß man durch die edlen Worte und Ausdrücke, nicht ein hochtrabendes und auf Stelzen gehendes Weſen verſtehen. Viele wiſſen hier keinen

Unterſcheid zu machen. Weil ſie das niedrige fliehen, ſo verſteigen ſie ſich über alle Wolken.

Profeſſus grandia, turget,

ſagt Horaz von ſolchen ſchwülſtigen Geiſtern. Sie erſinnen ſich von den gemeinſten Sachen ſeltſame Redensarten, die alles mehr verdunkeln als erheben. Dadurch ſuchen ſie die Einfältigen zu betrügen, daß ſie hinter dem Nebel unverſtändlicher Worte, wer weis was ſchönes, zu ſehen glauben; da es doch die ſchlechteſte Sache von der Welt iſt. Es iſt ein anders, hochtrabend ſchreiben; ein anders aber, ſich im Kothe wälzen. Das Mittel iſt das beſte.

8. §. Doch ſind die gemeinen Wörter auch nicht ganz zu verwerfen. In gewiſſen Gattungen der Gedichte, wo das Natürliche mehr herrſchen muß, würde es ein Uebelſtand ſeyn, lauter geſuchte Ausdrückungen zu brauchen. Z. E. In einem Schäfergedichte, Briefe, zärtlichen oder luſtigen Liebesliede, imgleichen in einer Satire oder Komödie, ſind die gewöhnlichſten Wörter gemeiniglich die beſten. Die Urſachen davon werden in den beſondern Regeln von dieſen Gattungen vorkommen. So gar die ganz niederträchtigen und pöbelhaften Wörter können einem Poeten nicht ganz verbothen werden, wenn ſie nur nicht wider die Ehrbarkeit laufen. Er muß ja zuweilen dergleichen Perſonen redend einführen, die gewiß auf keine andere Art ihre Gedanken von ſich geben können. Der berühmte Spanier, Cervantes, hat dieſes ſehr wohl beobachtet, wenn er ſeinen Sanſcho Panſa, als ein Bauerkerl, ganz abgeſchmackt, und in lauter bäuriſchen Sprüchwörtern reden läßt. Alle Wörter aber, die Unfläthereyen bedeuten, alles was wider den Wohlſtand läuft, alles was guten Sitten zuwider iſt, das muß der Poet auch bey den allerniedrigſten Ausdrückungen zu vermeiden wiſſen: wie in den Anmerkungen zu Horazens Dichtkunſt ſchon erwieſen worden. Ich weis alſo nicht, ob Rachel allemal zu entſchuldigen ſeyn wird, wenn er ſich in ſeinem ſatiriſchen Eifer ſo ſehr herunter läßt, daß er ſich

auch

auch ſchmutziger Redensarten bedienet. Z. E. in ſeiner Satire vom Guten und Böſen, heißt es bald anfangs:

> Woher haſt du, o Held, den Urſprung doch genommen,
> Du biſt der Mutter, traun! nicht aus der Naſen kommen,
> Wie ein gemeiner Rotz.

Doch was man dem vorigen Jahrhunderte noch überſehen könnte, das würde in dem itzigen unerträglich ſeyn.

9. §. Unter die üblichen Wörter möchte mancher auch wohl die ausländiſchen, ſonderlich lateiniſchen und franzöſiſchen rechnen wollen: weil nämlich nichts gewöhnlicher iſt, als dieſelben mit in unſere Sprache zu miſchen, wenn wir reden. Dieſes Uebel iſt auch ſo neu nicht, als man wohl denken ſollte, ſondern ſchon vor hundert und mehr Jahren, hat ſich Opitz in ſeiner deutſchen Poeterey darüber beſchweret. „So ſteht es auch zum heftigſten unſauber, ſchreibt er, wenn „allerley lateiniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und wälſche Wör„ter in den Text unſerer Rede geflickt werden; als wenn „ich ſagen wollte:

> Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion,
> Die euch ein Chevalier, ma Donna, thut erzeigen,
> Ein handvoll von Favor petirt er nur zu Lohn,
> Und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen.

„Wie ſeltſam nun dieſes klingt, fährt er fort, ſo iſt nichts „deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurzen Jahren ſo ein„geriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche „Wörter, die er zum öftern nicht verſteht, erwiſcht hat, bey „aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben herauszuwerfen.„ Er erweiſet ſeinen Satz durch das Exempel der Lateiner, welche faſt kein einzig griechiſch Wort in ihre Verſe gemiſcht: ausgenommen wo Juvenal, theils über das römiſche Frauenzimmer geſpottet, die aus Galanterie ihren Buhlern auf griechiſch liebkoſeten; theils einmal ein gewiſſes Laſter, welches er aus Schamhaftigkeit nicht lateiniſch nennen wollen, griechiſch ausgedrücket hat.

10. §. Seiner Regel ſind alle gute Poeten unſers Vaterlandes gefolget, bis einige neuere, als Weiſe, Philander,

und **Amaranthes** von der angeführten Reinigkeit abgewichen. Daß aber auch vor dieſen noch andere in gleichen Fehler verfallen ſind, erhellet daraus, daß verſchiedene patriotiſche Geiſter ihren Eifer wider die Sprachenmengerey durch die ſchärfſten Stellen erwieſen haben. **Andreas Gryph** hat in ſeinem Horribilicribrifax ſowohl dieſen Großſprecher, als ſeinen Gegner Daradiridatumtarides, das Wällſche, Spaniſche, Franzöſiſche; den Schulfuchs Sempronius hergegen, das Griechiſche und Lateiniſche, auf eine lächerliche Art ins Deutſche miſchen laſſen, um andern einen Abſcheu davor zu erwecken. **Rachel** hat ſich gleichfalls bemühet, eine ſo üble Gewohnheit abzuſchaffen, und in ſeiner ofterwähnten Satire, der Poet, folgender Geſtalt geſchrieben:

Es war ein neu Geſpräch allmählich aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen:
Daß eine Zunge nur, ein deutſcher Mann allein,
Aus nüchterm Munde ſprach, franzöſiſch, wälſch, latein.
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich ſelbſt hab einen hören ſprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyersmann,
Hub ſeinen Mengelmuß mit dieſen Worten an:
Ca Maitre! machet mir en façon der Franzoſen,
Für gut contentement ein paar geraumer Hoſen.
Ich ſelber bin mir gram, mir knorrt der ganze Leib,
Daß ich jusqu' à preſent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethan? Was hab ich nicht erlitten,
O Cloris! dein amour und Schönheit zu erbitten?
Weil dein Eclat ſo weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kieſel ſteht.
Soleil de notre tems! O Auszug aller Tugend!
O himmliſcher Treſor! ꝛc. ꝛc.
Dieß war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben:
Nun denk ihm einer nach, wenn dieſes ſollte bleiben,
So wie der Anfang war, bey jedermann gemein;
Welch eine Sprache ſollt in Deutſchland endlich ſeyn?
So hat die Barbarey ſonſt das Latein zerſtücket,
Und Gothiſch, Wendiſch, Deutſch mit Macht hineingeflicket.
Dadurch kam allererſt der Miſchmaſch auf die Welt,
Den Frankreich, Wälſchland ſelbſt und Spanien behält.

Der Gentleman hat auch ſein Theil davon bekommen,
Ein Wörtlein hier und dar, von allem was genommen:
Und eben dieſes wär den Deutſchen auch geſchehn;
Wenn nicht mit allem Ernſt da wäre zugeſehn,
Der Lapperey gewehrt, das gute Deutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf von fremder Völker Zungen ꝛc. ꝛc.

Er fährt noch weiter fort, und ſtellet ſo gar einen Geiſtlichen vor, der das Evangelium vom Hauptmanne zu Kapernaum in einer neumodiſchen Sprache auf der Kanzel vorgetragen, welches wohl werth iſt, geleſen zu werden. Dieſer **Rachel** ſelbſt iſt in dieſem Stücke ſo gewiſſenhaft, daß er in der Vorrede zu ſeinen zehn Satiren (in 12. vom 1700. Jahre) ausdrücklich erinnert; daß er zwey oder drey lateiniſche, vieleicht auch ſo viel franzöſiſche Wörter mit eingeſchoben, nicht unwiſſend, daß ſolches im Deutſchen kein geringer Solöciſmus iſt. Er habe es aber mit Fleiß gethan, derer zu ſpotten, die ſich auf ſolche Weiſe hervorthun wollten: wie es auch die Lateiner mit denen gemacht, die halb lateiniſch, halb griechiſch hätten reden wollen. Was könnte ich nicht noch aus **Laurenbergs** plattdeutſchen Scherzgedichten für Zeugniſſe anführen? wenn es nöthig wäre, eine ſo ausgemachte Sache noch weitläuftiger zu erweiſen.

11. §. Ein deutſcher Poet bleibt alſo bey ſeiner reinen Mutterſprache, und behänget ſeine Gedichte mit keinen geſtohlnen Lumpen der Ausländer. Aber wie hält es mit den eigenen Namen der Perſonen, Städte, Flüſſe, Länder und Berge? Dieſe kann man unmöglich vermeiden. Denn wer kann allen ſolchen Dingen deutſche Benennungen geben, die doch verſtändlich wären? Man läßt alſo dieſe Namen, nach Opitzens Regel, aus dem VI. Cap. ſeiner Poeterey, unveränderlich durch alle Abfälle; und zwar in der Nenn- und Rufendung, **ohne**, in den übrigen Endungen mit dem Geſchlechtsworte. Z. E.

Ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kann und mag; will ſetzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit, durch meiner Leyer Kunſt,
Die braune **Flavia**. Opitz.

Nicht Flaviam, u. d. m. Zuweilen geht es an, daß man von langen Namen die letzten Sylben weg läßt, und alſo ein Wort von deutſcher Endung draus macht. Als z. E. Homer, Herodot, Plutarch, Auguſt, Virgil, Lucian, Terenz, Ovid, Marin, u. ſ. w. Alsdann laſſen ſich bey den meiſten auch die Veränderungen der Abfälle machen, z. E. Homers Gedichte, Herodots Hiſtorie, Plutarchs Schriften, Lucians Spöttereyen ꝛc. Kann man aber durch die Endung nicht alle Abänderungen andeuten, wie es z. E. mit der Gebendung und Klagendung zu gehen pflegt; ſo ſetzt man den Artikel vor, dem Herodot, den Homer, u. ſ. f.

12. §. Bey etlichen aber will auch das erſte nicht angehen. Als bey Terenz und Horaz kann ich unmöglich ſagen, des Terenzes, des Horazes: ſondern da bin ich genöthiget, entweder die lateiniſche Endigung, oder die deutſche Verkürzung unverändert zu behalten, und den Abfall durch den Artikel anzudeuten. Gewiſſe Namen haben an ſich ſchon deutſche Endungen, als Solon, Alexander, Hannibal, u. d. gl. Und dieſe können ohne alle Aenderung nach Art deutſcher Wörter gebraucht werden. Die Endigungen **as**, **es**, **is**, **os** und **us**, imgleichen die Namen, die ein *a*, *o*, oder einen andern lauten Buchſtaben zum Ausgange haben, ſind am ſchlimmſten nach deutſcher Art zu brauchen. Den man kann nicht ſagen, Epaminondas's, Sylla's, Praxiteles's, Phyllis's, Minos's und Atticus's ꝛc. berühmte Namen. Die Engelländer machens in ihrer Sprache ſo, und im Deutſchen habens einige nachthun wollen; aber noch keine Nachfolger gefunden. Es iſt alſo am rathſamſten, alle die Wörter entweder zu laſſen, wie ſie ſind, und den deutſchen Artikel vorzuſetzen, als des Sylla, dem Cicero, die Phyllis ꝛc. oder den verkürzten Zeugefall der Lateiner, z. E. Cicerons, Catons u. d. gl. zu gebrauchen; oder ſie nach Gelegenheit gar auf lateiniſche Art zu verändern. **Z. E. Simon Dach** ſchreibt faſt vor hundert Jahren ſo:

> Hier muß ſich mit ſchönen Flüſſen,
> Hippokrene ſelbſt ergießen.

Mein

Mein Parnaß ragt hier hervor;
Hier kann Sokrates gebiethen,
Und die Kunſt des Stagiriten
Hebet hier das Haupt empor.
Plato, Tullius, Euklides,
Maro, Flaccus, Ariſtides,
Und der Aerzte Fürſt, Galen,
Kriegen hier ein neues Leben,
Ja man ſieht noch hier erheben,
Paleſtinen, Rom, Athen.

worinnen man faſt von allen obigen Regeln zulängliche Exempel antreffen und zugleich ſehen kann, daß in der erſten Endung, oder im Nennfalle kein Geſchlechtswort nöthig iſt. Hergegen in den andern Fällen würde es wunderlich klingen, wenn man ſagen wollte, Phyllis Hand, an Phyllis, gib es Phyllis, von oder mit Phyllis; wie einige neuere ſo verſtümmelt ſchreiben wollen. Hier fehlen überall die Artikel zur Deutlichkeit.

13. §. Was die neuen Wörter anlanget, ſo fraget ſichs, ob man dergleichen machen könne oder dörfe? Man verſteht hier durch neue Wörter, entweder ganz neue Sylben und Töne, die man ſonſt in unſerer Sprache nicht gehöret hat, oder nur eine neue Zuſammenſetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf dieſe neue Art noch nicht verbunden worden. Die lateiniſchen Poeten haben dergleichen neue Wörter zuweilen mit gutem Glücke gewaget. Z. E. **Horaz** brauchet, tergeminis, decertare, diſſociabilis, depræliantes, dereptus, irruptus, u. d. gl. Doch da ich in ſeinen erſten XV. Oden nicht mehr, als dieſe ſechs finden kann, ſo ſieht man, wie beſcheiden er damit umgegangen. In den folgenden Zeiten aber, als Geſchmack und Witz in Rom aus der Art ſchlugen, iſt man viel verwegener damit geworden: wie **Seneca**, **Lucan** und **Claudian** zeigen. Ob dieſes auch im Deutſchen möglich ſey, daran iſt wohl kein Zweifel: ja es iſt bey uns viel möglicher und leichter, als im Italiäniſchen und Franzöſiſchen; weil unſre Sprache mehr Aehnlichkeit mit der alten griechiſchen hat, als alle heutige europäiſche Spra-

Sprachen. Dieſe aber war überaus geſchickt, durch die Zuſammenſetzung, recht vielſylbige neue Wörter zu machen; wie uns die Kunſtnamen in der Zergliederungskunſt, und die Dithyramben der alten Poeten ſattſam zeigen. Z. E. Hegeſander hat dieß ſpöttiſche Sinngedicht auf die alten Sophiſten gemacht; und darinn mit Fleiß ausgeſchweifet:

Ὀφρυανασπασίδαι, ξινεχκαταπυξυγένειοι,
Σακκογενειοτρόφοι, καὶ λοπαδαρπαγίδαι,
Ἱματανωπερίβαλλοι, νηλίποι καὶ βλεπελαίοι,
Νυκτιλατραιοφάγοι, νυκτιπαταιπλάγιοι.
Μειρακιεξαπάται, καὶ συλλαβοπεισιλαβῆται,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

14. §. Ob unſre Mutterſprache es auch ſo weit bringen könnte, das haben die Pegnitzſchäfer und Zeſianer nicht unverſuchet laſſen wollen. Die erſten hießen ihren nürnbergiſchen Strom, **die holdrinnende und würbelfriedige Pegnitz**; Ihre Geiſter, **hochſteigend feuerbrünſtige Geiſter**; den Ton ihrer Flöten, **der ſchleifenden Pfeifen luſtſchlirfendes Tönen**; Ihre Wieſen: **die von der kunſtahmenden Natur hügelartig erhobenen ſchamarirten Waſen**; Ihre Schafe, **die wolligten wollenbehäreten Heerden**; Die Ziegenböcke, **die mit zottigten Bärten bebärteten Böcke** u. d. gl. Fiengen ſie aber gar an, die Natur gewiſſer Dinge mit ihren neuen Wörtern nachzuahmen; ſo waren ſie ganz unvergleichlich. Z. E.

Es dirdilir, dirdilir, dirdirlirliret die Lerche,
Es klappern und pappern und blappern langbeinigte Störche,
Es krekken, krerekken und quekken grüngelblichte Fröſche,
Sie lechzen und ächzen und krächzen mit hellem Gedröſche,
Es liſpeln und wiſpeln und friſchpeln kryſtalline Brünnen,
Und ſpritzen und ſchwitzen und nützen mit bräuſslichtem Rinnen.

Desgleichen von andrer Art.

Es wallt das Fluthgelall, die ſchnellen Wellen ſchwellen,
Die helle Wellenzell hüllt den kryſtallnen Wall,
Der Wollenhüter billt, die Lämmerhälſe ſchellen,
Doch ſchallt vor allen wohl der helle Gegenhall.

Noch was ſchöners, dergleichen nicht immer vorkommt.

Der kekke Lachengekk koaxet, krekkt und quakkt,
Des Krüppels Krükkenſtock krokkt, grakkelt, humpt und pakkt,
Des Gukkuks Gukken trotzt den Froſch und auch die Krükke,
Was knikkt und knakkt noch mehr? Kurz, hier mein Reimgeflikke.

Alle dieſe Blümchen ſind aus **Klays** Pegnitzſchäferey entlehnet.

15. §. Eben dieſer Geſellſchaft Oberhaupt, **Floridan** genannt, konnte die Kunſt eben ſo gut. In ſeiner ſelig entſeelten **Margaris Lieb- und Lobandenken**, ſo er im **Pegnitzgefilde bey frölicher Frühlingszeit traurig angeſtimmet**, heißt gleich der Anfang des erſten **Trauerhirtenſpiels** ſo:

Das ſchöne Himmelblau lacht von den Bogenſchanzen,
Das Weltaug äugelt ab, die güldnen Flittern danzen
Und kreuzen durch die Luft ꝛc.

Alſo ſagte und klagte (wie es ferner heißt) der betrübte Schäfer Floridan, von ſeinem gewöhnlichen **Luſtwandelweg** ſich an der Pegnitz forttragen laſſend. Seine Sinne **ſchwarzeten** in die Wette mit ſeinen Kleidern ꝛc. Seine Wangen und Augen hatten die Farben gewechſelt ꝛc. Er öffnet ein paar Thränenbrunnen ꝛc. Aus ihrem **Schmerzensthau und Herzregen** läſſet er die ihm damals viel zu goldne Sonne, Wolken machen, und den ſchwarzen Himmel mit ſaphirnen Cartinen verhängen ꝛc. Hernach redet er die Bächlein poetiſch an, und will ſich mit ihrer Luſt **belüſten**.

Entweiche Nachtigall,
Du ſüſſe **Baumſiren**! Sing dort in jenem Thal
Die **Federbuhlen** an. Mich ſollen Wüſteneyen
Mit ihrem **Eulgeheul** hörn in die Wette ſchreyen.

Indem hernach eine Lerche über ihm **tiriliret**, bildet er ſich ein, ſie ruffe: Margaris, Margaris, Margaris ꝛc. weis aber nicht, ob er von dieſer **geflügelten Luftharfe** gehöhnet oder getröſtet wird. Doch erinnert er ſich dabey ſeiner unter den **himmliſchen Engellerchen** ſchwebenden gottlobenden Margaris ꝛc. ꝛc.

16. §. Was könnte ich nicht aus Zeſens Schriften für treffliche Proben anführen? Ich dörfte nur ſeinen hochdeutſchen helikoniſchen Roſenthal, das iſt, der **höchſtpreiswürdigen deuſchgeſinnten Genoſſenſchaft erſter oder neunſtämmiger Roſenzunft Erzſchrein**, durchblättern, und alle die ſeltſamen Misgeburten von Wörtern und Redensarten, die er ausgehecket hat, anmerken; oder auch ſeine helikoniſche Hechel ein wenig nachſchlagen, die in dem VII. Bande der kritiſchen Beyträge im XXVII. Stücke beleuchtet worden. Allein das obige kann genug ſeyn, die Art dieſer Sprachkünſtler und Wortheldden kennen zu lernen. Nichts mehr iſt zu bewundern, als daß ſelbſt **Opitz**, bey ſo vieler Einſicht in die Natur unſrer Sprache, ſich durch das Exempel der Holländer zu einer gar zu großen Kühnheit verleiten laſſen. Er überſetzt z. E. aus **Heinſens** Poeſien folgende Zeilen von Wort zu Wort, die dem Weingotte zum Lobe gereichen:

Nachtläufer, Hüfteſohn, Hochſchreyer, Lüftenſpringer,
Gutgeber, Liebesfreund, Hauptbrecher, Löwenzwinger,
Herzfanger, Herzendieb, Mundbinder, Sinnentoll,
Geiſtrührer, Wackelfuß, Stadtkreiſcher, Allzeitvoll.

Eben dergleichen neue Namen und Wörter findet man in ſeinem Lobe des Kriegsgottes Mars, und an andern Orten. Er hat z. E. die Nacht eine **Kummerwenderinn** u. d. m. genennet; welches endlich ſo übel nicht klinget, als die vorigen, und alſo ſchon zu dulden wäre. Seine Nachfolger, z. E. **Lohenſtein** u. a. m. haben ſich auch zuweilen großer Freyheiten bedienet, die ich keinem nachzuahmen rathen wollte: ob ſich gleich vor kurzem einige Verderber des guten Deutſchen gefunden, und jungen Leuten ein böſes Exempel gegeben haben.

17. §. Sonderlich hat man ſich bemühet, alle Wörter, die nur einigermaßen dem Lateine ähnlich waren, oder wirklich daraus herſtammeten, auf eine wunderliche Art zu überſetzen: gerade, als wenn die Lateiner vormals alle griechiſche Namen

oder dergleichen andre entlehnte und hergeleitete Wörter ſo heftig verabſcheuet hätten. Daß man ſich bemühet, alles, was ſich deutſch geben läßt, deutſch auszudrücken, das iſt allerdings löblich. Unſere Sprache iſt weder ſo arm, als ſich einige, die nicht viel Deutſches geleſen haben, einbilden; noch ſo ungeſchickt, daß man nicht auch neue bequeme Wörter darinn bilden könnte, ſelbſt die Kunſtwörter der meiſten Wiſſenſchaften zugeben; wie man ſeit zehn oder zwanzig Jahren geſehen hat. Allein Dinge, die keinen andern Namen haben, als der aus einer fremden Sprache genommen iſt, umzutauſen; und dadurch unverſtändlich zu werden: das iſt gewiß tadelhaft. Denn geſetzt, daß Naſe von Naſus, Ohr von Auris, Arm von Armus, Fenſter von Feneſtra, Tiſch von Diſcus, Fiſch von Piſcis, Wind von Ventus, Spiegel von Speculum, Glas von Glacies, Fuß von πȣς, Thüre von θυρα, Thier von θηριον, Maus von μυς, Vater von πατηρ, Mutter von μητερ, Thron von θρονος, Kirche von κυριακη, herſtammete; ſo vieler andern Wörter zu geſchweigen, die ganz fremde ſind, als Kaiſer, Körper, Kamin, Kammer, Kloſter, Kanzel, Mönch, Prinz, Provinz, Natur, Tempel, Exempel, Regiſter, Magiſter, Doctor, Titel, Capitel, Bibel, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Epiſtel, u. d. m. ſo haben doch dieſe und dergleichen Wörter eben dadurch, daß ſie allgemein geworden, und auch von dem Pöbel verſtanden werden, das deutſche Bürgerrecht erhalten; ſo, daß man ſich lächerlich machen würde, wenn man ſie ganz verbannen wollte. Rachel hat ſich abermal nicht enthalten können, dieſe Hirſenpfriemer, wie er ſie nennet, lächerlich zu machen. In ſeiner oft angezogenen Satire heißt es:

Auch ſieh dich eben vor, daß deine Arbeit nicht,
Sey allzuſehr genau und ſorglich eingericht.
Nach Hirſenpfriemers Art, wenn er alſo darf ſetzen:
Der Erzgott Jupiter, der hatte, ſich zu letzen,
Ein Gaſtmahl angeſtellt. Die Weidinn gab das Wild,
Der Glutfang den Toback. Der Saal ward angefüllt.
Die Obſtinn trug zu Tiſch in einer vollen Schüſſel;
Die Freye ſaß und ſpielt auf einem Herzensſchlüſſel;

Der

Der kleine Liebreiz ſang ein Dichtling auf den Schmaus;
Der trunkne Heldreich ſchlug die Tageleuchter aus.
Die Feurinn kam darzu aus ihrem Jungferzwinger
Mit Schnäbeln angethan: Apollo ließ die Finger
Friſch durch die Seyten gehn. Des Heldreichs Waldhauptmann
Fieng luſtig einen Tanz mit den Holdinnen an.
Je! daß ich doch ſo ſchreib! Dieß Elend iſt entſprungen,
Vom guten Vorſatz her; weil man mit fremden Zungen
Die edle Mutterſprach zu ſchänden aufgehört,
Und unſre Deutſchen hat das reine Deutſch gelehrt!

18. §. Aus dem allen erhellet deutlich genug, daß man ſich vor dergleichen neuen Wörtern, ſo viel möglich iſt, zu hüten habe. Das will Horaz, wenn er ſchreibt:

In verbis etiam novis cautus parcusque ſerendis!

Unſere Sprache iſt an ſich ſelbſt reich genug. Wir könnten zur Noth andern Völkern eine Menge der beſten Ausdrückungen abtreten, und würden doch keinen Mangel leiden dörfen. Man kann auch alle ſeine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verſtehen geben, wenn man nur will, und fleißig die beſten deutſchen Scribenten geleſen hat. Dieſe unzeitige Begierde aber, unſre Mundart zu bereichern, macht manchen oft unverſtändlich und rauh; oftmals auch gar lächerlich. Hierinnen habens auch wohl große Männer verſehen. Z. E. Beſſern, der doch ſonſt ſo beſcheiden in ſeinen Ausdrückungen war; iſt doch einmal der ſeltſame Vers entfahren, der eben von keinem guten Geſchmacke zeiget:

Der ſonnengierige Beniſter hoher Hügel.
Der Adler = = =

Wer ſollte ſich wohl einbilden, daß dieſes einen Adler bedeute, wenn ers nicht ſelbſt dazu geſetzt hätte? Aber wer hätte es auch geglaubt, daß dieſe Zeile aus ſeiner Feder gefloſſen wäre? Gleichwohl ſteht ſie auf der 19. S. der erſten Auflage ſeiner Gedichte. Dergleichen Exempel müſſen uns behutſam machen. Allein Leute, die lieber viel ſchreiben, als zuvor

die beſten, ja auch viele nur mittelmäßige Scribenten unſers Vaterlandes leſen wollen; denken immer, ſie müßten unſere Mutterſprache noch erſt bereichern. Daher hecken ſie täglich neue Misgeburten aus; ſie flicken zuſammen, verlängern und verkürzen unſre Wörter ohne alle Noth, in Meynung: alsdann würden ſie erſt für große Dichter gehalten werden, wenn man in ihren Schriften viel neues finden würde. Dieſe Sucht fängt itzo, da die Liebe zu unſrer Mutterſprache wieder ein wenig rege geworden, faſt allenthalben an zu herrſchen; und es könnte bey uns leicht ein ſo allgemeines Uebel daraus werden, als es in Frankreich itzo geworden. Denn auch daſelbſt iſt ſchon eine ſo ſeltſame Sprache aufgekommen, daß ein ſinnreicher Kopf, dieſem Uebel zu ſteuren, das Dictionaire Neologique zu ſchreiben veranlaſſet worden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich auch in Deutſchland jemand fände, der ſich unſrer Mutterſprache auf eine ſo nachdrückliche Art annähme, und ſonderlich die ſchweizeriſchen Schrachverderber zurechte wieſe, die ſich wohl gar für Verbeſſerer des Geſchmacks ausgeben wollen. Man ſehe indeſſen wie Herr Hofr. Triller in ſeiner I. Fabel, dieſe Worthecker ausgelachet hat. Ich kann nicht umhin dieſelbe, ihrer Schönheit wegen, hieher zu ſetzen.

Auf einem höckrichten und hart beſteinten Rücken,
Woran zehn ſtachlichte Gewächſe zu erblicken,
Schlich eine Selbſthausträgerinn
Ohnfüßig, langſamſchnell dahin.
Ein hart geſchnäbeltes ſchwarzweißlichtes Gefieder,
Und Menſchenſtimm Nachahmerinn,
Lief doppelfüſſig auch daſelbſten hin und wieder;
Und regte gegentheils gar ſchnell
Die aufgezogne Uhr der ſchlanken Unterſeulen,
Die ihrem fleiſchern Bau grundloſen Grund ertheilen.
Kurz, ihr ſcharfklauicht Fußgeſtell.
Doch durch ihr blitzendes und pfeilgeſchwindes Eilen,
Brach dieſe Tänzerinn die eine,
Von den hausſtützenden mit Haut bezognen Seulen,
In einem engen Mund von einem offnen Steine.

-18

Da ſprach die Hörnerſtreckerinn
Zu ihr mit wohlgehirntem Sinn:
Laß die auguſtiſche Lehrweisheit bey dir gelten:
Schnellſpringigkeit geräth gar ſelten.

19. §. Doch kann man einem deutſchen Poeten freylich nicht alle neue Wörter verbiethen. Das hieße ſeinem Pegaſus die Flügel gar zu kurz verſchneiden, wenn man allezeit bey der gewöhnlichen Art zu ſchreiben, bleiben müßte. Eine edle Kühnheit ſteht uns zuweilen ſehr wohl an, und gewiſſe Verwegenheiten gerathen manchem ſo wohl, daß man eine beſondere Schönheit darinnen findet. Doch iſt nicht ein jeder ſo glücklich, daß er Beyfall damit verdienet; weil nicht ein jeder ein ſo zärtliches Gehör hat, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterſcheiden. Es iſt hier mit unſern Poeten ſo, wie mit den Lateiniſchen. Plautus und Lucretius haben ſich in dieſem Stücke ſehr vergangen: Virgil und Horaz aber haben ſich bey ihren neuen Wörtern ſehr vernünftig erwieſen. Ein Mare velivolum, oculi irretorti, oceanus diſſociabilis, emirari, venti deprædliantes, und andere ſolche poetiſche Redensarten mehr, kommen bey ihnen vor; die in gebundener Schreibart nicht gebräuchlich ſind, und doch in den zärtlichen Ohren des güldenen Alters der lateiniſchen Sprache nicht widerwärtig geklungen haben. Unſre erſten guten Poeten geben mir eine Menge von Exempeln an die Hand, da ſie es glücklich gewagt haben, neue Wörter zu machen.

Recht! denn ſoll der Himmelgurt,
Der den Schnee hat zur Geburt,
So viel thun bey Liebesſachen.

M. Opitz.

Du hätteſt mit gelehrter Hand
Das ſchnelle Ziel gezwungen,
Und ſie durch künſtlichen Verſtand
Vom Grabe weggeſungen.

Derſelbe.

Hier wäre mein Pallaſt, hier wollt ich leſen können
Das ſüſſe Himmelnaß ꝛc.

Derſelbe.

Der,

Der, der hier ſo hoch tritt her,
Der iſts, den die Ehrendünſte
Und die leichten Hofegünſte
Machen auf den Schein ſo ſchwer.

P. Flemming.

Etwa wie ein Tauſendſchönchen,
Das gemalte Lenzenſöhnchen,
Mit dem frühen Tag entſteht.

Derſelbe.

Hier ſtehn die verweinten Alten,
Beyder Herzen ſind zerſtückt.

Derſelbe.

Die geſtirnten Himmelsſcheiben,
Wollen gleichſam ſtehen bleiben
Ueber euch und eurer Zier.

Derſelbe.

So legt ſich der Phönix nieder,
Stirbet und verjüngt ſich wieder
Durch den Zimmetbrand verzehrt.

S. Dach.

Und man ſollte furchtlos ſtehn?

Derſelbe.

Deine Mark hat dich beſiegt,
Die von Leid und Angſt durchfahren,
Blutig und mit freyen Haaren
Dir zu ſehr vor Augen liegt.

Derſelbe.

Edle Mark! gebrauch dich ſein,
Eile, daß ſein Gnadenſchein,
Bald und ſatt dich mag beglänzen.

Derſelbe.

Die gelehrte Caſtalis
Hat mein Flügelroß gewiß
Selber wollen baden.

Derſelbe.

20. §. Ich bin müde, dergleichen neue Wörter zu ſuchen, ſonſt wollte ich ſie auch in andern Büchern, in Pietſchen und Günthern gar häufig finden: wiewohl der letzte bey weiten ſo kühn darinnen nicht geweſen, als der erſte; der auch wohl zuweilen die Sprachähnlichkeit aus den Augen geſetzet hat, welches eben nicht zu billigen iſt. Ich will nur

noch dieſes erwähnen, daß, wenn gute Poeten in ihren Gedichten den Schall gewiſſer natürlichen Dinge haben nachahmen wollen, ſie gleichwohl lieber bekannte und verſtändliche Wörter, als ſeltſame und neuausgedachte Töne dazu gebraucht haben. Z. E. Wenn Nic. Peuker, ſeinem Namen zu Ehren, den Paukenſchall liebt, und ſein Buch gar die Pauke betitelt; ſo macht er folgenden Vers:

Mein Paukenſchlag, das Bomdibidibom
 Rufft: Friedrich Wilhelm komm!
Mach uns ein Freudenlied, das Bomdibidibum,
Und Tarantantara macht ſchon die Ohren ſtumm.

Hingegen finde ich, daß Opitz in ſeinem Gedichte von der Ruhe des Gemüths den Lerchengeſang ſo ausgedrücket hat:

Die Lerche ſchreyet: dir, dir lieber Gott allein,
Singt alle Welt; dir, dir, dir will ich dankbar ſeyn.

Und Flemming ahmt den Geſang einer Nachtigall auf eben ſo eine vernünftige Art nach, wenn er in der dritten Ode des IIIten Buchs ſchreibt:

Die gelehrten Nachtigallen
Schreyn euch zu mit lautem Schallen:
Glück, Glück, Glück! du trautes Paar,
Dir, dir, dir, gilt unſer Singen ꝛc.

Eben ſo machen ſie es, wenn ſie andere Gattungen der Töne auszudrücken ſuchen. Da ſieht man keine unerhörte, neugebackene Menge nichtsheißender Sylben; ſondern zwar ausgeſuchte, und der Natur gemäße, aber ungezwungene und ſparſam angebrachte Wörter. Ein vollkommenes Exempel giebt mir wiederum Flemming in der angeführten Stelle:

Daß die Elſter heller rauſchet,
Daß mit Buhlerinnen tauſchet
Manch verliebtes Waſſervolk;
Daß die Büſche ſänfter brauſen,
Daß die Lüfte linder ſauſen,
Und uns trübet keine Wolk ꝛc.

Hier ſieht man, wie klüglich der Poet im erſten Verſe das ſtarke Rauſchen eines Stromes, im vierten das ſanfte Brau-

ſen der Gebüſche, und im fünften das lindeſte Sauſen der Lüfte nachgeahmet; aber ſo, daß es ſcheint, als ob es von ungefähr gekommen wäre.

21. §. Aus einzelnen Wörtern werden Redensarten, wenn man ſie zuſammen ſetzet, und ſeine Gedanken dadurch ausdrücket. Zu den Nennwörtern rechnet man nun insgemein die **Beywörter**, die in gebundner und ungebundner Rede von großer Wichtigkeit ſind, und alſo eine beſondere Abhandlung erfodern. In der That beſteht eine große Schönheit der poetiſchen Schreibart, in wohlausgeſuchten und wohlangebrachten Beywörtern. Es kann auch ein Dichter viel Witz und Urtheil, aber auch eben ſo viel Einfalt und Thorheit blicken laſſen, nachdem er dieſelben wohl zu brauchen weis, oder nicht. Ein gutes Beywort erhebt oft eine ganze Zeile, und macht einen ſonſt gemeinen Gedanken neu und ſcheinbar. Ein niedriges oder ungeſchicktes hingegen, ſchlägt den beſten Vers nieder, und verderbet auch den ſchönſten Einfall zuweilen. Es iſt alſo wohl nöthig, etwas ausführlicher davon zu handeln.

22. §. Die Beywörter an ſich bedeuten theils die Eigenſchaften der Dinge, die ihnen allezeit beywohnen; theils auch nur die zufälligen Beſchaffenheiten. Z. E. **Die heiße Glut, der gelinde Weſt.** Da iſt die Glut immer heiß, ſowohl als das Waſſer immer naß iſt: der Weſtwind aber iſt nicht allezeit ſanft, ſondern auch zuweilen ungeſtüm. Nun fragt ſichs, in welchen Fällen man Beywörter von jener, oder dieſer Art brauchen müſſe? Von der erſten Gattung könnte man denken, daß ſie ganz überflüſſig ſeyn würden: denn es ſcheint nichts geſagt zu ſeyn, wenn man ſpricht, der runde Zirkel, die weiße Kreide, der harte Stein ꝛc. Allein man betrügt ſich: ein Poet kann auch dieſe Art der Beywörter nicht entbehren. Er will oft ſeinem Leſer oder Zuhörer die Sachen von einer gewiſſen Seite zu betrachten geben. Sagte er nun den bloßen Namen derſelben nur allein: ſo würde man zwar an die ganze Sache überhaupt, aber nicht

an die Eigenſchaft insbeſondere gedenken, die der Poet erwogen haben will; oder ſich doch dieſelbe nur dunkel vorſtellen. Denn ein Ding hat viele Eigenſchaften, die uns nur verwirrt in Gedanken ſchweben, wenn wir nichts als ſeinen Namen hören. Z. E. Der Stein iſt dicht oder locker, hart oder weich, ſchwer oder leicht, dauerhaft oder mürbe und zerbrechlich, leblos, unbeweglich u. ſ. w. Weil aber in dieſem oder jenem Falle der Leſer ſeine Gedanken nur auf eine oder die andere Eigenſchaft richten ſoll, um des Poeten Meynung zu verſtehen: ſo muß ein Beywort dabey ſtehen, dadurch er dazu veranlaſſet werden kann. Z. E.

Da ſteht er, wie der todte Stein,
In den ſich Loths Gemahl verkehret.

Oder: Wenn Syſyphus den ſchweren Stein
Mit hochbemühten Armen wälzet ꝛc.

Oder: Ein dichter Stein wird durch die Flammen
Zu Kalk und Aſchen ausgebrannt ꝛc.

Oder: Schreibt ſein Lob in feſten Stahl,
Grabt es in die härtſten Steine ꝛc.

Oder: Die Rabenmutter war ein unbewegter Stein:
Es ſchien die harte Bruſt ein wilder Fels zu ſeyn,
Der keine Fühlung hat.

23. §. Aus dieſer einzigen Anmerkung wird man ſchon zur Gnüge die Regel abnehmen können: daß kein Beywort in der Poeſie vergebens, oder müßig da ſtehen müſſe. Ganze Zeilen mit Beywörtern anzufüllen, die nichts, oder doch ſehr wenig zur Abſicht des Poeten beytragen, das zeigt keinen ſonderlichen Verſtand; aber wohl eher eine Armuth in Gedanken an. Ordentlich ſoll auch kein Wort mehr, als ein Beywort haben, welches ſich zur Sache ſchicket, und entweder zum Verſtande unentbehrlich iſt; oder doch einen beſondern Zierrath abgiebt, indem es eine angenehme Vorſtellung bey dem Leſer erweckt, dadurch er lebhaft gerühret und deſto mehr eingenommen wird. Das zeigt alſo mehren-

theils

theils einen Mangel an Einfällen, wenn man ſo lange allerley Beywörter zuſammen raffet, bis ein ganzer, ja zuweilen wohl gar etliche Verſe damit vollgeſtopfet worden. Wie würde das klingen?

Der große, gütige, gerechte, liebe Gott,
Kann böſe, ſündige, verderbte Menſchen leiden ꝛc.

So elend dieſes klingt, ſo breit machen ſich wohl gewiſſe neuere, die in Beſchreibungen ihre poetiſche Stärke ſuchen, mit ihren länggedehnten und aufgehäuften Beywörtern. Man nehme ihnen dieſelben weg, ſo ſtreicht man drey viertel von ihren Verſen aus, und es bleibt ihnen kaum die Hälfte von ihren Gedanken übrig. Kanitz, hat dieſen Fehler an den hochtrabenden Beſchreibungen des Gewitters bemerket, und verſpottet:

Der donnerſchwangre Dampf beſchwärzt das Luftrevier;
Der Stralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür;
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefelkeilen:
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen ꝛc.

24. §. Hiernächſt ſind die Beywörter entweder gemein, ſo daß ſie einem jeden einfallen; oder ſie ſind neu und unvermuthet. Z. E. Wenn einer ein Frauenzimmer ſchön nennet, ſo iſt nichts gemeiner, als dieß Beywort; obwohl die Sache ſo gemein nicht iſt. Wenn aber Opitz ein paar von ſeinen Buhlſchaften beſchreiben will, ſo hat er ganz andere Beywörter, die er ihnen giebt.

Die ſittſamen Geberden,
Die geile Höfligkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich ſonſten hielt, iſt alles mit ihr hin.
Dann hat mich endlich auch in Dacien gefangen
Die lange Vandala. Itzt, da ich ihr entgangen,
Und die Begierlichkeit mich wenig meiſtern kann;
Steckt Flavia mich noch durch neues Feuer an,
Die wilde Flavia mit ihren ſchwarzen Augen.

Mich dünkt, ein jeder wird hier leicht gewahr werden, was dieſe ſo beſondern Beywörter dem ganzen Verſe für einen

ungemeinen Geiſt und Nachdruck geben: den ſie von andern bekannten und oft gebrauchten, nimmermehr hätten erwarten können. Simon Dach, in ſeiner Ode, auf die Geburt eines preußiſchen Prinzen 1648. ſchreibt:

> Was? der brückenreiche Pregel
> Hebt durch Flaggen, Maſt, und Segel
> Sein beſchilftes Haupt empor ꝛc.

Und bald hernach:

> Wachs o Kind! die grünen Wälder
> Und die Frucht der ſchwangern Felder
> Wächſt zum Wohlgefallen dir.

In einem andern Gedichte finde ich bey ihm, die fruchtbeſchwerten Aeſte, ein ſtarkbeeiſtes Haar. Dem Pregel giebt er im Winter, einen harten Rücken; dem Churfürſten Friedrich Wilhelm, ein ahnenreiches Haus.

25. §. Flemming iſt in dergleichen Künſten noch faſt erfahrner geweſen. Er beſchreibt in einer Ode eine Frühlingsnacht folgender geſtalt:

> Alles braucht ſich ſeiner Ruh.
> Sehet, wie die Saat ſich bücket!
> Die verwachte Roſe nicket,
> Und thut itzt ihr Auge zu.
> Und die taumelnden Cypreſſen
> Haben ihrer ſelbſt vergeſſen.
>
> Die gekühlte Luft ſchleicht aus
> Und haucht auf die trocknen Matten,
> Thauende, geſunde Schatten:
> Und das frohe Sternenhaus
> Geußt den ſchlummernden Gewächſen,
> Neue Kraft in ihre Flechſen.

Alle dieſe Beywörter ſind ſo auserleſen und ſinnreich, daß ich mich nirgends entſinne, was ſchöners in dieſer Gattung gefunden zu haben. Weil ſie aber faſt alle gleichnißweiſe zu verſtehen ſind, ſo gehören ſie eigentlich nicht in dieſes Hauptſtück. Imgleichen, in ſeinen langen Verſen, iſt ein großer

Vorrath davon. Auf der 60. S. ſtehen, der böſe Krebs, der **grimme** Eifer, die **loſe** Welt, der **böſe** Himmel, die **freyen** Sinne, eine **linde** Luft, darauf folgt:

Der himmelreiche Plato,
Der friſche Seneca, der weisheitvolle Cato,
Die haben ihn zuvor durch ſich beherzt gemacht,
Daß er in dickſter Angſt, als höchſter Wolluſt lacht,
Wenn aller Pöbel weint.

Was könnte ich nicht noch aus **Tſcherningen**, **Riſten**, **Siebern**, **Franken**, **Schochen**, und **Kanitzen**, als den beſten Geiſtern des vorigen Jahrhunderts, für ſchöne Proben anführen, wenn es nöthig wäre? Doch es iſt Zeit auf das itzige zu kommen.

26. §. Eben ſo glücklich in Beywörtern iſt **Amthor**, z. E. auf der 187. S.

Der Nordwind hat der Bäume Zweigen
Den grünen Vorhang abgeſtreift:
Die kahlen Gipfel ſtehn bereiſt,
Des Jahres Alter anzuzeigen.
Das Laub entfleucht der kalten Luft,
Und ſuchet die beliebte Gruft:
Vieleicht nur in den ſtillen Gründen,
Vor ihren Stürmen Schutz zu finden.

Das iſt die erſte Strophe von einer Hochzeitode: in den andern finde ich noch das **leichtbedeckte Vogelbeer**, laue Sümpfe, **warme** Neſter, **viergefüßte rauche** Schaaren, **neu geputzte** Waffen, ein **reichbehaarter** Balg, der **erſtarrte** Körper, mit **weicher** Hand ein **hartes** Eiſen (den Ofen) befühlen; **todte** Funken, eine **lindgemachte** Glut, ein **holdbelebter** Schooß, in ſeinen **federweichen** Grüften, ein **froher** Schlummer, die **kalten** Schatten, ein **froſtig** Weh, der **weiße** Liebesſchnee, **keuſche** Lüſte, die **geſchloßne** Decke, ein **ſtarrer** Leib, die **geweihten** Anmuthsflammen, **immerfriſches** Oel, ein **helles** Tugendlicht, u. ſ. w. Was könnte man nicht noch aus **Beſſern**,

dem Heräus, Neukirchen und Günthern, für Proben anführen? Allein ich will nur noch ein paar aus Pietſchen, herſetzen. In dem Geſange auf den Eugen finde ich, unter andern die räuberiſche Zeit, dauerhafte Muſen, den belorberten Eugen, imgleichen den unſterblichen Eugen, u. d. gl.

27. §. Bey dem allen fragt es ſich, ob es angehenden Poeten zu rathen ſey, ſich dergleichen ſchöne Beywörter und andere poetiſche Redensarten zu ſammlen; oder dieſelben in gedruckten Sammlungen nachzuſchlagen und zu brauchen? Wir haben eine Menge ſolcher Handbücher, die ich alle hier namhaft machen wollte, wenn ich ihren Gebrauch für nöthig hielte. Zwar einem ſolchen Reimſchmiede,

Der keine Griffe weis, und mit dem Hübner ſpielt,
Und keinen Funken Trieb in ſeinen Adern fühlt.

wie Günther ſchreibt, thun dergleichen Bücher zuweilen gute Dienſte. Allein, das ſind eben die Leute nicht, die dem Vaterlande durch ihre Poeſie Ehre bringen werden: und alſo wäre es beſſer, daß man ihnen den Weg zum Reimen und Sylbenhenken nicht erleichterte. Geiſtreiche Köpfe brauchen ſolche Gängelwägen nicht, ihre Muſe zu leiten. Poeten zu leſen, und bey ihren ſchönen Ausdrückungen den Witz, der darinnen ſtecket, zu überdenken, das rücket uns freylich den Kopf zurecht. Ein Feuer zündet das andere an, und man wird ſelber allmählich geſchickt, guten Muſtern zu folgen. Allein ein Chaos von allerley zuſammengeſtoppelten Blümchen nachzuſchlagen, und bey jeder Zeile, die man ſchreibt, einen poetiſchen Trichter in Händen zu haben, daraus man Wörter ſucht, Gedanken auszudrücken, die man noch nicht hat; das heißt gewiß ſchlecht poetiſiret. Gemeiniglich bekömmt auch ein Beywort ſeine ganze Schönheit aus dem Zuſammenhange, darinn es ſteht. In einer ſolchen Schatzkammer aber findet man nichts, als

- - - Disjecti membra Poëtæ. *Hor.*

die verſtümmelten Glieder eines zerriſſenen Poeten; die nunmehr dasjenige nicht mehr ſind, was ſie an ihrem rechten Orte geweſen. Wie kann alſo ein Ausdruck, außer ſeiner rechten Stelle, ſeine Anmuth und ſeinen Nachdruck behalten?

28. §. Nun muß ich auch auf die **Wortſpiele** kommen, die vorzeiten überall ſo beliebt geweſen; zu unſern Zeiten aber ganz lächerlich geworden. Wenn ich durch ein Wortſpiel eine jede Wiederholung eines Wortes oder einer Sylbe verſtehen wollte, ſo würde ich in der That viele poetiſche Schönheiten verwerfen müſſen. Z. E. Wenn Flemming auf der 129. S. ſchreibt:

Wohl dem, der ſo verdirbt:
Wer eh ſtirbt, als er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.

So kann ich dieſes unmöglich ein verwerfliches Wortſpiel nennen. Denn der Poet hat lauter wahre und wohlgegründete Gedanken im Kopfe, die er am allerbeſten auf dieſe Art auszudrücken dachte. Es iſt wahr, daß das Wort **ſterben** hier in dreyerley Bedeutung genommen wird. Denn **ehe ſterben**, als man ſtirbt; das heißt eigentlich, ſeinen Lüſten abſagen, und die Welt verſchmähen, ehe noch die Seele vom Leibe getrennet wird. Und **nicht ſterben**, wenn man ſtirbt, heißt ſo viel, als in der Welt in gutem Andenken bleiben, ja auch der Seelen nach ewig leben; wenn man gleich dem Körper nach, entſeelet worden. Alſo könnte man freylich hier ſagen, der Poet hätte mit dem Worte ſterben geſpielet, und es bald in eigentlichem, bald in verblümten Verſtande genommen. Allein geſetzt, daß man dieſes ein Wortſpiel heißen wollte, welches denn eine willkührliche Sache iſt: ſo könnte es doch kein verwerfliches Wortſpiel heißen. Denn der Gedanken in der ganzen Zeile iſt richtig, deutlich und auf eine ſinnreiche Art ausgedrückt. Man hätte ihn weder kürzer faſſen, noch dem Leſer in ſo wenigen Sylben mehr gute Betrachtungen veranlaſſen können. Alle Bedeutungen, die endlich das Wort ſtirbt, bekömmt, ſind gewöhnlich; und der Leſer darf ſich alſo keine Gewalt thun, einen unerhörten Sinn deſſelben zu errathen.

29. §.

29. §. Ganz anders wird es ſich, meines Erachtens, bey folgenden Proben von Wortſpielen verhalten, die ich aus eben dem Poeten nehmen will. Er ſetzt z. E.

367. S. Schaffet, daß ſich ſelbſten müſſen
Die geküßten Küſſe küſſen.

386. S. Frey iſt freyen, wie es heißt,
Frey will ſeyn ein freyer Geiſt,
Freyt denn! freyet nach Belieben ꝛc.

393. S. Als der gute Tityrus
Denen kaum erwachten Schläfern,
Seinen treuen dreyen Schäfern,
Brachte ſeinen lieben Gruß.

Hier glaube ich nun, wird wohl ein jeder begreifen, daß dieſe Wortſpiele nichts als leere Schellen ſind, die nur im Gehöre klingen, dem Verſtande aber keinen neuen Gedanken veranlaſſen. Denn was ſoll es heißen, daß ſich die geküßten Küſſe küſſen? Ein Kuß kann ja nicht geküßt werden, weil er im Küſſen erſt entſteht, und ſogleich aufhört zu ſeyn. Vielweniger kann er ſelber küſſen. Dieſes ſind alſo Töne ohne Sinn. Und was hat das Freyſeyn mit dem freyen zu thun? Wenn gleich das eine Wort von dem andern abſtammete; ſo wäre es doch noch kein Grund, das Freyen aller Kinder ihrer Willkühr zu überlaſſen. In allen dieſen Wiederholungen ähnlicher Worte ſteckt weiter nichts, als die Gleichheit des Tones, die ſo leicht einen Ekel, als Wohlklang erwecken kann. Das dritte Exempel iſt vollends eine ſehr läppiſche Art des Spieles. Ein Buchſtab ſoll durch ſeine Aehnlichkeit mit dem andern der ganzen Zeile eine vermeynte Schönheit geben. Die obigen Spiele ſind mir alſo eben ſo lächerlich, als folgende Misgeburt eines Pegnitzſchäfers vorgekommen:

Ihr Matten voll Schatten, begraſete Waſen,
Ihr närbigt und färbigt geblümete Raſen,
Ihr buntlichen Sternen,
Ihr Felderlaternen,
Hört wieder die Lieder von Schäferſchalmeyen ꝛc.

Ihr trägen Goldbächlein, ihr hellen Glasquellen,
Ihr ſchwellende Wällen, ihr Silberfluthzellen,
Ihr Pegnitznajaden
In ſümpfigten Pfaden,
Nehmt dieſes, nehmt hieſig erneurende Lieder ꝛc.

30. §. Es giebt noch eine Art der Wortſpiele, darauf ſich gewiſſe Leute Wunder was einbilden. Es ſind die Anſpielungen auf Namen, wo ich ſo reden darf; dabey ſie einen beſondern Witz zu bezeigen vermeynen. **Flemming** hat es uns auch an ſolchen Exempeln nicht fehlen laſſen, welche ich, der Hochachtung unbeſchadet, die ich ſonſt gegen ihn habe, zu dem Ende anführe, damit man ſehe: wie ſich auch Leute, denen es an Witz und Geiſt ſonſt nicht fehlet, in dergleichen Kleinigkeiten verlieben können. Auf der 364. S. ſteht ein Lied auf eine Hochzeit Johann **Weinmanns**, mit Magd. **Waſſerführerinn**. Da heißt nun eine Strophe:

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwegt des Himmels Gunſt,
Der euch, helfe Gott zu Glücke!
Einen **Weinmann**, eure Brunſt,
Einen **Weinmann**, der euch liebet,
Für den **Waſſerführer** giebet.

Welch eine Wohlthat Gottes! einen Mann zu bekommen, der vom Weine den Namen hat; nachdem man einen verlohren, der ihn vom Waſſer herleitete. Ohne Zweifel wird die gute Frau bey dem erſten lauter Waſſer, und beym andern lauter Wein getrunken haben. Die 17te Ode in ſeinem III. Buche iſt auf Nicl. von **Höveln** und Eliſ. **Niehuſens** Hochzeit gemacht, und darinnen ſpielt er ſo unſauber:

Höfelt euer neues Haus,
Bräutgam, aus ꝛc.

Dieſes läuft nun gar wider die Ehrbarkeit, wird aber von ſchmutzigen Versmachern deſto lieber nachgemacht. In der 19ten Ode deſſelben Buches, auf Dan. **Gläſers** und Mar. **Reimininn** Hochzeit, ſteht folgende letzte Strophe:

Braut,

Braut, gedenket unterdeſſen,
Daß an euch was gläſerns iſt,
Bräutgam, thut auch nicht vergeſſen,
Was ihr nun fort reimen müßt.
Daß ihr mögt nach kurzen Tagen
Neue Reim und Gläſer tragen.

31. §. Wer nun in allen dergleichen Kindereyen Schönheiten zu ſehen meynet, dem kann man ſeinen Geſchmack wohl laſſen: aber wer etwas wahres und gründliches dem ſcheinbaren vorziehen will und kann, der wird beſſer thun, wenn er alle dieſe Klapperwerke ſorgfältig vermeidet. Die Exempel großer Leute, die ſich zuweilen auf dieſe Art vergangen haben, machens nicht aus. Man hat freylich in **Virgils** Schäfergedichten eins gefunden:

Dic, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat CAELI ſpatium, non amplius ulnas?

Dieſes Räthſel beſteht bloß in der Zweydeutigkeit des Wortes cæli, welches entweder von Cälius herkommt, und alſo das Grab eines gewiſſen Cælii zu verſtehen giebt: oder von Cælum ein Abfall iſt, und alſo die Breite des Himmels andeutet. Allein der Poet kann leicht damit entſchuldiget werden, daß er ſein Räthſel in den Mund eines einfältigen Hirten legt, der auf dem Dorfe leicht etwas für ſchön halten konnte, was doch Virgil ſelbſt für was ſchlechtes hielt. Nur wäre es zu wünſchen, daß **Martial** und andere neuere Verfaſſer von Sinngedichten, als z. E. **Oven** ſich nicht ohne ſolchen Vorwand, in eben dieſe Spielwerke verliebet hätten. Ihre Gedichte wimmeln aber von ſolchen Einfällen, und gefallen mittelmäßigen Köpfen oft darum, warum ſie ihnen misfallen ſollten. Ja junge Lute ahmen oft dieſem falſchen Witze deſto lieber nach, je leichter er ihnen fällt, wenn ſie noch keinen beſſern Vorrath guter Gedanken haben.

32. §. Von **Opitzen** und andern Poeten unſers Vaterlandes, darf man mir alſo deſtoweniger einen Einwurf machen. Ich weis wohl, daß ſie ſich zuweilen von dem verderbten Geſchmacke ihrer Zeiten, gleichſam wider ihren

Willen

Willen haben hinreißen laſſen. Ihr Exempel aber, kann uns keine Regel machen: weil es mit keinen guten Gründen unterſtützet iſt. Wir folgen vielmehr der Vorſchrift des **Boileau**, der in ſeiner Dichkunſt ausdrücklich die Wortſpiele verworfen hat. Denn er erzählt, wie anfänglich die Spitzfündigkeiten und zweydeutigen Worte aus Italien gekommen, und erſtlich in die Sinngedichte; hernach, da der Pöbel dadurch verblendet wurde, in Madrigalen, Tragödien, Elegien, Schäfergedichten, ja gar vor Gerichte und auf der Kanzel eingeführet worden.

On vit tous les Bergers dans leurs Plaintes nouvelles,
Fideles à la Pointe, encor plus qu'à leurs Belles,
Chaque Mot eut toujours deux Viſages divers;
La Proſe la reçût auſſi-bien que les Vers;
L' Avocat au Palais en heriſſa ſon Stile,
Et le Docteur en Chaire en ſema l' Evangile.

Hierauf ſagt er, die Vernunft hätte endlich die Augen aufgethan, und ſie einmal für allemal aus ernſthaften Schriften verbannet; ſie allenthalben, für unehrlich erkläret, und ihnen kaum in Sinngedichten, doch mit dem Bedinge, einen Platz vergönnet, daß ſie mit den Gedanken und nicht mit Worten ſpielen möchten. Darauf hätten zwar allenthalben die Unordnungen aufgehört: doch wären bey Hofe Poſſenreißer geblieben, abgeſchmackte Luſtigmacher, unſelige Pickelheringe, altfränkiſche Verfechter grober Wortſpiele:

La Raiſon outragée enfin ouvrit les Yeux,
La chaſſa pour jamais des Diſcours ſerieux,
Et dans tous ces Ecrits la declarant infame,
Par Grace lui laiſſa l' Entrée en l' Epigramme:
Pourveu que ſa Fineſſe, éclatant à propos,
Roulaſt ſur la Penſée, & non pas ſur les Mots.
Ainſi de toutes Parts les Deſordres ceſſerent,
Toutesfois à la Cour les Turlupins reſterent,
Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunéz,
D'un Jeu de mot groſſier Partiſans ſurannés.

33. §. Was könnte ich nicht aus des Grafen Schaftsbury Schriften, und aus dem Zuſchauer für Stellen anziehen, darinn ſie über den verderbten Geſchmack ihrer Landesleute in dieſem Stücke die heftigſten Klagen führen? Siehe von dieſem letzten das 58. Blatt des I. Bandes. Allein es iſt genug geſagt, wenn ich nur noch die Probe eines guten Gedankens, die von einigen vorgeſchlagen wird, werde angemerkt haben. Man ſagt: alles, was ſich in eine fremde Sprache überſetzen läßt, und gleichwohl noch die vorige Schönheit behält, das iſt ein gründlicher und richtiger Gedanken; was aber alsdann ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſieht, das iſt zu verwerfen. Nun trifft dieſes zwar nicht allemal ein, indem manche Wortſpiele in mehr als einer Sprache angehen: allein, in Ermanglung einer beſſern, will ich mich nicht bemühen, dieſe Regel umzuſtoßen. Ein Kopf, der richtig denken gelernt hat, wird auch nicht leicht eine Anweiſung dazu brauchen. Das iſt endlich noch anzumerken, daß man zum Gelächter, und irgend eines luſtigen Einfalls wegen, wohl zuweilen ein Wort in andern Verſtande nehmen, und zum Scherze brauchen kann; ohne den guten Geſchmack dadurch zu verletzen. **Boileau** ſelber erlaubt dieſes in folgender Stelle:

Ce n'eſt pas quelque Fois, qu'une Muſe un peu fine,
Sur un Mot en paſſant ne joue & ne badine,
Et d'un Sens detourné n'abuſe avec Succés:
Mais fuyez ſur ce Point un ridicule Excés,
Et n'allez pas toujours d'une Pointe frivole,
Aiguiſer par la Queuë une Epigramme folle.

Wie viel gezwungene Spitzfindigkeiten müßten wir nicht aus unſern meiſten Poeten ausmuſtern; wenn wir des **Boileau** Vorſchrift in dieſem Stücke folgen wollten?

Das VIII. Hauptſtück.
Von verblümten Redensarten.

1. §.

Der gröſte Zierrath poetiſcher Ausdrückungen beſteht freylich in den tropiſchen, uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten. Man ſetzt dieſelben dem eigentlichen Ausdrucke entgegen, der alle Wörter in ihrer natürlichſten und einfältigſten Bedeutung braucht. Dieſes iſt die allergemeinſte Art zu reden und zu ſchreiben, die auch den allerſchlechteſten Köpfen nicht ſchwer ankömmt. So leicht und verſtändlich ſie iſt, wenn ſie nur nach den Regeln der Sprachkunſt richtig bleibt: ſo trocken, ſo mager und wäſſerigt iſt ſie auch. Sie hat kein Feuer, keinen Geiſt, kein Leben in ſich, und iſt ſehr geſchickt, einen, der ſie höret oder lieſt, einzuſchläfern. Diejenigen Poeten unſers Vaterlandes, die ſich mehr auf ein flieſſendes Sylbenmaaß, als auf gute Gedanken befliſſen haben, ſind in dieſer Art des eigentlichen Ausdruckes faſt zu tief herunter geſunken. Sie wollten die hochtrabende lohenſteiniſche Schreibart meiden; und fielen in den gemeinen proſaiſchen Ausdruck: ſo, daß endlich ihre Gedichte nichts, als eine abgezählte Proſe geworden. Es hat von ihnen geheiſſen:

Sectantem levia, nervi
Deficiunt animique;

Ich will hieher nur **Chr. Weiſen, Beſſern, Hübnern, Ubſen** und **Hunolden** rechnen, welche gewiß in dieſem Stücke vielmals gar zu natürlich geſchrieben. Von dem erſtern kömmt mir in ſeinen reifen Gedanken auf der 175. S. ohngefähr folgendes in die Hand:

Wer itzo funfzig Jahr in ſeinem ganzen Leben
Zurücke legen kann, dem ſcheint es trefflich viel:
Die Welt nimmt täglich ab, und will faſt Abſchied geben,
Jemehr die Jahrzahl wächſt, je kürzer wird das Ziel.

19

Derhalben welchen Gott mit dieſer Gnade ſegnet,
Daß er in ſeiner Eh noch funfzig Jahr vollbringt,
Dem iſt ein Wunderwerk und ſolch ein Glück begegnet,
Das unter hunderten kaum einem halb gelingt.
Hier ſteht dergleichen Mann, ein Prieſter, greis von Haaren ꝛc.

Aus dem zweyten fällt mir bey, beym Aufſchlagen, das Beylagersgedichte von Alexandern und Roxanen in die Augen, wo Jupiter im Anfange ſich ſo hören läßt:

Daß Ehen auf Erden
Von Menſchen vorgenommen werden,
Kömmt nicht von Menſchenvorſatz her:
Es iſt mein Thun, der ich die Welt regiere,
Es iſt ein Werk vom Jupiter.
Lernt, Sterbliche, daß ich die Herzen führe;
Daß Ehen zwar auf Erden
Vollzogen; aber nur von mir beſchloßen werden.

2. §. Was iſt nun in dieſen beyden Stücken poetiſches, außer dem Sylbenmaaße und den Reimen? Sind es nicht lauter gemeine Gedanken, gemeine Wörter und Redensarten, und gemeine Bedeutungen derſelben? Wie hätte man ſich eigentlicher ausdrücken, und den natürlichen Verſtand der Worte genauer beybehalten können, als hier geſchehen iſt? Man darf nur eine kleine Veränderung damit vornehmen, ſo, daß das Sylbenmaaß verſchwindet, und der Reim wegfällt: ſo bleibt nichts als eine ſehr magre Proſa übrig. Wir wollen mit dem erſten die Probe machen:

„Wer itzo in ſeinem ganzen Leben funfzig Jahre zurücke „legen kann, dem ſcheint es trefflich viel zu ſeyn. Die Welt „nimmt alle Tage ab, und will uns faſt Abſchied geben. „Jemehr die Jahrzahl zunimmt, deſto kürzer wird auch „das Ziel. Welchen Gott derohalben mit dieſer Gnade „ſegnet, daß er noch funfzig Jahre in ſeiner Ehe vollbringt, „dem iſt ein ſolch Wunderwerk und Glück begegnet, daß „kaum einem unter hunderten halb zu gelingen pflegt. ꝛc.

Nun möchte ich gern wiſſen, wo hier das poetiſche Weſen ſtecket; worinne ſich der Geiſt und Witz eines Dichters gewieſen

wieſen hätte? Alles dieſes hat meines Erachtens ein jeder denken und ſchreiben können, der niemals einen Poeten geſehen oder geleſen, ja kein Wort von Poeſie reden gehöret hat. In der beſſeriſchen Stelle redet Jupiter ebenfalls in der gemeinſten Sprache, wenn man nur das klingende Sylbenmaaß und die Reime wegſchaffet.

„Daß auf Erden von den Menſchen Ehen vorgenommen „werden, das kömmt nicht vom Vorſatze der Menſchen her. „Es iſt ein Werk Jupiters: es iſt nur mein Thun, der ich die „Welt regiere. Lernet ihr Sterblichen, daß ich die Herzen „lenke, und daß die Ehen auf Erden zwar vollzogen, aber „nur von mir beſchloſſen werden.

3. §. Vieleicht halten viele dafür, daß dieſes eben die rechte Schönheit der vernünftigen Poeſie ſey, ganz natürlich zu reden, und ſich von allen ſchwülſtigen Redensarten zu enthalten. Allein wir wollen uns erſtlich erinnern, daß Horaz uns vor beyden Fehlern gewarnet, und weder zu hoch über allen Wolken nach leerer Luft zu ſchnappen, noch im Staube zu kriechen; ſondern die Mittelſtraße zu halten, und auf dem erhabenen Parnaß zu gehen, befohlen hat.

Profeſſus grandia, turget;
Serpit humi, tutus nimium timidusque procellæ:
In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Fürs andere iſt es längſt, auch von Rednern, angemerket worden, daß der uneigentliche Ausdruck durch verblümte Redensarten, ſo gar der ungebundnen Rede eine beſondere Anmuth giebt. Cicero z. E. lehrt im dritten Buche vom Redner im 38. Capitel ausdrücklich, daß die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter zwar zu allererſt aus Mangel und Dürftigkeit der Sprachen aufgekommen; hernach aber auch zur Anmuth und Zierde gebraucht worden: wie man auch die Kleidungen anfänglich zur Bedeckung unſrer Blöße, nachmals aber zur Pracht ausgeſonnen und eingeführet hat. Er erweiſet es durch verſchiedene verblümte Reden, die auch bey den lateiniſchen Bauern gewöhnlich geweſen; dergleichen etwa bey uns fol-

gende wären: Der Wald iſt mir ausgeſtorben; der Baum hat den Krebs; die Zweige kriegen ſchon Augen; die Saat ſteht geil; der Acker iſt fett; das Geträyde brandig, u. d. gl. Darauf erinnert er, daß er außer dieſen gemeinen Arten verblümter Reden, noch eine verwegnere Gattung gebe, die nicht aus dem Mangel der Sprache; ſondern aus einem feurigen Witze entſteht, und der Rede viel Glanz und Schönheit zuwege bringet; welches er dann mit vielen poetiſchen Exempeln erläutert.

4. §. Ich will desgleichen thun, um die Sache in ein völliges Licht zu ſetzen. So ſchreibt **Flemming** auf der 362. S.

Der verliebte Himmel lächelt,
In die gleich erwärmte Luft;
Welche gleichſam Küſſe fächelt,
Auf der ſchwangern Erden Kluft:
Die bald beyden, ſo ſie liebet,
Tauſend ſchöne Kinder giebet.

Wer ſieht hier nicht einen ſehr edlen poetiſchen Ausdruck; in verblümten Verſtande gebrauchte Worte, und kühne Redensarten? Der Himmel muß verliebt heißen, welches man ſonſt nur von verſtändigen Weſen ſagt. Die Luft muß Küſſe fächeln; weil ſie ſo lieblich iſt, als eine freundliche Schönheit, wenn ſie einen Geliebten küſſen will. Die Erde iſt ſchwanger, weil die Gewächſe gleich einer Frucht in Mutterleibe, in ihr verborgen liegen, ehe ſie im Frühlinge ausbrechen. Sie muß den Himmel und die Luft lieben; welches wiederum nur im verblümten Verſtande angeht: weil ſie ſich nämlich bey der Gegenwart des freundlichen Himmels, mit ihrem Laube und Graſe ſchmücket; wie eine verliebte Dirne gegen die Ankunft ihres Liebſten. Endlich giebt ſie tauſend ſchöne Kinder, das iſt, in der eigentlichen Sprache zu reden, Blumen und Früchte. Und wer ſieht hier nicht, daß dieſe Strophe durch ihre verblümten Redensarten weit ſchöner und geiſtreicher geworden, als wenn ſie aus lauter eigentlichen Ausdrückungen beſtanden hätte? Noch eins zum Ueberfluſſe, aus eben dem Poeten, auf der 353. S.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger,
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, ſeht! wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern,
Mit verbuhlten Augen ſchaut.

5. §. Hieraus erhellet ja wohl deutlich genug, was ein poetiſcher Geiſt, was eine edle Art zu denken, und ein feuriger ungemeiner Ausdruck ſey. Dieß iſt die Sprache der Poeten, dadurch ſie ſich von der magern proſaiſchen Schreibart unterſcheiden. Man verſuche es, und zertrenne auch hier das Sylbenmaaß; man verſtecke die Reime, wie man will: es wird doch ein poetiſcher Geiſt daraus hervorleuchten. Daß aber dieſes die rechte Probe des poetiſchen Geiſtes ſey, das lehrt uns **Horaz**, der in der IV. Satire des I. B. ausdrücklich ſagt: daß ſeine und **Lucils** Verſe nichts poetiſches mehr an ſich behielten, ſo bald man durch die Verſetzung der Worte ihnen das Sylbenmaaß genommen. Weit anders verhalte es ſich mit dem **Ennius**, der die poetiſche Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Denn wenn man gleich die Worte: **Nachdem die ſcheußliche Zwietracht die eiſernen Pfoſten und Thore des Krieges erbrochen**, noch ſo ſehr verſetzen wollte: ſo würde man doch allezeit die Glieder eines zerlegten Poeten darinn antreffen. Es iſt werth, daß ich das lateiniſche davon herſetze.* Ich muß nur erwähnen, daß **Horaz** durch dieſe Anmerkung erweiſen wollen, eine Satire verdiene nicht den Namen eines Gedichtes. Denn kurz vorher hatte er ſich ausdrücklich aus der Zahl der Poeten ausgeſchloſſen, in ſo weit er nur ein Satirenſchreiber

* Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis,
Quem ſi diſſolvas, quivis ſtomachetur. etc.
His, ego quæ nunc;
Olim quae ſcripſit Lucilius, eripias ſi
Tempora certa modosque, & quod prius ordine verbum eſt,
Poſterius facias, præponens ultima primis,
Non, ut ſi ſolvas: *Poſtquam diſcordia tetra*
Belli ferratos poſtes portasque refregit;
Invenies etiam disjecti membra Poetæ.

ſchreiber war.* Ein Poet muß alſo einen großen Witz, einen göttlichen Geiſt und einen erhabnen Ausdruck haben, wenn man ihn mit dieſem Namen beehren ſoll. Da ich nun dieſe Lehren ſchon vor mehr als zwanzig Jahren gegeben habe: ſo urtheile man, ob diejenigen Tadler recht haben, die mir Schuld geben wollen, ich wollte in Gedichten nur eine abgezählte und gereimte Proſa leiden.

6. §. Und freylich zeiget ſich der Witz eines Poeten hauptſächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten. Denn iſt derſelbe eine Kraft der Seelen, das Aehnliche leicht wahrzunehmen: ſo merket man, daß in jedem uneigentlich verſtandenen Worte ein Gleichniß ſtecket, oder ſonſt eine Aehnlichkeit vorhanden iſt, weswegen man eins für das andere ſetzt. Das beluſtiget nun den Leſer eines ſolchen Gedichtes. Er ſiehet nicht nur das Bild, darunter ihm der Poet eine Sache vorſtellet, ſondern auch die Abſicht deſſelben, und die Aehnlichkeit zwiſchen beyden: und da ſein Verſtand auf eine ſo angenehme Art mit ſo vielen Begriffen auf einmal beſchäfftiget iſt; ſo empfindet er nicht nur wegen der Vollkommenheit des Poeten, deſſen Schrift er lieſt, ein Vergnügen; ſondern er beluſtiget ſich auch über ſeine eigene Scharfſinnigkeit, die ihn fähig macht, alle Schönheiten des verblümten Ausdruckes, ohne Mühe zu entdecken. **J. E. Amthor** ſchreibt auf der 125. Seite:

Jtzt ſchwindet allgemach,
Der Schatten lange Nacht, und läßt der Thürme Zinnen.
Ein frohes Morgengold gewinnen.
Der alte Nordwind giebt dem jungen Zephir nach:
Die Erde wird der lüſtern Sonnen Braut,
Die ihren Bräutigam ſtets näher treten ſchaut.
Sie ſchmückt ſich ſchon zur neuen Hochzeitfeyer:
Weil Phöbus ihren Wittwenſchleyer,

Den

* Primum ego me illorum, dederim quibus eſſe Poetas,
Excerpam numero: nec enim concludere verſum,
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Den Schnee und Eis ihr umgethan,
Aus heißer Brunſt nicht ferner dulden kann.

Dieſe Stelle kann für ein Muſter des guten verblümten Ausdruckes angeſehen werden. Das frühe Morgengold auf den Zinnen der Thürme, iſt das goldfarbigte Licht der Morgenröthe, und der hervorbrechenden Sonnenſtralen, die ſich an den Thurmſpitzen zuerſt zeigen. Der Nordwind wird, ſeiner Kälte halber, einem alten Manne, und der warme Zephir einem Jünglinge verglichen. Die Erde wird wegen ihres Putzes im Frühlinge, als eine Braut, und die Sonne, als ihr lüſterner Bräutigam vorgeſtellt: weil ſie ſo unverwandt nach derſelben ihre Stralen ſchießt, als es ein verliebter Freyer bey ſeiner Liebſten zu thun pflegt. Der Schnee des vergangenen Winters, muß endlich, ſeiner Farbe halber, einen Wittwenſchleyer abgeben, den die brünſtige Sonne ihr vom Angeſichte ziehen will. Wer hier nicht den Reichthum eines poetiſchen Witzes wahrnimmt, der muß gewiß keinen Geſchmack an ſchönen Dingen finden können.

7. §. Ein jeder ſieht aber von ſich ſelber wohl, daß hier faſt nichts anders, als die **Metaphore** vorgekommen, welche ſonſt, bey den Lehrern der Redekunſt, die erſte und hauptſächlichſte Gattung verblümter Redensarten iſt. Dieſe war auch den Alten, z. E. dem **Ariſtoteles**, einzig und allein bekannt, und die übrigen hat man erſt nach der Zeit angemerket. **Cicero** nennt die Metaphore Translatio; beyde Wörter haben eine ſehr allgemeine Bedeutung, und ſchicken ſich auch ſo gar für die **Metonymie**, **Synekdoche** und **Ironie**. Deutſch müßte man ſie eine Verſetzung, oder einen Wechſel nennen; denn dieſes drückt die Natur der Sache ziemlich aus: die **Metonymie** aber, als die andre Gattung verblümter Redensarten, könnte eine Namenänderung heißen. Doch wir müſſen ſie alle nach der Ordnung durchgehen, und mit Exempeln aus unſern Poeten erläutern. Ich kehre mich alſo an die ſtolzen Kunſtrichter nicht, die es für eine zu geringſchätzige Arbeit halten, ſich mit Regiſtern von Tropen und Figuren aufzuhalten. Man ſieht es nämlich aus ihren eige-

nen Schriften wohl, daß ſie ſich mit den Regeln und deutlichen Begriffen dieſer Zierrathe der guten Schreibart, nichts zu ſchaffen gemacht; indem ſie kein Maaß und keine Regel darinn zu halten wiſſen. Ihr Exempel alſo ſoll uns eher behutſam, als nachläßig in dieſem Stücke machen.

8. §. Die **Metaphore** iſt alſo eine verblümte Redensart, wo man anſtatt eines Wortes, das ſich in eigentlichem Verſtande zu der Sache ſchicket, ein anderes nimmt, welches eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hat, und alſo ein kurzes Gleichniß in ſich ſchließt. Zum Exempel, **Flemming** ſchreibt in einer Ode auf der 363. S. **die demantenen Gewäſſer**, und bald hernach gedenket er **der buhleriſchen Sterne**. Wir haben ſchon oben die **verwachte Roſe**, die **taumelnden Cypreſſen**, die **geſunden Schatten** und **ſchlummernden Gewächſe** aus eben dieſem Poeten angeführet. Dieſes ſind lauter metaphoriſche Ausdrückungen. Im eigentlichen Verſtande hätte man ſagen müſſen: die klaren Gewäſſer, die blinkenden Sterne, die verwelkte Roſe, die hin und her wankenden Cypreſſen; die kühlen Schatten; und die ruhigen Gewächſe. Aber der Poet führet uns durch ſeine geiſtreiche Beywörter auf ganz andere Begriffe. Die allernächſten Wörter ſind ihm zu ſchlecht: er holet ſich von weitem ganz ungemeine Gedanken her, die ſich aber zur Sache ſchicken, und dem Verſtande ſehr angenehme Bilder machen, wenn er die Aehnlichkeit derſelben einſieht. Eben dergleichen finde ich in **Pietſchens** Hochzeitode auf Prof. **Bäyern** in Petersburg, meinen nunmehr ſeligen Freund, ſehr häufig. Z. E. in dieſer Strophe:

Die holden Wangen deiner Braut,
Muß eine keuſche Röthe färben,
So, wie man ſonſt den Himmel ſchaut,
Wenn die verlebten Tage ſterben.
Des Jungferſtandes letzter Schein,
Iſt ein nicht fehlender Prophete,
Der Tag wird heiß und heiter ſeyn,
Nach einer ſchönen Abendröthe.

9. §. Eben dergleichen Metaphoren können auch in ſelbſtſtändigen Nennwörtern und Hauptwörtern, ja faſt in allen andern vorkommen. Z. E. Kanitz ſchreibt:

Iſts ihm nicht mehr vergönnt, zu küſſen eine Docke,
Die ihre freche Stirn mit Thürmen überhäuft ꝛc.

Da iſt das Wort **Thürme**, für den hohen Kopfputz gebraucht, der zu ſeiner Zeit Mode geweſen. Eben ſo hat **Heräus** auf der 248. S. die großen Perrücken beſchrieben:

Der weißbeſtäubte Buſch, der ganze Leiber deckt.

Imgleichen **Opitz**, nennt ein Frauenzimmer ein **Bild**; wegen der Schönheit, die man in Bildern am vollkommenſten finden kann. Auf der 165. S. der poetiſchen Wälder.

Hier geht ein ſchönes Bild,
Wo nichts zu ſpüren war, als ungezähmes Wild.

Von Hauptwörtern mögen folgende Exempel dienen. **Heräus** ſagt, ein Fleißiger habe Minuten zu **zählen**; und ein Müſſiggänger **ſtehle** ihm den Tag.

Wie dieſem, deſſen Fleiß Minuten hat zu zählen,
Der kömmt, den guten Tag zu biethen und zu ſtehlen.

Um das Zählen iſt es einem Fleißigen wohl nicht zu thun: aber es heißt hier beobachten, ja theuer und werth halten; weil man ſolche Dinge genau nachzuzählen pflegt. Das Stehlen ſchicket ſich hier gleichfalls ſo eigentlich nicht zum Tage. Aber es heißt hier unbrauchbar machen; weil man Sachen, die uns geſtohlen werden, nicht mehr zu ſeinem Nutzen anwenden kann. **Opitz** ſchreibt auf der 166. Seite der poetiſchen Wälder.

Ich kenne den Weg auch. Sehr oft hab ich gemeſſen
Den grünen Helikon, bin oben auf geſeſſen.
Durch mich wird itzt das Thun in Deutſchland aufgebracht,
Das künftig trotzen kann der ſchönſten Sprachen Pracht.
Wer dieſen Zweck erlangt, der darf nicht unten kleben:
Und wär er zehnmal todt, ſo ſoll er dennoch leben!
Gott herbergt ſelbſt in ihm, ja was er denkt und ſchafft,
Reucht nach Unſterblichkeit, ſchmeckt nach des Himmels Kraft ꝛc.

Den Helikon meſſen, heiß hier darauf gehen: weil man mit Schritten zu meſſen pflegt. Den ſchönſten Sprachen **trotzen**, heißt hier, ihnen an Schönheit gleich gehen. Unten **kleben**, heißt hier, unten bleiben; **leben** heißt, unvergeßlich ſeyn; **herbergen**, heißt, in etwas anzutreffen ſeyn; nach Unſterblichkeit **riechen**, und nach des Himmels Kraft **ſchmecken**, heißt, nur jenes und dieſes zu verſtehen geben, und an ſich ſpüren laſſen. Und dieſe Exempel können davon genug ſeyn.

10. §. Wenn die Metaphore länger, als in einem Worte fortgeſetzt wird, ſo heißt ſie eine **Allegorie**. Z. E. **Flemming** ſchreibt von einem Bräutigam:

> Viel tauſend, tauſend feuchte Küſſe,
> Bethauen die vermählte Hand:
> Damit der Liebe trächtigs Land,
> Hinkünftig nicht vertrocknen müſſe.

Die Liebe wird hier als ein beſäeter Acker vorgeſtellet, der eines naſſen Thaues benöthiget iſt, damit er nicht verdorre: Und dieſen findet der Poet in den feuchten Küſſen des Bräutigams. **Kanitz** beſchreibt die Reizungen der böſen Lüſte unter dem Bilde des erſten Sündenfalles:

> Wir hören überall Verführungsſchlangen pfeifen,
> Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln greifen,
> Wie wäſſert uns der Mund, die Hand wird ausgeſtreckt.

Amthor beſchreibt den Chriſtenwandel unter dem Bilde des iſraelitiſchen Zuges nach Kanaan auf der 308. Seite:

> Der Proben harter Strich macht ſeinen Werth bekannt;
> Man kömmt durchs rothe Meer nur ins gelobte Land,
> Und muß durch manchen Kampf den Heldenmuth beweiſen.
> Es trägt Arabiens beſtäubte Wüſteney
> Nur Hunger, Durſt und Angſt auf allen Wegen bey;
> Durch die der Wandrer muß nach Zions Höhen reiſen.

Pietſch gleichfalls, wenn er die Beſchaffenheit des kaiſerlichen Heeres bey Belgrad beſchreibt:

> Der Adler wacht indeß auf einem ſichern Hügel,
> Und ſtreckt mit reger Kraft die ausgedehnten Flügel

Vor ſeiner Wohnung aus, um die er anfangs ſchwebt,
Eh ihn der volle Flug aus ſeinen Gränzen hebt.
Bald ſchießt er ſchnell herab, wenn er den Drachen findet,
Der ſich, auf ſeinen Stoß um ſeinen Schnabel windet:
Doch den verdrehten Balg hält ſeine Klaue feſt,
Bis er ihn abgeſtreift im Blute liegen läßt;
Als Sieger in den Kreis des fernen Mondes ſteiget,
Und ſeinen Donnerkeil den blaſſen Hörnern zeiget.

11. §. Es muß aber eine gute Metaphore und **Allegorie** I) eine wahre Aehnlichkeit in ſich haben, die in den Sachen, und nicht in bloßen Worten anzutreffen iſt. Z. E. Wenn ich den Himmel ein **Engelland** nennen wollte, ſo wäre es nichts: denn hier käme es bloß auf das Wort Engel an. Z. E. **Neukirch** hat in dem vortrefflichen Gedichte auf die Königinn in Preußen, Charlotte, dieſes Wortſpiel gebraucht, indem er den König Friedrich ſo redend einführet:

Und wer bewundert nicht das, was du jüngſt geſprochen?
Mein Kronprinz, war dein Wort, beſchloß vor wenig Wochen,
Nach Engeland zu gehn; doch ſeht, er läßt es ſeyn,
Und ſeine Mutter geht ins Land der Engel ein.

Ich weis aber zu ſeiner Entſchuldigung nichts mehr zu ſagen, als daß dieſes vieleicht in der That ein Einfall des Königes ſelbſt geweſen ſeyn muß: daher der Poet ihn denn auch dem Könige in den Mund gelegt hat; um demſelben die Ehre der Erfindung nicht zu rauben. Und ſpricht er gleich, daß man dieſes Wort des Königes bewundere: ſo glaube ich doch nicht, daß ihm daſſelbe ſo ſchön vorgekommen ſey, weil er ſelbſt nirgend dergleichen vorgebracht. Aber an manchem großen Herrn, iſt in ſolchen Dingen oft etwas ein Wunder, welches man auch an einem Schüler nicht dulden würde. Doch ich beſinne mich, daß auch **Neukirch** von Wortſpielen ſo frey nicht geweſen, als er wohl hätte ſeyn ſollen. Z. E. in dem Gedichte auf die geſchützten Nachtigallen, heißt es:

Denn ſprach er, was man itzt im Kriege großes ſchaut,
Iſt, daß uns Friederich Fried, Ehr und Reich erbaut.

wiewohl ich dieſes ſchon in dem vorigen Hauptſtücke hätte anführen ſollen. Wenn aber Kanitz ſchreibt: **Sein Hof wird ihm ein Hof** ꝛc. ſo vergleicht er wirklich den Ritterſitz eines Landjunkers, mit einem Hofe, und dieſes iſt alſo kein Wortſpiel zu nennen.

12. §. II) Muß ſie nicht von ſolchen Dingen hergenommen ſeyn, die eine Sache verächtlich oder lächerlich machen können; es wäre denn, daß man mit Fleiß ſatiriſch ſchreiben wollte. **Cicero** z. E. tadelt einen Scribenten, weil er geſagt hatte: durch Catons Tod, wäre die Republik entmannet oder verſchnitten worden. III) Muß das Gleichniß nicht gar zu weit hergeſucht ſeyn, ſo, daß man es leicht verſtehen kann. **Ariſtoteles** verwirft in dieſer Abſicht den Ausdruck eines alten Poeten, der den Xerxes einen perſianiſchen Jupiter genennet hatte. Und dahin könnte man die praleriſchen Metaphoren der portugieſiſchen Redner rechnen, die im XL. St. des II. Theils der vern. Tadlerinnen angeführet worden; wie auch unzähliche im **Milton** und ſeinen Nachahmern. Endlich IV) müſſen die Metaphoren, ſo viel möglich, alles ſinnlicher machen, als es im eigentlichen Ausdrucke ſeyn würde. Daher dienen alle die Redensarten und Wörter ſehr, die das Geſicht, das Gehör, das Gefühl, den Geruch und Geſchmack angehen. Vor allen Dingen aber, ſind die ſichtbaren Dinge ſehr geſchickt, lebhafte Metaphoren zu geben. Die oben ſchon ſo häufig angeführten Exempel können dieſes ſattſam erweiſen: Es iſt aber auch an ſich ſelbſt leicht zu begreifen: denn die Einbildungskraft bringt die Begriffe deſto klärer hervor, je ſtärkere Eindrückungen man davon ſonſt gehabt. Nun wirken aber die meiſten Sinne ſehr ſtark in die Seele; ſonderlich aber wirkt das Geſicht, bey Empfindung des Lichtes und der Farben, ſehr klare, von Figuren und Größen aber auch deutliche Begriffe. Ein Wort alſo, welches dahin gehöret, kann auch eine unſichtbare Sache gleichſam ſichtbar machen, wenn es in verblümtem Verſtande dazu gebrauchet wird.

13. §. Die andere Art verblümter Reden, iſt die **Metonymie**, welche man mit dem **Longolius** ein **Namenlehn** nennen könnte. Man ſetzet aber darinn entweder die Urſache, und meynet die Wirkung derſelben: als wenn ich einen Scribenten für ſeine Schriften nenne:

Der reiche Seneca an Witz und an Vermögen,
Der ſchlaue Tacitus, und was noch iſt zugegen,
Muß allezeit um mich ſeyn. Opitz.

Oder umgekehrt, die Wirkung für die Urſache, als wenn ich den Pan die Furcht der Nymphen nennte:

Phyllis ſchickt Silvanen Kränze,
Alle Nymphen führen Tänze:
Ihre Frucht, der geile Pan,
Geht nicht minder ſtets im Reihen ꝛc. Dach.

Oder die Haupturſache an ſtatt eines Nebendinges: und zwar erſtlich, das Behältniß für das Enthaltene, als wenn ich den Helikon ſetze, und die Muſen meyne.

Der ganze Helikon iſt ſchon um dieſe Zeit,
Um ſeine Bücher her, und dichtet allbereit,
Das, was man rühmen muß. Flemming.

Zweytens der Beſitzer an ſtatt ſeines Eigenthums, als wenn man den Phöbus an ſtatt der poetiſchen Triebe ſetzt, die ihm angehören.

Phöbus iſt bey mir daheime,
Dieſe Kunſt der deutſchen Reime,
Lernet Preußen erſt von mir ꝛc. Dach.

Drittens, der Feldherr für ſeine Soldaten, als wenn man ſagt, der Kaiſer wird geſchlagen, da es doch die Soldaten ſind.

Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergetzung ſollen ſchenken,
Und Raſt nach ſolcher Müh. Allein es ſaget Nein!
Der Kaiſer von Byzanz muß auch geſchlagen ſeyn. Opitz.

Viertens, das Zeichen für die bezeichnete Sache, als wenn man den Zepter nennt, und ein Königreich meynt.

> Bleibt Friedrich nur geſund, und hat ſein Zepter Segen,
> Was iſt mir an Namur und Pignerol gelegen? Kanitz.

Fünftens, die Sachen in der Zeit, an ſtatt der Zeit ſelbſt, als wenn man den Mondwechſel für die Monate ſetzt:

> Neunmal hat nun Phöbe gleich,
> Ihre Hörner eingezogen,
> Und die Nächte blind gemacht;
> Seit ſie dir gab gute Nacht. Flemming.

Oder man ſetzt ein Nebending an ſtatt der Hauptſache, und da zwar erſtlich das Enthaltene für das Behältniß. Z. E. den Ort, wo man der Fürſten Gnade ſucht, für den Hof.

> Jedennoch, wenn du dir, und auch zugleich den deinen,
> Willſt mehr zu gute thun, ſo mußt du da erſcheinen,
> Wo man der Fürſtenhuld, (weil doch des Höchſten Schluß
> Sie groß, uns klein gemacht,) in Demuth ſuchen muß. Kanitz.

Zweytens, das Zeichen für das Bezeichnete, als wenn man, die Schamhaftigkeit zu beſchreiben, ſagte, den Hut in die Augen drücken.

> Du darfſt, o freyer Held, den königlichen Hut
> Nicht in die Augen ziehn. Wohin man itzo ſiehet,
> Da ſieht man auch dein Lob. Opitz.

Drittens, die Zeit, für das, was darinn geſchieht; zum Exempel für die ſchlechten Poeten, die darinn leben:

> Wie manchmal zürn ich nicht mit unſrer armen Zeit,
> Die itzt faſt gar nicht mehr der Nachwelt Urtheil ſcheut. Günther.

Viertens, die Tugend oder Laſter, an ſtatt der Leute, die ſie ausüben; z. E. den Neid für die Neider.

> Der Neid vergiftet zwar das allerſchönſte Haus,
> Und die Verläumdung ſticht die angenehmſten Früchte. Gryphius.

Fünf-

Fünftens, die Gemüthsregung an ſtatt ihres Gegenſtandes; als wenn man einen fröhlichen Tag ſeine Freude nennt:

Preis der Tage, Wunſch der Frommen,
Meine Freude, ſey willkommen! Dach.

Sechſtens, das vorhergehende für das Nachfolgende, z. E. wenn ich ſagte, bis die Sonne untergeht; an ſtatt zu ſagen, bis es Nacht wird.

Bis der Gott der güldnen Gluten,
Der die braunen Mohren brennt,
In die heſperiſchen Fluthen,
Freygelaßnes Zügels rennt. Flemming.

Siebentens, das nachfolgende an ſtatt des vorhergehenden, z. E. die warme Frühlingsluft, für das, was darauf erfolget.

Die erfreuten Heerden ſpringen,
Das verlebte Jahr wird jung,
Die gelehrten Vögel ſingen,
Wald und Feld iſt auf den Sprung:
Und die Schooß der alten Erden,
Will aufs neue ſchwanger werden. Flemming.

14. §. Die dritte Gattung verblümter Redensarten heißt **Synekdoche**, auf deutſch, nach **Longols** Benennung, ein **Auszug**; dieſe hätte gar leicht unter der Metonymie können begriffen werden, wenn es nicht unſern Vorfahren anders gefallen hätte. Sie iſt wiederum vielerley, denn man ſetzt entweder das Ganze für den Theil; z. E. die Welt für ein kleines Land in derſelben.

Ihr, die des Höchſten Rath beſtimmt,
Der Welt mit Stahl und Bley zu dienen. Günther.

Oder den Theil fürs Ganze, als wenn ich den Hals für die ganze Perſon ſetze.

Er hat daſelbſt bekannt,
Du hätteſt ſeinen Hals und Ehr in deiner Hand. Opitz.

Oder

Oder eins für vieles: als z. E. ein Sinn, wenn von vielen Perſonen die Rede iſt, die doch viel Sinne haben.

Andre werden ſich befleißen,
Die ein größrer Sinn erhöht,
Welchen Phöbus näher geht,
Als mir abgelegnem Preußen ꝛc. Dach.

Oder vieles für Eins. Z. E. Die Lüfte für die Luft.

Die geſtirnten Lüfte ſcherzen,
Tauſend Kerzen,
Tauſend lichte Fackeln ſtehn. Flemming.

Oder eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe. Z. E.

Wenn du, großer Siegesfürſt!
Hundert tauſend Cherubinen,
Zu Gefährten haben wirſt,
Werden dir die Feinde dienen. Chr. Gryph.

Oder eine ſogenannte volle Zahl, für eine größere oder kleinere. Zum Exempel:

Thu, o Churfürſt, nach Belieben,
Such ich Hufen, zehnmal ſieben?
Nein! auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Begnügen
Auch mit tauſend Ochſen pflügen,
Mir iſt gnug ein grünes Thal. Dach.

Oder etwas viel größeres für das kleinere, welche Art man Hyperbole nennet. Z. E. Wenn man die Thränen einen Bach nennet:

Betrachte nur den Thränenbach,
Worinn das Herz der Aeltern ſchwimmet:
Wo noch in dir Erbarmung glimmet,
So gib doch ihren Seufzern nach. Amthor.

Das iſt nicht genug. Eben derſelbe bedient ſich dieſer Vergrößerung noch kühner, wenn er in demſelben Gedichte an ein verſtorbenes junges Frauenzimmer den ganzen Belt toben läßt. Er redet den Tod an:

Schau,

Schau, wie der Welt beginnt zu toben,
Daß du ſolch einen theuren Stein,
Zu ſeiner Nymphen höchſter Pein,
Aus ihrer Krone weggeſchoben.

Hier könnte es leicht ſeyn, daß dieſe Vergrößerung einigen gar zu verwegen vorkäme. Denn was will man auf eine Prinzeſſinn größers ſagen? Zugeſchweigen, daß man nicht ſieht, was das für eine Krone der Nymphen geweſen, darinn die Todte einen Edelgeſtein abgegeben? Die Allegorie iſt nicht gar zu richtig.

15. §. Ueberhaupt aber geht man in Vergrößerung der Dinge gemeiniglich zu weit, und überſchreitet dadurch die Regeln der Klugheit. An Malherben hat ſchon Bouhours eine ſehr unerträgliche Vergrößerung der Thränen Petri getadelt; die ich, ihrer Seltſamkeit halber, aufs allergenaueſte überſetzt habe, und hier mittheilen will.

Da hub ſich ſein Geſchrey gleich als ein Donner an,
Sein Seufzen war ein Sturm, der Eichen fällen kann,
Und die gelinde Fluth von den vergoßnen Zähren,
Verglich ſich einem Strom, der von den Bergen läuft,
Die Felder überſchwemmt, ja Dorf und Stadt erſäuft,
Und faſt die ganze Welt in eine See will kehren.

Wer nun dieſes nicht für ausgeſchweift erkennen will, der muß in der That nicht viel Nachſinnen oder Geſchmack von einer Sache haben. Opitz hat uns dieſe Art hochgetriebener Vergrößerungen in der Sprache eines ſchmäuchelnden Buhlers lächerlich zu machen geſuchet, den er auf der 161. S. im IV. B. ſ. poet. W. ſo entwirft. Er redet ein Frauenzimmer an:

Sie thun wohl einen Eid, wiewohl nicht ohne Lachen,
Daß eure Augen auch die Sterne finſter machen;
Und daß ſie heller ſind, denn alles Firmament,
Ja daß die Sonne ſelbſt auch nicht ſo heftig brennt.
Sie ſchwören hoch und ſehr, daß Gott euch auserleſen,
Vor aller Zierlichkeit und allem ſchönen Weſen;
Und ſagen: ſelig ſey das Jahr und dann die Zeit,
In der ihr, große Zier der Welt! gebohren ſeyd.

2C

Sie ſprechen wohl dabey, daß ihr mit euren Blicken,
Ein härter Herz als Stein, vermöget zu entzücken;
Daß aus America die beſte Spezerey,
Mit eurem Athem weit nicht zu vergleichen ſey;
Daß ſolche Hände nicht gemalet werden könnten,
Daß gegen ihnen, Schnee zu gleichen ſey der Tinten;
Daß jedes Zähnlein ſey ein köſtlicher Demant,
An welchen die Natur all ihre Kunſt gewandt;
Und daß die Lippen auch, die mehr als Roſen blühen,
Weit weit den edelſten Corallen vorzuziehen;
Und daß der ſtarke Mars durch eurer Zungen Schein,
Die Waffen abzuthun bereitet würde ſeyn.
Beliebt es euch hernach von Venus was zu ſingen;
Die Winde könnet ihr mit eurer Stimme zwingen:
Und wenn ihr weiter euch auch zu der Lauten findt,
Iſt Orpheus ungelehrt und gegen euch ein Kind.
Wenn ihr im Felde ſeyd, wohin man euch ſieht gehen,
Da ſieht man alſobald die ſchönſten Blumen ſtehen.
In Summa, die Natur hat dieß an euch gethan,
Daß eure Trefflichkeit kein Menſch beſchreiben kann.
Wie möcht ich aber wohl ſo falſch erdachtes ſagen,
Und die Aufſchneiderey mit Langmuth nur ertragen?
Ich glaube, welcher ſich nimmt ſolcher Lügen an,
Der Feder und Papier auch ſchamroth machen kann.

Was **Opitz** hier in der verliebten Sprache für unerträglich gehalten, das hat **Kanitz** in der Beſchreibung des Krieges-weſens, und in den Klagen der Verſtorbenen, als einen Fehler angemerket. In ſeiner Satire von der Poeſie heißt es:

Fällt das geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So dünkt mich, hör ich ſchon die Wetterglocke läuten.
Ein Flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,
Der ſtralbeſchwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefelkeilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kömmt; weil doch ein Wolkenguß,
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß:
Und läßt den armen Tropf der Welt zur Strafe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab.
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben.

Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.

16. §. Mit der Verkleinerung, (Litote oder Tapeinoſis) iſt es eben ſo bewandt. Sie ſagt allemal weniger, als in der That wahr iſt; doch ſo, daß ſie dadurch in keinen Irrthum ſtürzet. Z. E. Günther beſchreibt ſeine Armuth ſo:

Ich darf mich ohnedas voritzo nicht beſchweren,
Als ließen Tiſch und Schlaf mich wenig Zeit entbehren.
Fünf Biſſen in den Mund, ſo iſt die Tafel gar;
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett nun völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird ſie oft betrogen.

Die Synekdoche ſetzt auch wohl zuweilen die ganze Art eines Dinges für eine beſondere Gattung deſſelben. Z. E. Das Licht überhaupt, für die Sonne:

Willkommen, ſchönes Licht!
Das aus dem Himmelspunct der Abyſſinen,
In Nordens kalten Zirkel bricht.
Kaum war dein heißer Stral bey uns erſchienen ꝛc. Amthor.

Oder die beſondre Gattung für die ganze Art. Z. E. Wenn ich Mandeln und Muſcaten ſtatt aller andern Leckerbiſſen ſetzte:

Wiewohl ein ſolcher Held, der nur ſein theures Blut
Zum Aderlaſſen ſpart, nicht große Wunder thut;
Und wenn ihm nichts gefehlt, als Mandeln und Muſcaten,
Wohl ehr aus Blödigkeit hat Stadt und Land verrathen. Kanitz.

Auf eben die Art ſetzt man zuweilen die Namen gewiſſer Perſonen, anſtatt allgemeiner Benennungen ſolcher Leute: welche Art nebſt der folgenden eine Antonomaſie heißt. Zum Exempel:

Geh Breslau! denke nach, was der Verluſt bedeute,
Dein Piccart, dein Galen, dein Kepler, dein Caßin,
Dein Galiläus ſtirbt. Dieß, was gelehrte Leute
Für deinen Schmuck geſchätzt, iſt leider itzt dahin! Gryph.

Oder man braucht anſtatt der eigenen Namen gewiſſer Dinge, die allgemeine Benennung, die ſich für ſie ſchickt. Z. E. Wenn man ein Pferd, oder einen Diener meynte, und ein Vieh nennte.

Verſuchs! gieb ihm ein Amt, ſechs Viehe vor den Wagen,
Und ſechſe hinten drauf; ſieh, was er dann wird ſagen. Heräus.

Imgleichen wie Kanitz einen Weiſen nennet, und den Horaz meynt, deſſen Vers, Beatus ille qui procul negotiis, er anführt:

Ja, ſprichſt du, folge dem, was jener Weiſe ſchreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt ꝛc.

17. §. Endlich kömmt noch die vierte Gattung verblümter Redensarten, die man die Ironie oder Verſpottung zu nennen pflegt. Man ſaget darinn gerade das Gegentheil deſſen, was man denket; doch ſo, daß der Leſer aus dem Zuſammenhange leicht begreiſt, was die wahre Meynung iſt. Z. E.

Bey einem Hochzeitmahl, da kommen oft geflogen
Des künſtlichen Papiers bis vier und zwanzig Bogen:
Ein ſchöner Vorrath traun! beſonders zu der Zeit,
Wenn etwa Heu und Stroh nicht gar zu wohl gedeiht. Rachel.

Zuweilen wird die Ironie ſehr heftig, und bekömmt alsdann den Namen Sarkaſmus oder Diaſyrmus; nachdem ſie nämlich gegen Todte, oder Lebendige ihren beißenden Hohn ausſtößt. Z. E. Opitz ſpottet des Glückes, im Abſehen auf die Standhaftigkeit des Ulyſſes, dergeſtalt:

Du kannſt, Fortune! ja den werthen Helden zwingen,
Hinab ins tiefe Meer, bis an den Hals, zu ſpringen:
Du kannſt ja wider ihn vermiſchen Luft und Flut,
Kannſt fodern, wenn du willſt, ſein Leben, Gut und Blut!

Daß aber er vor dir die Knie auch ſolle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, ſich wie ein Weib bezeigen,
Sein Leben, ſeine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze laſſen gehn; das ſtehet nicht bey dir!

Hieher gehört auch die ſpöttiſche Wiederholung der Worte ſeines Gegners, die ſonſt Mimeſis, oder das Nachſpotten genennet wird. Z. E. In des Sophokles Antigone ſpricht Kreon mit ſeinem Sohne Hämon, nach Opitzens Ueberſetzung:

Kreon.

Und iſt denn dieß nicht recht, wenn ich mein Reich will ehren?

Hämon.

Schön ehren! denn du greifſt der Götter Ehr itzt an.

Und bald darauf:

Kreon.

Willſt du durch Drohen mich noch mehr und mehr erherben?

Hämon.

Was Drohen? wo man Rath und That nicht will verſtehn.

18. §. Das wären nun die hauptſächlichſten Gattungen und Arten, der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetiſche Schreibart, noch mehr als die ungebundne, einen beſondern Glanz und eine ausnehmende Schönheit bekömmt. Doch kann man leicht denken, daß dieſelben, nach Beſchaffenheit der Materien und beſondern Umſtände, allerley verſchiedene Geſtalten annehmen; ſo daß ſie auch zuweilen ganz eigene Namen bekommen. Der Witz der Dichter iſt ſehr unterſchieden, und ſeine Geburten ſind es nicht minder. Hat nun gleich ein Dichter in dieſem Stücke eine etwas größere Freyheit, als ein Redner, oder Geſchichtſchreiber; welche ihm deswegen zukömmt, weil er gleichſam in einer Begeiſterung, oder aus Eingebung der Muſen redet: ſo muß er doch die geſunde Vernunft dabey niemals aus den Augen ſetzen. Nicht alle verblümte Redensarten lauten in klugen Ohren ſchön, und man kann zuweilen gar nicht ſagen, warum dieſes

ſes oder jenes ſo anſtößig klingt. Darinn zeiget ſich aber hauptſächlich der gute Geſchmack eines Poeten, daß er eine geſchickte Wahl unter den poetiſchen Ausdrückungen zu treffen weis, die ihm ſeine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte ſchön iſt, das ſchickt ſich in ein Heldengedicht nicht: und was in einer erhabnen Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig ſeyn. Die tragiſche Schreibart geht faſt immer auf Stelzen, d. i. ſie redet faſt durchgehends verblümt: die komiſche hergegen geht barfuß, ich meyne, ſie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beſchaffenheit ihrer beſonderen Charactere. Alle dieſe allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

19. §. Nichts aber iſt bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewiſſe Leute verſtecken ſich in ihren Metaphoren ſo tief, daß ſie endlich ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. Man ſieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärſte Satz wird durch ihren poetiſchen Ausdruck verfinſtert: da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorſtellen, und empfindlicher machen ſollte. Nicht nur im vorigen Jahrhunderte hat die mariniſche Schule den dunkeln Wuſt in die Dichtkunſt gebracht; ſondern auch itzo will uns die miltoniſche Secte von neuem überreden: Nichts ſey ſchön, als was man kaum verſtehen, oder doch mit vielem Nachſinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann. Es iſt wahr, daß Unverſtändige zuweilen eine ſo blendende Schreibart deſtomehr bewundern, je weniger ſie dieſelbe verſtehen: allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken; und wenn derſelbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen iſt, ſo ſchmeißen ſie ein ſolch Gedicht beyſeite. Sonderlich thun ſie dieſes, wenn gar über den ſchwülſtigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geſchehen pfleget. Denn manchen vermeynten ſchönen Gedanken anzubringen, nehmen

ich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunſt, und einer reinen Mundart. Ja was ohne Sprachfehler geſagt, was gemeines geweſen wäre, das dünkt ihnen ein neuer und ſchöner Gedanken zu ſeyn, ſo bald es in einen Schnitzer verkleidet iſt. Ich ſchließe daher dieſe Regel mit des Boileau Worten. Art. Poet. Ch. I.

Il eſt certains Eſprits, dont les ſombres Penſées
Sont d'un Nuage épais toujours embaraſſées;
Le Iour de la Raiſon ne les ſauroit percer:
Avant donc que de ecrire, aprenez à penſer!
Selon que notre Idée, eſt plus ou moins obſcure,
L' Expreſſion la ſuit ou moins nette, ou plus pure.
Ce que l'on conçoit bien s'enonce clairement,
Et les Mots, pour le dire, arrivent aiſement.

20. §. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeſchickte Vermiſchung derſelben in einer Schrift, kömmt hauptſächlich derjenige Fehler der poetiſchen Schreibart an, den man das Phöbus oder den Schwulſt zu nennen pflegt. Die Franzoſen haben dieſen Namen einer ſchwülſtigen Art des Ausdruckes, ſo viel mir wiſſend iſt, zuerſt beygeleget, und die Engelländer nennen dieſelbe Bombaſt. Es ſcheint die Benennung der erſtern ihren Urſprung hauptſächlich von dem Misbrauche zu haben, vermöge deſſen manche Poeten, auch bey den ſchlechteſten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der ſcharfſinnige Bayle hat dieſe böſe Gewohnheit in ſeinen Briefen * ſehr ſinnreich durchgezogen. Er merkt aus der Hiſtorie von der Stiftung der königlichen großbrittanniſchen Societät der Wiſſenſchaften an: daß man daſelbſt von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwiſſenſchaft, auch den Rednern und Dichtern den Vortheil verſprochen, daß ſie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden hernehmen können; und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem ſie allein, in den Gleichniſſen ſo viel hätte ausſtehen müſ-

 ſen.

* T. I. p. 32. 33. 34.

ſen. Allein er ſetzet hinzu, dieſes ſey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, deſſen ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichniſſe bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber ſterben, als in dieſem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieſes wäre nun einmal das Schickſal dieſes ſchönen Geſtirnes, daß man allerley Arten der Leute auf ſeine Unkoſten lobete: ſo gar, daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen ein Verlangen darnach trügen. Davon führet er aus dem **Theophile** ein Sinngedichte an:

Cette Femme, qui m'importune,
Veut, qu'on la compare au Soleil:
Il eſt commun, elle eſt commune,
C'eſt tout ce, qu'ils ont de pareil:

21. §. Mit dieſem Fehler der hochtrabenden Schreibart iſt das von vorerwähnten Nationen ſogenannte **Galimatias**, oder **Nonſenſe** ſehr nahe verwandt: welches nichts anders iſt, als eine ungereimte und unverſtändliche Vermiſchung widereinanderlaufender verblümter Redensarten; aus welchen es zuweilen unmöglich iſt, einen Verſtand herauszubringen. Von unſern Deutſchen hat, wie mich dünket, **Chriſtian Gryphius** zuerſt den Uebelſtand dieſes Fehlers an unſern Poeten, ſonderlich ſeinen eigenen Landesleuten, **Hofmannswaldauen** und **Lohenſteinen** wahrgenommen; und die Quellen deſſelben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden.* **Gryphius** unterſcheidet aber hier mit großem Verſtande die alten Italiäner von den neuern, und dieſe von den Franzoſen. **Petrarcha** iſt bey dem guten Geſchmacke der alten Römer und Griechen geblieben; und ihn

* Ich weis wohl, ſchreibt er, daß viele unſrer Landsleute den heutigen Wälſchen und Spaniern unzeitig nachäffen; und ſich mit ihren nicht ſelten merklich abſchießenden Farben ausputzen. Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl ſeyn ſollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: ſo würde es doch zum wenigſten gar wohl gethan ſeyn, wenn ſie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, derer ſich die Wälſchen im vergangenen Jahrhunderte, und noch itzt die Franzoſen bedienen, etwas mehr in

ihn hat ſich **Opitz** unter andern zum Muſter genommen. **Taſſo** und **Guarini** hielten ſich noch ziemlich auf der alten Spur; und ob ſie wohl ſchon viel von ihren **Concetti** oder gleißendem Flittergolde einſtreueten: * ſo blieb doch das meiſte in ihren Gedichten gut und untadelich. **Arioſt** aber und **Marino** ſind von der guten Art ganz und gar abgewichen: wie nicht nur **Bouhours** in ſeiner Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'Eſprit in vielen Exempeln gewieſen; ſondern auch **Creſcimbeni** in ſeiner Hiſtoria della volgar Poeſia im II. Bande ausführlich dargethan hat. Dieſe mariniſche Schule nun hat auch in unſerm Vaterlande viel Anhänger gefunden, noch ehe **Brockes** den Kindermord überſetzet hat; und das hat **Gryphius** in der angezogenen Stelle ſchon bedauret.

22. §. Doch auch aus den Spaniern iſt dieſes Verderben einigermaßen herzuleiten: ſo, wie ſchon in Rom, durch den **Lucan** und **Seneca**, der gute Geſchmack des güldnen Alters ſich verderbet hat. **Gracian** iſt im vorigen Jahrhunderte durch die hochtrabende Art ſeiner Schriften ein ſolcher Verführer der witzigen Köpfe geworden. Denn ob er gleich nur in ungebundener Rede geſchrieben, ſo hat er doch in ſeinen Schriften, z. E. in dem **Criticon**, einen ausſchweifendern Witz bewieſen, als unzähliche Dichter gehabt haben. Daß **Lohenſtein** einen beſondern Geſchmack an demſelben gefunden, zeiget der **ſtaatskluge Ferdinand** deſſelben: den er ins Deutſche überſetzet, und in ſeinen übrigen Schriften nachgeahmet hat. Will man ein Exempel von ſeiner Art haben, ſo leſe man nur das Gedicht auf den Tod **And. Gryphii**, von der Höhe des menſchlichen Geiſtes: darinn er faſt allen ſeinen Witz und alle ſeine Einbildungskraft verſchwen-

acht nähmen; und vielmehr den rechten Verſtand einer Sache, als zwar köſtlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entſpringenden Miſchmaſch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten.

* Siehe des Herrn von St. Evremond Luſtſpiel Sir Politick would be, nach, wo er einen italieniſchen Abt in lauter ſolchen Concetti, oder ſpitzfindigen Einfällen redend einführet, und dadurch dieſe Schreibart zum Gelächter machet.

ſchwendet hat. Doch ein paar Strophen ſollen uns zur Probe dienen, wie dieſe Schreibart ausſieht. So hebt er an:

Wohin hat ſich der Geiſt der Menſchen nicht geſchwungen,
Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt:
Denn iſt der ſpröde Leib gleich nur von Dohn entſprungen,
So ſieht man doch, daß Gott aus dieſen Schlacken glänzt;
Daß itzt was himmliſches beſeele das Gehirne,
Der Urſprung ſey von Gott, das Weſen vom Geſtirne.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
Macht uns zu Herrn der Welt, zu Meiſtern der Natur.
Der Panther dämpft für ihr das Schäumen des Geblüthes,
Sie nimmt der Schlang ihr Gift, durch einen kräftgen Schwur.
Sie lehrt uns Drachen kirrn, und auf den Löwen reiten,
Die Adler übereiln, und Crokodilln beſtreiten.

Er müht ſich Gottes Werk und Wunder nachzuäffen,
Es theilt ein Dädalus mit Flügeln, Luft und Wind;
Bachan kann in der Luft Gewölk und Regen ſchaffen:
Albert ein redend Haupt, Camill ein lechzend Kind.
Archytas lehrt aus Holz geſchnitzte Tauben fliegen,
Und Bertholds Büchſe will für Blitz und Donner ſiegen.

Die Elemente ſelbſt ſind Mägde des Verſtandes ꝛc.

23. §. Dieß iſt nun ein rechtes Meiſterſtück, durcheinander gewirrter Metaphoren und anderer übelausgeſonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias, mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts deſtoweniger hat ſich unſer Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnißte Verſe aufs äußerſte verliebt gehabt: und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht dieſe hochtrabende Sprache reden können; die doch oft weder der Verfaſſer, noch ſeine Leſer, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Ein rechter Held aus der lohenſteiniſchen Schule, war auch in meinem Vaterlande, nur vor wenigen Jahren noch, der ſeiner Muſik wegen berühmte Kapellmeiſter **Neidhard**, ein gebohrner Schleſier, der durch ſeine überſteigende Schreibart unzähliche Leute eingenommen, und viel junge Leute verführet hatte; wie ich ſchon oben angemerket

merket habe. Es kann nicht ſchaden, eine Probe davon hieher zu ſetzen, die mehr als irgend etwas einen Abſcheu davor erwecken kann. Dieß Gedicht iſt 1710. auf D. Wenzeln gemacht, und hebt an:

Der Witz des Alterthums, aus deſſen reicher Pracht,
Die jüngern Gold und Bley zu Doctoringen ſtehlen,
Hat auch aus weiſer Kluft den Ring herausgebracht,
Den Ruhm der Sterblichen der Nachwelt zu vermählen.
Man wuſch den todten Leib in einer Balſamſee,
Und meynte ſo den Zahn der Fäulniß zu zerreiben:
Man wollte That und Lob den Steinen einverleiben,
Und thürmte deren Rumpf faſt an die Wolkenhöh.
Die meiſten ſpitzten ſich den Griffel kluger Schriften,
Den Todterblaßten Ruhm, ſich ſelbſten Dank zu ſtiften.

Doch weil der Glieder Bau, des Marmors Silber=Grieß,
Der Blätter leichten Zeug die Zeiten niederlegen:
So ſuchte man dabey, Held, Waffen, Schild und Spieß
Der hellſaphirnen Burg des Himmels einzuprägen.
Drum ſchimmert Herkules, Alkmenens Götterkind,
In einer Heldentracht von acht und zwanzig Sternen;
Und läſſet auch ein Kind aus ſeinen Stralen lernen,
Daß Klug= und Kühnheit Gold, zu Ehrenkleidern ſpinnt.
So wird ſein Ehrenruf bey heitrer Nacht verjünget,
So oft ſich Tellus Ball um ſeinen Kreispunct ſchwinget ꝛc.

So iſt nun das ganze ziemlich lange Gedicht mit unendlich vielen weitgeſuchten und übereinander gehäuften Metaphoren und Allegorien durchwirket und vollgeſtopfet, daß es bloß um der Seltenheit halber, werth wäre, wieder aufgelegt zu werden.

24. §. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Exempeln von neuern Blümchen fehlen möge: ſo will ich dieſelben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im 1727. Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demſelben alles beyſammen finde, was ich ſonſt mit vieler Mühe würde zuſammen ſuchen müſſen. Folgende Redensarten nun, halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet ſchreibt: **Titans frohes Licht ſtrale mit neuen Blitzen, und mache die ſapphir=**

ne Burg zu Hiacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein ſolcher, der Aegyptens finſtre Nacht, ſtatt Goſens Sonne küſſet. Die Lilie lacht mit reinſtem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen ſchamroth, und ihr Atlaß ſinkt ins Verweſungsreich. Auf den Blättern der Blumenköniginn, die von Cytherens Blut den Urſprung haben ſoll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft ſchneyt ambrirte Perlen. Man ſoll uns einſt in Edens güldnen Auen, mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne ſchauen. u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schluſſe dieſes Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Miſchmaſch genennet hat: ſo will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verſchiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieſer Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Kanaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüſſe, Schmuck, Lenz, Sonne, ſchmaragdne Felder, Perlenwaſſer, Schnee und Eis, holde Blumen, Roſenblut, Froſt, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, oder Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Neſſeln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambroſin, Nectar, diamantne Auen, Honigſeim und Alicant: ja damit nichts vergeſſen würde, ſo kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müſſen nunmehr die Stelle ſelbſt ſehen. An falſchen Reimen nach der harten fränkiſchen Mundart fehlet es auch nicht.

Hier iſt das Kanaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen ſteigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen,
Hier iſt kein Regenguß, der ihren Schmuck zerſchlägt.
Hier iſt kein ſolcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das ſchmaragdne Feld mit Perlenwaſſer tränket;
Bald aber Schnee und Eis ſtatt holder Blumen ſchenket,
Hier wird der Roſen Blut durch keinen Froſt gebleicht.

Von Dornen weis man nichts; die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Neſſeln ſind verbannt von dieſer Sternenhöh.
Hier iſt nur Zuckerbrodt und ſüßer Ambroſin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen;
Hier iſt nur Honigſeim und Alicant zu ſchauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

25. §. Man glaube nicht, daß dieſe lohenſteiniſche Schule bey uns ausgeſtorben: ſie hat ſich nur in eine andre Geſtalt verwandelt. Die Alpen haben ihr ein neues Haupt geliefert, und unter deſſen Schutz und Schirm, glauben ſie berechtiget zu ſeyn, noch ärgere Ungereimtheiten auszuhecken. Vor kurzem, daß ich nur eins von vielen nenne, hat man uns zu Berlin einen **Frühling** geliefert, den man mit großem Geſchrey in Zürch nachdrucken laſſen: ob er gleich allen Unſinn verdoppelt, den die Zürcher Maler ſonſt am **Lohenſtein** und **Neukirch** verworfen hatten. Und was könnte man nicht aus dem Meſſias hier für Proben anführen? Doch ich traue es der geſunden Vernunft unſrer Deutſchen zu, daß ſie bald wieder aufwachen wird. Das beſte Mittel wider dieſen ſchwülſtigen Geiſt, iſt das Leſen der alten Lateiner und der neuern Franzoſen. Wer ſich die Schönheiten des **Terenz, Virgils, Horaz** und **Juvenals**, bekannt und geläufig gemacht hat; wer den **Boileau, Racine, Corneille** und **Moliere** mit Verſtande geleſen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den **Longin** vom Erhabenen, den **Bouhours** von der Art in ſinnreichen Schriften wohl zu denken, den **Wetenfels**, (de meteoris orationis) des **Pope** Art of Criticiſm, den Harlequim-Horace, und den deutſchen **Antilongin** mit Bedacht geleſen hat; der wird gewiß unmöglich auf eine ſo ſeltſame Art des poetiſchen Ausdruckes verfallen: geſetzt, daß er noch ſo erhaben zu ſchreiben geſonnen wäre.

Das IX. Hauptſtück.
Von poetiſchen Perioden und ihren Zierrathen.

1. §.

Eine Periode überhaupt iſt eine kurze Rede, die einen, oder etliche Gedanken in ſich ſchließt, und für ſich ſelbſt einen völligen Verſtand hat. Ich nenne ſie eine kurze Rede, um dadurch anzuzeigen, daß ſie ſich zu einer langen, wie ein Theil zum Ganzen, verhält: denn aus vielen Perioden entſteht erſt eine gebundene oder ungebundene Schrift. Zudem iſt die Kürze einer Periode eine beſondere gute Eigenſchaft derſelben, wie bald ſoll gewieſen werden. Ich ſage ferner, daß eine Periode einen oder etliche Gedanken in ſich ſchließe; um dadurch die einfachen Perioden von den Zuſammengeſetzten zu unterſcheiden. Jene beſtehen nur aus einem einzigen Satze, darinn man von einer Sache etwas bejahet, verneinet, bewundert, fraget, oder in Zweifel zieht. Dieſe hergegen entſtehen aus der Verbindung etlicher ſolcher Sätze, die ihrer Natur nach, mit einander zuſammen hängen; es ſey nun, auf was für eine Art es wolle. Endlich fodre ich von einer Periode, daß ſie einen völligen Verſtand haben ſolle: damit das Gemüth am Ende derſelben einigermaßen befriediget und ruhig ſeyn könne. Denn wenn an dem völligen Sinne einer Rede etwas fehlet; ſo kann man noch nicht ſtille ſtehen: ſondern die Gedanken eilen weiter, und wollen die völlige Meynung der Rede faſſen; welches allezeit mit einiger Unruhe verknüpft iſt. Dieſe Unruhe nun, iſt dem Gemüthe eines Leſers oder Zuhörers allezeit unangenehm, und daher ſehnt er ſich immer nach einer Befriedigung; die er nicht anders, als beym Schluſſe eines Satzes erhält.

2. §. Die Poeten haben die Ehre, daß ſie die erſten Erfinder der Perioden ſind; und daß die Meiſter der ungebundnen

Schreibart ihnen die Kunſt haben ablernen müſſen. Wie man nämlich überhaupt eher in Verſen, als in Proſa geſchrieben hat: ſo iſt auch die poetiſche Schreibart eher ins Geſchick gebracht worden, als die proſaiſche. Die Poeten, **Muſäus, Orpheus** und **Linus**, ja ſelbſt **Homer** und **Heſiodus** haben lange vor dem **Pherecydes** gelebt: welcher zu allererſt auf die Gedanken gekommen ſeyn ſoll, daß man auch ohne ein gewiſſes Sylbenmaaß ſchreiben könne. Und da man auch in dieſen alten Dichtern, ſonderlich im Homer, eine periodiſche Schreibart antrifft: ſo weis man hergegen unter den viel neuern proſaiſchen Scribenten den **Iſokrates** zu nennen, der zu allererſt in ungebundner Rede Perioden zu machen, angefangen. **Cicero** giebt uns in ſeinem dritten Buche vom Redner Nachricht davon. Die Stelle verdient, daß ich ſie anführe: „Die Alten hielten dafür, man müſſe in der ungebundnen Rede auch Verſe machen; das iſt, ein gewiſſes wohlklingendes Sylbenmaaß beobachten. Denn ſie verlangten, „daß man nicht ſowohl durch gewiſſe Zeichen der Abtheilung, „als vielmehr in der Rede ſelbſt, durch die Worte und Sätze, „in gewiſſen Stellen einen Schluß machen ſolle; nicht zwar „unſerer Müdigkeit, ſondern dem Athemholen zu ſtatten zu „kommen. Und das ſoll vornehmlich Iſokrates aufgebracht „haben; damit er die ungeſchickte Schreibart der Alten, der „Anmuth und des Gehöres wegen, zu einem Wohlklange „bringen möchte. Denn vermittelſt dieſer zwey Stücke, „haben die Muſikverſtändigen, welche vorzeiten mit den Poeten „einerley waren, den Vers und Geſang zur Beluſtigung „ausgekünſtelt: damit ſie ſowohl durch das Sylbenmaaß, „als durch die Stimme, beluſtigen, und dem Ekel der „Ohren zuvor kommen möchten. Dieſe beyden Stücke nun, „ich meyne den Wechſel der Stimme, und die Abtheilung „der Rede, in geſchloſſene Sätze, haben ſie, ſo viel es ſich „hat thun laſſen, aus der Poeſie, auch in die Beredſamkeit „einzuführen, für rathſam gehalten.

3. §. Wir ſehen aus dieſer Stelle das innerſte Weſen der Perioden, und begreifen zugleich, wie die erſten Dichter auf

dieſe Erfindung gekommen ſind. Sie ſuchten das Ohr zu vergnügen, und den Leuten beym Anhören ihrer Gedichte keinen Ueberdruß zu erwecken. Dahin gehörte nun eine wohlklingende Rede, die in einem Athem ausgeſprochen, und doch wohl verſtanden werden konnte. Sie maßen alſo alle ihre Zeiten ab, brachten das Sylbenmaaß darinnen auf, und ſchloſſen, ſo viel möglich war, jeden Gedanken in einen, zween oder drey Verſe; ſo viel man nämlich in einem Athem bequem ausſprechen konnte. Daher entſtunden nun die poetiſchen Perioden. Ein Exempel macht die Sache deutlich. Simon Dach ſchreibt auf eines liefländiſchen Herzogs mit einer brandenburgiſchen Prinzeßin Beylager 1643.

Ich bin ſo fremde nicht in meinem Vaterlande,
Dem, der nur etwas hält von Tugend und Verſtande.
Mein Churfürſt, ſagt man mir durch gründlichen Bericht,
Erkennt, ob ich ein Lied geſchrieben, oder nicht?
So kundig bin ich ihm!

Hier ſieht ein jeder, daß in dieſen fünftehalb Zeilen der Verſtand ſich dreymal ſchließt. Erſt machen zwey und zwey Zeilen einen völligen Satz aus: hernach iſt eine halbe Zeile ein ganzer Satz; der ſich zwar auf das vorhergehende bezieht, aber doch für ſich verſtanden werden kann. Noch eins aus demſelben Gedichte.

Mir dringet längſt zu Ohren,
Ja auch ins Herze ſelbſt, der ſüßen Sänger Schall.
Ich höre längſt von fern die Heerpauk und den Hall
Der zwöf Trompeten gehn. Vor Freuden ſeh ich ſpringen
Die Bergſtadt Ottokars, und alles wieder klingen.
Der reiche Pregel reckt ſein naſſes Haupt empor,
Horcht, was da ſey, und läuft geſchwinder, als zuvor,
Dem friſchen Hafe zu.

Hier ſieht man wieder, daß der Verſtand dieſer acht Zeilen ſich viermal geſchloſſen hat, nämlich da, wo die Puncte ſtehen. Und folglich beſteht dieſes Stück aus vier Perioden.

4. §. Will man dagegen ſehen, wie ein Vers ausſieht, darinn keine Perioden ſind: ſo darf ich nur ein Stück aus

einem alten Meiſterſänger anführen. Z. E. Der alte Ueberſetzer Homers, Joh. Spreng, erzählt im Anfange des erſten Buches, wie der Prieſter Chryſes ſeine Tochter wiedergefordert habe.

Dann dieſer Prieſter lobeſam
Bald für die Schiff der Griechen kam,
Und wollt ſein liebe Tochter haben,
Dieſelb erledigen mit Gaben,
Bracht deren gar ein große Zahl
Für die Kriegsoberſten zumal,
Von Gold und Silber auch ein Kron
Apollinis, des Gottes fron,
Ein gülden Zepter in der Hand,
Erſucht die Griechen mit Verſtand,
Fürnemlich Agamemnonem
Und Menelaum ganz bequem
Die beyden König hochgebohrn,
Des Atrei Söhn auserkohrn,
Als hochverſtändig und großmüthig,
Fing an und ſprach mit Worten gütig:
Ihr beyde Fürſten hochgedacht,
Und auch der Griechen große Macht ꝛc.

Ich müßte noch ganze Seiten ausſchreiben, wenn ich hier ein Ende finden wollte: ſo gar hängt alles an einander, daß man nirgends ſtille halten oder aufhören kann. Es hat aber auch unter neuern Poeten Leute gegeben, die nicht anders geſchrieben haben, als ob die Periode in Verſen zu den verbothenen Künſten gehörte. Sonderlich in den ungemiſchten alexandriniſchen Verſen halten es einige, z. E. Amaranthes, oder Corvinus u. a. m. nicht nur für erlaubt, ſondern wohl gar für eine Schönheit: wenn ſie alles aneinander hängen, und wohl dreyßig ja vierzig lange Zeilen wegſchreiben, darinn man nirgend ſtill ſtehen kann; wo man nicht durch das Athemholen den Zuſammenhang der Worte und Gedanken unterbrechen will.

5. §. Eine ſolche Schreibart nun, iſt in ungebundner Rede ſchon verwerflich; vielweniger wird ſie ſich für einen guten Poeten ſchicken, der noch körnichter, nachdrücklicher und kräf-

21

tiger ſchreiben ſoll, als ein Redner. Die große Weitläuftigkeit iſt ein Zeichen ſchlecht verdaueter Gedanken, und übelgefaßter Ausdrückungen. Sie macht die deutlichſte Sache dunkel, und den beſten Leſer matt und müde. Seine Gedanken werden mit gar zu vielen Dingen überhäufet; und wenn er hoffet, daß ihm die folgende Zeile den völligen Sinn des Satzes entdecken werde: ſo wird er von neuem, aus einem Labyrinthe in den andern geſtürzet, daraus er nicht eher, als nach unzähligen Umſchweifen den Ausgang finden kann. Wenn man dann endlich an einen Ruhepunct gekommen iſt, ſo weis man ſelbſt nicht mehr, was man im Anfange geleſen hat: ſo gar iſt man, durch die Verwirrung unzählicher Gedanken und Ausdrückungen, überhäufet worden. Auch **Günther** hat zuweilen ſeiner Einbildungskraft, etwas zu ſehr den Lauf gelaſſen, z. E. wenn er ſo ſchreibt:

Der bettelt geht und kömmt, und kann vor Angſt nicht ruhn,
Bis daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyert;
Wie, da ſie geſtern ſpät das Sonntagszinn geſcheuert,
Ihr aufgeſtreifter Arm die Schwanenhaut entblößt,
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt,
Daher in ſeiner Bruſt ein neuer Aetna brennte,
Dem auch ihr Schüſſelfaß die Glut nicht löſchen könnte.

Doch könnte es auch wohl ſeyn, daß er dieſe Stelle mit Fleiß, und ſatiriſcher Weiſe ſo matt und weitſchweifig gemacht hätte, als ob er den Canzleyſtil nachahmen wollte.

6. §. Wiewohl nun dergeſtalt die Deutlichkeit eine Haupttugend poetiſcher Perioden iſt; dieſe aber nicht leicht ohne eine beliebte Kürze erhalten werden kann: ſo will man dadurch noch nicht alle weitläuftige Sätze in Verſen verworfen haben. Es giebt freylich zuweilen lange Peeioden, die eine Menge kleiner Abtheilungen haben. Weil ſie aber alle einander ähnlich ſind, und an und für ſich ſelbſt verſtanden werden können; ſo entſteht keine Dunkelheit in der ganzen Rede daraus. Z. E. wenn **Neukirch** in dem ſchönen Lobgedichte auf die Königinn in Preußen, Sophien Charlotten, ihre Eigenſchaften ins Kurze faſſen will; ſo macht er eine

Periode

Periode von acht Zeilen, die aber aus ſo kurzen und ähnlichen Theilen beſteht, daß ſie ganz deutlich bleibt.

Charlott! ach kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen?
Charlotte liegt erblaßt! und unſre Augen brechen
Zugleich vor kalter Angſt. Wir ſehen nichts, als Nacht;
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,
Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Man hat alſo ſonderlich darauf zu ſehen, daß in dergleichen langen Sätzen die Theile nicht nur an ſich ſelbſt deutlich, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn mögen. Denn dieſe Aehnlichkeit macht, daß man die vorigen Stücke bey dem folgenden nicht aus dem Sinne verliert, und bey dem letzten nicht anders denkt, als ob nur eine einzige Eigenſchaft, Bedingung, Urſache, Vergleichung oder Folgerung vorhanden geweſen wäre.

7. §. Die andere gute Eigenſchaft einer Periode iſt, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unſrer Mutterſprache eben ſowohl, als in ungebundner Rede, beobachtet wird. Dieſe Regel iſt ſeit **Opitzens** Zeiten bey unſrer Nation für bekannt angenommen worden: und es haben ſie ſo gar diejenigen nicht verworfen, die doch in ihren Schriften vielfältig darwider verſtoßen haben. Sie entſchuldigen ſich allenfalls mit der poetiſchen Freyheit, der ſie ſich doch durch den, der obigen Regel gegebenen Beyfall, begeben hatten: oder ſie meynen doch, um eines guten Gedankens halber, ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln. Einige aber meynen gar, es beſtehe die Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkehrungen der Wörter; indem man ſich dadurch von der proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem zürcheriſchen Milton. Bey den alten Lateinern und Griechen hat man ſich in dieſem Stücke ſo ſehr

nicht binden dörfen, und insgemein hält man dafür: es wäre ihren Poeten eine jede Verſetzung der Wörter und Redensarten gleichgültig geweſen. Allein ich habe bisher noch keinen Beweis davon zulänglich befunden. In **Ariſtotels** Poetik c. 23. finde ich, daß ein damaliger Geſchichtſchreiber, **Ariphrades**, die Verſetzung der Wörter an den tragiſchen Poeten getadelt; unter andern, wenn ſie das Vorwort nach ſeinem Nennworte geſtellet: Z. E. *δομάτων ἄπο*, *domo ex*, an ſtatt *ex domo*. Wiewohl nun **Ariſtoteles**, aus gar zu großer Gelindigkeit, hier die Vertheidigung der Poeten über ſich nimmt; und ſie gar deswegen lobet, daß ſie von der gemeinen Art zu reden abgewichen: ſo ſchließe ich doch daraus, daß es in der griechiſchen Sprache nicht gleichviel geweſen, wie man die Wörter geordnet; und daß auch bey ihnen, ein zartes Ohr von einem guten Poeten gefordert habe, bey der natürlichen Wortfügung zu bleiben.

8. §. Von den Lateinern iſt es eben ſo gewiß, daß man nicht alle mögliche Verſetzungen bey den Poeten habe dulden können. Z. E. der Vers Virgils:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora &c.

hätte gar leicht auch folgendergeſtalt ins Sylbenmaaß gebracht werden können:

Arma virumque cano, profugus qui primus ab oris
Italiam Trojæ venit, Lavinaque fato
Littora.

Doch glaube ich, daß dem Virgil und allen Römern, über einer ſo ſeltſamen Verſetzung der Wörter, die Ohren würden weh gethan haben. Und doch iſt es leicht möglich, noch eine weit ärgere Unordnung in dieſe Wörter zu bringen, dabey endlich der ganze Verſtand der Zeilen verſchwinden würde. Zum Exempel:

Arma

Arma cano primus Trojæ Lavina virumque
Italiam profugus qui Littora venit ab oris
Fato.

Oder ſo:

Arma cano Trojæ, profugus qui Littora venit,
Italiam Lavina virumque primus ab oris
Fato.

Es iſt daher wohl gewiß, daß in lateiniſchen Poeſien eben ſo wohl die gewöhnliche Ordnung der ungebundnen Rede hat beobachtet werden müſſen, als im Deutſchen. Und wenn ſich ja die Poeten, aus Noth, zuweilen eine Freyheit herausgenommen, ſo iſt es an ihnen mehr geduldet, als gelobet worden. Man kann hiernach in den Parrhaſianen dasjenige prüfen, was **Clericus** in den Gedanken von der Poeſie geſchrieben hat. S. der krit. Beyträge B. a. d. u. f. S.

9. §. Bey den Franzoſen hat Pater Cerceau, in einem beſondern Tractate, zu behaupten geſucht: das Weſen der poetiſchen Schreibart beſtünde in einer bloßen Verſetzung der Wörter. Er führet aus ihren beſten Poeten die Stellen an, die bloß darum edel und poetiſch klingen; weil man wider die gemeine Art das hinterſte vorn, und das vorderſte hinten geſetzet hat. Nun weis ich zwar, was ihm der Pater **Buffier** in ſeiner neuen Anleitung zur Poeſie drauf geantwortet hat: nichts deſtoweniger aber ſcheint er ſo ganz unrecht nicht zu haben. Denn einmal iſt es gewiß, daß die franzöſiſchen Poeten ſich vieler ſolcher Verſetzungen bedienen, die kein proſaiſcher Scribent bey ihnen brauchet; welches ſie eben den Anfängern ſo dunkel macht. Zweytens iſt es auch gewiß, daß eine Zeile ein ganz neues Anſehen bekömmt, ſo bald eine etwas ungewöhnlichere Ordnung in die Redensarten gebracht worden; welches ich bald mit deutſchen Exempeln behaupten will. Darinn aber kann ich ihm nicht beyfallen, wenn er die verblümten Redensarten für nichts poetiſches anſehen will: da doch der häufige Gebrauch derſelben, ſelbſt in **Fenelons** Telemach, die Schreibart viel zu edel macht, als daß es eine pro-

ſaiſche heißen ſollte. Die Kunſtrichter haben vorlängſt die reichen Beſchreibungen im Curtius, und gewiſſe verwegene Metaphoren im Florus, für einen poetiſchen Ausdruck ausgegeben; obgleich dieſelben nicht in Verſen abgefaſſet geweſen. Und Quintilian im VI. Kapitel ſeines VIII. Buchs geſteht ausdrücklich, daß die Poeten mehr Freyheiten in verblümten Redensarten hätten, als andere Scribenten.

10. §. Ich bleibe alſo fürs erſte bey unſerer alten Regel, und ſage, ein Poet müſſe eben die Wortfügung beybehalten, die in ungebundner Rede gewöhnlich, oder doch zum wenigſten erlaubt iſt. Z. E.

Der ſchwarze Schäfer ſteht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und ſchneidet in die Rinden
Der Liebſten Namen ein. Bald ſchwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von ſeiner Galathee.

Opitz von R. des Gem.

Hier ſieht ein jeder wohl die Verſetzungen der Worte, die man in ungebundner Rede nicht gemacht haben würde. In der andern Zeile würde ich geſagt haben: **Auf ſeinen Stab gelehnt, und ſchneidet der Liebſten Namen in die Rinden ein. Bald ſchwingt er ein treues Hirtenlied, von ſeiner Galathee, in die Höhe.** Wer nun die obige Regel in aller ihrer Schärfe annimmt, der muß den angeführten Vers ganz verwerfen. Eben ſo wird es mit der folgenden Stelle gehen:

Er darf ſein Hütlein nicht ſtets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten;
Eh, als er Audienz (Verhör iſt viel zu ſchlecht)
Zuwege bringen kann, und ungerechtes Recht.

Eben daſelbſt.

Hier ſieht man wiederum, daß in ungebundener Rede faſt alles anders ſtehen müßte. „Wenn er nach Hofe kömmt, „würde ich geſagt haben, darf er ſein Hütlein nicht ſtets in „der Hand behalten und vor der Thüre erkalten, ehe er Au„dienz und ungerechtes Recht zuwege bringen kann.„ Allein meines Erachtens wären dieſe und dergleichen Verſetzungen

gen an einem Poeten noch wohl zu dulden; wenn ſie nur niemals widriger klängen. Es giebt aber viel ärgere, die man gar nicht leiden kann; weil ſie der Art unſerer Sprache gar zu ſehr zuwider laufen. Z. E. Lohenſtein im Ibrahim Sultan ſchreibt:

Ich kann mehr den Geſtank der ſchwarzen Unzuchtkerzen
Des Ibrahims vertragen nicht:
Es muß ſich mein Cryſtall von ſeiner Bosheit ſchwärzen,
Stambuldens Glanz verliern ihr Licht.

Und ſo geht es in unzählichen Stellen. Denn wie verkehrt klingt **brechen ab**, **ſchlingen ein**, **zünden an**, **ſprechen zu**, **ſtreichen an**, **brennen an**, **tauſchen ein**, und andre Arten der Verſetzungen mehr, die in dem erſten Auftritte dieſes Trauerſpiels zu finden ſind.

11. §. Eben dergleichen kann man faſt in allen unſern Dichtern anmerken, die bis auf Chriſt. Weiſen geſchrieben haben, auch ſo gar **Hofmannswaldauen** und **Beſſern** nicht ausgenommen, die doch, ich weis nicht wie? ihrer Reinigkeit halber in Ruff gekommen ſind. Dahin gehöret auch das **thun**, welches die Alten ſo oft eingeflicket haben. Z. E. **Opitz** von R. des Gem.

Ein friſches Haſelhuhn,
Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun.

Dahin gehört die Trennung gewiſſer Wörter, durch eine anderes darzwiſchen geſchobenes: Z. E.

Er wird mir auch verzeihen,
Daß ich frey öffentlich, als Herold, aus darf ſchreyen ꝛc.
Opitz.

Dahin gehört die Veränderung der Geſchlechter, da dem Verſe zu gut, das weibliche ins männliche, oder beydes ins ungewiſſe, verwandelt wird. Z. E. **Opitz**.

An dem ein ſchönes Quell mit Rauſchen hin und wieder,
Fleußt heller noch als Glas.

da es von Rechtswegen, **eine ſchöne Quelle** hätte heißen ſollen: der letzten Zeile nicht zu gedenken, die, **noch heller**

fleußt, hätte lauten können. Dahin gehört auch die Abkürzung gewiſſer Wörter. Z. E. **Lohenſtein** ſagt vom Frauenzimmer:

> Die keuſch= und kältſten brennen,
> Wo Fürſtenblicke falln.

12. §. Dahin gehöret ferner die Ausdehnung einiger Wörter, die bloß des Sylbenmaaßes halber zu geſchehen pflegt; Z. E. Genade, Gelücke, Gelauben, Grabeſtein, abe, nichtes, Groſzemutter ꝛc. Dahin gehöret auch die unnöthige Vorſetzung einer Sylbe, vor ein ſonſt gewöhnliches Wort: Z. E. **Lohenſtein**:

> Deſſen Eid
> Nichts minder ihn verknüpft, auf die Ergetzlichkeit
> Des Sultans, als aufs Heil des Reiches vorzuſinnen.

Hier iſt das **vor** augenſcheinlich umſonſt angeflickt, und ändert die Bedeutung des Wortes eben ſo wenig, als in dem Niederſächſiſchen **vorfinden**: welches nichts mehr, als finden heißt, und nur einen unnöthigen Zuſatz bekommen hat. Hieher gehört endlich, wenn man forn eine Sylbe den Wörtern abreißt, z. E. **raus** vor heraus.

> Der ſtreichet pralend **raus**, was ihm in nächſten Tagen,
> Für reiche Töchter ſind zur Heirath angetragen. **Kanitz.**

Und vor dieſem ſo ungereimten Fehler hat ſich auch **Günther**, der doch ſonſt ſo rein ſchreibt, als man es wünſchen kann, nicht allezeit in acht genommen. Und wie viel **'rein** für herein, **'rauf** für herauf, **'rab** für herab, **nein** für hinein, **'nauf**, **'nab**, **'nüber**, **'nunter**, **'rüber**, **'runter**, ꝛc. findet man nicht bey einigen Neuern? die gewiß nicht bedenken, daß kein Menſch in ungebundner Rede jemals ſo geſchrieben. Pflegt gleich die Geſchwindigkeit im Reden die erſte Sylbe faſt zu verbeißen, ſo iſt es darum doch im Schreiben nicht ſchön. Die Nachläßigkeit der Ausländer, z. E. der Wälſchen, der Engländer und Holländer macht es nicht gut. Was in ihrer Sprache angeht, das ſchickt ſich darum für unſre nicht. Eben dahin gehört auch das Wörtchen **vor**, welches einige, ſonderlich Schleſier, als **Neukirch**, **Günther** u. a. m. anſtatt

zuvor,

zuvor, oder vormals, zu brauchen pflegen: da ſie doch leicht **ſonſt**, **vormals**, oder **vorhin**, an ſeiner Stelle brauchen könnten.

13. §. Nun weis ich zwar, daß **Ariſtoteles**, in dem bereits angeführten Kapitel ſeiner Poetik, die Verlängerung und Verkürzung der Wörter, in der hohen poetiſchen Schreibart dulden, ja gar für eine Schönheit derſelben halten wollen, dadurch man ſich von der gemeinen Art entfernen könnte. Allein da ſich der alte Kunſtrichter **Euklides** ausdrücklich über den **Homer** beſchweret, daß er ſolches gethan hat: ſo ſehe ich daraus, daß ſolche gewaltſame Verſtümmelung der Wörter auch in Griechenland anſtößig geweſen; wie denn auch die neuen Dichter jenen darinnen nicht nachgeahmet haben. Denn in der That iſt es wahr, daß es keine Kunſt ſeyn würde, Verſe zu machen: wenn es einem frey ſtünde, nach ſeiner Phantaſie die Wörter auszudehnen und zu verkleinern, wie dieſer alte Criticus geſagt hat. Die Beluſtigung, die man im Leſen eines Verſes hat, fällt auch großentheils weg, wenn man ſieht, daß der Poet nicht vermögend iſt, die Sprache mit ſeinem Sylbenmaaße in guter Harmonie zu erhalten. **Horaz** vergleicht daher einen guten Poeten mit einem Seiltänzer. Was beluſtiget uns an einem ſolchen mehr, als daß derſelbe auf einem ſo ſchmalen Stege, mit ſolcher Gewißheit und Sicherheit einhergeht; ja gar die höchſten Luftſprünge macht, die ſonſt niemand auf dem flachen Boden nachmachen könnte? Man gebe aber demſelben nur einen Steg, der eines Fußes breit iſt: ſo gleich wird unſre Ergetzlichkeit verſchwinden; weil es keine ſo große Kunſt mehr ſeyn wird, darauf zu gehen. So iſt es auch mit einem Versmacher bewandt. Sein richtiges Sylbenmaaß iſt das Seil, darauf er ohne Fehltritt einhergehen muß. So oft er vorbey tritt, iſt es uns zuwider; nicht anders, als wenn der Seiltänzer vom Seile fällt. Er muß gar die verwegenſten Sprünge in ſeinen Gedanken und Ausdrückungen machen können, dabey man denken ſollte: nun würde er gewiß ſeiner Richtſchnur verfehlen! und doch wider Vermuthen in ſeinen

engen Schranken bleiben. Dadurch wird nun der Leſer überaus vergnüget. So bald man ihm aber eine größere Freyheit, die Sprache zu verſtümmeln, verſtattet: ſogleich wird es gar keine Kunſt mehr ſeyn, Verſe zu machen; und man möchte ihm zurufen, was Boileau von einem ſolchen Stümper ſchreibt: „Er martert ſich faſt zu Tode über ſeinen „Verſen: warum ſchreibt er denn nicht lieber in ungebunde„ner Schreibart?

Il ſe tüe à rimer; que n'ecrit il en Proſe?

14. §. Denn in der That iſt es beſſer, gar keine Verſe, als ſchlimme zu machen und zu leſen: weil man ſich ohne dieſe gar wohl behelfen kann. Ich weis wohl, daß es Leute giebt, die alles, was ſich nur reimet, für Verſe, und zwar für gute Verſe halten. Allein es ſind auch Leute darnach, deren Hofpoet ich nicht ſeyn möchte. Sie verſtehen bey aller ihrer äußerlichen Hoheit des Standes, oder Pracht und Lebensart, kaum ſo viel, daß ſie ihren Namen recht ſchreiben können. Von dieſen nun einen Beyfall zu erhalten, das iſt auch denen keine Ehre, die ſich doch viel damit wiſſen; wenn ſie alle Kenner der wahren Dichtkunſt, für den Pöbel auf dem Parnaß erklären: bloß, weil ſie es vorherſehen, daß ihre Arbeit deren Beyfall nicht erhalten wird. **Horaz** hat den römiſchen **Lucil** und andere alte Lateiner, die ſich dergleichen Freyheiten genommen, in etlichen Satiren ausgelachet und verworfen: obgleich der römiſche Pöbel, dem alles gleichviel war, und der die regelmäßigen Ausdrückungen von den unrichtigen nicht zu unterſcheiden wußte, ſehr viel Werks aus ihren Verſen machte. Er giebt zu, daß er ſcherzhaft (facetus) und emunctæ naris, ein aufgeräumter Kopf geweſen: aber er nennt ihn hart in Verſen, und ſagt, daß dieſelben ſehr unſauber flöſſen.

durus componere verſus!
Nam fuit hoc vitioſus: In hora ſæpe ducentos
Ut magnum, verſus dictabat, ſtans pede in uno.
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

Garru-

Garrulus atque piger, ſcribendi ferre laborem,
Scribendi recte,

Sat. IV. L. 1.

Man ſieht aus dieſer Stelle auch, daß nicht bloß die Geſchwindigkeit im Verſemachen an ſolchen Fehlern Schuld gehabt: ſintemal er ſehr ſchwatzhaft und gar zu faul geweſen, ſich Zeit und Mühe genug über einer Sache zu nehmen. Man ſehe die X. Satire dieſes Buches nach, wo er noch ausführlicher davon handelt.

15. §. Ich enthalte mich hier, alle altfränkiſche Fehler der Poeten, die vor Opitzen gelebt haben, anzuführen. Das **ſtahn, gahn, lahn** und **han, lobeſam, wohlgemuth** und **zu dieſer Friſt**, bedarf keiner Regel mehr; indem es auch von den ſchlechteſten Dichtern nicht mehr gebraucht wird. Eine andre Bewandniß hat es noch mit den Hülfswörtern, die man zu den Hauptwörtern ſetzet. Einige laſſen dieſelben gern aus; andere aber behalten ſie gar zu ſorgfältig bey. Allein es iſt leicht ein Unterſcheid zu machen. Wann die Wörter **haben** und **ſeyn** wirklich nur Hülfswörter ſind, und bey andern Zeitwörtern vorkommen: alsdann darf man ſich kein Bedenken machen, ſie nach Erfoderung der Umſtände auszulaſſen; wenn nur keine Dunkelheit daraus entſteht. Z. E. **Kanitz**.

Der, weil ein ſchwarzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.

Da iſt in der erſten Zeilen das Wörtchen **iſt** ausgelaſſen, aber ohne Fehler: weil ohne dieß, das Wort **ausgeblieben** ſchon die Sache ausdrückt, und das iſt alſo nur ein Hülfswort war. Aber in der andern Zeile hätte das **wird** unmöglich ausgelaſſen werden können, weil ſie ſonſt unverſtändlich geworden wäre, So gehts auch in allen Fällen, wo das **haben** ein bloßes Hülfswort iſt. Z. E. **Opitz** ſchreibt:

Was kann ein Herr, ein Fürſt, ein König beſſers leſen,
Als was vor uns und ihm geſchehen und geweſen;

Wie

Wie manches ſtolze Reich entſprungen und verkehrt,
Wie Völker itzt geblüht, und wieder durch das Schwert
Den Untergang geſchaut.

Hier iſt zuletzt bey **geblüht**, und **geſchaut**, das **haben** ohne Fehler ausgelaſſen; ſo wie in der andern Zeile, bey **geſchehen** und **geweſen**, das **iſt**. Nur bey der dritten kann ichs nicht gut heißen, daß zwey ungleiche Wörter, **entſprungen** und **verkehrt**, verbunden worden, da ſie doch nicht einerley Hülfswort haben können; weil das erſte **iſt**, das andere aber **worden** hätte haben ſollen. Und dieſes **worden** hätte gar nicht ausbleiben müſſen, um den Verſtand recht auszudrücken. **Verkehrt** kann auch wirkſam, und nicht nur leidend erkläret werden: nachdem entweder **hat** oder **worden** darunter verſtanden wird; und dieſe Zweydeutigkeit kömmt hier vor.

16. §. Wenn aber die Wörter **haben** und **ſeyn**, an und für ſich was bedeuten, und rechte Zeitwörter abgeben: alsdann iſt es ſehr ungeſchickt, dieſelben auszulaſſen. Z. E. **Opitz** im Veſuvius ſchreibt:

Verzeihe mir mit Gnade,
Daß ich unangeſagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu ſchlecht für dich. Ich weis ꝛc.

Und bald hernach in dieſem Gedichte:

Alsdann kann erſt ein Menſch ſich einen Menſchen nennen,
Wenn ſeine Luſt ihn trägt, **was über uns**, zu kennen.

Hier iſt in der erſten Stelle das Wort **ſind**, und in der andern das **iſt** ausgelaſſen. Gleichwohl ſind dieſelben hier als rechte Hauptwörter anzuſehen; ohne die man den Satz unmöglich verſtehen kann. Solchen Stellen unſrer ehrlichen Alten, die doch unrein ſind, folgen viele Neuere nach, und verderben dadurch die Sprache aufs äußerſte; zumal wenn ſie gar das **hat** und **haben** in dergleichen Fällen erſparen wollen. Was ich aber an **Opitzen** entſchuldigen muß, das werde ich gewiß an keinem andern loben, er ſey auch wer er wolle; und wenn er noch ſo körnigt, dunkel und **miltoniſch**

ſchriebe,

ſchriebe, ja mit lauter äſthetiſchen Räthſeln ſinnträchtiger und gedankenſchwangerer Machtwörter und Wortrieſen aufgezogen käme.

17. §. Noch einerley Frage fällt wegen der Hülfswörter vor, ob man ſie nämlich ohne Unterſcheid vor, oder hinter ihr Hauptwort ſetzen könne. Z. E.

Wär es zu jener Zeit, da man auf Tuch und Rinden,
In Cederöl getränkt, auf Helfenbein und Linden,
Und Bley, und Darm, und Erz, und Wachs, und Leder ſchrieb,
Und ſolches alles zwar mit großen Koſten trieb:
So würde Caßius ſich eher laſſen lenken,
Und nicht, wie er gethan, auf tauſend Bücher denken;
Die man dennoch zu nichts ſonſt tauglich hat erkannt,
Als daß man ſie ſammt ihm zu Aſche hat verbrannt.
Frank.

Hier findet man in der fünften Zeile das Hülfswort laſſen, vor ſein Hauptwort lenken geſetzt, welches doch in ungebundner Rede hinten geſtanden haben würde. Jmgleichen ſteht in beyden letzten das hat ebenfalls vorne, da es doch nach proſaiſcher Ordnung hinten ſeyn ſollte. Allein man ſieht wohl, daß dieſes wider die obige Regel läuft, und alſo für keine Schönheit, ſondern für einen Uebelſtand zu halten iſt. Noch eins aus eben dem Poeten:

Es würde der Lucil wohl eher ſich ermüden,
Und nicht zweyhundert Vers in einer Stunde ſchmieden,
Und zwar auf einem Fuß. Jch ſelber ließ es ſeyn,
Und zöge meine Schrift zuzeiten enger ein:
Wann nicht der leichte Griff, da man mit großem Frommen
Auf Lumpen ſchreiben kann, nunmehr wär aufgekommen.

Hier iſt abermal wär in der letzten Zeile auf der unrechten Stelle: denn es ſollte heißen, aufgekommen wäre. Geſetzt nun, daß dieſes nur ein kleiner Fehler iſt, den man an einem alten und großen Poeten leicht überſieht, wenn er nur nicht oft kömmt: ſo iſt es doch ein Fehler, der einer Entſchuldigung bedarf, und den man lieber zu vermeiden ſucht, wenn man ohne Tadel ſchreiben will.

18. §. Eine von den allervornehmſten Tugenden, eines guten poetiſchen Satzes, iſt die Deutlichkeit deſſelben. Dieſe muß in gebundener Rede eben ſowohl, als in ungebundner ſtatt haben, und ohne dieſelbe würde ein Poet kein Lob verdienen. Es entſteht ſonſt die Deutlichkeit aus Wörtern und Redensarten, die jedermann geläufig und bekannt ſind, auch in ihrem natürlichen und eigentlichen Verſtande gebraucht werden: ſodann aber auch aus einer ordentlichen und gewöhnlichen Wortfügung, die der Art einer jeden Sprache gemäß iſt. Wären aber dieſe Stücke zur Deutlichkeit eines Satzes ganz unentbehrlich: ſo würde folgen, daß ein Poet entweder keine neue Wörter, verblümte Redensarten und neue Wortfügungen machen müſſe: oder daß er unmöglich deutlich würde ſchreiben können. Denn wir haben ſchon oben gewieſen, daß man in gebundner Rede nicht die gemeinſten und bekannteſten, ſondern ungemeine, zuweilen auch alte, zuweilen gar neuzuſammengeſetzte Wörter, und viel verblümte Redensarten anbringen ſolle: um edler und erhabner als ein proſaiſcher Scribent, zu ſchreiben. Und wir werden bald hören, daß man auch in der Wortfügung viele Neuerungen wagen könne, um ſich dadurch von der gemeinen Art zu reden zu entfernen. Allein bey dieſem allen kann die Deutlichkeit gar wohl beſtehen. Ein Wort kann gar wohl verſtändlich ſeyn, wenn es gleich nicht täglich von dem Pöbel gebraucht wird. Ein altes Wort iſt auch nicht allemal unverſtändlich, wenn es nur kein Provinzialwort iſt, das außer den engen Gränzen einer Landſchaft nicht gilt; wenigſtens kann es durch den Zuſammenhang ganz deutlich werden. Neugemachte Wörter ſind auch ſehr wohl zu verſtehen, wenn ſie nur aus bekannten regelmäßig zuſammen geſetzt; und nach der Aehnlichkeit unſerer Mundart eingerichtet worden. Die verblümten Redensarten, wenn ſie glücklich ausgeſonnen werden, geben dem Verſtande noch mehr Licht, als die eigentlichen; wenn man ſie nur nicht gar zu häufig brauchet. Denn Ariſtoteles in ſeiner Poetik hat ausdrücklich angemerket, daß aus gar zu vielen Metaphoren lauter Räthſel entſtehen.

19. §. Zuweilen werden bey dem Scheine der größten Deutlichkeit die verblümten Redensarten ſo wunderlich durch einander geflochten; daß ſie gar nicht verſtanden werden können. Z. E. Beſſer in einem Singeſpiele läßt den Mars, der nebſt den andern Göttern bey der Flora zu Gaſte gebethen worden, und etwas ſpät erſcheint, alſo ſprechen:

Mars, der Gott der Kriegesheere,
Folgt der Göttinn aus dem Meere,
Folget ſeiner Venus nach.
Wart, Aurora! wart, Aurora!
Mars kömmt auch zum Feſt der Flora,
Schleuß noch nicht dein Schlafgemach.

Hier verſtehe ich weder was Mars, noch was der Poet haben will. Denn außer dem überflüßigen Titel, den er ſich giebt, und den alle Götter, zu denen er kömmt, lange wußten, nennt er ſeine **Venus** eine Göttinn aus dem Meere; welcher Namen ſich viel beſſer für die Thetis geſchicket hätte. Hernach ruft er Auroren, und verlangt, ſie ſolle ihr Schlafgemach noch nicht ſchließen, weil er auch zum Feſte der Flora käme. War denn das Feſt der Flora in Aurorens Schlafkammer angeſtellt? oder wollte Mars ſonſt bey ihr ſeine Herberge auf etliche Minuten nehmen? Was heißt es ferner, das Schlafgemach ſchließen? Ohne Zweifel ſchläft Aurora des Nachts, und alſo muß ſie frühe herauseilen, ihrem Phöbus vorzugehen. Da wird es nun dem Mars gleich viel gelten, ob ſie ihre Schlafkammer offen läßt, oder zuſchließt; weil er ohne dieß nichts darinn zu thun hat. Des Abends aber die Aurora in ihr Schlafgemach zu führen, das würde eben ſo viel ſeyn, als wenn jemand den Nordwind von Süden, oder den Zephir von Oſten herkommen ließe. Mit einem Worte, der obige Vers iſt ohne Verſtand, folglich ein Galimatias, und beſteht aus ſchönen Worten und verblümten Redensarten, die nichts heißen.

20. §. Ich habe mit Fleiß aus **Beſſers** Schriften ein ſolch Exempel angeführet, den man ſeiner natürlichen Schreibart, und richtigen Gedanken halber ſo vielmal gelobet; daß er

ſich endlich ſelbſt für unſern beſten Poeten gehalten, und alles andre vor und neben ſich verachtet hat. In andern, die noch erhabener ſchreiben, würde ich unzählliche ſolche Stellen finden, die entweder noch unverſtändlicher ſeyn, oder doch gute Räthſel abgeben würden. Z. E. wenn **Lohenſtein** die Sonne **den Almoſenmeiſter Gottes**, den Menſchen eine **Mappe dieſes großen Alles** nennet; und hernach bald der **göttlichen Vorſehung in die Speichen tritt**, bald **die Deichſel dem Vaterlande zukehret:** ſo ſind dieſes lauter unverſtändliche Räthſel, welche man nicht errathen würde, wenn nicht theils ausdrücklich dabey ſtünde, was ſie bedeuten ſollten, theils aber der Zuſammenhang ſolches zeigte. Siehe deſſen Rede auf den Herrn von **Hofmannswaldau**, und die Beurtheilung deſſelben in dem I. Bande der kritiſchen Beyträge. Dieſes alles zeiget, meines Erachtens, wie nöthig es ſey, bey dem verblümten Ausdrucke ſeiner Gedanken vor allen Dingen auf die Deutlichkeit zu ſehen, und ſich ja nicht durch den Schein einer falſchen Hoheit in das Phöbus oder Galimatias ſtürzen zu laſſen. Einige Neuere haben uns in dieſe Wolken und Nebel wieder zu verhüllen geſucht, und dieſes zwar unter dem Scheine einer größern Scharfſinnigkeit. Sie haben uns die gemeinſten Gedanken durch dunkle Ausdrückungen ſchwer zu verſtehen gemacht: damit wir glauben ſollten, ſie hätten uns neuerfundne und vorhin unerhörte Dinge geſagt. Einfältige haben ſich betrügen laſſen, ſind aber nicht beſſer angekommen, als Irion, der ſtatt einer Göttinn eine Wolke umarmete. Ein Exempel will ich aus **Laurenbergen** geben, der ſchon zu ſeiner Zeit dergleichen Fehler verworfen hat.

Ick konde wol ſo hoch draven, wen ick wolde,
Dat ydt nemand als ick alleen begrypen ſcholde,
Wenn ick als de grote Poet ſchryven würde,
„Die Frau hat abgelegt ihrs Leibes reiffe Bürde,
„Verſieglend ihr Ehbett mit einem theuren Pfand.
Wol würde ergründen dyſſes Radels Verſtand?
He meent darmit, de Fruw de hefft een Kind gekregen,
Welckes im Ehſtand ys een eddel Gades Segen.

Man eener dem ſo hûpich nich ys ingegaten
Dat hemliſche Licht, wûrde ydt dûden ſûlcker maten:
Als wenn de Fruw ere Kleder van dem Bedde
Genahmen, un in Pand verſettet hedde.
Een ander de dar meent, he wûrd ydt beter weten,
Lede ydt ſo uth: dat Wyff hefft int Bedde geſcheten.
Deſûlve Poet, dar he kûnſtlyck verklaret
Wo ſyn Frûnd up dem Meer in eenem Schepe fahret,
Syne hochflegende Flôgel mit dyſſen Wôrden uthbreidet:
„Auf einem hölzern Pferd das naſſe Blau durchſchneidet,
„Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs.
Een Halffgelehrd, als ick, laß dyſſe ſchware Lex,
He ſpinteſeerde lang, ehr he ſe kond ergrûnden,
Endlyck ſprack he: de Poet, de eenen ſyner Frûnden
Beklaget, dat he muſt upm holten Eſel ryden,
Un ſynen natten Ers dar brun un blau tho ſchniden:
Un dat deſûlve Frûnd Neptun, ûm ſyn Verbreken,
Up dem Kake mit Roden were uthgeſtreken.
Sûlcke hocherlûchtede Rede, de nu ys upgekahmen,
Bringet den nyen Poeten eenen ewigen Nahmen.
Ydt ys nu lâcherlyck, ſchryven dat yderman,
Ja ock een Schoſter, edder old Wyff vornehmen kan.
Men moet ſyne Fedder hoch aver de Lufft upſchwingen,
Un mit poetiſchen Stiel dôrch de Wulken dringen.
Dat ys nu de Maneer.“

21. §. Nichts iſt übrig, als daß ich verſprochenermaßen noch zeige, was für Verſetzungen der Wörter in unſrer Sprache, der Deutlichkeit unbeſchadet, noch möglich ſind; und was für eine Zierde die poetiſche Schreibart davon bekömmt. Man bildet ſich insgemein ein, die guten Poeten folgten der ungebündnen Wortfügung aufs allergenaueſte: allein ich habe bisweilen das Gegentheil bemerket und wahrgenommen, daß ſie viele neue, und oft recht verwegene Verſetzungen machen; die zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unrichtig klingen, und alſo überaus anmuthig zu leſen ſind. Sonderlich habe ich dieſe Kühnheit an den Meiſtern in Oden wahrgenommen, darunter ich **Opitzen, Dachen, Flemmingen, Tſcherningen, Kaldenbachen, Franken, Amthorn** und **Günthern** nennen kann. Die Exempel, die ich aus ihnen anführen will, werden ſattſam zeigen, wie edel der poetiſche

22

poetiſche Ausdruck dadurch wird: weit gefehlt, daß er entweder unrichtig, oder doch dunkel werden ſollte. Wenn Opitz ſagen will: Grüne wohl, du ſtarke Raute! dieſes Gift der Zeiten, weiche deinen ſüßen Bitterkeiten, welche nichts bezwingen ſoll; ſo kehrt ers um, und ſingt im II. B. der P. W. viel munterer alſo:

Starke Raute, grüne wohl!
Deinen ſüßen Bitterkeiten,
Welche nichts bezwingen ſoll,
Weiche dieſes Gift der Zeiten;
Dieſes Gift, das gar zu viel
Herz und Haupt durchdringen will.

Bald darauf will er in einer andern Ode ſagen: Wie Phöbus der Wolken blaue Tracht zu malen pflegt: ſo blinkt der Stern von Mitternacht mit güldnen Stralen. Allein er ſingt weit edler in einer andern Wortfügung:

So blinkt mit güldnen Stralen
Der Stern von Mitternacht;
Wie Phöbus pflegt zu malen
Der Wolken blaue Tracht.

22. §. **Dach** will in einer Ode, die ich in **Kindermanns** deutſchem Poeten p. 222. finde, ſagen: Mein Aufenthalt war ſonſt nirgends zu finden, als nur bey den hohen Linden, durch den grünen Wald. Ich liebte ohn Unterlaß eine Quelle, ein friſches Gras ꝛc. allein er ordnet ſeine Worte weit lebhafter, wenn er ſo ſchreibt:

Sonſten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald,
Bey den hohen Linden.
Eine Quell, ein friſches Gras,
Liebte ich ohn Unterlaß:
Da ich denn geſungen,
Daß die Bäum erklungen.

Flemming will ſeiner Anemonen im Vten Buche der Oden ſagen: Ach! dieß einige, war von allen meinen Plagen, noch übrig, daß ich das ſchwere Liebesjoch abgeſchieden tragen

gen muß. Allein der Affect, darinn er ſteht, bringt eine ganz neue Wortfügung zuwege:

Ach! Einzig dieß war übrig noch.
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das ſchwere Liebesjoch
Muß abgeſchieden tragen.

Kaldenbach in ſeinem Klaggedichte auf Opitzen, will ſagen: Die berühmte Galathee gieng an des ſüßen Neckars Rande, in tieferregtem Weh; als Corydon durch einen grimmigen Riß, ſie und ihre Felder in einſamwüſtem Stande ließ. Aber das poetiſche Feuer hat ihn dieſes folgendermaßen verſetzen gelehret.

An des ſüßen Neckars Rande
Gieng, in tieferregtem Weh
Die betrübte Galathee;
Als, in einſam wüſtem Stande,
Corydon, durch grimmen Riß,
Sie und ihre Felder ließ.

23. §. Tſcherning in einem Gedichte an Fabriciuſſen von Danzig, will Preußenland alſo anreden: Für das grimme Blut und Rauben, werden Pickelhauben, Helm und Harniſch, Spieß und Schwert, beſſer in den Ackerzeug verkehrt. Denn, weil wir mit dem Eiſen kriegen, ſo muß das Feld öde liegen. Aber weit edler hat er die Worte ſo geordnet:

Beſſer werden Pickelhauben,
Helm und Harniſch, Spieß und Schwert,
Für das grimme Blut und Rauben,
In den Ackerzeug verkehrt:
Denn das Feld muß öde liegen,
Weil wir mit dem Eiſen kriegen.

Johann Frank hätte in der Ode auf Hofmanns, Bürgermeiſters zu Frankfurth, Hochzeit, in ungebundner Rede ſagen müſſen: Jene Grabſchrift, die Paternus geſtiftet, wird dort um Nemaus, wie ein Wunderweſen geleſen; daß die Parce in ſeiner Ehezeit, ohn allen Zank und Streit zwey und dreyßig Sonnen (Jahre) abgeſponnen habe. Allein er kehret alles um, und doch iſt es nicht unrecht; ſondern recht lebhaft gerathen.

Als wie ein Wunderweſen,
Wird jene Grabeſchrift
Um Nemaus dort geleſen,
Die der Patern geſtift:
Daß zwey und dreyßig Sonnen
In ſeiner Ehezeit
Die Parc hab abgeſponnen,
Ohn allen Zank und Streit.

Amthor, in der aus dem Rouſſeau überſetzten Ode auf die Weltbezwinger, hätte die Helden ſo anreden müſſen: Ihr ſtolzen Krieger, laßt einmal ſehen, worauf ſich eure Tugend ſtützt, und wo euch dann das Herz im Leibe ſitzt, wenn ſich das Glück verdrehen will. Allein er hat es weit edler ſo geſetzt:

Laßt einmal, ſtolze Krieger! ſehen,
Worauf ſich eure Tugend ſtützt?
Wo, wenn das Glück ſich will verdrehen,
Euch dann das Herz im Leibe ſitzt?

24. §. Ich könnte auch aus unſern übrigen Poeten noch unzähliche Stellen anführen; dieſes zu behaupten: wenn die bereits erwähnten nicht ſchon zulänglich wären. Ich will aber lieber noch eine Anmerkung machen, und den Grund dieſer aus erlaubten Verſetzungen entſpringenden Schönheit entdecken. Einmal iſt es gewiß, daß auch unſre Proſe ſehr vielerley Verſetzungen leidet, davon aber eine immer beſſer klinget, als die andere. Z. E. des Herrn von **Kanitz** Trauerrede auf die brandenburgiſche Prinzeßinn Henriette, hebt ſo an: „Fürſten ſterben zwar eben ſo, wie andere Menſchen: „doch haben ſie zu ſolcher Zeit vor andern ein großes vor„aus.“ Dieſen Satz hätte man, unſerer Mundart unbeſchadet, auch ſo vortragen können: Zwar ſterben die Fürſten eben ſo, wie andere Menſchen: doch haben ſie vor andern zu ſolcher Zeit ein großes voraus. Imgleichen in dem nächſtfolgenden Satze: „Was ihr Tod nach ſich zieht, giebt nicht „nur eine Veränderung in einem Hauſe oder Geſchlechte, „ſondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen.“ Hier hätte das Wort, eine **Veränderung**, noch an zwo verſchiedene Stellen geſetzt werden können, nämlich nach Ge-

ſchlechte, und ganz am Ende. In andern Stellen dieſer Rede würden ſich noch mehrere erlaubte Verſetzungen vornehmen laſſen.

25. §. Fragt man nun ferner, welche Ordnung der andern in zweifelhaften Fällen vorzuziehen iſt? ſo ſage ich erſtlich: die, welche am beſten klinget. Das Urtheil der Ohren entſcheidet die Schwierigkeit am beſten: denn auf das Gehör des Scribenten kömmt es hauptſächlich an, wenn die Schreibart des einen wohlfließend und harmoniſch iſt; des andern Ausdruck aber rauh und widerwärtig lautet. Es iſt aber, außer dem Wohlklingen, zweytens auf den Affect zu ſehen. Das Feuer der Gemüthsbewegungen erlaubt uns nicht allezeit, auf die gewöhnliche Ordnung der Wörter zu ſinnen: es bricht heraus, und fängt oft den Satz in der Mitten an. Z. E. Ein ruhiges Gemüth wird ſprechen: alle dein Bitten iſt umſonſt! ich werde es nimmermehr leiden. Du ſollſt den Tag nicht erleben ꝛc. Allein einen Zornigen wird die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft ſo ſagen lehren: **Umſonſt iſt alle dein Bitten! Nimmermehr werde ichs leiden! Den Tag ſollſt du nicht erleben!** Dergleichen Verſetzungen machen eine Rede ſehr feurig und lebhaft: und weil dieß in allen Affecten zu geſchehen pflegt, die Poeten aber oft ſelbſt darinnen ſtehen, oft andre Perſonen, die aufgebracht geweſen, redend einführen, oder ihnen nachahmen; ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dergleichen nachdrückliche Verſetzungen mit gutem Bedachte anzubringen ſuchen.

26. §. Oft will man den Nachdruck eines Wortes, durch den Ton der Ausſprache anzeigen, der ſich aber an einer Stelle nicht ſo gut, als an der andern hören läßt: daher verſetzt man daſſelbe an einen Ort, wo es ſonſt nicht hingehöret. Z. E. wenn ich ſchriebe:

> Ich will dir zu Liebe ſterben.

So würde es lange ſo kräftig und nachdrücklich nicht klingen, als wenn ich ſagte:

> Dir zu Liebe will ich ſterben.

Dahin gehört Günthers Stelle aus dem bekannten Liede: Will ich dich doch gerne meiden ꝛc.

> In den Wäldern will ich irren,
> Vor den Menſchen will ich fliehn.

Hier hätte ja der Poet natürlicher Weiſe ſagen können:

> Ich will in den Wäldern irren,
> Ich will vor den Menſchen fliehn.

Auch iſt Flemming in dergleichen Verſetzungen glücklich geweſen. Z. E. auf der 420ſten S. ſchreibt er:

> Achtmal hat nun, als ich zähle,
> Phöbe volle Hörner kriegt.

Denn von Rechtswegen hätte es heißen ſollen:

> Phöbe hat nun, als ich zähle,
> Achtmal volle Hröner kriegt.

Aber, wer ſieht nicht, daß er dadurch den Nachdruck ſeiner Worte geſchwächet, und die Schönheit des Verſes nur verderbet haben würde?

27. §. Endlich dienet die Verſetzung zuweilen, den Leſer eines Gedichtes recht aufmerkſam zu machen; weil man von den Nebenumſtänden den Anfang macht, und den Hauptſatz allererſt nachfolgen läßt. Z. E. fängt Beſſer ſeine Ruheſtatt der Liebe ſo an:

> In dieſen brennenden und ſchwülen Sommertagen,
> Ließ Chloris ſich einmal in ihren Garten tragen.

Hier hebt er von der Zeit an, da er doch von der Perſon hätte den Anfang machen können. So ſagt auch Kanitz:

> In meinem Schülerſtand, auf den beſtanbten Bänken
> Hub ſich die Kurzweil an.

Da hätte er ja von der Kurzweil anfangen können: allein dieſe Verſetzung ſetzt den Leſer in Aufmerkſamkeit, und macht ihn begierig zu wiſſen, was denn in dem Schülerſtande geſchehen

ſchehen ſeyn werde? Jmgleichen ſchreibt Flemming auf den Namenstag einer Jungfer dergeſtalt:

Daß der Lenz die Welt umarmet,
Daß der Erden Schooß erwarmet,
Daß die Nächte werden klein;
Daß der Wind gelinder wehet,
Daß der lockre Schnee vergehet,
Das macht euer Sonnenſchein.

Wo man augenſcheinlich ſieht, daß der natürliche Anfang hätte heißen müſſen: Euer Sonnenſchein macht, daß der Lenz ꝛc. Eben ſo hätte Rachel folgende Zeilen,

Zu einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen,
Wer hätt' es ſonſt erdacht, als Narren und Franzoſen?

natürlicher Weiſe ganz und gar umkehren müſſen: wenn er ſie nicht dergeſtalt viel nachdrücklicher befunden hätte. Ueberhaupt könnte man Horazens Worte hieher ziehen, wiewohl er ſie in anderer Abſicht geſchrieben:

In medias res,
Non ſecus ac notas, Auditorem rapit.

28. §. Doch verlange ich mit dem allen der unverſchämten Frechheit der Sprachverderber keinesweges Thür und Thor zu öffnen, die ohne Verſtand und Nachſinnen das unterſte zu oberſt kehren, und doch für gute Poeten angeſehen ſeyn wollen. Die Verſetzungen ſind nicht aus Noth erlaubet, um das Sylbenmaaß vollzuſtopfen; denn dieß gehört für die elendeſten Stümper: ſondern nur alsdann ſteht es frey, ſich derſelben zu bedienen, wenn ein beſonderer Nachdruck, oder eine neue Schönheit des Ausdruckes daraus entſteht. Wer dieſes nicht in Acht nimmt, und ohne Scheu, wider die Natur unſrer Mundart, alle Regeln der Sprachkunſt aus den Augen ſetzet, der verdienet, ein Pohl oder Wende genennt zu werden, der nicht einmal Deutſch kann, geſchweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen ſollte. Denn das werden lauter Solœciſmi und ἀκυρολογίαι, die kein Kenner ſeiner

Mutterſprache ertragen kann: wenn gleich manche Neulinge den Mangel ihres Geiſtes und Witzes, den ſie bey der ordentlichen Wortfügung nicht zeigen können, nur durch die Verhunzung der deutſchen Sprache zu verbergen ſuchen. **Walliſius** ſagt dieſes zwar ſeinen engliſchen Poeten nach, daß ſie die Grammatik ſehr aus den Augen ſetzten: und ein gebohrner gelehrter Engländer, hat mir ſolches inſonderheit vom **Milton** bekräftiget; deſſen vornehmſte Schönheiten in grammatiſchen Schnitzern beſtünden. Bey uns hergegen, wird keine ſolche Frechheit gelten, die nicht auch in ungebundner Rede, im Affecte, zu dulden iſt. Eben ſo ſeltſam würde es ſeyn, wenn man die Wortfügung fremder Sprachen in der unſrigen anbringen wollte; welches vielen, die mehr Franzöſiſch als Deutſch können, ſehr leicht zu entfahren pflegt. Z. E. wenn ich ſchriebe: **Die Augen über das Feld ausſpazieren laſſen**; oder, **Einem Frauenzimmer den Hof machen**, weil die Franzoſen ſprechen: Promener ſes yeux ſur les champs, und faire ſa Cour à une Dame. Das ſind lauter handgreifliche Barbariſmi in unſrer Mundart, die kein Menſch verſteht, der nicht franzöſiſch kann: wohin denn auch die Mittelwörter gehören, die gleichfalls von einigen geſchwornen Participianern, ſehr unverſchämt gebraucht werden. Schlüßlich, ein Poet muß überall **Boileaus** Regel beobachten:

Sur tout, qu'en vos Ecrits la Langue reverée,
Dans vos plus grands Excés, vous ſoit toujours ſacrée.
En vain vous me frappez d'un Son melodieux;
Si le Terme eſt impropre, ou le Tour vicieux,
Mon Eſprit n'admet point un pompeux Barbariſme,
Ni d'un Vers empoulé l' orgueilleux Soleciſme,
Sans la Langue, en un mot, l'Auteur le plus divin
Eſt toujours, quoiqu'il faſſe, un méchant Ecrivain.

Das X. Hauptſtück.

Von den Figuren in der Poeſie.

1. §.

Die Abhandlung von den Figuren gehöret eigentlich für die Meiſter der Redekunſt: und ich könnte alſo meine Leſer dahin verweiſen, oder gar zum voraus ſetzen, daß ſie ſich darum ſchon bekümmert haben würden. Allein fürs erſte hat die gebundne Schreibart eben ſo viel Recht dazu, als die ungebundne, ja noch wohl ein größeres. Sie hat ſich nicht nur dieſer Zierrathe bedienet, ehe dieſe noch erfunden worden: ſondern ſie pfleget ſich auch damit weit häufiger zu putzen, als dieſelbe. Hernach kann man nicht allezeit zum Grunde ſetzen, daß die Liebhaber der Dichtkunſt ſich vorher in der Redekunſt feſt geſetzt haben ſollten. Dieſer Gattung Leſern zu gefallen, habe ich mein Buch lieber vollſtändiger machen, als ſie auf einen anderweitigen Unterricht in dieſem Stücke verweiſen wollen.

2. §. Einige neuere Lehrer der Beredſamkeit haben mit großem Eifer wider den Unterricht von Figuren, der in allen Rhetoriken vorkömmt, geſchrieben. Sie haben dafür gehalten: man könnte dieſe ganze Lehre erſparen, und dörfte die Jugend mit ſo vielen griechiſchen Namen nicht plagen; zumal da ſie daraus nichts mehr lernte, als wie man eine Sache benennen könnte, die auch dem einfältigſten Pöbel bekannt wäre. Zu dieſer Zahl iſt noch neulich ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter getreten, der anſtatt der Figuren, ein unverſtändliches Miſchmaſch, und eine ſclaviſche Nachahmung des, in ſeiner eignen Sprache barbariſchen **Miltons** einzuführen wünſchte. Man giebt es zu, daß viele Schullehrer der Sache zu viel gethan, und ſich gar zu lange dabey aufgehalten haben. Man giebt auch zu, daß die griechiſchen Namen oft eine unnöthige Schwierigkeit verurſachen, und daß man beſ-

ſer thäte, wenn man an ihrer Stelle deutſche einführete. Man geſteht auch endlich, daß die Natur ſelbſt lebhafte Leute in Figuren reden lehret, die ſonſt ihr lebenlang keine Anleitung dazu bekommen haben. Aber aus dem allen folget noch nicht, daß die Lehre von Figuren aus den Anweiſungen zur Wohlredenheit gar zu verbannen ſey. Wenn man etwa ein kleines Kapitel dazu widmet; wenn man ſich bemühet, die Namen derſelben leicht und deutlich zu machen; wenn man endlich ihren Gebrauch und Misbrauch unterſcheiden lehret: ſo iſt man, meines Erachtens, wohl nicht zu ſchelten. Zu geſchweigen, daß nur die munterſten Köpfe von ſich ſelbſt auf die Figuren gerathen, wenn ſie wovon reden oder ſchreiben. Die andern, die nicht ſo viel Feuer haben, würden ſich darauf gar nicht beſinnen; wenn man ihnen nicht auf die Spur helfen wollte. Wenn man ihnen aber gute Exempel davon vorlegt, und die Schönheit derſelben empfindlich macht: ſo werden ſie auch entzündet, und bemühen ſich hernach, ihre ſchläfrige Schreibart auch dadurch ein wenig zu erwecken und anzufeuren.

3. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Einige beſtehen nur in einzelnen Worten, andre aber in ganzen Sprüchen oder Sätzen: daher hätte ich von den erſtern ſchon nach dem ſechſten Hauptſtücke handeln können. Wir wollen ſie hier durch einander nennen, beſchreiben und mit Exempel aus unſern Poeten erläutern. Ich will der Ordnung des berühmten P. Lami hierinn folgen, welche er in ſeiner Redekunſt beobachtet hat. Dieſer hat die innere Natur der Figuren ſehr wohl eingeſehen. Er hält ſie für eine Sprache der Affecten, für einen Ausdruck ſtarker Gemüthsbewegungen, und vergleicht ſie mit den verſchiedenen Geſichtszügen oder Lineamenten; daran man gleichfalls die innere Gemüthsbeſchaffenheit eines Menſchen von außen abnehmen kann. Die Vergleichung iſt glücklich und wohl angebracht: denn in der That ſind die Figuren etwas mehr, als bloße Zierrathe. Die ganze Stärke einer Rede zeiget ſich darinn, weil ſie ein gewiſſes Feuer in ſich enthalten, welches auch den Leſern oder Zuhörern, durch

eine geheime Kunſt, Funken ins Herz wirft, und ſie gleichergeſtalt entzündet. Daher vergleicht ſie **Lami**, zweytens, auch mit den verſchiedenen Stellen und Bewegungen eines lebhaften Fechters, der ſich dadurch zu ſchützen, und ſeinem Gegner Abbruch zu thun ſuchet. Die heftige Rede, die **Virgil** der Dido zugeeignet hat, kann überhaupt hier zum Beweiſe dienen. **Lami** hat ſie in einer franzöſiſchen Ueberſetzung zu dem Ende angeführt, und ich will ſie nach **Amthors** Verdeutſchung hieher ſetzen: weil ſie ein Muſter wohlangebrachter Figuren abgeben kann, und eben diejenige iſt, von welcher **Kanitz** dort geſchrieben:

Wir leſen ja mit Luſt Aeneens Ebentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer;
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weis nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Didons Mund von Schimpf und Undank ſprechen;
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.

4. §. So lautet indeſſen die Rede ſelbſt, die von dem Poeten der erzürnten und verzweifelten **Dido**, nach der ſchnellen Abfahrt des Aeneas, in den Mund geleget worden.

Sollt eine Göttinn ſich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojanerheld dich für ſein Blut erkennen?
Nein! Du Verräher, leugſt! Ein harter Fels und Stein,
Der grimme Caucaſus muß ſelbſt dein Vater ſeyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Bruſt gereichet.
Das durch Hirkaniens verbrannte Wüſten ſtreichet.
Ich rede, was ich muß; verſtellen hilft mir nicht,
Weil aller Hoffnungsgrund auf ewig mir gebricht.
Hat dieſer heiße Bach, der meine Wangen näſſet,
Ihm auch den kleinſten Hauch von Seufzern ausgepreſſet?
Wirft ſein verſtockter Sinn auch wohl noch einen Blick,
Durch dieſe Fluth erweicht, auf ſeine Braut zurück?
Mein Leid iſt tauſendfach! Was ſoll ich erſt betrauren?
Ich weis, ſelbſt Juno wird mich armes Weib bedauren:
Ich weis, daß Jupiter ſich drüber hat entrüſt,
Daß die verdorbne Welt ſo voller Falſchheit iſt.
Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird, von mir Thörichten! zum König aufgenommen?

Der

Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand,
Nebſt ſeinem nackten Volk, des Lebens Rettung fand?
Ich berſte faſt für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Raſen.
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblaſen,
Ein Traum aus Lycien was anders prophezeiht;
Ja ſelber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er ſolle ſeinen Fuß in andre Länder tragen:
Ja recht! Gott wird wohl viel nach deinem Schwärmen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in ſeiner Ruhe ſtört,
Hat ſeine Sorgen itzt auf deine Fahrt gekehrt!
Doch lauf! ich halt dich nicht; ich will nicht widerſprechen:
Nur fort! und ſäume nicht, die Wellen durchzuſtechen.
Such dein Italien, das dir ſo wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich beſtellt!
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verſchlagnes Schiff an Klipp und Syrten treiben!
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Da wird dein letztes Wort: Ach Dido! Dido ſeyn.
Ja wird der kalte Tod den warmen Geiſt verjagen,
Soll mein Geſpenſte dich doch allenthalben plagen.
Du ſollſt, du kannſt, du wirſt der Strafe nicht entgehn,
Und ich will deine Quaal auch in der Gruft verſtehn!

Wer aus einer ſo herzrührenden Rede den Nachdruck der Figuren nicht begreifen kann, der muß wenig Empfindlichkeit und Nachſinnen beſitzen. Wer aber überführet ſeyn will, daß dieſes rührende Weſen bloß von den Figuren herrühre, der darf nur eine andre Ueberſetzung von der lateiniſchen Stelle machen, darinn alles ſchlechtweg geſagt wird: ſogleich wird alles Feuer, alle Heftigkeit und alle Lebhaftigkeit daraus verſchwinden; ja man wird es kaum glauben können, daß es dieſelbe Rede ſey.

5. §. **Lami** fängt die Figuren mit dem **Ausruffe** (Exclamatio) an; weil dieſe die natürlichſte iſt, und in vielen Affecten zuerſt hervorbricht. Denn es giebt einen Ausruf, in der Freude, Traurigkeit, Rachgier, imgleichen im Schrecken, Zagen, Verzweifeln, Trotzen, u. d. gl. Nun giebt es zwar gewiſſe Formeln, die eigentlich dazu beſtimmt ſind, als Ach! O! Weh! Wohlan! Hey! Sa, Sa! Ha! u. a. m. Allein

es

es werden ſo viel andre Redensarten dazu gebraucht, daß ihre Zahl nicht zu beſtimmen iſt. Z. E. Jammer! Luſtig! Friſch auf! Herzu! Ich Armer! Mich Unglückſeligen! Trotz ſey dir gebothen ꝛc. ꝛc. Ein Exempel giebt mir **Flemming** auf der 201. Seite:

Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg! mit welchem wir uns Deutſchen,
Von ſo viel Jahren her nun ganz zu tode peitſchen,
Mein liebes Meißen traf.

Kanitz auf der 43. Seite der neuen Auflage:

O kindiſcher und toller Wahn,
Der bey mir eingeriſſen!

Opitz im IV. Buche der Poet. W. ſchreibt an Nüßlern, von ſeiner Flavien:

Ach! daß ihr frecher Sinn
Mich, der ich ihrer Huld vielmehr als würdig bin,
So wenig gelten läßt! ach, ach! daß kein Vergießen
Der Thränen, und kein Wort, kein Seufzen ꝛc.

Neukirch in ſeinem Gedichte auf die Königinn in Preußen, ſchreibt gleichfalls:

Ach leider! allzu viel, zu viel auf einen Schlag!
Wer iſt, der unſer Leid nur halb ergründen mag?

Und **Pietſch** in ſeinem Geſange auf den Prinz Eugen ſagt:

Wie ſeltſam leiteſt du der Deutſchen kühnes Heer!
Der Zug des Hannibals war lange nicht ſo ſchwer.

6. §. Die andre Figur iſt der **Zweifel**, (Dubitatio) womit man entweder bey ſich anſteht, ob eins oder das andre zu glauben, oder zu thun ſey; oder ſich doch ſo ſtellet, als ob man ſich nicht entſchließen könnte. Die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen ſetzt uns oft in den Stand, daß man weder aus, noch ein weis: denn ehe man mit dem Entſchluſſe noch fertig iſt; ſo fällt uns augenblicklich etwas anders ein, welches das vorige wieder zunicht macht. **Kanitz** giebt uns ein ſchönes Exempel in der Ode auf ſeine Doris.

Er hat in der vorhergehenden Strophe die verfloſſenen Stunden zurück geruffen; beſinnt ſich abes bald anders, und ſingt:

Aber nein! eilt nicht zurücke,
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſtgewünſchten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, konnt ihr mir Doris weiſen;
Eilet fort! Nein: haltet ſtill!
Ihr mögt warten, ihr mögt reiſen,
Ich weis ſelbſt nicht, was ich will.

Zuweilen zweifelt man zwar ſelber nicht; will aber durch einen verſtellten Zweifel die Zuhörer zum Nachſinnen bewegen. So zweifelt **Günther** in ſeiner Sterbeode, wem er ſeine Leyer vermachen ſoll:

Sage, du begriffne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf?
Viele wünſchen dich ins Feuer;
Denn du raſſelſt gar zu ſcharf.
Soll ich dich nun lodern laßen?
Nein, dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze faſſen,
Und verdienet beſſern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
Nein, du biſt ein ſchlechter Schmuck,
Und an den Parnaß zu henken,
Noch nicht ausgeſpielt genug.
Opitz würde dich beſchämen,
Flemming möchte widerſtehn:
Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
Und damit hauſiren gehn.

7. §. Die III. kann der **Wiederruff** (Correctio oder Epanorthoſis) ſeyn, wenn Leute ihr Wort, das ſie ſchon geſagt, wieder zurück nehmen; weil es ihnen zu ſchwach vorkömmt, und ſie alſo ein heftigers heraus ſtoßen wollen. Z. E. Opitz in einem Hochzeitwunſche auf der 77. S. der Poet. W. v. 133.

Der

Der (Gott) laſſe mich erfahren,
Und hören oft und ſehr,
Was hören? ſehn vielmehr,
Daß dich, von Jahr zu Jahren,
Was dir giebt dieſer Tag,
Mit Frucht bereichern mag.

Zuweilen hat man auch wohl etwas zu frey herausgeſagt, will alſo das ausgeſtoßene Wort wieder zurück nehmen, und ein beſſers an die Stelle ſetzen. So läßt z. E. **Günther** den Apollo in einer Cantate, wo er mit dem Mercur um den Vorzug ſtreitet, folgendergeſtalt reden:

So, hör ich, ſoll dein Judasſpieß,
Dein Zepter, wollt ich ſagen,
Mehr Frucht und Vortheil tragen,
Als meiner Künſte Paradies?

Hieher kann man auch rechnen, wenn der Poet, dasjenige, was er geſagt, zwar nicht zurück nimmt; aber doch widerlegt, weil es ihm von andern getadelt werden möchte. Z. E. ſo ſchreibt **Neukirch** in ſeinen geſchützten Nachtigallen:

Das eingeworfne Bonn, das wüſte Kaiſerswerth,
Die ungariſche Schlacht, den Schutz der Niederlande,
Belief er alles zwar mit eifrigem Verſtande:
Doch, Mauren, ſprach er, hat ſchon Cäſar umgekehrt!

8. §. Die IV. iſt das **Verbeißen**, (Ellipſis) oder Abbrechen einer Redensart, die man nur anhebt, aber nicht völlig endiget. Sie entſteht, wenn der Affect ſo heftig iſt, daß der Mund und die Zunge den geſchwinden Gedanken der Seele nicht folgen kann, und alſo mitten in einem Satze abbrechen, und dem neuen Gedanken des Geiſtes plötzlich folgen muß. **Amthor** hat aus dem Virgil das bekannte, Quos ego! des Neptunus, ſehr gut überſetzt, womit er die Winde bedroht; aber mitten in dem Dräuworte inne hält.

Und ſprach: Macht euch der Glanz der Ahnen ſo verwegen?
Dürft ihr, mir unbewußt, die kühnen Flügel regen?
Daß Erd und Himmel faſt ſich durch einander miſcht,

Und der erhitzte Schaum bis an die Wolken ziſcht?
Euch ſoll! = = doch laßt uns nur der Wellen Macht beſchränken.

Ein ſchön Exempel giebt auch **Beſſer** in ſeiner Ruheſtatt der Liebe, wo er die erwachte Chloris ſo reden läßt:

Du biſt des Stranges werth!
Hilf Himmel! was iſt das? Haſt du den Witz verlohren?
Iſt dieß die ſtete Treu, die du mir zugeſchworen?
Haſt du der Chloris Zorn ſo wenig denn geſcheut,
Daß du ſo freventlich ihr Heiligthum entweiht?
Daß du = = welch eine That! Sie konnte nicht mehr ſprechen,
Und wollte ſich an ihm mit ihren Thränen rächen.

Nur nehme man ſich in Acht, daß man dieſe Figur nicht ſo lächerlich anbringe, als **Neidhard** in dem Gedichte auf D. Wenzeln:

Hier ſchlug nun Gottes Zorn, in dich, du Ceder ein,
Da mancher Haſelſtrauch von Lumpenvolke blühte,
Bis Wurzel, Stamm und Aſt, bis Herze, Fleiſch und Bein
Vor Gift, als Aetnens Schooß vor Harz und Schwefel, glühte.
Als endlich Uhr und Zeit die ſechſte Stunde maß,
Da kam der Schlangenwurm des Todes hergeſchoſſen,
Und ſtach = = = = = = = = = = = .
= = = = = = = = = = = = = = = = =
Weg Feder, brich du Herz, umnebelt euch ihr Augen ꝛc.

9. §. Die V. könnte zur vorigen gerechnet werden, und heißt das **Hemmen** (Apoſiopeſis), wenn eine ſchleunige Veränderung des Entſchluſſes, der angefangenen Rede Einhalt thut. **Kanitz** in ſeinem Gedichte von der Poeſie läßt erſt ſeinen poetiſchen Trieb zur Vertheidigung derſelben reden; hernach fällt er demſelben ins Wort:

Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur = = Halt ein! verführter Sinn:
Drum eben ſtraf ich dich, weil ich beſorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht iſt zu verwehren,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.

Imgleichen ſchreibt **Günther** in dem Gedichte auf Herrn Hofrath Budern:

Recht

Recht ſo! fängt augenblicks ein junger Momus an,
Dem nächſt noch vom Orbil das Leder weh gethan:
Recht ſo! was Henker nützt der ganze Muſenplunder?
Pack ein, verwegnes Volk! Vom Maro brenn ich Zunder
Vom Plato Fidibus. Ja wenn auch ohngefähr,
Der Schatz von Heidelberg in meiner Beute wär:
Racketen macht ich draus, und kochte Chocolade!
Ein Quentchen Mutterwitz gilt = = Sachte, guter Freund,
Der Satz war eben nicht ſo bös und ſtark gemeynt,
Ein Narr verſchüttet nur das Kind mit ſammt dem Bade.

10. §. Die VI. iſt die **Verſetzung** (Hyperbaton) eines Worts oder Gedankens von ſeiner natürlichen Stelle; die aber nicht aus der Unfähigkeit des Poeten, ſondern aus der Heftigkeit des Affects herrühret, der dem Gemüthe nicht Zeit läßt, an die ordentliche Wortfügung zu denken. Wir haben im vorigen Hauptſtücke ſchon davon geredet, wollen doch aber noch ein paar Exempel geben:

Er, mein Leben; du, mein Leben;
Euer beyder Leben, ich!
Ich durch euch, und ihr durch mich,
Wollen bis ans Blaue ſchweben.

Hier verſetzt **Flemming** das Wort **Ich**, in der andern Zeile von ſeiner natürlichen Stelle: denn es hätte ordentlicher Weiſe vorn ſtehen ſollen, **Ich, euer beyder Leben;** aber im Affecte iſt es ans Ende gekommen. Noch ein ſchöner Exempel ſteht auf der 66. S.

Der Majen Sohn flog aus vom ewigen Pallaſte,
Durchſuchte Luft und Welt, bis er den Mars erfaßte:
Dich, ſprach er, fodert ab, durch mich, des Vaters Rath;
Komm mit und ſäume nicht, es iſt vorhin zu ſpat!
Ja, ſprach Mars, alſobald! ließ drauf die Feindſchaft fangen;
Stracks wurden neben ſie an Eichen aufgehangen,
Zank, Zwietracht, Mord, Betrug. Den Krieg trat er zu Koth,
Und ſtieß mit eigner Fauſt den Haß und Frevel todt.

11. §. Die VII. iſt das **Uebergehen** (Præteritio), worinn man ſich ſtellet, als wollte man etwas nicht anführen, welches man aber eben dadurch erwähnet. Z. E. **Flemming** in ſeinen poet. W. a. d. 225. S.

23

Ich wollte Meldung thun, zu was für großen Dingen,
Ihr nur gebohren ſeyd, durch Liſt und Neid zu dringen,
Die Zeiten zu verſchmähn durch Urtheil und Verſtand;
Hielt eure Gegenwart mir hier nicht Mund und Hand.

Und **Neukirch** in ſeinem Gedichte, auf den Tod der gelehrten Königinn in Preußen; er redet von dem Könige:

Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen.
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut;
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten,
Mit Schrecken, in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wenn ihn der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet,
Nein, ſondern wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt ꝛc.

Pietſch endlich in einem Vermählungsgedichte, auf eine Königl. Preuß. Prinzeßinn, die itzige Durchl. Markgräfinn von Anſpach:

Ich bilde nun nicht Heer und Schlacht,
Noch dein berufnes Heldenweſen.
Den Schimmer deiner Waffen Macht,
Den fremde Staaten ſich zum Muſter auserleſen;
Ich ſchreibe nicht wie Preußen kriegt,
Weil dieſesmal die Liebe ſiegt ꝛc.

12. §. Die VIII. iſt die **Wiederholung** (Repetitio) gewiſſer Wörter und Redensarten, wodurch die Rede einen ſehr großen Nachdruck bekömmt. Wenn nämlich das Gemüth in einer heftigen Bewegung iſt, und gern will, daß man ſeine Meynung wohl faſſen ſolle: ſo iſt es ihm nicht genug, daß er die Sache einmal ſagt; ſondern er ſagts zwey, dreymal nach einander, damit man ja den Nachdruck ſeiner Worte recht einſehen möge. Es geſchieht aber dieſe Wiederholung auf vielerley Art. Zuweilen wird im Anfange ein und daſſelbe Wort zweymal geſetzet, und das heißt Epizeuxis.

zeuxis. Z. E. Opitz, im andern Buche von Widerw. des Krieges, ſchreibt von der Freyheit:

Sie fodert Widerſtand:
Ihr Schutz, ihr Leben iſt der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch: Blut! Blut muß ſie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geſchrey, nicht weiche Kinderzähren.
Die Fauſt gehört dazu.

Zuweilen wiederhohlt man daſſelbe Wort im Anfange etlicher Theile deſſelben Satzes, und das iſt die **Anaphora.** Z. E. **Flemming** in einem Hirtenliede:

Her Palämon! her Florelle!
Her Amint! her Sylvius!
Melibóus her! zur Stelle,
Singt mir eins auf Tityrus.

Noch ein Exempel aus **Racheln** kann nicht ſchaden:

Er meidet das Latein,
Ein jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſeyn:
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Tuch und Wams, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft,
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das nimmt ein Deutſcher an.

Zuweilen wiederhohlt man den Anfang eines Satzes in verſchiedenen folgenden Sätzen, und das heißt auch **Anaphora.** Z. E. **Günther** auf der 33. Seite des I. Th.

Da ſetzet ſich mein Geiſt im Umſehn keine Schranken;
Da ſinnt er hin und her, da ſpielt er mit Gedanken:
Da ſeh ich in mir ſelbſt die Händel dieſer Welt,
Den böſen Lauf der Zeit im Spiegel vorgeſtellt;
Da find ich nichts als Liſt, und weder Treu noch Glauben;
Da ſeh ich Narren blühn, und kluge Leute ſchrauben ꝛc.

13. §. Oder man wiederhohlt zuweilen ein Wort, das am Ende eines Satzes geſtanden, im Anfange des darauf folgenden, welches **Anadiploſis** heißt. Z. E. **Flemming** auf der 131. S.

Und mitten in dem Weſen,
Da es am ärgſten war, ſeyd, Vater! ihr geneſen.
Geneſen ſeyd ihr nun, und denkt nicht einmal dran,
Was euch der ärgſte Feind für Dampf hat angethan.

Oder umgekehrt, das, was am Anfange eines Satzes geſtanden, kömmt am Ende deſſelben zu ſtehen, und wird **Epanalepſis** genannt. Z. E. **Opitz** auf der 61. S. im II. B. der poet. W.

Werthes Paar! vermengt die Brunſt,
Liebt und gebet, gebt und liebet:
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Der euch ſelbſt zuſammen giebet.

Noch ein beſſer Exempel davon, ſteht auf der 62. S. der poet. W. II. B.

Das kann ein Weibesbild! Bald will ſich der ertränken,
Vor unerhörter Brunſt, und jener will ſich henken:
Die rothen Augen ſind mit Thränen angefüllt,
Voll Seufzens iſt die Bruſt: das kann ein Weibesbild!

Hieher gehören denn auch die Wiederholungen, da man in ganzen Strophen die erſten Zeilen und Wörter, am Ende derſelben noch einmal brauchet, welches ſonderlich in muſikaliſchen Stücken angenehm fällt, und **Symploce** heißen kann. Ich will aus **Beſſern** von der 425. S. folgendes Exempel geben, wo wegen des Wohlklanges noch viele andere Wiederholungen vorkommen.

Sey froh! ſey froh! Eleonora,
Sey froh! du neue Flora,
Sey nunmehr glücklicher nach überſtrebtem Leide;
Der Himmel kröne dich mit ſteter Frühlingsfreude!
Die Blumen ſchütten ſich zu allen Zeiten aus,
Auf dich und dein erlauchtes Haus.
Wir ehren dich, o neue Flora!
Wir ehren dich, Eleonora!
Sey glücklich, neuerwählte Flora!
Eleonor', Eleonora!

14. §. Die IX. iſt die **Verſtärkung**, (Paronomaſia) wenn man zwar ein Wort oder eine Redensart, die ſchon

da geweſen, wiederholet; aber mit einem Zuſatze, der noch einen beſondern Nachdruck verurſachet. Z. E. wenn Kanitz ſchreibt:

Ein Baum wars, nur ein Baum, dran ſolche Früchte ſaßen,
Die dort der erſte Menſch ſollt unbetaſtet laſſen.
Uns aber iſt noch mehr zu halten auferlegt;
Weil hier ein ganzer Wald ſo viel Verbothnes trägt.

Hier iſt das Wörtchen **nur** eigentlich dasjenige, ſo den ganzen Nachdruck giebt, da ſonſt die Wiederholung hier ſehr kalt geweſen ſeyn würde. Jmgleichen wenn **Opitz** ſagt:

Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloß und arm hieher.
II. B. der Troſtged.

wo gewiß dieſer Zuſatz, **das edle Thier** dem ganzen Satze ein weit größeres Gewicht giebt. Jmgleichen hebt **Neukirch** ſein Gedicht auf die Nachtigallen ſo an:

Als neulich Seladon, der arme Seladon,
Voll Kummer, Angſt und Schmerz die abgekränkten Glieder
Jm Grünen niederwarf ꝛc.

wie wir denn auch oben ſchon die Zeile aus ihm hatten:

Jns Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.

Und **Opitz** in ſeinem Gedichte an Seußiuſſen:

Wird ſolches nicht ſein Buch, ſein edles Buch erweiſen?

15. §. Die X. Figur iſt der **Ueberfluß**, (Pleonasmus) wenn man viel mehr ſagt, als nöthig iſt. Sie entſteht wiederum aus der Heftigkeit des Affectes, welcher alles zuſammen nimmt, die Leſer oder Zuhörer aufs handgreiflichſte zu rühren und zu überzeugen. Man giebt insgemein die Exempel: **Jch hab ihn nicht mit Augen geſehen; ich bin nicht mit meinem Fuße hingekommen; wir habens mit unſern Ohren gehöret ꝛc.** Wenn Kanitz in dem Harpax dieſen Geizhals das Gold von den Pillen ſchaben, und ſich ſelbſt die Pulver ſtehlen läßt, ſo ſind es zwar Vergrößerungen; aber kein Pleonaſmus zu nennen: denn dieſer

muß in Worten beſtehen. Allein wenn **Neukirch** in dem oft angeführten Gedichte auf die Königinn in Pr. ſchreibt:

> Wie, wenn an hatten Klippen
> Ein ſtarkes Schiff anſtößt ꝛc.

Oder wenn **Pietſch** in einem Gedichte auf ſeinen König ſagt:

> Komm, Landesvater, komm! zeuch ein bey dunkler Nacht ꝛc.

So iſt im erſten Falle ein jeder Fels **hart**, und im letzten jede Nacht **dunkel** zu nennen, und folglich beydes überflüſſig. So ſchreibt auch **Opitz** in einem Gedichte an Seußiuſſen, von der Fama:

> Und will das ſchöne Werk, auf ihrem lichten Wagen
> Bis in das Schlafgemach der rothen Sonnen tragen.

Allein, da dergleichen Redensarten ſo viel nicht vorkommen, ſo kann man folgende Art mit gutem Rechte hieher rechnen. Z. E. wenn **Günther** ſeine Liebſte auf der 264. Seite im I. Theile ſo anredet:

> Kind, Engel, Schweſter, Schatz, Braut, Taube, Freundinn, Licht!
> Mein Stern, mein Troſt, mein Herz, mein Anker und mein Leben!
> Ach ſage doch, wie man recht nett und zierlich ſpricht,
> Die Liebe will dir gern den beſten Titel geben.

16. §. Zur XIten kann die **Verdoppelung** (Synonymia) einer und derſelben Sache, die aber mit ganz andern Worten geſchieht, gezogen werden. Einer, der im Affecte ſteht, bemüht ſich ſeinen Leſern und Zuhörern die Sachen recht einzuprägen und einzutrichtern. Daher ſagt er ihnen auch wohl einerley Ding etlichemal, nur immer mit andern Ausdrückungen. An ſtatt eines Exempels könnte hier aus **Beſſers** Ruheſtatt der Liebe, die lange und vielmalige Beſchreibung der Schooß ſeiner Geliebten dienen: ich will aber lieber folgendes hieher ſetzen, wo er auf der 227. Seite ſich und ſeine Kühlweininn auf verſchiedene Art beſchreibt:

> Zwo Seelen, durch ein Feur wie Wachs zuhauf geronnen,
> Zwey Herzen, die vermiſcht ein Weſen nur gewonnen,
> Zween Menſchen, die vereint ein Leben nur gefühlt,
> Und deren jeder ſich für eine Hälfte hielt.

Der-

Dergleichen Stellen denn in dieſem Gedichte faſt unzähliche vorkommen, aber alle Proben des zärtlichen Affects abzulegen geſchickt ſind. Man könnte auch folgende Stelle aus **Günthern** hieher rechnen, die man ſonſt eine **Zuſammenhäufung** (Cumulum) nennen möchte. Er beſchreibt einen Bücherſaal:

Was Memphis, was Athen, was Rom, Großgriechenland,
Was Salem, was Byzanz, die Thems, der Cimberſtrand,
Gethan, gelehrt, geglaubt, gemeynt, gewußt, gelogen;
Das kömmt, das ſammlet ſich, das lebt, das dauret hier,
Auf Bildern, Rinden, Bley, Stein, Leder nnd Papier,
Und wird der blinden Nacht der Barbarey entzogen.

Ich wollte aber deswegen dieſer und andern dergleichen Stellen lieber den letztern Namen geben, als den erſten, und alſo eine beſondere Figur daraus machen: weil in der That alle die angebrachten Wörter ihre eigene ganz beſondere Begriffe erwecken; und, nur obenhin angeſehen, gleichviel zu bedeuten ſcheinen. Ein ſolcher Kunſtgriff aber iſt von großem Nachdrucke, andern eine Sache ſehr lebhaft vor Augen zu malen.

17. §. Die XII. Figur kann auf deutſch eine **Schilderung** (Hypotypoſis ſ. Icon) heißen, weil ſie einen ſo lebhaften Abriß von einer Sache macht, als ob ſie wirklich vorhanden wäre. Das macht die ſtarke Einbildungskraft, welche ſich im Affecte die deutlichſten Bilder von ſinnlichen Sachen hervorbringet, die oft den wirklichen Empfindungen an Klarheit nichts nachgeben, und alſo abweſende oder vergangene Sachen als gegenwärtig vorſtellet. Die Zunge folgt den Gedanken, und beſchreibt, was im Gehirne vorgeht, eben ſo munter, als ob es wirklich außer ihr zugegen wäre. Z. E. **Günther** in ſeiner Ode auf den Prinzen Eugen, macht unter vielen andern ſehr deutlichen Bildern, auch dieſe poetiſche Schilderung:

Was zieht ſich für ein Vorhang weg?
Ich ſeh den Schauplatz ſpäter Zeiten:
Dort hör ich einen Scanderbeg,
Dort ſeh ich einen Gottfried ſtreiten.

Die Palmen ziehn ſich um ſein Haupt,
Man heult, man ſchlägt, man jauchzt, man raubt;
Kein Kreuzzug macht ein ſolches Larmen.
Der Erden größt= und dritter Theil,
Zerreißt der Saracenen Seil,
Und würgt den Hund mit ſeinen Därmen.

Der Nil erſchrickt, Damaſcus brennt,
Es raucht auf Askalons Gebirgen
Und durch den ganzen Orient
Herrſcht Unruh, Hunger, Peſt und Würgen.
Der Jordan ſteht wie Mauren da,
Als käm ein andrer Joſua:
Er kömmt auch, doch aus deutſchem Samen.
Wie heißt er? Ja, die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang ſinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.

Pietſch aber hat in einer Ode auf die Chariſiſche Hochzeit, die Flucht der Daphne vor dem Apollo, ganz ungemein abgeſchildert, davon ich nur eine Strophe herſetzen will:

Sie ſtarrt und wurzelt in der Erden
Apollons Hand berührt ſie kaum,
So ſieht er ſie zum Lorberbaum,
Den ſchlanken Leib zum Stamme werden.
Der hingeſtreckten Arme Paar
Verliert ſich in durchflochtnen Zweigen:
Und ihres Hauptes flatternd Haar
Muß den begrünten Schmuck geſpitzter Blätter zeigen.

18. §. Nun folgt XIII. die **Beſchreibung** (Deſcriptio) welche von der vorigen darinn unterſchieden iſt, daß jene in der Entzückung Dinge abmalet, die nicht zugegen ſind; dieſe hergegen wirklich vorhandene Sachen zwar lebhaft und munter, aber nicht ſo hitzig und handgreiflich, als jene, vorſtellet. Ich wähle mir, zum Exempel, eine Beſchreibung, die **Simon Dach** von dem Proſpecte gemacht hat, der ſich auf dem königsbergiſchen Reſidenzſchloſſe, von dem großen ſogenannten moſcovitiſchen Saale, weſtwärts zeiget; weil ich mich dabey einer ſehr angenehmen Gegend meines Vaterlandes erinnern kann:

Die Schloßkirch hält alhier ein ſchön Gemach erbaut,
Recht oben über ihr: von daraus wird geſchaut
Ein gut Theil Königsbergs, die Fahrt der ſchmalen Segel,
Die hin und wieder gehn, krumm, wie der krumme Pregel;
Indem er erſt genug das grüne Feld durchſchweiſt,
Und in das friſche Haf ermüdet endlich lauft,
Nicht weit von Hafeſtrom. Du ſiehſt zur linken Seiten,
Am Hafe Brandenburg, und Balga gar von weiten.
Zur Rechten, um die Wiek, eräuget ſich die Stadt
Fiſchhauſen, welche mich ſo ſehr ergetzet hat,
Durch ihren Roſenbuſch: der zwar nicht Roſen träget;
Der Anmuth aber viel in ſeinen Sträuchen heget,
Die meine Freude ſind. Der Sonnen heißer Schein
Dringt ſich im Sommer nicht zu ſeinen Schatten ein.
O wildverwachsner Ort! Du Stadt, da meine Reime
Zu Haus und Bürger ſind! du hegſt die ſchönen Träume,
Für uns Poetenvolk. Wie wohl iſt der daran!
Der ſolch ein Eigenthum für ſich beſitzen kann.

: : : : :

Du ſieheſt hier zunächſt das alte Lochſtätt ſtehn,
Wo vor der Zeit das Haf pflag durch ein Tief zu gehn,
Bis in die wilde See. Itzt wird daſelbſt gepflüget,
Und reiches Korn geſät. Der Zeit, die alles füget,
Und Sachen den Beginn, auch Maaß und Ende giebt,
Nichts aber ewig läßt, hat dieſes ſo beliebt.

Ich will noch ein anders aus Opitzen herſetzen, darinn er ſich ſelbſt als einen Verliebten beſchreibt. Es ſteht im IV. B. der poet. W. auf der 179. S.

Ich weis nicht, was ich denke,
So ſeltſam iſt ihr Sinn. Wenn ich mich zu ihr lenke,
So wird ſie ſtolz davon. Wenn ich mich halten kann,
Und komme nicht zu ihr, ſo lockt ſie ſelbſt mich an.

: : : : :

Die Bücher ſtinken mir. Ich fieng ſchon an zu melden,
Aus fürſtlichem Befehl, des unverzagten Helden
Von Promnitz hohes Lob. Das ſchläft nun ganz und gar.

: : : : :

Die Laute, meine Luſt,
Die Unmuthtröſterinn, weis itzund nichts zu ſingen,
Als nur von Flavien. : : :

= = = = =

Hier iſt mein Aufenthalt, hier irr ich hin und wieder,
Und rede mit mir ſelbſt. Dann ſetz ich bald mich nieder,
Bald ſteh ich wieder auf: und wenn ich müde bin,
Vom Klagen und vom Gehn; ſo ſtreck ich mich dahin,
Bey einem dicken Baum.

= = = = =

Ich eil, ich wart, ich zürn, ich weis nicht, was ich treibe,
Was mein Begehren iſt. Zugleich in einem Leibe
Haß ich die Härtigkeit, und liebe die Geſtalt.

= = = = .

Die Leute ſehn mir nach, daß ich, indem ich gehe,
Itzt eile, wie der Wind, itzt wieder ſtille ſtehe;
Und daß die Röthe mir bald unter Augen ſteigt,
Und meine blaſſe Farb an ihrer ſtatt ſich zeigt.
Der Leib geht nur allhier. Man ſoll mich vielmal fragen:
Ich werde kaum ein Wort, und doch nichts rechtes ſagen.
Im Wachen träumet mir. Tobt das Gewiſſen ſehr,
Bey welchem es ſich regt; die Liebe plagt mich mehr!
Ich kann nicht ſeyn ohn ſie, und wenn ich zu ihr komme,
Mit Reden wohl gefaßt, ſo ſtock ich und verſtumme:
Die Zunge ſteht gehemmt, das Herze ganz verzagt,
Bebt wie der Eſpenlaub; und wenn es hoch ſich wagt,
Wie ſein Bedünken iſt, ſo ſtiehlt es aus der Pforten
Des Mundes einen Kuß; den ſie mit ſolchen Worten,
(Ich weis nicht, ſind ſie falſch?) hernach zu beſſern pflegt:
Daß ſich das Blut dadurch in allen Adern regt.

19. §. Die XIV. mag die **Zergliederung** (Diſtributio) heißen, und beſteht aus einer ausführlichen Erzählung aller Theile, die bey einer Sache vorkommen; wodurch denn dieſelbe dem Gemüthe ſehr deutlich und ausführlich vorgeſtellet wird. Das Exempel ſoll mir **Günther** geben, der auf der 330. S. im I. Theile, die Verderbniß der Welt folgendergeſtalt beſchreibt:

Da ſchreckt mich hier und dort Krieg, Hunger, Peſt und Brand;
In Ehen, Zank und Haß; in Freundſchaft, Unbeſtand;
Im Tempel, Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechſelbänke;
In Schulen, Finſterniß und leeres Wortgezänke;
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnenneſt,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln ſchwärmen läßt;

Im reich'ſten Contoir, viel Fluch an ſchönen Wänden;
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen,
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh Noah mit dem Bau des Kaſtens fertig war.

Ein anders giebt **Heräus** in ſeiner Beſchreibung der Lappländer, wenn er die Unruhe unſerer Städte gleichſam auf den Fingern herzählet, auf der 250. Seite:

Bey Nacht der Glockenklang, der Wächter rauhes Schreyen,
Verliebter Geigen Ton; der feigen Raufer Dräuen;
Beſoffener Gekreiſch; wenn Hund und Katze plerrt;
Ein jähes Feuerlärm; ein Dieb, der ſich verſperrt:
Am Tag ein krummes Horn, der Kutſchen ewigs Rollen,
Des Haufens Polterwerk, das im Gedräng erſchollen;
Der Hämmer Klapperſchall, was Vieh und Karren treibt,
Verkauf- und Trägerruf, und was noch übrig bleibt.

Noch ein ſchöner Beyſpiel giebt **Pietſch** in der Hochzeitode auf Profeſſor Bäyern, wenn er zeigen will, daß die Liebe überall herrſche. Er redet ſie an:

Der Seelen überwundne Schaar
Fällt dir als Siegerinn zu Füßen;
Und auf dein flammendes Altar
Läßt Peru ſüßen Balſam fließen.
Man ſieht der Spezereyen Laſt
Den Mohren auf die Kohlen heben:
Denn weil du ihn entzündet haſt,
Muß er dem Feuer Nahrung geben.

Der harte Mars ſenkt Schild und Schwert,
Sein ſteifer Harniſch muß ſich bücken;
Die Thetis eilt, den Opferheerd
Mit Perlenmuſcheln auszuſchmücken:
Auch Flora zinſt der Roſen Blut
Bey purpurreichen Anemonen;
Pan wirft den Stab in deine Glut,
Und Phöbus unverwelkte Kronen.

So brennt das waffenvolle Feld,
Der Krieg vermiſcht ſich deinen Flammen:
Und wenn dein Brand die See befällt,
Schlägt die gekochte Fluth zuſammen.

Die Gärten ſind der Lüſte Thron,
Den kühlen Wald erhitzt die Liebe;
Der Muſen Höhe rauchet ſchon,
Wie ihre Bruſt, von deinem Triebe.

20. §. Zum XVten folgt der Gegenſatz, (Antitheſis) wo man widerwärtige Dinge gegen einander ſtellt, um das eine deſto mehr ins Licht zu ſetzen. So beſchreibt Opitz ſeinen verwirrten Zuſtand in der Liebe auf der 180. Seite der poet. W. im IV. B.

Ich fürcht, und hoffe doch; ich bitt, und ſchweig auch ſtille;
Ich bin wie kaltes Eis, und fühle Glut die Fülle;
Ich löſ', und binde mich; ich wünſche frey zu ſeyn,
Und wenn ich denn frey bin, ſo geh ich wieder ein.

Folgende Art iſt noch gewöhnlicher, da man etwas leugnend aus dem Wege räumt, um etwas anders feſtzuſetzen. Beſſer erklärt uns ſo, was er an Kalliſten verlohren habe:

Ich klage nicht an ihr die prächtige Geſtalt,
Die Anmuth des Geſichts, des Mundes Morgenroſen,
Der Augen holden Ernſt gebiethend liebzukoſen,
Ihr langgekrolltes Haar, das meine Sinne band,
Die ſchwanenweiße Bruſt, die atlasweiche Hand;
Nicht die Geſchicklichkeit der ſchlankpolirten Glieder:
Verhängniß! gib ſie mir nur ungeſtalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunſt ſieht,
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth,
Den engliſchen Verſtand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt in Lieb und Leid, beſtändig zu gefallen.

Imgleichen ſchreibt Pietſch in dem Geſange auf den Prinz Eugen, alſo:

Doch wie entfernet iſt des Himmels hoher Schluß,
Von des Tyrannen Traum! Wie reimt Eugenius
Sich mit der Türken Sieg und Chriſten Flucht zuſammen?
Die ausgedehnte Macht ſchwächt zwar mit Stahl und Flammen,
Und mörderiſcher Fauſt des kleinen Heeres Zahl;
Nicht unſers Helden Muth. Sein Arm und Herz iſt Stahl!
Sein Degen macht den Feind, nicht ihn die Furcht zur Leichen:
Eh muß ſein ganzes Heer als ſein Geſicht erbleichen.

21. §.

21. §. Die XVIte Figur iſt das **Gleichniß**, (Simile) wodurch man, anſtatt von der Hauptſache zu reden, von einer andern ähnlichen zu ſprechen anfängt, um die erſtere dadurch ins volle Licht zu ſetzen. Z. E. **Amthor** hat aus dem IVten Buche der Aeneis das Gleichniß von dem verwundeten Hirſche folgendermaßen überſetzt, auf der 481. S.

Die arme Dido brennt, ſie läuft durch alle Gaſſen,
Und kann ſich ſelbſt nicht mehr in der Verwirrung faſſen.
Wie, wenn durch Kretens Buſch des Hirten blinder Schuß
Der Hindinn ſichre Bruſt gar plötzlich rühren muß,
Und jener ſelbſt nicht weis, was ſeine Fauſt verrichtet:
Da doch das arme Wild durch Holz und Felder flüchtet,
Und mit der bangen Flucht Diktäens Wälder ſchreckt;
Obſchon ihm Tod und Pfeil in ſeiner Seite ſteckt.

Eben ſo hat es **Pietſch** in dem Gedichte auf den Prinz Eugen gemacht:

Er fliegt dem Feinde nach: doch iſt der Unterſcheid,
Daß ihn die Großmuth treibt, den Feind die Furchtſamkeit:
Der, wie ein Habichtſchwarm, mit ängſtlichem Bemühen
Dem Adler ſich entzieht, und ſuchet zu entfliehen.

Hier iſt das Gleichniß der Hauptſache nachgeſetzt. In dem folgenden aber, ſo ich aus **Kanitzen** geben will, ſteht es vorn, und die Deutung wird zuletzt gemacht.

Wenn der geringſte Lärm, im nechſtgelegnen Wald,
Um eine ſtille Trift der blöden Schafe ſchallt,
Und eins erſt ſchüchtern wird; beginnt ein ganzer Haufen,
Durch Blatt, Gebüſch und Strauch dem Flüchtling nachzulaufen:
So traut das kluge Thier, der Menſch, ihm ſelber nicht;
Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
Dadurch verirrt er ſich ꝛc.

22. §. Der P. Lami unterſcheidet davon zum XVII. die **Vergleichung** (Comparatio), welche ſeiner Meynung nach mit der vorigen ſehr übereinkömmt, aber gemeiniglich noch lebhafter zu werden pflegt, als jene. Ein Exempel giebt mir **Flemming**, der hierinn ſehr glücklich geweſen. Es ſteht auf der 131. Seite.

Was

Was iſt es, ſoll ich ſprechen,
Wohl anders, ſeit der Zeit, als wenn die Klippen brechen,
Die Aeolus verwahrt? Die Winde reißen aus,
Und brauſen durch die Welt! Da krachet manches Haus,
Manch edler Bau zerbricht. Wir haben es geſehen,
Ach leider! allzuſehr, wie uns bisher geſchehen;
Wie uns der Kriegesſturm hat hin und her geweht,
Die Städte durchgeſauſt, die Dörfer umgedreht,
Daß nichts ihm ähnlich iſt.

Eben ſo lebhaft iſt die folgende Stelle aus **Rachels** VI. Satire, wo er die hohen Hofbedienten mit Schieferdeckern vergleichet.

Wer neben dieſer Pracht auch merket die Gefahr,
Und nimmt ſo manchen Fall des hohen Glückes wahr,
Den kommt ein Schrecken an. Gleichwie wir furchtſam ſtehen,
Und auf dem hohen Thurm den kühnen Decker ſehen.
Nicht einer klimmt ihm nach: wir danken Gott allein,
Daß wir der Erden nah, und an dem Boden ſeyn!

Noch heftiger iſt abermal **Pietſch** in dem angezogenen Gedichte, wenn er den Sturm und den Donner zur Vergleichung braucht. Es heißt:

Wie, wenn der ſtrenge Nord die ſtarken Flügel hebt,
Und aus der Höhle ſteigt, der feſte Grund erbebt;
Wenn er den rauhen Ton läßt durch das Land erſchallen,
Bis Thürme, Thor, Pallaſt, Schloß, Haus und Hütten fallen:
Wie dieſer Mauren Graus die Menſchen niederſchlägt,
Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt;
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurzeln drenget,
Und Stein, Baum, Thier und Menſch, in einen Klumpen menget:
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf ꝛc.

23. §. Es folgt itzo das **Aufhalten** (Suſpenſio) als die XVIII. Figur, wenn man nämlich eine Rede ganz von weitem anfängt, und eine gute Weile durch viele Umſchweiſe fortführet: daß der Leſer oder Zuhörer nicht gleich weis, was der Poet haben will, ſondern das Ende erwarten muß; wo ſich der Ausgang zum Labyrinthe, von ſich ſelbſt zeiget. Dieſer Kunſtgriff iſt ſehr gut, die Leute aufmerkſam zu machen.

Exempel

Exempel machen die Sache deutlich. **Günther** ſchreibt auf der 87. S. im II. Th.

Daß noch die ganze Welt in ihren Angeln geht,
Das Meer die Gränzen hält, die Erde feſte ſteht,
Die Sterne und ihr Haus nicht in den Abgrund ſchießen;
Die Sonne Licht und Tag mit Mond und Menſchen theilt,
Der kleine Bär am Pol nicht zu dem großen eilt,
Die Elemente ſich nicht in einander gießen;
Die Tugend Kinder zeugt, der Purpur ſich verjüngt,
Geſchlechter unverrückt bis auf die Nachwelt bleiben;
Ja daß der Weisheit nicht der Tod zu Grabe ſingt,
Dieß alles iſt mit Recht der Liebe zuzuſchreiben.

Noch ein anders ſteht in **Flemmingen**:

Der Sonnen güldnes Rad begunnt hervorzuſteigen,
Und ſeinen Lebensglanz der muntern Welt zu zeigen;
Zu der Zeit, wenn das Dorf zu Felde pflegt zu gehn,
Und die erwachte Stadt allmählich aufzuſtehn.
Das rege Federvolk, das ſang mit ſüßen Stimmen
Den jungen Tag laut an; der Fiſch der gieng zum ſchwimmen
Aus ſeinen Ufern vor; der Froſch, der Wäſcher, rief;
Es war ſchon alles auf: nur ich lag noch, und ſchlief.

24. §. Zur XIXten Figur machet man die **Perſonendichtung** (Proſopopœia), welche lebloſen Dingen ſolche Eigenſchaften zuſchreibt, die nur beſeelten, ja vernünftigen Geſchöpfen zukommen. Es werden aber gemeiniglich die Flüſſe, Winde, Meere, Steine, Jahreszeiten, auch ganze Städte und Länder dergeſtalt in Perſonen verwandelt; ja man führt auch Tugenden und Laſter, Leidenſchaften u. d. m. redend ein: ſo daß dieſes eine Figur iſt, die zu viel ſchönen Erfindungen Anlaß giebt. **Simon Dach** führet den königsbergiſchen Pregelſtrom, in einem Gedichte auf die Geburt eines preußiſchen Prinzen, dergeſtalt auf:

Was! der brückenreiche Pregel,
Hebt durch Flaggen, Maſt und Segel,
Sein beſchilftes Haupt empor.
Und nachdem er angeſehen,
Was und warum es geſchehen,
Läuft er ſchneller als zuvor.

Flemming iſt in dieſer Figur ſehr kühn geweſen, ſonderlich in ſeinen Oden. Er ſagt von einem Strome, den er kurz zuvor ſein ſchilficht Haupt erheben laſſen, daß er dreymal laut ſolle gelacht haben. Von der Erde ſpricht er im Frühlinge:

Sie ſtreicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut,

Der Lenz kömmt gegangen, und umarmet die Welt: die erwachte Roſe thut ihr Auge zu, und die Cypreſſen taumeln ihm, wenn es Abend wird. Die Morgenröthe kömmt in der Anemonen Tracht, in den purpurbraunen Wangen, als die Vertreiberinn der Nacht, vor der Sonnen hergegangen, und nimmt bey ſeiner Ankunft ſchamroth den Abſchied. Und noch anderwärts ſagt er, in einer Beſchreibung des Winters:

Der beſchneyte Hornung ſtehet,
Und ſtreicht ſeinen Eisbart auf.

25. §. Sehr nahe iſt damit die XX. Figur verwandt, welche man die **Sprachdichtung** (Sermocinatio) nennen kann. Es wird darinn ein Abweſender, ein Todter, oder gar etwas lebloſes redend eingeführet: und dieſes muß mit vieler Kunſt, auch nur im größten Affecte geſchehen. Denn wie es viel Nachdruck hat, wenn es wohl geräth, und als was außerordentliches den Zuhörer in Erſtaunen ſetzt: ſo kömmt es auch ſehr kalt und lächerlich heraus, wenn es ungeſchickt bewerkſtelliget wird. Ein Exempel giebt mir **Opitz**, der im II. Buche ſeiner Troſtgedichte den Ulyſſes ſo redend einführet:

O! ſagt er, ſchwimme fort, was nicht will bey mir halten!
Mein Herze, mein Verſtand ſoll doch mit mir veralten;
Mein unerſchöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat,
Der bleibt ſo lang als ich. Laß alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff erſaufen!
Es muß ſeyn ausgelegt; dieß iſt der Reiſe Zoll:
Um mich, und meinen Sinn ſteht alles recht und wohl.

Das Unglück hat mir ja von außen was genommen,
Zum Herzen aber iſt es mir ſo wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter dieſe Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held ꝛc.

Kanitz giebt mir eben dergleichen Exempel in der Ode auf ſeine Doris, welche er in der letzten Strophe redend einführet:

Wie geſchieht mir? darf ich trauen?
O, du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme ſpricht:
„Nur drey Worte darf ich ſagen,
„Ich weis, daß du traurig biſt:
„Folge mir, vergiß dein Klagen,
„Weil dich Doris nicht vergißt.

Noch ein ſchönes Exempel giebt Pietſch, wenn er den Pregelſtrom in Königsberg redend einführt:

Der Pregel ſiehet dieß mit ſtarren Augen an,
Und ſeufzet, daß er nichts dem König opfern kann:
Ach, Friedrich! klaget er, ich kann dich nicht erhöhen.
Daß Segel, Schiff und Maſt, durch meinen Hafen gehen,
Daß Fama meinen Ruhm durch alle Länder trägt,
Daß noch kein wilder Sturm auf meine Brücken ſchlägt,
Daß keine trübe Zeit die klare Fluth verderben,
Und kein verſchwendet Blut die reinen Wellen färben,
Und mich entweihen kann, machſt du, o Friederich! ꝛc.

26. §. Ferner zählt Lami unter die Figuren auch XXI, die Denk- und Lehrſprüche. Dieſes ſind allgemeine Sätze, die bey Gelegenheit beſonderer Fälle angebracht werden, und nützliche Regeln, kluge Sittenlehren, oder ſonſt ſinnreiche und kurzgefaßte Ausſprüche in ſich halten. Zuweilen ſind ſie etwas weitläuftiger, und könnten Betrachtungen heißen. Z. E. Tſcherning ſchreibt auf der 166. S.

Dein Sinn war in der Welt,
Du wußteſt, daß ſie mehr in ihren Armen hält,

24

Als wo der Gränzſtein liegt. Wer nie vom Vater kommen,
Nie keinen fremden Ort in Augenſchein genommen,
Der weis kaum, wo er lebt, und führt beſtürzten Wahn,
Sieht dieſes Haus der Welt mit halben Augen an.
Der Tugend Heimath iſt der Raum, ſo weit vom Morgen
Des Tages Vater geht: bis wo er für die Sorgen,
Der Menſchen ſtille Ruh durch ſeine Schweſter ſchickt,
Die denn der Wolken Tuch mit Sternen überſtickt.

Hier ſieht ein jeder, daß bey Gelegenheit der erſten drey Zeilen alles übrige als ein Lehrſpruch beygefüget worden. Weil es aber etwas langweilig iſt, ſo kann es beſſer eine moraliſche Betrachtung heißen. Von der kurzen Art mag folgendes Exempel eine Probe geben. Es ſteht in **Joh. Frankens** irdiſchem Helikon auf der 94. S.

Ein Sinn, der Feuer hat, hat immer was zu ſchaffen,
Bald ſchärft er ſeinen Witz, bald ſchärft er ſeine Waffen:
Zwey Dinge machen uns berühmet und bekannt;
Der Degen und das Buch, der Adel und Verſtand.

Allhier begreift man leicht, daß dieſe Sprüche weit nachdrücklicher klingen, weil ſie ſo kurz gefaſſet worden. Ja, daß ſie zuweilen noch weit kürzer in einer, oder einer halben Zeile eingeſchloſſen ſeyn können, wird unter andern folgendes Exempel aus **Rachels** VI. Sat. Gut und Böſe, zeigen: auf der 66. Seite.

Wie ſoll man denn, ſprichſt du, vor Gott, den Höchſten, treten?
Wie ſoll man, ſage mir, und warum ſoll man bethen?
Dafern du Rath begehrſt, ſo bitte das allein,
Was er, der höchſte Gott, vermeynet gut zu ſeyn.
Er weis es, was dir dient. Er meynet dich mit Treuen!
Er ſchenket ꝛc.

27. §. Von eben ſolcher Gattung ſind auch zum XXIIſten die **Schlußſprüche**, (Epiphonema) wodurch man ein ganzes Gedicht, oder eine Strophe deſſelben, auf eine nachdrückliche Art, mit einem denkwürdigen Satze, oder ſinnreichen Gedanken endiget. Z. E. **Opitz** beſchließt ſein Gedicht an Zinkgräfen, wo er von der Poeſie gehandelt hat; und ſich wegen der elenden Versmacher tröſtet, folgender geſtalt:

Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn!

Hier iſt der Schluß durch die Kürze ſo ſchön geworden: er kann aber wiederum auch bey der weitläuftigern Schreibart doch von gutem Nachdrucke fallen, wenn er deſto nachdenklicher und ſinnreicher iſt. **Amthor** beſchreibt die Liebe alter Männer, und ſchließt auf der 165. S. die Strophe ſo:

Viel ſeltner ſieht es aus, wenn ſich ein greiſer Bart,
Wie gleichwohl oft geſchieht, an Mädgenfleiſch verbrennet:
Da muß die Brille weg, der Wadenſtrumpf herbey,
Und daß der Runzeln Grund womit bedecket ſey,
Der eingeſperrte Schatz aus allen Kaſten ſpringen,
O Thorheit! ſich durchs Geld zur Knechtſchaft einzudringen.

Und noch auf andre Art ſchließt **Pietſch** in einem Gedichte auf ſeinen König:

Held, dieſes iſt das Heer, das deine Herrſchaft ziert,
Held, dieſes iſt der Tag, der dich der Welt gebiehrt.
Dein milder Gnadenſtral iſt auch auf mich gefloſſen,
Du haſt ihn auf dein Land, und auch auf mich ergoſſen.
Doch wird durch deinen Ruhm mein Trieb nicht offenbar:
Mein Weihrauch dampfet nicht auf deinem Brandaltar.
Es blühe dir das Glück! ich will dein Lob verſchweigen:
Ich zeige dir dein Heer, was kann ich größers zeigen?

28. §. Es folgt XXIII. die **Frage**, (Interrogatio) die ſich von ſich ſelbſt verſteht, und ſo zu reden, die gemeinſte; aber auch eine von den kräftigſten Figuren iſt. Zuweilen iſt ſie nur einfach, und dann hat ſie ſo viel Nachdruck nicht, als wenn ſie vielmal hinter einander geſetzt wird. Die große Weitläuftigkeit macht eine Frage auch nur matt: je kürzer aber ihre Theile oder Glieder werden, und je hurtiger ſie auf einander folgen, deſto ſchärfer dringt ſie ein; ja ſie ſtürmt faſt auf die Gemüther los. Z. E. **Kanitz** in ſeiner Satire von der Poeſie:

Was fehlt? was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? das hinten reimen ſoll!

Eben auf die Art fängt **Opitz** ſein Schreiben an Nüßlern mit etlichen Fragen hinter einander an: Auf der 177. S. der poet. W.

Iſt das der freye Sinn? Sind dieſes die Gedanken,
Der unbewegte Muth, ſo vormals ohne Schranken,
Voll himmliſcher Begier, den Weg der Tugend gieng?
Iſt das des Phöbus Sohn, dem ganz ſein Herze hieng,
Das Schloß der Ewigkeit in kurzem zu erſteigen?

Günther hat zwar dieſe Figur ſelten gebraucht, doch finde ich auf der 825. S. der Ausgabe von 1735. folgendes:

Muß denn der Sonnen Gold im Aufgang untergehn?
Merkt man im Februar auch ſchon Aprillenwetter?
Verliert im ſchönſten May der friſche Baum die Blätter?
Wie wird es um den Herbſt denn allererſt entſtehn?
O du verworfne Zeit! was führſt du nicht für Sitten? ꝛc.

29. §. Etwas ungewöhnlicher iſt XXIV. die **Anrede**, (Apoſtrophe) an Lebloſe, Todte, Abweſende, oder auch wohl an gegenwärtige Leute und Dinge, welche mit einer großen Heftigkeit geſchieht, und nur in hitzigen Bewegungen des Gemüthes ſtatt findet. Z. E. **Flemming** auf der 363. S. redet den Maymonat an:

Sey gegrüßt, du Fürſt der Zeiten!
Du des Jahrs Apell, o May! ꝛc.

In einer andern Ode wendet er ſich an den Mond und Abendſtern:

Sieh ſie an, die Weberinn,
Fromme Cynthie! und höre,
Du auch, züchtige Cythere,
Unſrer Nächte Heroldinn!

Anderwärts redet er die bunten Matten, die Thäler, Germanien, die Liebe, die Muſen u. ſ. w. an. **Pietſch** redet eben ſo lebhaft den Tag an, den er beſingen will:

Tag! meines Königs Glanz krönt dich mit Stral und Licht,
Du brauchſt den matten Schein der Morgenröthe nicht ꝛc.

Und was iſt gewöhnlicher, als daß die Poeten gar ſich ſelbſt, oder wie ſie reden, ihren Geiſt und Sinn anzureden pflegen?

Z. E. Kanitz in dem obgedachten Gedichte von der Poeſie ſchreibt:

Auf, ſäume nicht, mein Sinn! ein gutes Werk zu wagen.

Und abermal:

Verdammte Poeſie! mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieſewurz darf laſſen zubereiten ꝛc.

Und weil die Muſen in der That nichts anders, als den poetiſchen Trieb des Dichters bedeuten, ſo gehört auch folgende Art der Anreden hieher, wenn z. E. Heräus ſchreibt:

Still, Muſen! ſtill, wohin? Ihr fanget an zu raſen.
Ihr wißt, daß ich ein Blatt und nicht ein Buch beſtellt.

30. §. Zum XXV. kömmt die **Wiederkehr** (Epiſtrophe) da man die Schlußworte des einen Satzes etlichemal am Ende anderer Sätze wiederholet. Dahin gehören die Oden, wo die letzten Zeilen allezeit bey jeder Strophe wieder vorkommen, doch ſo, daß ſie ſich auch dazu ſchicken. Z. E. Flemming hat auf der 371. S. im III. Buche ſeiner Oden die 8te ſo gemacht, daß jede Strophe ſich ſo ſchließt:

Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze.

Eben ſo hat Opitz die dritte von ſeinen Oden bey jeder Strophe folgendermaßen beſchloßen:

Ein jeder lobe ſeinen Sinn:
Ich lobe meine Schäferinn.

Es iſt aber auch nicht nothwendig, daß dieſes nur in Oden am Ende jeder Strophe geſchehe: man kann vielmehr auch in langen Verſen, an bequemen Orten, zum Beſchluſſe einer kurzen Rede, zwey oder mehrmals nach einander, einerley Schlußworte wiederholen. Ich will davon folgendes Exempel aus einem Schäfergedichte herſetzen, das auf den Tod der Sylvia in Neukirchs von mir ans Licht geſtellten Gedichten ſteht, und wo immer der Vers wiederholt wird:

Ach Himmel, Erd und Luft! erhöret meine Lieder,
Gebt meine Sylvia, gebt meine Liebſte wieder!

31. §. Das **Befragen** (Communicatio) wird zum XXVI. an die Zuhörer, oder gar an ſonſt wen gerichtet, und iſt alſo jederzeit mit der **Anrede** verknüpfet: allein es zieht ſie auch allezeit zu Rathe, und giebt es ihnen ſelbſt zu erwegen; ob ſich die Sache nicht ſo oder ſo verhalte, als man geſagt hat, oder es gern haben will? Z. E. **Beſſer** läßt den Seladon die Chloris dergeſtalt anreden, und ſie um ihre eigene Meynung befragen:

Ach Chloris! wollteſt du, daß ich gewichen wäre?
Bedenke doch die Schmach, und deiner Schönheit Ehre!
Ich hätte ja die Macht der Lieblichkeit verhöhnt,
Wenn ich nicht deine Schooß mit meiner Hand gekrönt.

Eben ſo redet **Günther** ſeine Geliebte im I. Theile auf der 261. Seite an: und nachdem er ſie angeredet, **Kind, bilde dir einmal zwo fromme Seelen ein** ꝛc. und ihr einen glücklichen Ehſtand beſchrieben, ſetzt er hinzu:

Was meynſt du zu der Eh, die ſolche Früchte bringt?
Nicht wahr? die Lebensart iſt beſſer als drey Kronen?
Was hilft der güldne Strick, der viel zuſammen zwingt,
Wenn er und ſie hernach bey Baſilisken wohnen?
Was helfen jenen Freund zehn tauſend Schürzen Geld?
Wovon ſein dummes Weib ein dutzend Schwäger hält.

32. §. Das **Geſtändniß** (Confeſſio) iſt die XXVII. Figur, worinn man ſelbſt einen Einwurf macht, und denſelben bald eines theils zugiebt; doch aber ſeine Antwort nicht ſchuldig bleibt. **Rachel** macht ſich in ſeiner Satire, der Poet, dieſen Einwurf:

Was ſoll ich aber machen,
Mit denen, die ſo gern den Bettelſack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da iſt ein ledig Haus;
Da hängt, ſpricht Güldengreif, ein armer Teufel aus.
Geduld! was will man thun? Man muß es zwar geſtehen,
Wer zu dem Reichthum eilt, muß anders was erſehen,
Als Verſemacherkunſt ꝛc.

Eben dergleichen iſt jener Einwurf, den ſich **Kanitz** in ſeiner Satire vom Hofleben macht: wenn er dem jungen Dankel-

mann räth, ſich durch die Heirath einer ſchlechten Perſon, in die Gunſt eines Großen zu ſetzen.

Verachte mit Vernunft den Wahn der eiteln Welt,
Wird doch der Ueberfluß im Horne vorgeſtellt!
Ja, ſprichſt du, ihr Geſchlecht! Ach! laß den Irrthum fahren,
Sieh unſern Nachbar an ꝛc.

Und **Pierſch** ſchreibt auf das Raſtiſche Begräbniß:

Man weis, ſtimmt gleich der Mund erfahrner Männer ein,
Daß Flecken am Geſtirn und manchen Frauen ſeyn;
Die wie Veſuvius, Glut aus dem Buſen blaſen,
Vom Anfang ihrer Eh bis an das Ende raſen.
Doch wenn ein reifer Geiſt die Unglücksquelle ſucht ꝛc.

33. §. Es folgt XXVIII. das **Einräumen**, (Epitrophe) wenn man jemanden mehr zugeſteht, als er fodern kann, ja mehr, als man ſelbſt glaubt; nur um deſto ſchärfer wider ihn zu ſtreiten. Ein Exempel nehme ich aus **Kanitzens** Ueberſetzung der Satire vom Adel:

Sein tapferes Geſchlecht mag durch berühmte Sachen,
Die älteſten Chroniken zu dicken Büchern machen;
Geſetzt, daß jenen Schild, der ſein Geſchlechte ziert,
Vorlängſt ſchon ein Capet mit Liljen ausgeziert.
Wozu will er uns doch den leeren Vorrath weiſen?
Wenn er von ſeinem Stamm, den die Geſchichte preiſen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geſchonet hat.

Oder wie **Pietſch** ſchreibt:

Ihr Ottomannen laßt die Pforten eiſern ſeyn,
Auch in das härtſte Stahl dringt dieſer Blitz hinein.
Steigt ſteile Felſen an, ihr ſeyd doch nicht beſchützet:
Ein kugelfreyer Wall mit Bäumen unterſtützet,
Von Mann und Waffen voll, den Sumpf und Fluth umſchleußt,
Und alles was man ſonſt unüberwindlich heißt,
Eur Eid, eur Mahomet mag ſich entgegen ſetzen:
Das alles wird Eugen nicht unbezwinglich ſchätzen.

Den Beſchluß macht **Lami** zum XXIX. mit der **Umſchreibung** (Periphraſis), wodurch man unanſtändige Sa-

chen, oder Dinge, die man nicht ſo gleich heraus ſagen will, zu lindern oder höflicher zu ſagen pflegt. Ein Exempel giebt uns Opitz, wenn er ſagen will, wohin die Poeſien der Stümper kommen.

Nicht zwar, wie jene thun, die etwas heute ſchreiben,
Das morgen dahin kömmt, wo es zu kommen werth,
Da, wo man an die Wand den bloßen Rücken kehrt.

34. §. Obwohl nun der oftgedachte Scribent es bey dieſen Figuren bewenden läßt: ſo erinnert er doch, daß es freylich noch verſchiedne andre gebe, ſo dieſen an Schönheit und Nachdruck nichts nachgeben. Die Wahrheit deſſen zu erweiſen, will ich noch ein Paar herſetzen. Man merke alſo zum XXX. das **Aufſteigen** (Gradatio), wenn man gleichſam ſtuffenweiſe von einer geringen Sache zu etwas höherm fortſchreitet, und alſo immer was wichtigers ſagt. Z. E. Opitz will in ſeinem Troſtgedichte im II. Buche die Hinfälligkeit der Dinge beſchreiben, und thut es ſo:

Was wollen wir uns denn um deſſentwegen grämen,
So andern wiederfährt, und der Natur uns ſchämen?
Die Welt kann nicht beſtehn, die Länder nicht in ihr,
In Ländern keine Stadt, in keinen Städten wir.

Imgleichen auf der 67. S. ſeiner poetiſchen Wälder:

Pan aber ſchläfet nicht,
Er geht, er ruft, er ſchreyt mit ſehnlichem Verlangen;
Daß ſeine Stimm erſchallt, durch Berge, Wald und Thal.

35. §. Zum XXXI. endlich kömmt der **Eidſchwur**, eine von den ſtärkſten Figuren; die alſo auch nur in lebhaften Affecten vorkommen kann. Es ſchweren aber die Poeten bey tauſend Sachen, die ſonſt eben keine große Verbindlichkeit machen. Z. E. Flemming läßt eine Gärtnerinn ſo ſchweren:

So wahr ich vor dir ſteh,
Herzliebſter Hortulan! ꝛc.

Noch

Noch ein ſchöner Exempel giebt mir eben dieſer Poet auf der 201. Seite, welche Stelle ich, ihrer Schönheit wegen, ganz herſetzen will:

Ich ſchwer es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob iſts, welches mich heißt keine Mühe ſcheuen.
Ich könnte ja ſowohl, als etwa jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Muth und Blut,
Nach Wunſche ſtehn geehrt, mich meines Weſens nähren,
Und meiner Aeltern Gut in ſtiller Luſt verzehren;
So ſchlecht und klein es iſt. So haſt dus auch nicht Noth,
Daß ich für Gott und dich mich laſſe ſchlagen todt,
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groß von weitem ſteht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind.

Beſſer, in ſeinem ſchönen Schäferliede von Seladon und Leonoren, läßt ſeinen Schäfer folgenden Eid thun:

Ich ſchwere dir, bey meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde!

Und Günther in ſeinem Schreiben an den König Auguſt, hat eben die Figur mit großem Nachdrucke angebracht. Es heißt:

Du höreſt freylich nicht, wie vieler Wunſch und Sehnen
Dich in Perſon erhöht. Doch ſchwer ich bey der Hand,
Die deiner Würdigkeit die Krone zuerkannt:
Daß ſo viel tauſend ſind, die unter Stroh und Hütten
Für dein geſalbtes Haupt in mancher Mundart bitten.

Genug endlich von Figuren; obgleich ſie dieſes lange nicht alle ſind. Denn wer kann ſie alle zählen? Muntre Köpfe bringen täglich neue Arten hervor; und das beſte iſt, daß man ſie oft machen kann, ohne ihren Namen zu wiſſen.

Das XI. Hauptſtück.
Von der poetiſchen Schreibart.

1. §.

Nachdem wir nun alles Zubehör der poetiſchen Schreibart insbeſondre nach einander erwogen haben: ſo müſſen wir auch ſehen, was aus Zuſammenfügung alles deſſen in der Poeſie für ein Ganzes entſteht. Dieſes iſt die poetiſche Schreibart, die wir in dieſem Hauptſtücke abhandeln wollen. Was die Schreibart überhaupt ſey, iſt nach ſo vielen andern, auch von mir, in meiner Redekunſt ſchon abgehandelt worden. Ich habe daſelbſt gewieſen, daß ſie der Vortrag vieler zuſammenhangenden Gedanken ſey, welcher durch ſolche Sätze und Redensarten geſchieht, daraus man ihre Verknüpfung deutlich wahrnehmen kann. Dieſe Erklärung gab mir damals Anlaß zu folgern, daß es in der Schreibart hauptſächlich auf die Art zu denken ankomme; und daß ein Scribent in ſeinen Schriften, wo nicht ſeine Gemüthsbeſchaffenheit, zum wenigſten doch die Fähigkeit ſeines Verſtandes abſchildere. Denn kein Menſch kann beſſer ſchreiben, als er vorher gedacht hat. Ein wüſter und leerer Kopf kann gar nichts; ein verwirrter nichts ordentliches; ein ſchläfriger nichts lebhaftes; ein finſtrer Geiſt nicht deutlich; ein niederträchtiges Gemüth nicht edel; ein närriſcher Phantaſt nicht vernünftig ſchreiben. Es iſt alſo eine vergebliche Sache, wenn ſich viel junge Leute auf eine ſchöne Schreibart legen wollen; ehe ſie recht denken gelernt haben. Der Kopf muß erſt recht in die Falten gerücket, von Unwiſſenheit, Irrthümern und Vorurtheilen befreyet, mit Wiſſenſchaften, Liebe der Wahrheit und Erkenntniß des Guten erfüllet werden: ſo wird hernach die Feder ſchon von ſich ſelbſt folgen:

Verbaque prævisam rem non invita ſequentur. *Horat.*

2. §.

2. §. So deutlich dieſes einem jeden in die Augen leuchtet; ſo ſehr muß man ſich wundern, daß es noch Leute giebt, die es in Zweifel ziehen, und ſich bemühen zu behaupten: es käme bloß auf die Wörter und Ausdrückungen an, wenn etwas hoch, oder ſinnreich, oder niedrig klänge. Man ſollte es nicht denken, daß auch Scribenten, die eine ziemliche Einſicht blicken laſſen, auf ſolche Einfälle gerathen könnten. Man ſage mir doch einen niedrigen Gedanken, mit ſolchen Worten, daß er hoch, nicht nur ſcheine, ſondern in der That ſey; man ſage mir auch einen hohen oder ſcharfſinnigen Gedanken, ohne Zuſatz andrer Einfälle, mit ſolchen Worten, daß er niedrig herauskomme: ſo will ich mich gern gefangen geben. Was hatte z. E. jenes genueſiſchen Dogen Antwort in Paris, auf dieſe Frage: Was ihm daſelbſt am merkwürdigſten vorgekommen wäre? hohes in Worten an ſich, als er ſchlechtweg: erwiederte: der Doge! Und wie hätte man ein kürzer Wort erſinnen können, einen ſo edlen Gedanken niederzuſchlagen, als dieſer war: daß ein genueſiſcher Doge, der den König in Frankreich, im Namen ſeiner Republik um Vergebung bitten muß, die ſeltſamſte Sache ſey, die man in Paris ſehen könne. Gleichwohl bleibt er unverändert; und man ſage dieſes, wie man will, ſo wird es ein edler Gedanke für denjenigen bleiben, der ihn zuerſt gehabt, und zu rechter Zeit geſagt hat. Eben das wollte ich von allen andern Exempeln des Hohen zeigen; wenn es nöthig wäre, Leute zu widerlegen, die nur aus einem Kützel, andern zu widerſprechen, etwas Seltnes behaupten wollen. Man ſehe indeſſen in den Anmerkungen zum franzöſiſchen **Longin**, und in der gelehrten Diſſertation unſers Herrn D. **Wollen** von Moſis Worten die Streitigkeiten nach, die **Boileau** über die Hoheit der moſaiſchen Worte: Es werde Licht, und es ward Licht; mit verſchiedenen Gelehrten gehabt hat.

3. §. So viel war von der Schreibart überhaupt allhier zu wiederholen nöthig. Die poetiſche insbeſondere anlangend, ſo iſt es leicht daraus zu muthmaſſen, wie dieſelbe von der proſaiſchen unterſchieden ſeyn werde: nämlich nicht in

Worten allein; ſondern hauptſächlich in der Art zu denken. Wäre jenes, ſo könnte man zur Noth aus einem poetiſchen Lexicon, dergleichen **Bergmann**, **Männling**, **Hamann** u. a. m. geſchrieben; oder im Lateiniſchen aus einem Gradu ad Parnaſſum ein Poet werden. Man dörfte nur an ſtatt der proſaiſchen Redensarten poetiſche Blümchen darinn aufſchlagen, und dieſelben zuſammen flicken: ſo würde ein Gedicht daraus werden. Aber weit gefehlt, daß dieſes angehen würde; ſo könnte höchſtens nichts anders, als eine poetiſche Misgeburt daraus entſtehen. In einer ſolchen Schrift würde hernach manches entſtehen, was ihr Verfaſſer niemals gedacht hätte: kurz, es würde gar keine geſetzte Schreibart heraus kommen; weil dieſes Geflick kein Ausdruck von dem Verſtande ſeines Meiſters heißen, kein Vortrag zuſammenhangender Gedanken ſeyn würde. Siehe des Hofrath **Pietſchens** Diſſertation von dem Unterſchiede der poetiſchen und proſaiſchen Schreibart, darinn er verſchiedene Regeln und Exempel, die unverwerflich ſind, gegeben hat.

4. §. Will alſo ein Poet poetiſch ſchreiben, ſo muß er auch zuvor poetiſch denken lernen. Wie denken aber die Poeten, wird man vieleicht fragen? Machen ſie es nicht eben ſo, als andere Leute, die einen geſunden Verſtand und ihre fünf Sinne haben? Oder, will man ihnen etwa was Göttliches beymeſſen? Die Frage kann und muß mit einigem Unterſchiede beantwortet werden. Fürs erſte denken die guten Poeten freylich eben ſo, als andere vernünftige Leute. Thäten ſie dieſes nicht, ſo würden ſie raſend oder närriſch ſeyn: und **Demokritus** würde Recht gehabt haben, wenn er zur Poeſie nur unſinnige Köpfe erfordert hat, wie **Horaz** berichtet:

- - - Excludit ſanos Helicone Poetas
Democritus. - -

Nein, ein wahrer Dichter muß ja ſo wohl, als ein ander Menſch, ja noch mehr, als alle, die ſich nicht ins Schreiben miſchen, eine geſunde Vernunft, richtige Begriffe von Dingen,

gen, und eine große Kenntniß von Künſten und Wiſſenſchaften haben. Nach dieſer ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit nun müſſen auch alle ſeine Gedichte ſchmecken. Jede Zeile muß, ſo zu reden, zeugen, daß ſie einen vernünftigen Vater habe. Kein Wort, ja wenn es auch der Reim wäre, muß einen übeln Verdacht von dem Verſtande deſſen erwecken, der es geſchrieben hat. Daher iſt auch derjenigen ihre Meynung verwerflich, die den Wein zu ihrer Hippokrene erwählen, und ſich einbilden, ſie könnten im Rauſche die beſten Gedichte machen. **Flemming** war ganz andrer Meynung, als er ſchrieb:

Die trefflichen Poeten,
Die Rächer der Natur, die können Tod, dich tödten;
Sind Gift, dein Gegengift! Sie können nicht vergehn,
Und machen andere, ſo fallen, wieder ſtehn.
Nicht ſolche, welche ſtets mit Rennen, Betteln, Laufen,
Die große Lügnerey um kleines Geld verkaufen:
Daher wir redlichs Volk ſo kommen in Verdacht,
Und oftmals mehr, als arg, ſo werden ausgemacht;
Wenn ſie den ſchandbarn Lohn in Völlerey verſchwenden,
Und alſo unſer Reich und ganzen Orden ſchänden.
Nein! ſchont der edlen Kunſt, und ſparet euer Gold,
Ihr, die ihr Kluge ſeyn, wie Reiche heißen wollt.
Die ſinds nicht, die man ſucht. Was können doch die Sinnen,
Die ſatt an Hunger ſind, an Durſte voll, beginnen?
Was ſoll ein Kopf doch thun, der ſtets vom Biere treuft,
Und ſeinen dürren Sinn im Weinfaß hat erſäuft,
Und ganz und gar verſchwendt? Was Todte ſoll erwecken,
Muß ſelber lebend ſeyn, nach Seel und Himmel ſchmecken.

Das will auch **Boileau**, wenn er ſchreibt:

Quelque Sujet qu'on traite, ou plaiſant, ou ſublime,
Que toujours le Bonſens s'accorde avec la Rime,
- - - -
Aimez donc la Raiſon! Que toujours vos Ecrits
Empruntent d'elle ſeule & leur Luſtre & leur Prix.

5. §. Ich will noch ein deutſches Zeugniß aus unſerm **Rachel** anführen, der ausdrücklich in dieſem Puncte die Ver-

Vertheidigung der Poeten in einer Satire über ſich genommen hat. Er klaget erſtlich dem Tſcherning ſeine Noth, daß man die Poeſie, die doch unter funfzigen kaum fünfen glücket, ihm zum Vorwurfe gemacht habe. Hierauf ſetzt er hinzu:

Daß aber man ſo gar das Gute darf beſchmeißen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Narr Poet muß heißen,
Das thut der Unverſtand. Weil mancher Büffel zwar
Hat einen großen Kopf, doch Bregen nicht ein Haar.

Er giebt darauf zwar zu, daß die Poeten allezeit aufgeräumte Köpfe geweſen, und zuweilen einen luſtigen Einfall nach dem andern vorgebracht hätten: doch unterſcheidet er ſie von den unflätigen Poſſenreißern, die auch nur von dem Pöbel, der gar nicht zu urtheilen weis, und von denen, die ihm, auch wohl bey Höfen, an Sitten und Gedanken gleich ſind, unter die Poeten gemiſchet worden. Alsdann ſetzt er hinzu, was er von einem Dichter fordert:

Wer ein Poet will ſeyn, der ſey ein ſolcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann;
Der aus den Römern weis, aus Griechen hat geſehen,
Was für gelehrt, beredt und ſinnreich kann beſtehen;
Der nicht die Zunge nur, nach ſeinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn, und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Geiſt aus Schriften hat erfahren,
Was merklichs iſt geſchehn vor vielmal hundert Jahren;
Der guter Wiſſenſchaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus ſich ſelbſt was vorzubringen waget,
Was niemand noch gedacht, kein Mund zuvor geſaget;
Der zwar dem beſten folgt, doch außer Dieberey:
Daß er dem Höchſten gleich, doch ſelber Meiſter ſey:
Dazu gemeines Zeug und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit ſchönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt unterm Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig würgt, die nicht für gut beſtehn.
Nun wer ſich ſolch ein Mann mit Recht will laſſen nennen,
Der muß kein Narr nicht ſeyn ꝛc.

6. §. Wie nun an dieſer Wahrheit zum wenigſten niemand zweifeln wird, der die Schriften der beſten Poeten, ſonderlich der Alten, mit Verſtande geleſen hat: alſo müſſen wir auch zum andern ſehen, was denn nunmehr die poetiſche Art zu denken von der proſaiſchen unterſcheidet? Die Vernunft kann und ſoll es nach dem vorigen nicht ſeyn: was wird es denn wohl anders, als der Witz oder der Geiſt ſeyn können? Und in der That macht dieſe Gemüthskraft, nachdem ſie bey einem ſtärker, als bey dem andern iſt, einen großen Unterſcheid in den Gedanken. Zwar ohne dieſelbe iſt kein Menſch zu finden. Ein jeder hat ein gewiſſes Maaß davon bekommen, ohne welches er ſich ſo gar in Vernunftſchlüſſen nicht würde behelfen können; wie in der Geiſterlehre erwieſen wird. Allein bey einigen iſt ſie ſehr lebhaft und ſtark. Gewiſſe Geiſter haben viel Scharfſinnigkeit, wodurch ſie gleichſam in einem Augenblicke hundert Eigenſchaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen. Was ſie wahrnehmen, das drücket ſich, wegen ihrer begierigen Aufmerkſamkeit, tief in ihr Gedächtniß: und ſo bald zu anderer Zeit etwas vorfällt, das nur die geringſte Aehnlichkeit damit hat; ſo bringt ihnen die Einbildungskraft daſſelbe wiederum hervor. So iſt ihnen denn allezeit eine Menge von Gedanken faſt zugleich gegenwärtig: das Gegenwärtige bringt ſie aufs Vergangene; das Wirkliche aufs Mögliche, das Empfundene auf alles, was ihm ähnlich iſt, oder noch werden kann. Daher entſtehen nun Gleichniſſe, verblümte Ausdrücke, Anſpielungen, neue Bilder, Beſchreibungen, Vergrößerungen, nachdrückliche Redensarten, Folgerungen, Schlüſſe, kurz, alles das, was man Einfälle zu nennen pflegt, und die alle insgeſammt aus einem ſolchen lebhaften Kopfe entſtehen. Dergleichen Geiſter nun nennet man poetiſche Geiſter, und durch dieſe reiche Gemüthskraft unterſcheidet ſich ihre Art zu denken von der ordentlichen, die allen Menſchen gemein iſt.

7. §. Wir wollen die Sache durch ein Exempel erläutern. Geſetzt, ein Geſchichtſchreiber wollte erzählen, daß ein Land

durch

durch die drey bekannten Plagen, Krieg, Hunger und Peſt angegriffen worden. Er wird ſolches etwa folgender Geſtalt ins Werk richten: „Nachdem der Krieg in dem guten „Reiche ein Ende genommen hatte, und die feindlichen Völ„ker abgezogen waren, folgte ein ander landverderbliches „Uebel nach. Die verwüſteten Aecker trugen keine Früchte, „weil niemand da war, der ſie bauen wollte: und alſo ent„ſtund eine Theurung, die bey dem Armuth nothwendig eine „Hungersnoth nach ſich ziehen mußte. Auch das war es „noch nicht alles. Eine peſtilenzialiſche Seuche machte das „Elend des geplagten Landes vollkommen, und beraubte es „vollends ſeiner noch übrigen Einwohner.“ Das heißt nun, meines Erachtens, eine hiſtoriſche Schreibart, die das, was ſie ſagen will, deutlich und ordentlich, richtig und zierlich, nicht niederträchtig, aber auch nicht prächtig vorträgt. Wie wird ſich nun ein Poet in gleichem Falle ausdrücken? **Amthor** ſoll uns ſolches zeigen, oder er hat es vielmehr ſchon auf der 324. Seite ſeiner Gedichte gewieſen. Er ſchreibt:

Kaum hatte Mavors Raſerey
Den ungeſchlachten Durſt gekühlet,
Und deine Felder durchgewühlet;
So trat ihm ein Gefährte bey.
Der Mangel ward vom Krieg gebohren;
Weil in der Furchen ödem Grund,
Mehr Blut als warmer Regen ſtund,
Gieng aller Aecker Zier verlohren.

Dein Elend ſoll vollkommen ſeyn!
Zween Feinde hatten dich beſtritten:
Noch haſt du nicht genug erlitten;
Drum ſchießt der dritte mit herein.
Morbona bricht durch alle Riegel,
Sie ſteigt aus einer Todtengruft,
Und rühret die vergifte Luft
Durch ihre ſchwarzgemalten Flügel.

Du wohlgeplagtes Land und Stadt!
Was kann wohl deinen Aengſten gleichen?
Wer zählet die geſtreckten Leichen,
Die Mortens Wuth geſchlachtet hat?

Du kannſt die frechen Seelen lehren,
Was das bedrångte Leben ſey:
Und bringſt durch tauſend Zeugen bey,
Wie ſehr die Luſt ſich kann verkehren.

8. §. Nun halte man dieſes und jenes vorige gegen einander, ſo wird es ſich ſonnenklar zeigen, worinn der Unterſcheid der Gedanken beſtehe. Dem Poeten ſind tauſend Dinge eingefallen, daran der Geſchichtſchreiber nicht gedacht hat; bey dem Kriege nåmlich, der Gott des Krieges, und deſſen Blutdurſt, imgleichen die Felder, die von einem Heere durchgraben und verderbet worden. Weil die Hungersnoth aus dem Kriege entſtanden iſt, ſo fållt es ihm ein, daß die Kinder von ihren Aeltern entſtehen: und er braucht alſo dort das Wort gebohren, welches ein ganzes Gleichniß anzeiget. Wenn er die unfruchtbaren Aecker bedenkt; ſo ſieht er, anſtatt des Regens, das Blut in den Furchen laufen. Da vorher von Feinden die Rede geweſen, ſo ſieht er, daß auch der Hunger ein Feind des Landes heißen kånne; weil er den Kriegsleuten darinn åhnlich iſt, daß er Schaden ſtiftet. Er zåhlet alſo ſchon zween Feinde; und da ihm die Peſt noch vor Augen ſchwebt, davon er reden ſoll: ſo macht er ſie zum dritten Feinde, weil er eben die Aehnlichkeit daran bemerket. Die Seuche bringt ihn auf die Morbona: dieſe låßt er, ihrer Natur gemåß, aus der Gruft ſteigen, und weil ſie ſehr fürchterlich iſt, mit ſchwarzen Flügeln durch die vergiftete Luft fahren. Hierauf ſieht er ihre traurige Wirkungen: er entſetzt ſich, und bricht in voller Entzückung in eine heftige Anrede und etliche Fragen aus; beſchließt aber endlich mit einer Lehre, die aus der Sache fließt, und ſeine vorige Beſchreibung erbaulich macht. Das mag ein Muſter einer vollkommen ſchönen poetiſchen Schreibart abgeben: Denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

9. §. Ich habe mit gutem Bedachte eine Stelle zum Beyſpiele gewåhlt, darinn das poetiſche Weſen in voller Stårke

25

zu ſehen iſt, damit man es deſto handgreiflicher ſpüren und wahrnehmen möchte. Denn freylich giebt es verſchiedene Gräde derſelben. Die eine iſt an Einfällen und Gedanken reicher, die andere ärmer; nachdem entweder ihr Verfaſſer mehr oder weniger Geiſt und Witz beſeſſen hat; oder in einer gewiſſen Art von Gedichten anbringen gekonnt und gewollt. Woraus entſteht ſie aber in dieſem ſo vollſtändigen Exempel anders, als aus den häufigen und kühnen Metaphoren, Metonymien und andern verblümten Redensarten; aus lebhaften Beſchreibungen, kurz angebrachten Gleichniſſen, und feurigen Figuren, die den innern Affect des Poeten abſchildern? Niemand ſage mir, daß man dieſes alles auch in Proſa thun könne. Freylich kann es geſchehen; aber es wird auch alsdann eine ungebundene poetiſche Schreibart ſeyn. Kein guter proſaiſcher Scribent hat jemals ſo viel Zierrathe zuſammengehäufet: und wenn er es gethan, ſo haben alle Kunſtrichter geſagt, er ſchreibe poetiſch. Es läuft auch wider die Abſichten, die ſich z. E. ein Geſchichtſchreiber vorſetzen muß. Sein Zweck iſt, die nackte Wahrheit zu ſagen, das iſt, die Begebenheiten, die ſich zugetragen haben, ohne allen Firniß, ohne alle Schminke, zu erzählen. Thäte er das nicht, ſo würden ſeine Leſer nicht wiſſen, ob ſie ihm glauben ſollten, oder nicht. Seine große Begierde, ſchön zu ſchreiben, würde ihnen einen Argwohn beybringen, ob er nicht die Liebe zur Wahrheit aus den Augen geſetzt? Das iſt das Urtheil, ſo man vom Curtius mit Grunde zu fällen pflegt. Man traut ſeinen Nachrichten nicht; weil ſie gar zu ſchön klingen. **Florus** hat es noch ärger gemacht. **Seneca, Apulejus, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella, Tertullianus** ſind unter den Alten in übelm Ruffe. **Barclajus** aber in ſeiner Argenis, und unzählige andre, die in lebendigen Sprachen, auch in neuern Zeiten geſchrieben haben, ſind gleichfalls unter diejenigen gezählet worden, die nicht nur poetiſch, ſondern ganz hochtrabend, ſchwülſtig, ja unſinnig gedacht und geſchrieben haben. Wer die Proben von ihrer Schreibart beyſammen ſehen will, der darf nur Werenfelſens Diſſert. de

Mete-

Meteoris nachſchlagen, welche man auch in dem I. Buche der eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft, überſetzt nachleſen kann, als die hier einem jeden unentbehrlich iſt.

10. §. Nachdem wir nun einmal wiſſen, worinn die poetiſche Schreibart beſteht: ſo müſſen wir ſie auch in ihre Claſſen eintheilen. Ich darf aber auch hier nur bey den dreyen Arten bleiben, die ich in meiner Redekunſt ſchon angegeben habe: nämlich eine iſt die natürliche oder niedrige; die andere iſt die ſinnreiche oder ſogenannte hohe; die von andern auch die ſcharfſinnige oder geiſtreiche genannt wird; und die dritte iſt die pathetiſche, affectuöſe, oder feurige und bewegliche Schreibart. Alle drey müſſen wir erklären, mit Exempeln erläutern, und von ihren Afterſchweſtern unterſcheiden lernen. Ich weis wohl, daß es gewiſſe Klüglinge giebt, die in dieſer Eintheilung, ich weis nicht, was für ein Miſchmaſch finden wollen. Sie bilden ſich ein, was nicht nach ihrem unreifen Sinne iſt; oder vielmehr was denenjenigen, deren Sprachrohr ſie abgeben, nicht gefällt, das ſey nicht richtig. Imgleichen giebt es noch andere, die mit einer unnöthigen, mehr als metaphyſiſchen Genauigkeit, die Dinge ohne Nutzen vervielfältigen, und wohl zwanzigerley Schreibarten aushecken: wie man im ſiebenten Bande der kritiſchen Beyträge ſehen kann. Allein es wird leicht fallen, ihre ungegründete Urtheile abzufertigen.

11. §. Erſtlich dünkt es ihnen, natürlich müßten alle Gattungen der Schreibart ſeyn; und alſo könnte man keine beſondere Art daraus machen. Wer ſieht aber nicht die muthwillige Zunöthigung in dieſem Einwurfe? Freylich ſind alle Arten des Ausdruckes demjenigen, der ſie brauchet, natürlich. Auch ein Pritſchmeiſter redet in ſeinen garſtigſten Poſſen, dadurch er die Großen beluſtigen will, ſeiner Natur gemäß, das iſt alber und ſchmutzig. Auch ein Phantaſt redet ſeinem ſchwülſtigen Gehirne gemäß, ſo wie es ihm natürlich iſt; und ſo weiter. Allein wer hat denn hier das Natürliche dem Uebernatürlichen entgegen zu ſetzen gedacht? Wird denn der Natur nicht weit öfter die Kunſt entgegen geſtellt? Die

ſinnreiche Schreibart aber ſowohl, als die pathetiſche iſt weit künſtlicher, als die niedrige; wie ein jeder, der ſie nur halb kennet, mir zugeſtehen wird. Man darf auch nur einen Blick in meine Redekunſt thun, wo ich davon gehandelt habe, ſo wird dieſes von ſich ſelbſt in die Augen fallen. Dasjenige nämlich, was man im gemeinen Leben, wo man nur auf die Sachen, und nicht auf die Worte denkt, in der Hiſtorie, in dogmatiſchen Büchern u. d. gl. braucht, das heißt natürlich: weil man darinn nicht künſtelt, ſondern zufrieden iſt, wenn man ſich ſo deutlich und richtig ausgedrücket hat, daß man leicht verſtanden werden kann. Alles übrige, was mit Fleiß ausſtudiret wird, das iſt künſtlicher. Es iſt aber auch leicht zu denken, daß man hier nur die ſchöne Natur verſteht, der alle Künſtler nachzuahmen pflegen; nicht aber die häßliche, die ſich in der Sprache des Pöbels, die demſelben natürlich iſt, zeiget. Eben darum habe ich ſie nicht die gemeine Schreibart nennen können.

12. §. Zum andern will man den Grund dieſer Abtheilung wiſſen: und weil es dieſen tiefſinnigen Kunſtrichtern ſo ſchwer fällt, denſelben zu finden; ſo will ich ihn hieher ſetzen. Ein Redner oder Dichter will ſeine Zuhörer entweder ſchlechterdings unterrichten und lehren, oder er will ſie beluſtigen, oder er will ſie endlich bewegen. Mehr Abſichten kann er bey der Schreibart nicht haben. Iſt das erſte, ſo bedienet er ſich des natürlichen oder niedrigen Ausdruckes, da man ſich der gewöhnlichſten Redensarten und Ausdrückungen gebrauchet. Dieſes thun alſo die Hiſtorienſchreiber, wenn ſie von rechter Art ſind, und die dogmatiſchen Scribenten: auch wohl die Redner in ihren Eingängen, Erklärungen und Beweiſen. Iſt das andere die Abſicht des Scribenten; ſo muß er allerley ſinnreiche Gedanken auf eine eben ſo ſinnreiche Art vortragen; und das thun insgemein Redner, wenn ſie hier und da Erläuterungen, gute Einfälle, Lehrſprüche, u. d. gl. in ihren Reden einmengen; ſonderlich aber die Poeten, wenn ſie bittere Lehren oder Wahrheiten angenehm machen wollen. Will aber ein Schriftſteller endlich das letzte: ſo muß er die

Gemüthsbewegung, die er in andern erwecken will, ſelbſt annehmen, und ſo feurig und heftig, oder affectuös und pathetiſch, als welches einerley iſt, reden, daß ſein Leſer oder Zuhörer auch entzündet wird; wie ſolches Horaz in ſeiner Dichtkunſt gelehret hat: Si vis me flere &c. Da hat man nun den Grund meiner Eintheilung; die ich doch nicht einmal für meine Erfindung ausgebe, indem ſie ſchon von ſo vielen geſchickten Kunſtrichtern, gebrauchet worden, mit denen ich lieber irren, als mit andern recht haben will. *

13. §. Die natürliche oder niedrige Schreibart eines Poeten unterſcheidet ſich zwar von der ungebundenen Rede durch einige oben benannte Zierrathe der Gedanken. Doch erhebt ſie ſich nicht ſehr, verſchwendet ihre Blumen nicht, ſondern iſt mit einem mäßigen Putze zufrieden. Ihr eigentlicher Sitz iſt in poetiſchen Erzählungen, in Briefen, in Satiren, in Lehrgedichten, imgleichen in Geſprächen: wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, es zuläßt, daß ſie beſſer reden mögen, als man insgemein ſpricht. Ein Exempel von Erzählungen giebt uns Kanitz in ſeiner Fabel auf die Tadelſucht:

Merk auf, ich bitte dich, wies jenem Alten gieng,
Der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fieng.
Sein Eſel war ſein Pferd, ſein Sohn war ſein Gefährte:
Doch als der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch mit ſchwachen Füſſen traben?
Drum ſtieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.

* Siehe B. Neukirchs Anleitung zu deutſchen Briefen im V. Kap. des IV. B. p. 603. S. auch des Herrn Rollins Manier die freyen Künſte zu lehren auf der 29. S. Comme il-y-a trois devoirs principaux de l'Orateur, qui ſont d'inſtruire, de plaire, & de toucher; il-y a auſſi trois genres d'eloquence. &c. &c. Und ſelbſt Gisbert, den man wider meine Eintheilung anführen will, iſt meiner Meynung, wenn er ſagt, die Rede habe drey Eigenſchaften: La Simplicité, l'agrement, & l'elevation. Daher käme le ſimple, l'agreable, le ſublime. Auch Cicero und Quintilian haben das docere, delectare und movere für die drey Pflichten eines Redners ausgegeben.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigſten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte dieſem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dieſes übel nahm.
Es ſchrie ein ganzer Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht ſo, wie ihr, ſein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt ſo wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am beſten fand,
Und ſagte: Sollt ich mich in alle Leute ſchicken,
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

14. §. Dieſes iſt nun die poetiſche Art, Fabeln zu erzählen, der ſich, im Lateiniſchen, **Phädrus** als ein Meiſter bedienet hat. **Virgil**, in ſeiner Aeneis, hat ſich eben derſelben bedienet, ſo oft er ſelber etwas erzählet, und keinen andern redend einführet. **Amthor** hat in ſeiner Ueberſetzung die edle Einfalt dieſes Lateiners völlig erreichet, darum will ich eine Probe gleich aus dem erſten B. wo es heißt: Vrbs antiqua fuit &c. herſetzen:

Ein alter Wunderbau, den man Karthago hieß,
Worinn der Tyrier ſich häuslich niederließ,
Durch Krieg und Frieden groß, lag der berühmten Tyber,
Und dem Lateinerland zur Seiten gegen über.
Man ſagt, daß Juno ihn vor allen hochgeſchätzt,
Ja Samus Götterhaus ihm ſelber nachgeſetzt.
Hier war der Waffenplatz für ihre Macht erſehen,
Hier ſollte Spieß und Schild nebſt ihrem Wagen ſtehen:
Ja träfe das Geſchick mit ihren Wünſchen ein,
So ſollten Oſt und Weſt Karthagen zinsbar ſeyn.
Und dennoch mußte ſie die trübe Zeitung hören,
Es würde Trojens Blut der Tyrer Schlöſſer ſtören.
Und ein gefürchtet Volk, von deſſen Kronengold
Und ſeiner Waffen Blitz die Welt erſchüttern ſollt,
Auch ſelbſt den Lybier von ſeinem Thron verdringen:
Nichts würde dieſen Schluß der ſtrengen Parcen zwingen ꝛc.

Da nun dieſes die rechte Schreibart iſt, die ſich zu einem Heldengedichte ſchickt, welches eine Erzählung ſeyn muß: ſo kann man leicht urtheilen, daß weder **Lucan**, noch **Statius**, noch **Claudian** in dieſem Stücke den rechten Weg gegangen

gangen ſind. Alle dieſe ſchreiben viel zu hochtrabend, als daß ihre Schreibart einer vernünftigen Erzählung ähnlich ſehen ſollte. Sie gehen immer auf Stelzen; ja mit dem Horaz kann man von ihnen ſagen:

Nubes & inania captant.

15. §. Wir wollen doch eine Probe aus dem Lucan anſehen, um uns durch den Augenſchein ſelbſt überführen zu laſſen, und die Ueberſetzung, die Hofrath Pietſch gemacht hat, hinzuſetzen:

Bella per Emathios, plus quam civilia, campos,
Jusque datum ſceleri canimus, populumque potentem
In ſua victrici converſum viſcera dextra,
Cognatasque acies; & rupto fœdere regni
Certatum, totis concuſſi viribus orbis
In commune nefas; infeſtisque obvia ſignis
Signa, pares aquilas, & pila minantia pilis.
Quis furor? o Cives! quæ tanta licentia ferri,
Gentibus inviſis Latium præbere cruorem?
Cumque ſuperba foret Babylon ſpolianda tropæis
Auſoniis, umbraque erraret Craſſus inulta:
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.
Heu quantum potuit terræ pelagique parari,
Hoc quem civiles hauſerunt ſanguine dextræ!
Unde venit Titan &c.

Die Ueberſetzung aber lautet ſo:

Das unfruchtbare Blut, ſo durch die Bürgerkriege,
Ematien befleckt, der frechen Bosheit Siege,
Des ſtarken Volkes Hand, das ſein entblößtes Schwert,
So ſonſt die Barbarn ſchlug, auf ſeine Brüſte kehrt;
Des Reiches Band getrennt, zwey Blutsverwandte Freunde
Zum Streit erhitzet hat, die als erboßte Feinde,
Mit aller Kraft gekämpft, als die empörte Welt,
Zwey ſtarker Heere Macht zum Treffen aufgeſtellt;
Als Fahn auf Fahne ſtieß, als Schild auf Schilde ſtießen,
Und ſelbſt der Römer Arm mit ſcharfen Bürgerſpießen

Den Adlern drohete; dieß, dieß beſchreiben wir.
Rom! was umnebelt dich? Ach! wie gerathet ihr,
Ihr Bürger in die Wuth, den alten Ruhm zu ſchänden?
Der Römer edles Blut ſo ſchimpflich zu verſchwenden,
Und gebt, was übrig bleibt, verhaßten Völkern Preis ꝛc.

In eben der aufgeblaſenen und unnatürlichen Schreibart fährt der Poet unaufhörlich fort. Das macht, er hat lauter überſteigende Gedanken, ſeltſame Vorſtellungen von gewöhnlichen und gemeinen Dingen, weit geſuchte Gegenſätze, ſtarke Figuren, u. ſ. w. welches ſich alles für Erzählungen nicht ſchicket. Vom Statius und Claudian habe ich ſchon auf der 22. S. in den Anmerkungen zur Horaziſchen Dichtkunſt die Proben angeführet, welche Stelle man nachſchlagen kann.

16. §. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht in dieſer Schreibart, ſonderlich **Lucans**, viel Feuer, Einbildungskraft und Zierrathe zuſammen gehäufet anzutreffen ſeyn ſollten. Dieſes kann man den Bewunderern deſſelben einräumen, ohne deswegen auf ihre Seite zu treten. Es fraget ſich nur, ob dieſes alles mit Verſtande und an dem rechten Orte angebracht worden? Heldengedichte müſſen entweder keine Erzählungen ſeyn, oder, die Schreibart derſelben muß anders eingerichtet werden, als **Lucan** ſie eingerichtet hat. **Horaz** ſchreibt gleich im Anfange ſeiner Dichtkunſt:

Incœptis gravibus plerumque & magna profeſſis.
Purpureus late qui ſplendeat unus & alter,
Aſſuitur pannus; cum lucus & ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus:
Sed nunc non erat his locus!

Eben hierinn iſt auch **Milton** tadelhaft, deſſen Erzählungen faſt durchgehends gar zu verblümt, ſtolz und prächtig ſind. Er verſchwendet tauſend Bilder, Gleichniſſe und Beſchreibungen. Er bringt, gleich dem lohenſteiniſchen Arminius, alle ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit an, und verfällt

auf langwierige Ausſchweifungen, die den Sinn des Leſers zerſtreuen. **Taſſo** und **Voltaire**, können die Kunſt zu erzählen unzähligemal beſſer, als dieſer Engländer.

17. §. Was die Briefe anlangt, die poetiſch abgefaßt werden, ſo haben ſie eben dieſe natürliche Schreibart nöthig. So hat **Horaz** die Seinigen geſchrieben; ja ich kann auch den **Ovid** hier anführen, obgleich deſſen Sendſchreiben alle zu den Elegien gehören. Im Franzöſiſchen iſt **Boileau** ein Meiſter darinnen; im Deutſchen aber hat **Opitz** dieſe Schreibart ſehr wohl inne gehabt. **Flemming** und **Kanitz** habens ihm gleich gethan; **Neukirch** und **Günther** aber haben ihn weit übertroffen. Ich will zur Probe aus **Neukirchs** Schreiben der Aurora, an den König von Preußen, etwas herſetzen:

Ich ſchreibe, König, hier, was man bey Hofe klagt,
Was meinen Ruhm verletzt, wie faſt ein jeder ſagt.
Ach! zürne nicht zu früh, denn unſers Geiſtes Triebe
Sind zwar voll Eiſerſucht, allein auch voller Liebe.

Es iſt nichts grauſames, womit du uns beſchwerſt:
Wir klagen, daß du dich für andre ſelbſt verzehrſt;
Daß du ein König biſt, und doch in deinen Landen
Kein Diener je gelebt, der früher aufgeſtanden.
Die Hirten ſind erſtaunt, die Muſen ſchämen ſich:
Denn beyde finden ſchon, ſo bald ſie wachen, dich.
Mein Phöbus, der dir doch ſo herzlich wünſcht zu dienen,
Iſt ſelber, wie du weißt, ſtets viel zu ſpät erſchienen;
Und fuhr mich heute noch mit rauhen Worten an:
Daß ich der Wolken Flor nicht früher abgethan.
Was Phöbus an mir ſtraft, geb ich mit gleichem Blicke
Der Ordnung der Natur und dieſer Welt zurücke.
Was nützt mir, ſprech ich oft, der hellen Flügel Schein,
Wenn Helden flüchtiger, als Licht und Flügel ſeyn?
Allein, was die Natur mich läßt zur Antwort hören,
Iſt dieß, ich möchte doch nicht ihr Geſetze ſtören ꝛc.

Hier herrſchet durchgehends das natürliche ungekünſtelte Weſen der poetiſchen Schreibart; obwohl alles edel und artig gedacht und geſaget worden.

18. §. Doch man muß die natürliche Schreibart durchaus nicht mit der niederträchtigen vermiſchen. Sie ſind wie Tag und Nacht von einander unterſchieden, obgleich viele hier keinen Unterſcheid bemerken können. Sie meynen, wenn ſie ſich einer niedrigen Schreibart bedienten, ſo stünde ihnen alles frey; zumal, wenn ſie etwas ſcherzhaftes ſagen wollten. Daher kommen nun die niederträchtigen Scherze, oder vielmehr die Fratzen unſrer Dichter. Z. E. aus vielen hunderten eines ſolchen Meiſters, **Königs**, in ſeinen Faſtnachtspoſſen und Pritſchmeiſterreimen, nur ein Paar zur Probe zu geben:

Hier ſtellt ſich ein Ducatenhuſter ein;
Das wird für mich auch wohl nicht übel ſeyn,
Doch bey der hölzernen Zutſchkann voll Bier
Wirſt du wohl fluchen:
Denn mich bedeucht, du wirſt viel lieber dir
Ein hübſch Paar fleiſcherne Zutſchkannen ſuchen.

Oder dieſes:

Es kömmt, weil du allhier den weiten Schuß gethan,
Ein Kober, der gefüllt mit Eyern, für dich an:
Doch, kannſt du ſie entrathen;
So ſchick den ganzen Korb an die Caſtraten.

Auch **Günther** iſt bey ſeiner unedlen Lebensart ſehr oft auf dieſe niederträchtige Schreibart gerathen; und das zwar nicht nur in Satiren, darinn er außer **Racheln** auch wohl die Alten zu Vorgängern gehabt; ſondern in Briefen und andern Gedichten, darinn man wohl etwas edlers von ihm hätte fordern können. Ich will hier nur aus ſeiner Heldenode auf den Prinz Eugen etwas anführen, welches das ganze Gedicht verſtellet. Er beſchreibt einen Soldaten, der aus Ungarn kömmt, und in einer Dorfſchenke ſeine Thaten erzählt:

Dort ſpitzt ein voller Tiſch das Ohr,
Und hört, wie Nachbars Hans erzähle:
Hans ißt, und ſchneidet doppelt vor,
Und ſchmiert ſich dann und wann die Kehle.
Seht, ſpricht er, Schwäger! ſeht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär:

Hier

Hier macht er einen Strich mit Biere.
Da ſtreiften wir, da ſtund der Feind;
Hier gieng es ſchärfer, als man meynt!
Gott ſtraf! ihr glaubt mirs ohne Schwüre.

19. §. Von Erzählungen dieſer Art, will ich aus Riederers Fabeln Aeſopi die LXV. herſetzen, wiewohl ſie alle gleich geſchickt dazu wären. Es heißt:

Ein Fuchs, der Bauren ſchuldger Diener,
Da, wenn es an ein Stehlen geht;
Stahl einem ſolchen viele Hüner,
Und machte ſie im Huy labet.
Der Bauer ſuchte ſich zu rächen,
Und durfte doch kein Wörtlein ſprechen.

So edel erzählt nun unſer nürnbergiſcher Phädrus. Das heißt ja abgeſchmackt, und nicht natürlich, es wäre denn, daß jenes auch gewiſſen Leuten in der Natur ſteckte: zum wenigſten aber würde es alsdann keine ſchöne Natur ſeyn; die ſich doch Maler und Dichter billig nachzuahmen bemühen ſollten. Von Briefen beruffe ich mich auf Kanitzens Gedichte, auf der 122. S. der neuen Auflage. Es iſt des Herrn von Brand Antwortſchreiben, auf des Herrn von Kanitz unvergleichliches Schreiben vom Landleben, und hebt ſo an:

Mein allerliebſter Freund und wertheſter Herr Bruder,
Der du im Blumberg itzt verſammleſt deine Fuder,
Der du, wie Tityrus, dort in dem Schatten liegſt,
Und zähleſt, was für Korn du in die Scheunen kriegſt:
Du dürfteſt dich fürwahr ſo künſtlich nicht bemühen,
Mich durch ein ſchön Gedicht hinaus aufs Land zu ziehen.
Es braucht, willſt du mich ſehn, von dir ein einzig Wort:
Dein Landgut iſt für mich ein allzulieber Ort;
Ich weis ſchon, wie man da die Stunden kann vertreiben.
Die Feldluſt hätteſt du nicht nöthig zu beſchreiben ꝛc.

Das iſt ja wohl gegen die kanitziſche natürliche Schreibart lauter kaltes und ungeſalzenes Waſſer; ich will ſagen, eine elende, magre Proſa, die ſo nothdürftig in Sylbenmaaß und Reime gebracht worden. Und doch hat uns König dieſe Lumpen auf Kanitzens Purpur geflicket!

20. §. Die andere Gattung iſt die ſinnreiche Schreibart, die auch von vielen die prächtige genennet wird: weil ſie aus lauter verblümten Redensarten, neuen Gedanken, ſonderbaren Metaphoren, Gleichniſſen und kurzgefaßten Sprüchen beſteht; die aber alle bey der Vernunft die Probe aushalten. Eine ſolche Schreibart nun iſt ſehr künſtlich, und kann daher kaum in einer einzigen Gattung von Gedichten durchgehends herrſchen. Gar zu viel Licht blendet die Augen; gar zu ſtarke Töne betäuben das Gehör, und gar zu ſehr gewürzte Speiſen erwecken einen Ekel. Gar zu viel Zierrathe in Gedichten machen einen Leſer auch überdrüßig, wenn ſie unaufhörlich in einem Zuſammenhange fortgehen. Sollte aber ja noch eine Art ſeyn, wo ſie am meiſten brauchbar wäre, ſo müßte es ein Lobgedicht ſeyn, und zumal eine Heldenode. Hier redet der Poet ſelbſt durchgehends; er hat wichtige Dinge vor ſich, und kann Leſer vermuthen, die ſeine ſinnreiche Sprache verſtehen werden. Daher kann er daſelbſt ſeine ganze Kunſt ſehen laſſen, wie auch **Pindarus** und **Horaz** ſehr oft gethan haben. Das obige Exempel aus **Amthorn** von den drey Landplagen gehörte hieher. Auch **Flemming** iſt in gewiſſen Oden ſtark genug darinn. Z. E. auf der 479. S. ſchreibt er von einem bevorſtehenden Türkenkriege:

Deucht michs, oder ſeh ichs ſchon,
Wie die lauten Feldpoſaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors ſeine Wellen
Furchtſam ſich, als Steine, ſtellen.

Der entfernte Helleſpont
Schlingt in ſich die blaſſen Heiden,
Fahnen, Spieße, Schwert und Scheiden,
Führt der bebende Propont:
Sions Wurzeln, Jebus Spitzen,
Werden zitternd vor uns ſchwitzen.

21. §. Ferner kann dieſe Schreibart in Trauerſpielen auch gebraucht werden, ausgenommen, wenn irgend eine

ſchlechte

ſchlechte Perſon auftritt; oder wenn ein Affect die pathetiſche Schreibart erfordert. In dem Heldengedichte dienet dieſe Schreibart nur gleichſam zum Gewürze, welches theils der Poet, theils ſeine Helden, die er redend einführet, ganz ſparſam mit einſtreuen, wenn es die Umſtände an die Hand geben. In den Trauerſpielen geben uns, außer den alten Griechen, die neuern Franzoſen, **Corneille** und **Racine**, die ſchönſten Exempel: wiewohl **Fenelon**, in ſeinen Gedanken von der Tragödie, den erſten einer gar zu ſchwülſtigen Art des Ausdrucks beſchuldiget hat. In Heldengedichten aber kann, nächſt dem **Homer** und dem **Virgil**, auch **Taſſo** und **Voltaire** zum Muſter dienen. In Satiren kann endlich auch zuweilen was ſcharfſinniges vorkommen, zumal wenn der Poet ins Moraliſiren kömmt. **Horaz**, **Juvenal**, **Boileau**, **Rachel**, **Kanitz**, **Neukirch** und **Günther** ſind darinn zu Muſtern zu nehmen. Statt aller Exempel von der wahren ſcharfſinnigen Schreibart kann **Neukirchs** Trauergedicht auf die Königinn von Preußen Charlotte eins an die Hand geben. Es herrſchet eine richtige Hoheit der Gedanken darinn, und wenn man das eine Wortſpiel von Engelland am Ende wegnimmt, ſo iſt es ohne Fehler. Ich habe ſchon oben hin und wieder verſchiedene Stücke daraus angeführet, man muß aber das ganze Gedicht in der Sammlung ſeiner Gedichte, die ich ans Licht geſtellet, nachleſen. Hier mag ein Stück aus **Pietſchen** die Stelle vertreten, der gleichfalls in dieſer Schreibart eine große Stärke hat. So ſchreibt er in dem Gedichte auf den Grafen Truchſes zu Waldburg:

Ihr, die ihr unſern Geiſt, mit hohen Trieben rührt,
Und auf die Trauerbahn die matten Dichter führt;
Das Schrecken bindet mich, wie kann ich Worte binden?
Mein Schmerz verliehrt die Kunſt, helft ſie mir wieder finden!
Ein Irrthum der Natur vermiſchet Tag und Nacht,
Weil ein Gewölke ſchon den Mittag finſter macht.
Wie? läßt der Frühling auch Eis um das Herze fühlen,
Wenn Blut und Jugend noch in allen Adern ſpielen?

Hat, wo der ſtolze Bau der Ehrenbogen ſteht,
Zugleich der rauhe Tod ſein Siegesmaal erhöht?
Der, wenn ſein Mordaltar von trüben Flammen glühet,
Auch von der Fürſten Schooß die fetten Opfer ziehet.

Eben einen ſo vernünftig = erhabenen Ausdruck kann man in **Opitzens** und **Flemmings** Lobgedichten, auf hohe Häupter, imgleichen in **Günthers** Oden, zumal in der auf Graf Sporken, darinn kein ſonderlicher Affect ſtecket, antreffen.

22. §. Wie nun dieſe Schreibart große Schönheiten an ſich hat: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie viel Liebhaber gefunden hat. Ein jeder Poet hat vor einiger Zeit recht ſinnreich oder hoch, wie mans insgemein zu nennen pflegt, ſchreiben wollen: allein da ſo wenigen von Natur die Federn dazu gewachſen geweſen, ſo iſt es den meiſten wie dem Jkarus gegangen, der ſo hoch flog, daß ihm die Flügel ſchmolzen, und er alſo gar herunter fiel. Von der wahren Hoheit der Schreibart hat **Longin** ein eigen Buch geſchrieben, und von der falſchen Hoheit habe ich ſchon **Werenfelſens** Diſſertation de Meteoris gelobt. Dieſe beyden Schriften muß man mit großem Fleiße leſen, wenn man ſich auf einem ſo glipfrichten Stege, als der iſt, der nach dem Parnaß führet, nicht verſehen will. Es iſt nirgends leichter, Fehltritte zu thun, als hier; denn es kömmt mehr auf den Geſchmack, als auf Regeln hier an. **Bouhours** ſelbſt, der vernünftigſte Kunſtrichter in Frankreich, wie er ſelbſt von den gelehrteſten Engländern genennet worden, hat zwar in ſeiner Maniere de bien penſer eine Menge fehlerhafter Stellen angemerkt und verworfen; aber ſelten die Urſachen und Regeln ſeiner Urtheile angeben können. Und ſo geht es auch denen, die uns im Deutſchen haben lehren wollen, was **Longin** durch das Erhabene verſteht; als welche, außer vielen Schmäucheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Cenſuren, wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht wohl wollen, nicht viel deutliches zuwege gebracht haben.

23. §. Unter den alten lateiniſchen Poeten iſt dieſer falſchen Hoheit halber **Lucan** ſchon oben erwähnet worden; und man kann ihm noch den tragiſchen **Seneca** an die Seite ſetzen. Das machet, beyde waren Spanier von Geburt, und liebten von Natur die ſchwülſtige Art des Ausdruckes. Unerhörte Vergrößerungen koſten ihnen nichts. Z. E. **Lucan** ſchreibt im V. Buche:

Tunc quoque tanta maris moles creviſſet in aſtra,
Ni ſuperum rector preſſiſſet nubibus undas.

d. i. Auch damals würde die ungeſtüme See bis an die Sterne aufgeſchwollen ſeyn: wenn nicht Jupiter die Wellen mit den Wolken beſchweret und niedergedrücket hätte. Wer ſieht hier nicht die Unmöglichkeit ſowohl des erſten, als des andern ein? Das iſt ihm noch nichts. Den **Cato** ſcheut er ſich nicht, allen ſeinen Göttern entgegen zu ſetzen, ja vorzuziehen, indem er ihn zum Gönner und Beförderer der guten und gerechten Sache des Pompejus machet; den Göttern aber Schuld giebt, daß ſie dem boshaften Cäſar beygeſtanden hätten. Es heißt gleich im erſten Buche:

Nec quemquam jam ferre poteſt Cæſarve priorem,
Pompejusve parem. Quis juſtius induit arma?
Scire nefas. Magno ſe judice quisque tuetur.
Victrix cauſſa Diis placuit; ſed victa Catoni.

Des ſtolzen Cäſars Geiſt kann keinen höhern leiden,
Pompejus nichts, ihm gleich. Wer hat nun wohl von beyden
Das beſte Recht zum Streit? die Antwort fällt hier ſchwer,
Weil beyde durch den Schutz ſehr großer Richter kriegten:
Den Sieger ſchützte Gott, und Cato den Beſiegten.

Muß denn nun die Begierde hoch zu denken und zu ſchreiben, einen Poeten zu der Ausſchweifung verleiten, daß er einem bloßen Menſchen mehr Weisheit, Liebe zur Gerechtigkeit, und mehr Billigkeit, als der Gottheit ſelbſt, zuſchreiben dörfe? geſetzt, daß es auch nur eine heidniſche wäre. Die Stoiker wußten ihren weiſen Mann nicht höher zu loben, als wenn ſie ihn Gott ähnlich machten, ja ihn einen Freund der Götter nennten. **Lucan** aber erhebt den **Cato** auf den göttli-

chen

chen Thron, und ſetzet die Götter nicht etwa an die Stelle Catons; denn das wäre zu viel Ehre für ſie: nein, an die Stelle der ungerechten Richter, die allen Böſewichtern beyſtehen. Denn er ſaget gleich im Anfange, daß er Jus ſceleri datum beſingen wollte: wie das ärgſte Bubenſtück, verſtehe Cäſars Herrſchſucht, Recht bekommen, oder geſieget habe. Wer hier nicht der geſunden Vernunft Platz geben will, der muß in der Bewunderung Lucans ganz und gar erſoffen ſeyn.

24. §. Nicht beſſer klingen viele Stellen, ja ganze Tragödien des Seneca. Man darf nur das Buch aufthun, um eine dergleichen ſchwülſtige Schreibart anzutreffen. Ich will nur eine Stelle aus dem Herkules Oetäus anführen, welche Tragödie ihm auch zugeſchrieben wird. Herkules will in die Zahl der Götter aufgenommen werden, und muß folgendergeſtalt den Jupiter anreden:

Quid tamen nectis moras?
Numquid timemur? numquid impoſitum ſibi
Non poterit Atlas ferre cum cælo Herculem? &c.
Da, da tuendos, Jupiter! ſaltem Deos.
Illa licebit fulmen a parte auferas,
Ego quam tuebor. Sive glacialem polum
Seu me tueri fervidam partem jubes
Hac eſſe ſuperos parte ſecuros puta.

Ich will nur eine proſaiſche Ueberſetzung davon geben: „Was ſäumeſt du noch lange, Jupiter? Fürchteſt du dich „etwa vor mir? Oder wird Atlas den Herkules mit dem „Himmel zugleich nicht ertragen können? Gib, gib mir, „o Jupiter! zum wenigſten das Amt, die Götter zu beſchützen. „Derjenige Theil des Himmels, den ich vertheidigen werde, „wird deiner Donnerkeile nicht bedürfen. Du magſt mir „nun entweder den kalten Nordpol, oder die hitzige Mit„tagsgegend anvertrauen: ſo kannſt du verſichert ſeyn, daß „die Götter unter meinem Schutze ſicher ſeyn ſollen.“ Das ausſchweifende Weſen dieſer Rede zu entdecken, iſt gar nicht nöthig; und ich würde dem Verſtande meiner Leſer viel zu wenig

wenig zutrauen, wenn ich ihnen in einer ſo handgreiflichen Sache behülflich ſeyn wollte.

25. §. Im Deutſchen kann uns **Lohenſtein** die Muſter einer ſo ſchwülſtigen Schreibart geben. Seine Tragödien ſind überall damit angefüllt, und er verdienet deswegen der deutſche Seneca zu heißen. In dem Schauſpiele **Ibrahim Sultan** hebt der thraciſche Bosphor ſo aſiatiſch, oder vielmehr überſteigend und ſchwülſtig an zu ſprechen:

Befremdets euch, ihr Völker holder Sitten,
Daß des erzürnten Bosphors Schlund
Den Strand verläßt, wo Thrax und Türke wüten,
Für des unwirthbarn Meeres Mund,
Der Donau ſüße Lipp und grüne Fluth zu küſſen?
Es iſt nichts ſeltſames mein unterirdiſch Lauf:
Es ſchleußt ja die Natnr des Abgrunds Röhren auf,
Auch Strömen, daß ihr Glas kann unter Meeren fließen.
In Plotens Inſeln trinkt man ein moreiſch Quell,
Und in Sultanien rinnt, was zu Mecha quillet,
Des Alfeus Silber iſt in Elis nicht ſo hell,
Als wo er ſeine Brunſt mit Arethuſen ſtillet.
Wie ſoll der Erde Kluft denn mir verſchloſſen ſeyn,
Mir, der ich ſelbſt das Röhr bin aller Meere?
Weil Calpens Meerſchlund nichts dem Ocean flößt ein,
Was nicht der Meere Brunn, das ſchwarze Meer, gebähre. ꝛc.

So fährt nun dieſer Vorredner unaufhörlich fort, und treibt ſeine Scharfſinnigkeit aufs höchſte, wenn er endlich ſo ausbricht:

Mit was für neu und ungewohnten Stralen,
Seh aber ich Burg, Stadt und Land gekrönt?
Ja einen neuen Stuhl mit Purpur aufgethrönt?
Der Donau Haupt mit Myrtenkränzen pralen?
Sich ihren Sand in Gold, ihr Schilf in Zuckerrohr,
Sein Schmelz in Diamant, den Schaum in Perlen kehren?
Was leuchtet aus Tyrol für ein Geſtirn hervor?
Kann ſein Ertzreich Gebirg auch Sonnen nun gebähren?

Hier ſind alle lohenſteiniſche Schönheiten beyſammen zu finden. **Stralen, Purpur, Myrten, Kränze, Gold, Zucker, Schmelz, Diamant, Schaum, Perlen, Geſtirne,**

26

ſtirne, das ſind gewöhnliche Zierrathe ſeiner Schreibart: hier aber, damit gar nichts zu einem Phöbus fehlen möchte, hat er uns auch noch **etliche Sonnen**, und zwar **aus einem Erztgebirge gebähren** wollen.

26. §. Ich weis wohl, daß es noch hin und wieder große Liebhaber dieſer falſchen Hoheit giebt, die wohl gar die Härtigkeit der lohenſteiniſchen Gedichte, mit einer ihrem Helden anſtändigen Schreibart, ſo entſchuldigen: **Es ſey kein Wunder, daß die perlenſchwangere Lohe in ihrem Laufe ein ſolches Geräuſche mache; weil ſie nämlich Goldkörner bey ſich führe, und über ſo viele Corallenſtauden und Edelgeſteine wegrieſeln müſſe.** Denn wie der Meiſter es gemacht hat, ſo ſind ihm auch ſeine Schüler nachgefolget. Z. E. **Neidhard**, den ich ſchon etlichemal angeführt habe, war ein großer Meiſter in ſolchem Miſchmaſche des falſchen Sinnreichen. In ſeinem Gedichte auf eben den Grafen zu Waldburg, den **Pietſch** beſungen, ſchreibt er ſo:

> Verkehrtes Volk, die ihr den Kiel
> In Daumenſtöcke ſchraubet,
> Und nicht bey dieſer Folter glaubet,
> Der Dinte Blut ſey öfters Kinderſpiel.
> Du Plato magſt der Luft die Städte ſchenken,
> Du Morus, kannſt, dein Name zeigt es ſchon,
> Dir zehn Utopien erdenken,
> Und ſonſt wer mag nach Severambern ſchreyn.
> Vernunft ſpricht ja: Erfahrung nein!

Und bald darauf heißt es:

> Die Augen, ſo, getreuer Graf,
> In deinen Pfauenfedern ſpielen,
> Vermögen nicht der Untreu Schlaf zu fühlen;
> So wenig, als der Polſtern untergeht.
> Dein Apfel, den das Reich bekreuzet,
> Haßt, gleichwie du die Ecken des Betrugs,
> Und kennt kein Ende ſeines Zugs.

Und noch in einem andern Gedichte auf eine Rectorwahl in Königsberg ſchrieb er:

Umſchrän-

Umſchränke dich, du Kreis geſtirnter Welt,
In Eins mit drey und ſechzig Nullen,
Der Sammelplatz, der meiner Bruſt gefällt,
Wird nicht in einen Kreis verhüllet,
Den Archimedens Sandmaaß füllet.

Wer ſieht aber nicht das ausſchweifende Weſen, eines ſolchen Witzes? der es von ſeinen Leſern fordert, daß ſie alle ſeine Räthſel verſtehen, und ſich mit lauter falſchen Gedanken und weithergeſuchter Gelehrſamkeit ſollen abſpeiſen laſſen. Wiewohl nun dieſe Putzwerke mit dem herrlichen Namen der Realien beehrt zu werden pflegen: ſo findet doch ein Liebhaber der Vernunft hier, was Horaz verworfen hat:

Verſus inopes rerum nugasque canoras.

27. §. Noch iſt zum dritten die **pathetiſche**, oder affectuöſe, hitzige und bewegliche Schreibart übrig, deren Namen ſattſam ihre Art anzeigen. Sie entſteht aus allen Gemüthsbewegungen, und iſt gleichſam die Sprache derſelben. Sie ändert ſich nach Beſchaffenheit derſelben, und iſt bald kurz und abgebrochen, bald etwas weitläuftig; allezeit aber voller Figuren, und verwegenen Ausdrückungen. Sie hält nicht viel von ſinnreichen Einfällen, Gleichniſſen oder andern Künſten. Sie folget einer hitzigen Unbedachtſamkeit, die in allen Affecten herrſcht, und keinem Zeit läßt auszuſtudieren, was er ſagen will. Sie ſcheint auch mehr zu donnern und zu blitzen, als zu reden; weil alles unvermuthet herausfährt, und man zuweilen nicht begreifen kann, wo alles mit einander hergekommen. Sie meidet alle Verbindungswörter, und iſt zufrieden, wenn die Sachen einigermaßen zuſammen hangen. Und in dieſer Schreibart hat vielmals das ſogenannte Hohe ſeinen Sitz, davon **Longin** uns ein ganzes Buch geſchrieben hat. Ein Exempel davon zu geben, will ich hier eine Stelle aus **Pietſchen**, in dem Gedichte auf Carl den VI anführen. Es redet der durch einen Traum erſchreckte Achmet, den Großvezier ſehr beweglich an:

; ; ; Es iſt um uns geſchehen!
Was hab ich doch gehört! Was hab ich doch geſehen!
Kein falſcher Schatten hat mich Schlafenden bethört,
Ach! allzuviel geſehn! ach! allzuviel gehört!
Die Unterwelt erſtaunt vor jener Donner Knallen,
Von welchen unſer Heer und Temeswar gefallen.
Der große Solymann, der Muſelmänner Held,
Hat ſich und meinen Fall mir lebhaft vorgeſtellt.
Mich dünkt, ich ſeh ihn noch! mir zittern alle Glieder,
Er ſiehet meine Schmach und ſchlägt die Augen nieder.
Mich dünkt, ich ſeh ihn noch! ꝛc.

Er treibt, er feurt mich an, dem Feinde vorzubeugen;
Ich ſoll den Weg zur Flucht ihm durch den Säbel zeigen!
Allein, wer weis, ob nicht der Anblick meiner Pracht
Den Streit noch hitziger, den Sieg noch größer macht?
Ach! gar zu ſpäter Schluß! was hab ich doch geſehen?
Was hab ich doch gehört? es iſt um uns geſchehen.

28. §. Der Sitz dieſer pathetiſchen Schreibart iſt anfänglich in Oden, wo der Poet ſelbſt im Affecte ſteht, und ſich voller Feuer ausdrückt. Ein Exempel giebt **Günthers** Ode auf den Eugen, die faſt durchgehends dieſen Character beobachtet hat. Sein Affect iſt daſelbſt die Freude, Verwunderung, und heftige Begierde, ſeines Helden große Thaten zu loben. Er ſieht ihn gleichſam vor ſeinen Augen verſchwinden, und feuret ſeine Muſe an, ihm nachzueilen:

Eugen iſt fort! Ihr Muſen, nach!
Er eilt und ſchlägt und ſiegt ſchon wieder.

Dieſe abgebrochene kurze Art des Ausdruckes, iſt in der That eine glückliche Nachahmung des ſtärkeſten Affects. Die ganze Ode iſt voll ſolcher Stellen; und weil ſie in aller Händen iſt, ſo will ich nur von einem widrigen Affecte etwas herſetzen. Es iſt ſolcher, die Traurigkeit, und davon will ich die Exempel aus **Kanitzens** Ode auf ſeine Doris nehmen. Dieſe iſt gleichfalls ganz beweglich geſetzt, und drücket den zärtlichſten Schmerz ſehr natürlich und rührend aus. Er fängt unter andern einmal ganz unvermuthet an:

Hälfte meines matten Lebens!
Doris! iſt es denn vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?

Andere ſchöne Stellen habe ich ſchon in den vorhergehenden Capiteln daraus angemerket: ich will hier nur noch eine herſetzen, die mir einen Tadel zu verdienen ſcheint. Es iſt folgende:

Alles das hab ich verlohren!
Ach wie werd ich traurensvoll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Die letzte Zeile iſt es, was mir nicht gefällt. Sterbend leben, iſt viel zu künſtlich, für einen wahrhaftig Betrübten. Es iſt eine geſuchte Antitheſis; ein verwerfliches Spiel der Gedanken, das ſich zum wenigſten in keinen Affect ſchicket.

29. §. Zum andern ſchicket ſich die pathetiſche Schreibart in die Elegien, wo man entweder Verſtorbene beklagen, oder was verliebtes ſchreiben will: denn dazu gehört eigentlich die Elegie. **Ovidius** und **Tibullus** ſind hierinn rechte Meiſter geweſen. Nichts iſt beweglicher zu leſen, als ihre Klagſchreiben und verliebte Briefe. Alles iſt herzrührend, und die Kunſt ſcheint weit davon entfernt zu ſeyn; herrſchet aber um deſto mehr darinn. Ich wüßte faſt im Deutſchen nicht, wer ſich in Elegien recht hervorgethan hätte. **Hofmannswaldaus** Heldenbriefe ſollten hier zwar zu Muſtern dienen; imgleichen haben **Ziegler** und **Lehms**, uns von bibliſchen Hiſtorien dergleichen gemacht: allein ich fühle mein Lebenlang keinen Affect, wenn ich ſie leſe. Und wie wäre es möglich, da ſie mit lauter Spielen der Phantaſie, mit lauter Ambra und Zibeth, Roſen und Nelken, Moſch und Jaſmin, und Muſcateller ausſtaffiret ſind, und tauſend andere bunte Einfälle haben, die keinem Affecte natürlich ſind. Ich will alſo die Zuflucht zu **Neukirchen** nehmen, der in ſeinem Gedichte auf die Nachtigall eine recht bewegliche Elegie mit eingerücket hat. Ich will nur folgende Stelle herſetzen,

die mich allezeit gerühret hat, worinn der Poet die Nachtigall um ihren Vorſpruch bittet. Es heißt:

O Tochter Pandions, o ſüße Philomele!
Erbarme, wo du kannſt, dich meiner Traurigkeit;
Und wirf nur einen Blick auf meine Dornenhöle,
Wenn dein Verhängniß dich mit Roſen überſtreut.
Ich ärgre mich zwar nicht an deinen guten Tagen;
Ich gönne dir ſehr gern des Hofes Sonnenſchein;
Es mag dich Friederich auf ſeinen Händen tragen,
Dein Trinken Nectarſaft, die Speiſe Zucker ſeyn;
Denn du haſt alles dieß auf Erden wohl verdienet ꝛc.

Bitt aber, Schönſte! nur für mein bedrängtes Leben,
Und trag zu rechter Zeit mich deinem Churfürſt an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunſt, durch Müh erhalten kann.
Du darfſt nicht allererſt nach meinem Kummer fragen,
Doch frage, wo du willſt, nur Bäume, Gras und Stein:
Die alle werden dir, die alle werden ſagen,
Daß meine Seufzer nichts als Ehr und Tugend ſeyn;
Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poeſie mit Schimpfe betteln geht;
Und jede Wiſſenſchaft in deines Friedrichs Gnade,
Sie aber noch allein in keinen Dienſten ſteht.
Mein Flehen iſt gerecht! ach! aber auch vergebens:
Denn dein beglückter Stand kennt meine Seufzer nicht.
Und der erinnert ſich gar ſelten fremdes Lebens,
Der täglich ſo, wie du, bey Hofe Blumen bricht.

30. §. Drittens hat die pathetiſche Schreibart in Heldengedichten ſtatt: nicht zwar wenn der Poet ſelbſt erzählet, denn da muß die natürliche herrſchen; wohl aber, wenn er andere Perſonen, die im Affecte ſtehen, redend einführet. Exempel kann man im **Virgil** nachſehen, wo ſie ſehr häufig vorkommen: wie denn auch im vorigen Hauptſtücke, nach **Amthors** Ueberſetzung, eines von den allerbeſten, und im 26 §. dieſes Hauptſtücks eins aus **Pietſchen** befindlich iſt, welches man aufſchlagen mag. Doch will ich noch eins nach **Amthors** Ueberſetzung aus dem I. Buche der Aeneis anführen. Aeneas im Ungewitter auf der See,

Hebt die gefaltne Hand zu ſeinen Göttern auf,
Und ſpricht: O höchſtes Glück! der ſeinen Lebenslauf
Vor dem gemeinen Feind auf Trojens Mauren ſchließet,
Und für der Väter Heil das Heldenblut vergießet.
O tapfrer Diomed! Der Griechen höchſte Zier,
Ach fiel ich doch, vor dir, auf Trojens Blutrevier!
Wo Hektors Wunderarm Achillen mußte weichen,
Sarpedons Rieſenbau des Lebens Segel ſtreichen;
Und wo Simoens Strom, durch ſeiner Wirbel Zwang,
Blut, Körper, Schild und Helm begierig in ſich ſchlang ꝛc.

Auch die Antwort des Großveziers in Pietſchens VI. Carl, iſt vortrefflich:

Nein! Kaiſer, nein, es ſteht dein unbewegter Thron!
So brach der Großvezier mit einem kühnen Ton,
Durch die Verzweifelung, die Achmets Bruſt beſtricket:
Die Pfeiler deines Reichs hat noch kein Feind verrücket!
Wer glaubt, daß ſein Gewicht aus Schwachheit ſinken kann?
Nein, die beherſchte Welt ſetzt tauſend Schultern an.
Die ungeheure Zahl der Arme, die dich ſchützen,
Sind Seulen deines Stuhls, die deine Herrſchaft ſtützen.
Verſammle deine Macht, verdopple nur dein Heer,
Dein Volk vermehre ſich, ſo wie der Sand am Meer.
Es müſſe Stal und Glut und Schrecken mit ſich tragen.
Wer es nicht zählen kann, der wird es nimmer ſchlagen.

31. §. Viertens ſchicket ſich dieſe Schreibart in die Schauſpiele. Da kommen unzählige Gelegenheiten vor, die Perſonen in vollen Affecten aufzuführen; und da können ſie nicht nachdrücklicher, beweglicher und durchdringender reden, als in dieſer pathetiſchen Art des Ausdruckes. Hier kann man des Terenz Komödien, imgleichen in meiner deutſchen Schaubühne, den Menſchenfeind, die Spielerinn, den Verſchwender, u. a. m. nachſchlagen, und die Tragödien zu Hülfe nehmen. Sonderlich leſe man im Cato den Auftritt, wo Cäſar mit dem Cato ſpricht; in der Iphigenia, den Auftritt Agamemnons, mit dem Achilles und mit der Clytemneſtra im II. Aufzuge. In der Alzire und Cornelia, wird man gleichfalls die allervortrefflichſten Proben finden, wenn man in jener die Scene des Zamores mit dem Gusmann,

in dieſer aber, der Cornelia ihre mit dem Gracchus, und mit dem Bürgermeiſter Opimius, nachleſen will. Schwache Geiſter, können dieſe Schreibart auch hier nicht erreichen, und laſſen alle ihre Helden gar zu ſinnreich reden. Sie können nicht weinen, ohne die ſpitzfindigſten Klagen dabey auszuſchütten, und wenn ſie verzweifeln, ſo geſchieht es allezeit mit großer Scharfſinnigkeit. **Lohenſtein** hat es in ſeiner Sophonisbe faſt durchgehends ſo gemacht, weswegen er mit Rechte getadelt worden. **Seneca** hat ebenfalls tauſend Fehler wider dieſe Regeln begangen: indem er ſeinen Perſonen durchgehends mehr Beleſenheit und Scharfſinnigkeit beygeleget hat, als es die Wahrſcheinlichkeit erlaubte.

32. §. Das wäre nun kürzlich, was man von der poetiſchen Schreibart überhaupt, und ihren beſondern Gattungen ſagen kann. Die angeführten Scribenten werden das übrige hinzuſetzen, wenn man ſie nachſchlagen will. Ich ſollte noch kürzlich von den Gattungen der Schreibart handeln, die in Schäfergedichten, Satiren, Scherzgedichten, u. ſ. w. herrſchet. Allein, das alles ſpare ich in die Hauptſtücke des andern Theils dieſer Dichtkunſt, wo ins beſondere davon gehandelt werden wird. Ueberhaupt ſchließe ich dieſes Hauptſtück mit Horazens Worten:

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons:
Rem tibi Socraticæ poterunt oſtendere chartæ,
Verbaque præviſam rem non invita ſequentur.

Das

Das XII. Hauptſtück.

Von dem Wohlklange der poetiſchen Schreibart, dem verſchiedenen Sylbenmaaße und den Reimen.

1. §.

Nichts iſt in dieſem allgemeinen Theile der Dichtkunſt noch übrig, als die Abhandlung von dem Wohlklange, der in der poetiſchen Schreibart mehr, als in proſaiſchen Sachen, beobachtet werden muß. Unter dieſem allgemeinen Ausdrucke begreiſe ich alles, was an den Verſen ins Gehör fällt; die Abwechſelung langer und kurzer Sylben, den Abſchnitt, die Schlußpuncte in den Strophen, die Reime, und wo ſonſt noch etwas die Ohren kützeln, und dadurch das Gemüth eines Leſers oder Zuhörers beluſtigen kann. Die Muſik allein nehme ich aus, als welche eine eigene Kunſt iſt, die auch ohne die Poeſie beſtehen kann: es wäre denn, daß man auch die Harmonie eines wohl ausgeſprochenen Verſes, nach Art der Alten, einen Geſang nennen wollte. Zwar hat auch die ungebundene Schreibart ihren gewiſſen Wohlklang: davon Cicero in ſeinen Geſprächen vom Redner, Quintilian, und nach ihnen faſt alle Lehrer der Beredſamkeit ausführlich zu handeln pflegen. Wenn man es genau unterſuchet, woher derſelbe entſteht, ſo findet man: daß es nichts anders, als die angenehme Abwechſelung gewiſſer lautenden und ſtummen Buchſtaben; imgleichen die Vermiſchung langer und kurzen Sylben ſey, die, hinter einander ausgeſprochen, einen lieblichen Klang verurſachen. Wie viel in der Wohlredenheit darauf ankomme, das iſt bekannt. Oftmals werden die Zuhörer einer ſo harmoniſchen Rede dadurch mehr, als durch die beſten Gründe, gerühret und eingenommen; zumal, wenn der

Redner eine liebliche Stimme hat, und bey einer deutlichen Ausſprache aller Sylben und Buchſtaben die Töne derſelben geſchickt, d. i. den Sachen und dem Affecte gemäß, zu verändern weis. Außer obgedachten Scribenten kann man auch das XVI. Capitel des I. Theils meiner ausführlichen Redekunſt nachſehen, wo im 13. u. f. §. davon gehandelt worden.

2. §. Wie nun die gebundene Schreibart eher, als die ungebundene ins Geſchick gebracht worden: alſo können wir auch den Wohlklang der Poeſie nicht von dem Wohlklange der Redner herleiten. Es iſt bereits oben bey anderer Gelegenheit gedacht worden, daß **Cicero** das Gegentheil angemerket hat, wenn er erzählet: daß **Iſokrates** den Poeten vieles abgelernet, was zur Lieblichkeit einer Rede etwas beytragen kann. Die Urſache ſetzet er auch hinzu; nämlich, weil die erſten Dichter zugleich Sänger und Spielleute geweſen, und ihre Verſe alſo zur Beluſtigung der Ohren gemacht: ſo hätten ſie eher Anlaß gehabt, auf die Harmonie zu ſehen. Die Muſik hilft uns alſo den Urſprung des poetiſchen Wohlklanges erklären. Ich habe ſchon in dem erſten Hauptſtücke erwähnet, daß die erſten Melodeyen eine gewiſſe Anzahl der Sylben, oder eine abgemeſſene Länge der Zeilen, in den Liedern erfordert haben; wodurch ſie geſchickt geworden, darnach abgeſungen zu werden. Das war nun der allergeringſte Grad des poetiſchen Wohlklanges, der auch bey den gröbſten Völkern ſtatt gefunden. Es iſt aber gleichwohl dem Gehöre angenehm, wenn alle Abſchnitte einer Rede, die nach einander folgen, faſt einerley Länge haben: ſo, daß die Zunge nach gewiſſen beſtimmten Pulsſchlägen, gleichſam zu einer periodiſchen Ruhe kömmt. So ſind die Pſalmen der Hebräer, auch ſo gar in unſerer deutſchen Ueber-

* S. was der Abt Fourmont im VI. B. der Memoires, oder ausführl. Schriften der pariſiſchen Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften davon geſchrieben hat.

** Quintilian ſchribt: Poema nemo dubitaverit imperito quodam initio fuſum, et aurium menſura et ſimiliter decurrentium ſpatiorum obſervatione eſſe generatum; mox in eo repertos pedes: das iſt: Ohne Zweifel iſt die Poeſie aus einem unſtudirten Triebe von ohngefähr entſtanden, und durch die Aufmerkſam-

Ueberſetzung noch beſchaffen: daher es denn kömmt, daß ſie auch ſo proſaiſch nach einer gewiſſen freyen Melodie geſungen werden können. * Die älteſten griechiſchen Poeten haben freylich ihre Sylben ſchon genauer nachgezählt, als die morgenländiſchen: allein mehr läßt uns doch die Rauhigkeit, der alles in ſeinem erſten Urſprunge unterworfen iſt, von ihren erſten Liedern nicht hoffen.

3. §. Niemand hat den Urſprung und die wahre Beſchaffenheit des poetiſchen Wohlklanges beſſer unterſucht und ins Licht geſetzt, als **Iſaac Voßius**, in ſeinem Tractate de Poematum cantu et viribus Rhythmi, den er zu Oxfort im Theatro Sheldoniano 1673. in gr. 8. herausgegeben. Er behauptet gleichfalls darinn auf der 2. Seite, daß die erſten griechiſchen Verſe, nach der meiſten Schriftſteller Meynung, keine Füße, und keinen Wohlklang gehabt, und folglich ganz rauh geweſen. Er führet den **Quintilian** zum Zeugen an, deſſen Worte man unten ** ſehen wird. Und darauf fährt er fort, die Natur und den Urſprung des Sylbenmaaßes zu erklären. Er vertheidiget daſſelbe gegen ſeine Verächter, die ſich einbilden, es ſey angenehmer, wenn ein Vers wie ein Fluß in einem geraden Ufer fortſchieße; wo er kein Hinderniß antrifft, als wenn er gleichſam ſchrittweiſe, über ſo viele im Wege ſtehende Felſen ſprudeln müßte. Allein, er zeiget aus einer Anmerkung **Cicerons**, daß diejenigen, die Natur des Schönen nicht verſtehen, die dafür halten, daß etwas ganz Einträchtiges ohne Abtheilung, Unterſchied, und Abwechſelung gefallen könnte. *** Doch weil wir unter unſern Deutſchen keinen Widerſpruch hierinn zu beſorgen haben, ſo halte ich mich hierbey nicht auf. **** Nur ſetzen wir hier voraus, daß das Gehör und die Ausſprache ſelbſt

keit der Ohren auf die gleich fortlaufenden Zeilen und Worte erzeuget worden; bis bald darauf auch die Füße erfunden worden.

*** Numerus in continuatione nullus eſt, diſtinctio et æqualium et ſæpe variorum intervallorum percuſſio, numerum conficit, quem in cadentibus guttis, quod intervallis diſtinguuntur, notare poſſumus, in amni præcipitante non poſſumus.

**** S. meine Sprachlehre IV. Theil, I. und III. Hauptſt.

ſelbſt die alten Griechen gelehret, daß nicht alle Sylben gleichviel Zeit brauchten. Dieſes mochte nun von dem Tone der Selbſtlauter, oder von der Zahl und Art der Mitlauter herkommen; ſo merkte man doch, daß die eine Sylbe kurz, und die andere lang ausgeſprochen ward: daher ſie denn in kurze und lange eingetheilet wurden.

4. §. Der andere Grad des Wohlklangs entſtund wohl damals, als man bey dem Singen ſolcher aufs genaueſte abgezählten Zeilen, wahrnahm, daß zu einer jeden Zeile nach Beſchaffenheit der dazu gehörigen Melodie, auch eine gewiſſe Abwechſelung ſolcher kurzer und langer Sylben gehörete. Dieſes bemerkten diejenigen am erſten, die das zärteſte Gehör hatten, und es unangenehm fanden, wenn auf eine Sylbe, dahin der Accent fiel, eine kurze Note; auf eine kurze Sylbe hergegen, die man in der Ausſprache faſt nicht hörete, im Singen eine lange Note traf. Dieſes ſuchte man nun mit größter Sorgfalt zu vermeiden, und daher mußte man darauf denken, daß ein Vers dem andern, und eine Strophe der andern ganz ähnlich würde: ſo bald nämlich dieſes nicht war, ſo wollte es dieſem zärtlichen Volke nicht klingen; wie es denn wirklich ein gutes Ohr verletzet. Wer da wiſſen will, wie ſeltſam dieſes klinget, der darf ſich nur von einem Franzoſen ein paar Liederchen vorſingen laſſen. Denn wer ſonſt ihres Singens nicht gewohnt iſt, der wird ihnen faſt keine Zeile verſtehen können, ob er ſie gleich ſonſt im Reden verſteht: und das kömmt daher, weil ihre Poeſie von keiner regelmäßigen Abwechſelung langer und kurzer Sylben weis, wie ich ſchon oben im I. Hauptſtück dargethan habe. Da muß es nun nothwendig geſchehen, daß ein ganz kurzes E zuweilen ſehr lang ausgedehnet; eine ſehr lange Sylbe hingegen geſchwind überhüpfet oder verſchlucket wird. Was das für eine Undeutlichkeit in der Ausſprache machet, das iſt nicht zu ſagen: man muß es aber ſelbſt hören, wenn man es recht völlig begreifen will.

5. §.

5. §. Z. E. das bekannte Lied aus dem du Freny:

Un fou, qui veut faire l'habile,
Dit qu'en liſant il pretend tout ſavoir &c.

das kann nach der Melodie, die faſt allen Franzoſen bekannt iſt, nicht anders geſungen werden; als daß die letzte Sylbe von faire, die doch nach der richtigen Ausſprache ſo kurz, als möglich iſt, lang wird. Das Wort pretend aber, welches natürlich wie ein Jambus ausgeſprochen wird, ein Trochäus werden muß: weil die Muſik es ſo mit ſich bringt, daß auf die kurzen Sylben lange, und auf die langen Sylben kurze Noten treffen. Hat nun der Poet die Melodie vorher gewußt, ehe er ſein Lied gemacht, ſo hat er ein elendes Gehör gehabt, daß er dieſen häßlichen Uebelklang nicht gemerket; oder er iſt ſo faul geweſen, daß er ſeine Redensarten nicht nach der Muſik richten wollen. Hat aber der Tonkünſtler, zu einer ſchon fertigen Ode die Melodie geſetzt: ſo kann ich es ihm zwar zurechnen, daß er ſich nicht nach der erſten Strophe gerichtet, und den Sylben ihr Recht wiederfahren laſſen. Aber in allen übrigen Strophen hat er keine Schuld: weil die franzöſiſchen Poeten keine einzige Strophe, im Abſehen auf dieſen Wohlklang, der andern gleich machen. Ob nun dieſes der franzöſiſchen Nation, die ſich auf eine gewiſſe feine Zärtlichkeit ihrer Empfindungen ſoviel zu gute thut, zu Ehren gereiche? das laſſe ich unparteyiſche Kenner beurtheilen. Wenigſtens kann ſie ſich nicht rühmen, daß ſie ein ſolch empfindliches Ohr habe, als die alten Griechen, oder auch wir Deutſchen haben; denen ein ſolch barbariſches Singen, wider den Ton der Ausſprache rauh und unerträglich vorkömmt. **Voſſius** in dem angezogenen Tractate de Poematum Cantu hat dieſes auf der 37 und 38 S. in einem Exempel aus dem **Horaz** gewieſen. Er vergleicht die Ode:

Audivere, Lyce, Dii mea vota; Dii
Audivere, Lyce, fis anus, et tamen
Vis formoſa videri,
Ludisque et bibis impudens. &c.

mit

mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung, darinn keine einzige Strophe mit der andern einerley Wohlklang hat; und davon ich nur die erſte herſetzen will:

Mes Voeux ſont contens, Iſabelle,
Oui les Dieux de leur Grace ont contenté mes Voeux;
Te voilà vieille, & cependant tu veux
Faire encore la belle.

So ſehr ich nun hierinn billige, was dieſer große Kunſtrichter von dieſer ungeſchaffenen Poeſie urtheilt; ſo ſehr muß ich mich beſchweren, daß er, da er doch ein Holländer war, und den beſſern Wohlklang der niederdeutſchen Verſe wußte, mit denen auch unſere hochdeutſchen Gedichte übereinkommen, dennoch alle heutige Völker einer ſolchen barbariſchen Dichtkunſt beſchuldiget hat. *

6. §. Bey dem allen wollen die guten Franzoſen es nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe. Auch **Rollin** in ſeinem ſo berühmten Werke, das er von der Poeſie und andern freyen Künſten herausgegeben, geſteht zwar Italienern und Spaniern zu, daß ſie Verſe ohne Reime machen könnten: weil ſie nämlich noch etwas von der alten Art der lateiniſchen Sprache in ihren Mundarten beybehalten hätten, dadurch ſie geſchickt wären, einen gewiſſen harmoniſchen Klang in ihre Verſe zu bringen. Aber ſeinen Franzoſen, meynet er, ſey es nicht möglich, Verſe ohne Reimen zu dulden; weil ſie lauter gleich lange Sylben in ihrer Sprache hätten, und keine Accente im Reden hören ließen. Ich glaube, man kann halb taub ſeyn, und doch den ehrlichen **Rollin** aus dem bloßen Gehöre widerlegen. Z. E. Die erſte Zeile aus des **Boileau** Ode auf Namurs Eroberung:

Quelle

* Nec vero exiſtimandum, ex quo barbarus iſte ſonus invaluit, uno ſaltem hoc vitio fœdatam fuiſſe poeticam: aliud quippe etiam longe majoris momenti malum artem hanc invaſit: quod nempe ſublato rhythmo et carminum menſura, ſimul quoque ſublatus fuerit carminum cantus. Si latinos exceperis verſus, factos ad imitationem veterum, nulla in hoc noſtro ſæculo in tota Europa ſcribuntur Poemata, quæ nervis et cantui commode poſſint aptari.

Quelle docte & ſainte yvreſſe!

wird von allen Franzoſen als eine trochäiſche Zeile von vier Füßen ausgeſprochen, eben ſo, wie die erſte Zeile aus **Kanitzens** Ode auf ſeine Doris:

Soll ich meine Doris miſſen?

Nun verſuche mans, und verkehre entweder in der Ausſprache die Accente, in die jambiſche Art zu ſcandiren:

Quelle docte & ſainte yvreſſe;

Und frage einen Franzoſen, ob das recht ausgeſprochen ſey? oder man ſpreche alle Sylben gleich lang, das iſt, lauter Spondäen aus, folgender geſtalt:

Quelle | docte & | ſainte y | vreſſe.

ſo wird er entweder taub ſeyn, oder den Unterſcheid hören müſſen. Denn es kann in ſeinen Ohren unmöglich anders klingen, als wenn ich die kanitziſche Zeile entweder ſo leſen wollte:

Soll ich meine Doris miſſen?

oder ſo:

Soll ich meine Doris miſſen?

7. §. Durch dieſe kleine Ausſchweifung will ich nur zeigen, wie nothwendig die alten griechiſchen Poeten auf die regelmäßige Vermiſchung langer und kurzer Sylben haben gerathen müſſen. Ihr Gehör ſagte es ihnen, was lang oder kurz war, und aus dem Klange urtheilten ſie, welche Sylbe ſich zum Anfange einer Zeile, bey einer gewiſſen Geſangweiſe beſſer ſchickte. Weiter brauchten ſie kein Geheimniß zu Erfindung ihrer mannigfaltigen Arten des Sylbenmaaßes. Die gemeinſte Ausſprache aller Leute gab es ihnen an die Hand: und wenn ſie ihre Verſe laſen, ſo

geſchah es nach der proſodiſchen Scanſion; nicht aber nach den ungereimten Accenten, die wir heute zu Tage über die griechiſchen Verſe ſetzen. Hätten ſie zum Exempel Heſiods erſten Vers,

Μȣ̃σαι πιερίηθεν, ἀοιδῆσι κλείȣσαι

nach der Art unſerer heutigen Schulmeiſter ausgeſprochen: ſo hätten ſie ihrer natürlichen Sprache Gewalt angethan; und folglich auch im Leſen eines Verſes, kein Vergnügen empfinden können. Der Accent in dem andern Worte ſteht nämlich auf einer Sylbe, die nach allen Regeln kurz iſt, und ſollte vielmehr auf dem folgenden η ſtehen. Jmgleichen ſteht im letzten Worte das Strichlein überm ει, wo es eben ſo wenig hingehöret. Das ȣ iſt hier lang, und der Doppellaut muß nach Art zwoer kurzen Sylben, e und i, ausgeſprochen werden. Und dieſes giebt einen unumſtößlichen Beweis ab, daß die griechiſchen Accente, die der Proſodie zuwider laufen, nichts taugen.

8. §. Daß dieſes auch in der lateiniſchen Sprache gelte, kann ganz augenſcheinlich erwieſen werden. Unſere proſaiſche Ausſprache tauget nichts, weil wir die Länge und Kürze der Sylben nicht ſo ausdrücken, wie ſie in ihren Poeten befindlich iſt. Das gemeine Volk in Rom, das von der Länge und Kürze der Sylben keine Regeln gelernet hatte, konnte es nach Cicerons Zeugniſſe hören, wenn ein Poet eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz gebrauchet hatte. * Nun ſage mir jemand, wie das möglich geweſen wäre, wenn nicht die lateiniſchen Sylben ihre Länge und Kürze, bloß nach der gewöhn=

* Denn nachdem er von dem Wohlklange überhaupt erſt geſagt: Illud autem ne quis admiretur, quonam modo hæc vulgus imperitorum in audiendo notet: cum in omni genere; tum in hoc ipſo, magna quædam eſt vis incredibilisque naturæ. So ſetzet er nach einer allgemeinen Anmerkung von den Urtheilen, die nach dem Geſchmacke allein gefället werden, hinzu: Itaque non ſolum verbis arte poſitis moventur omnes, verum etiam numeris ac vocibus. Quotus enim quisque eſt, qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his, ſi paulum modo offenſum eſt, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

gewöhnlichen Ausſprache der Römer gehabt hätten; davon alſo der Pöbel ſowohl, als der Poet, nach dem Gehöre urtheilen können? Aber unſere lateiniſche Sprachmeiſter wollen gern in der Proſodie der Alten beſondere Geheimniſſe finden, und durch künſtliche Regeln die Länge und Kürze der Sylben ausmachen. Bey unſerer verderbten Ausſprache des Lateins, die lange Sylben kurz, und kurze lang zu machen pflegt, thun ſie uns dadurch zwar gute Dienſte: wie wollen ſie es aber beweiſen, daß auch **Virgil** eine Proſodie habe lernen müſſen? Es war alſo mit den alten Sprachen nicht anders beſchaffen, als mit den heutigen, die ein Sylbenmaaß in ihrer Poeſie haben; und faſt alle deutſcher Abkunft ſind. Ihre vornehmſte proſodiſche Regel war eben ſo, wie bey uns, dieſe: **Ein Poet richte ſich in der Scanſion, nach der gemeinen Ausſprache.** Dieſes könnte noch weitläuftiger erwieſen, und von etlichen kleinen Einwürfen befreyet werden, wenn ich eine lateiniſche Proſodie zu ſchreiben im Sinne hätte. Man leſe aber was **Voſſius**, am angeführten Orte, auf der 29 und 30 Seite davon geſchrieben, und was ich in meiner Sprachkunſt IV. Theile im 2 und 3 Hauptſtücke davon geſchrieben: ſo wird man völlig überzeuget werden.

9. §. Unter den vielfältigen Gattungen des Sylbenmaaßes, die von Griechen und Lateinern erdacht und gebrauchet worden, iſt zwar keine einzige, die ſich nicht auch in unſrer, ja in allen andern Sprachen nachmachen ließen. Wir, und alle übrige Völker haben lange und kurze Sylben, die ſich in ungebundner Rede auf tauſendfältige Art durch einander miſchen laſſen. Was hindert es denn, daß wir dieſelben nicht auch auf eine einträchtige Art, nach einer beliebig angenommenen Regel, ſollten abwechſeln können? Daß unſre Nachbarn dieſes nicht erkennen wollen, oder nicht gewahr werden, das gereichet uns zu keinem Nachtheile. Gleichwohl hat **Henrich Stephan** franzöſiſche Hexameter verſuchet. Siehe l'Hiſtoire de la Poeſie françoiſe par Maſſuet: und Creſcimbeni, in ſ. Hiſtoria della volgar Poeſia will behaupten; die wälſchen heroiſchen Verſe, wären aus

27

den Hendecaſyllabis der Lateiner entſprungen. Allein viele von unſern Dichtern und Kunſtrichtern haben hier alles mögliche gethan. Sonderlich haben Conr. Gesner, Clajus, von Birken, Heräus und Omeis ſichs angelegen ſeyn laſſen, die Möglichkeit vieler Arten des Sylbenmaaßes in unſrer Mutterſprache zu erweiſen, und allerley Exempel davon gegeben. Daß ſie aber nicht Beyfall und Nachfolger gefunden, das kömmt meines Erachtens daher: weil die Harmonie der gar zu gekünſtelten Abwechſelungen der Füſſe nicht ſo leicht ins Gehör fällt; da man auch im Lateiniſchen Mühe hat, eine ungewöhnliche Art von Verſen recht zu ſcandiren.

10. §. Man iſt alſo im Deutſchen vor Alters faſt bey den jambiſchen Verſen allein geblieben; weil dieſelben unſrer Sprache am natürlichſten ſind. Die Artikel vor den Nennwörtern, und die Fürwörter vor den Zeitwörtern geben lauter ſteigende Zeilen an die Hand: ſo vieler tauſend zuſammengeſetzter Wörter, davon unſre Sprache voll iſt, nicht zu gedenken; die ordentlich von vorne mit einer kurzen Sylbe verlängert werden, und alſo Jamben ausmachen. Z. E. Verſtand, Gemüth, Vernunft, Geduld, genug, worauf, vorhin, betrübt, verdammt, erheben, geſtorben, verlangen, beſonders, entkräften, unmöglich, ausführlich, u. ſ. w. Daß nun dergleichen Verſe vor Alters in Deutſchland, entweder mit Fleiß, oder von ungefähr, nach dem bloßen Gehöre gemachet worden, das habe ich bereits oben im erſten Capitel aus Luthers Liedern, ja aus Winsbeks Ermahnung an ſeinen Sohn erwieſen. Ja, man findet auch wohl in ältern Poeten unſers Vaterlandes, z. E. im Ottfried, die Spuren davon.

11. §. Die trochäiſchen ſind zwar ſo ſehr nicht Mode geworden, doch unſrer Sprache eben ſo natürlich, als jene Gattung. D. Luther hat ſchon zu ſeiner Zeit den Lobgeſang Ambroſii: Nun komm der Heiden Heiland, durchgehends in dergleichen Art von Verſe überſetzt: welches zwar aus dieſem Anfange nicht erhellet, aber in dem ganzen

Liede unleugbar iſt; wenn man nur etliche harte Stellen der damaligen rauhen Mundart nachſehen will. Z. E. iſt folgende Strophe ihm gut gerathen:

Der du biſt dem Vater gleich,
Führ hinaus den Sieg im Fleiſch,
Daß dein ewge Gotts-Gewalt,
In uns das krank Fleiſch erhalt.

So gar im Ottfried findet man unzählliche trochäiſche Zeilen, ja zuweilen vier, fünf, ſechs hintereinander: welches gewiß dem Poeten nicht ungefähr gekommen ſeyn kann; ſondern um des Wohlklanges halber, den er in dergleichen Verſen bemerket hat, mit Fleiß geſchehen ſeyn mag. Es giebt gelehrte Männer, die dafür halten, dieſe Art des Sylbenmaaßes ſey unſrer Mutterſprache viel natürlicher, als die jambiſche. Sie berufen ſich auf die einfachen Nennwörter derſelben, die gewiß entweder einſylbig ſind, und alſo in allen Abänderungen mit einer langen Sylbe anfangen, und mit einer kurzen endigen; als, von Haupt, Hand, Fuß, Häupter, Hände, Füße, oder zwey Sylben haben, wie z. E. Glaube, Liebe, Hoffnung, Vater, Mutter, und alſo auch faſt lauter Trochäen machen. Ja ſelbſt die Hauptwörter im Infinitivo, gehören zu denen, die gleichfalls trochäiſch klingen; als, leben, ſterben, eſſen, trinken ꝛc. Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß trochäiſche Gedichte uns Deutſchen nicht ſchwerer fallen können, als jambiſche. Unſre Sprache hat faſt eben ſo viel lange, als kurze Sylben; und da ſich dieſelben hier ſo wohl, als in der jambiſchen Art, in gleicher Anzahl befinden müſſen: ſo läuft es auf eins hinaus, was man für Verſe machen will.

12. §. Das daktyliſche Sylbenmaaß iſt das dritte, das bey uns von Auguſt Buchnern eingeführet worden, der aber ſelbſt geſteht, daß er es nicht erfunden, ſondern ſchon bey den Alten angetroffen. Es erfodert, wie bekannt iſt, zweymal ſo viel kurze, als lange Sylben; und iſt daher ſo leicht

nicht, als die beyden obigen Gattungen. Wir finden auch daher vor Opitzen wohl nicht leicht eine ganz daktyliſche Strophe in unſern alten Poeten; ja auch nach ſeiner Zeit hat es wenigen damit gelingen wollen. Chriſtian Weiſe und Günther ſind oft ſehr glücklich darinn geweſen; ſo, daß ihnen dieſe Art ganz ungezwungen und ohne Anſtoß gefloſſen. Man hat ſie aber mehrentheils nur zu kleinen Arien von einer oder zwey Strophen; ja wohl gar nur zu einzelnen Zeilen in jambiſchen oder trochäiſchen Verſen gebraucht. Sie klingen an ſich ſelbſt ſehr luſtig und ſpringend, und ſind daher zur Abwechſelung in Cantaten, oder andern muſikaliſchen Stücken bisweilen ſehr bequem; zumal, wenn man gewiſſe heftige Affecten dadurch auszudrücken Gelegenheit hat. Doch die Wahrheit zu ſagen, ſind ſie, außer dieſen Fällen, für unſere männliche Sprache ein wenig zu kindiſch; ob ſie gleich dem Frauenzimmer und jungen Leuten ſehr zu gefallen pflegen. Zur Noth könnten ſie dienen, den Italienern, die ſich auf die Zärtlichkeit ihrer Sprache ſo viel einbilden, zu zeigen: daß man bey uns eben ſowohl fließende und liebliche Sylben zuſammen bringen könne, die einem Sänger gleichſam von ſich ſelbſt über die Zunge weglaufen. Man müßte ſich aber alsdann mit Fleiß aller raſſelnden und rauſchenden Wörter enthalten; hergegen viele von den lautenden und andern gelinden Buchſtaben, als b, d, f, l, m, n, w, anzubringen ſuchen, als welche einer Zeile eine große Gelindigkeit und Lieblichkeit zuwege bringen. Wer Exempel verlanget, der kann ſie von allen Arten in Hübners poetiſchem Handbuche finden.

13. §. Die vierte Art der Verſe bey uns beſteht aus den amphibrachiſchen Füßen, wie ſchon Omeis in ſeiner Dichtkunſt angemerket hat. Ein Amphibrachis iſt, wie das Wort zeigt, ein dreyſylbiger Fuß, deſſen mittelſte Sylbe lang, beyde Ende aber kurz ſind. Wir haben eine Menge von Wörtern im Deutſchen, die von ſolcher Beſchaffenheit ſind. Z. E. von Zeitwörtern: erheben, verachten,

gebäh-

gebähren, vernichten; von **Nennwörtern**, Geſunde, Betrübte, Gedanken, Gedichte; von andern **Wörtern**, derſelbe, desgleichen, unendlich, gewaltig, erheblich, abſcheulich ꝛc. Wenn nun ſolche Füße zuſammengeſetzt werden, ſo entſteht folgende Art von Verſen, die ich aus dem **Menantes** nehmen will:

◡ – ◡ | ◡ – ◡ | ◡ – ◡ | ◡ – ◡ |
Das laß ich | wohl bleiben, | daß ich mich | verliebe, |
Ich liebe | mich ſelber, | und ſchone | mein Geld ꝛc. |

Günthers Ueberſetzung aus dem **Secundus**, iſt von eben der Art. Wie nun dieſe Versart ſehr wohl und luſtig klinget: ſo iſt ſie auch von unſern Dichtern in kleinen Arien und Oden, ſehr fleißig gebraucht worden. Nun weis ich zwar, daß einige Anleitungen zur deutſchen Poeſie, dieſe amphibrachiſche Art, mit zur daktyliſchen ſchlagen wollen; weil der Klang derſelben ſehr damit übereinkömmt. Allein, da ſie doch allemal geſtehen müſſen, daß hier vorne immer eine Sylbe zu viel iſt, die nicht zum daktyliſchen Verſe gehöret: ſo iſt es ja beſſer, ein jedes Kind bey ſeinem Namen zu nennen. Denn außer daß man die Verwirrung dergeſtalt beſſer vermeidet, ſo gewinnt unſre Sprache und Dichtkunſt auch dadurch eine mehrere Aehnlichkeit mit der griechiſchen und lateiniſchen: welches ihr, in Anſehung der übrigen heutigen Sprachen, allerdings einen Vorzug giebt. Jemehr wir nämlich die Füße und Verſe der Alten nachahmen können: deſtomehr Wohlklang und Harmonie hat unſre Sprache und Verskunſt aufzuweiſen.

14. §. Die fünfte Art der Füße, die unſere Sprache an die Hand giebt, ſind die **anapäſtiſchen**. Ein **Anapäſt** beſteht aus dreyen Sylben, davon die beyden erſten kurz, und die dritte lang iſt. An ſolchen Wörtern nun fehlt es uns abermal nicht. Z. E. Potentat, Majeſtät, ungemein, überaus, allemal, ſintemal, unverwehrt, jedermann, nimmermehr, u. d. gl.

Nun ſcheint es zwar, als ob die erſten Sylben dieſer Wörter auch lang ausgeſprochen werden könnten; wie ſie denn auch wirklich von den Poeten in jambiſchen und trochäiſchen Verſen lang gebraucht zu werden pflegen: allein dieſes zeiget nur, daß wir im Deutſchen eben ſowohl, als im Lateiniſchen, Syllabas ancipites, Sylben von ungewiſſer Länge haben; die man theils lang, theils kurz brauchen kann. Ein rechter anapäſtiſcher Vers ſieht alſo im Deutſchen etwa ſo aus, wie **Omeis** das Exempel dazu giebt:

◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡
Gute Nacht, | gute Nacht, | ruhet wohl | bis zum Ta | ge,
Ruhet ſanft, | ohne Furcht, | ohne Scheu, | ohne Pla | ge.

Dieſe Art iſt indeſſen etwas ſchwerer, als die vorhergehende: bloß, weil man einige Mühe hat, eine Rede mit zwo kurzen Sylben anzufangen. In der Mitte aber haben ſie nicht mehr Schwierigkeit, als die daktyliſchen, oder amphibrachiſchen; weil ſie nicht mehr kurze Sylben erfodern, als dieſelben. Eben daher ſind auch in den gemeinen poetiſchen Anweiſungen dieſe **anapäſtiſchen** Verſe mit zu den **daktyliſchen** geſchlagen worden; die aber ein paar überflüßige Sylben vorne hätten. Allein, da ihre Scanſion ganz anders klingt, und vielmehr Bewegung, ja eine recht heftige, plötzliche Gemüthsart ausdrückt, die dem daktyliſchen Wohlklange ganz entgegen ſteht: ſo thut man viel beſſer, daß man ſie ganz beſonders läßt, und auch dadurch den Reichthum unſerer Dichtkunſt, vor der wälſchen und franzöſiſchen, behauptet.

15. §. In den bisherigen fünf Arten der poetiſchen Füße, habe ich an allen deutſchen Lehrern der Proſodie Vorgänger gehabt. Allein, da es meine Abſicht iſt, unſere Dichtkunſt auch im Abſehen auf den Wohlklang der Verſe, der eine ſo erſtaunliche Kraft in den Gemüthern der Menſchen hat, und bisweilen rechte Wunder thut, vollkommener zu machen: ſo halte ich es für nöthig, zu zeigen, daß es uns Deutſchen

auch

auch an andern Arten der Füße nicht fehle, die bey den Alten mit ſo vielem Vortheile gebrauchet worden. Und wenn ich mit dieſer Bemühung nichts mehr ausrichte, als daß ich anwachſenden muntern Köpfen ein wenig das Ohr ſchärfe, auf den verſchiedenen Wohlklang der Sylben und Wörter acht zu geben, und, wenn es auch nur zur Luſt wäre, einige Verſuche damit zu machen: ſo ſoll mich die Arbeit nicht dauren. Es iſt eine Schande, daß unſere ſo großen Verfechter des Alterthums, die ſich für das Griechiſche und Lateiniſche faſt todtſchlagen laſſen, uns gleichwohl in Schulen oder in Schriften, die ſie davon verfertigen, keinen Begriff von dem verſchiedenen Wohlklange der alten Gedichte, beybringen, der doch die Griechen und Römer faſt bezaubert hat. Und da unſere Sprache durch die Länge und Kürze ihrer Sylben, geſchickt iſt, ſich der Lieblichkeit der gelehrten Sprachen, durch dieſe ſo mannigfaltige Harmonie, mehr und mehr zu nähern: ſo ſehe ich nicht, warum wir unſern Dichtern, in den bisher gewöhnlichen Versarten ein Ziel ſtecken, und ihnen nicht vielmehr ein, Plus ultra! zuruffen ſollten.

16. §. Ich hebe alſo billig von den Spondäen an, als welche Art von Füßen noch zu den zweyſylbigten gehöret. Ein Spondäus aber beſteht aus zwoen langen Sylben, und geht alſo auf eine recht gravitätiſche ernſthafte Art einher; ohne wie die Jamben oder Trochäen, auf einem Beine zu hinken. Ernſtlich von der Sache zu reden, ſo hat dieſe ſpondäiſche Art nicht ſo viel Bewegung und Hitze in ſich, als die andern obbemeldeten Füße, die auch aus kurzen Sylben beſtehen: ſondern ſie iſt gleichſam eine Abbildung einer recht ſtoiſchen Ruhe und Gelaſſenheit. Sie geht, gleich einem Spanier, mit lauter majeſtätiſchen Schritten einher, und füllet das Ohr mit eitel vollklingenden Tönen. Es fehlt uns auch im Deutſchen an Wörtern nicht, die hier zu Exempeln dienen können: zumal unſre zuſammengeſetzten Wörter ſchicken ſich ſehr gut dazu. Z. E. Großmuth, Unmuth,

 Sanft-

Sanftmuth, Handwerk, Hofrath, Vormund, Werkſtatt, Vortrab, Nachſicht, Sonntag ꝛc. Ja auch dreyſylbige haben wir, darinnen zwo nach einander lang ſind; als vorhaben, aufſtehen, mitnehmen, vorgehen, nachfolgen, Großvater, ausnehmend, u. d. gl. Wollte man nun ganze Verſe aus lauter ſolchen Füßen zuſammen ſetzen, ſo würde dieſes eben ſo traurig und hölzern herauskommen, als wenn ein Tanz durchgehends aus lauter ſogenannten Pas graves beſtünde. Es haben daher auch weder die Griechen noch die Lateiner, ganz ſpondäiſche Verſe gebraucht; wohl aber die Spondäen unter die Jamben, Trochäen und Daktylen gemenget: um dieſelben etwas ernſthafter und langſamer zu machen, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würden. Von den Jamben ſagt dieſes **Horaz**, in ſeiner Dichtkunſt, ausdrücklich:

Tardior ut paullo graviorque veniret ad aures,
Spondæos ſtabiles in jura paterna recepit.

Und wir ſelbſt pflegen dieſes zu thun, wenn wir jambiſche Verſe machen, zumal im Anfange derſelben. Z. E. wenn **Pietſch** ſchreibt:

Held! ich umſchränke mich, dieß Blatt iſt viel zu klein ꝛc.

ſo iſt unſtreitig die erſte Sylbe, **Held**, eine lange Sylbe, und macht alſo mit dem Worte **ich**, welches hier lang gebraucht iſt, einen Spondäus; dieſer aber vertritt die Stelle eines Jambus.

17. §. So erlaubt uns nun dieſes, nach dem Beyſpiele der Alten, iſt und bleiben muß: ſo billig wäre es gleichwohl, daß man ſich künftig auch dieſer Erlaubniß nur mäßig bediente. Die Lateiner haben ſich hierinn das Maaß geſetzet, daß ſie in den ſechsfüßigen Jamben, ſich den andern und vierten Fuß von Spondäen frey behalten wollen:

Com-

Commodus & patiens (jambus), non ut de ſede ſecunda
Cederet, aut quarta ſocialiter.

Viele von unſern deutſchen Poeten haben dieſe Regel in ihren jambiſchen Verſen nicht beobachtet; und daher ſind ihre Verſe ſo ſteif und ſo rauh geworden, daß man ſie vor großer Härte, nicht leſen oder hören mag. Ja ſelbſt auf den erlaubten Stellen, iſt es nicht einmal rathſam, gar zu oft mit den Spondäen aufgezogen zu kommen. Unſere Sprache iſt bey weitem ſo gelinde nicht, als die lateiniſche war. Dieſe hatte ſo wenig Mitlauter in ihren Sylben, daß man einen ſechsfüßigen Vers aus lauter Jamben, faſt im Augenblicke ausſprechen konnte. Man nahm, ſo zu reden, immer zwey Füße zugleich in den Mund, und nannte ihn daher trimetrum, als ob er nur drey Füße hätte; da es doch ſechſe waren.

Pes citus, unde etiam trimetris accreſcere juſſit
Nomen ïambëis, cum ſenos redderet ictus.

Weil nun im Deutſchen an Mitlautern eher ein Ueberfluß, als Mangel zu beſorgen iſt: ſo muß man auch die Erlaubniß, zuweilen einen Spondäus einzumengen, nur mäßig brauchen; und ſich lieber auf reine Jamben befleißen, wenn man was liebliches ſchreiben will. Jemehr Spondäen ein Vers, oder Gedicht, von jambiſcher oder trochäiſcher Art hat, deſto härter und ungehobelter klingt er.

In ſcenam miſſos magno cum pondere verſus,
Aut *operæ celeris nimium* curaque carentis,
Aut *ignoratæ* premit *artis* crimine turpi.

18. §. Ferner werden die Spondäen von Griechen und Lateinern auch unter die daktyliſchen Füſſe gemenget: und daraus entſteht die ſogenannte heroiſche, oder alexandriniſche Versart. Die Liebhaber und Kenner der lateiniſchen Dichter kennen dieſelbe ohne mich ſchon: allein um der deutſchen

Leſer willen muß ich ſie beſchreiben. Ein ſogenannter Hexameter beſteht aus ſechs Füßen, davon die erſten vier ohne Unterſchied ſpondäiſch, oder daktyliſch ſeyn können: der fünfte nur, muß immer ein Daktylus, und der ſechſte immer ein Spondäus, oder höchſtens ein Trochäus ſeyn. Ein Exempel hat uns Luther in der Bibel gegeben:

– ◡◡ – – – – – – – ◡ ◡ – ◡
Und Jſa | ak ſcher | zet mit | ſeinem | Weibe Re | becca.

Daß man nun ſolche Verſe im Deutſchen machen könne, das hat ſchon beynahe vor zwey hundert Jahren **Conrad Gesner** eingeſehen.* Allein das Exempel, das er giebt, iſt ihm nicht ſonderlich gerathen, weil er die rechte Länge der Sylben nicht beobachtet hat. Er ſetzt das Vater unſer ſo:

O Va | ter un | ſer, der | du dein' | ewige Wohnung
Erhöhſt | in Him | meln, dein | Namen | werde ge | heiligt ꝛc.

Wer ſieht aber nicht, daß er hier die beyden letzten Sylben von **Vater** und **unſer** lang gebrauchet hat; da ſie doch nach dem Urtheile aller Ohren kurz ausgeſprochen werden. Eben ſo iſt es ihm in **Namen** gegangen. Das Wort **erhöhſt**, hat er auch als einen Spondäus gebraucht, da es doch ein Jambus iſt: und bey ſolchen Unrichtigkeiten iſt es kein Wunder, daß ihm dieſe Art nicht hat klingen wollen; zugeſchweigen, daß die Sprache damals noch zu rauh war, und lange nicht einen ſolchen Ueberfluß geſchmeidiger Redensarten hatte, als itzo. Den Græciſmus **in Himmeln** will ich nicht einmal erwähnen, dadurch dieſe Probe noch häßlicher wird; weil er die Zeile ganz undeutſch machet. Wie aber, wenn man das Vater unſer ſo überſetzte?

Hör

* Siehe die Vorrede zu Joſua Malers Diction. German. Latin. wo er alſo ſchreibt: Nos ad Latinorum Græcorumque imitationem numeroſa meditari carmina cœpimus, id quod in Hexametris heroicis parum feliciter procedit. In Phaleucis vero melius. S. auch ſeinen Mithridates a. d. 40. und 41. Seite.

Hör uns, Vater und Herr! der du den Himmel bewohneſt,
Daß dein Name bey uns über alles geheiliget werde,
Daß dein herrliches Reich bey uns auf Erden erſcheine,
Und dein Wille von uns, eben ſo, als im Himmel geſchehe.
Gib auch das tägliche Brodt, und vergib uns die ſündlichen Schulden,
Wie wir auch unſeres Theils den Schuldenern gerne vergeben.
Wende Verſuchungen ab, und rett uns aus Gnaden, vom Uebel!
Denn dein iſt das Reich, ja göttliche Macht und Herrlichkeit, Amen.

19. §. Doch da dieſes heroiſche Sylbenmaaß, ohn alle Reime, deutſchen Ohren noch gar zu fremde geklungen: ſo ſind einige von unſern Dichtern auf die Vermiſchung der Hexameter mit Pentametern, oder auf die Elegie der Lateiner verfallen; die ſie auch durch die Beybehaltung der Reime angenehmer zu machen geſuchet. Schon **Sigmund von Birken**, der Stifter der Pegnitzſchäfer, hat in ſeiner Proſodie einen Verſuch damit gemacht, der ihm aber nicht ſonderlich gelungen iſt. Nächſt ihm hat **Omeis** in ſeiner Reim- und Dichtkunſt folgendes Exempel gegeben, welches nicht übel klingt:

Was ein menſchliches Herz, von innen und außen betrübet,
  Werde durch Gottes Gewalt, künftig und itzo verjagt.
Was ihr redet und thut, das werde von beyden geliebet,
  Bis der Tod zugleich beyden das Leben verſagt.

Heräus iſt nicht minder glücklich in dieſer Art geweſen. Auf der 68. S. ſeiner Gedichte, ſteht ein Gedicht auf Kaiſer Karln den VI. welches ſo anhebt:

Mächtigſter Herrſcher der Welt, vom Himmel die Fürſten zu richten,
  Einig erwähleter Fürſt, unüberwindlicher Held:
Gönne der eifrigen Pflicht dieß nimmer geſehene Dichten,
  Von nicht geſehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.
Zeuget der Friede den Krieg durch tapfre Beſchützung der Rechte ꝛc.

Hieraus

Hieraus ſieht man fürs erſte, daß Heräus, um dieſen neuen Verſuch beliebt zu machen, faſt lauter daktyliſche Füße gebraucht; hernach, daß er, wie Omeis, den Reim der Deutſchen beybehalten hat. Allein, meines Erachtens, würde man mit der Einführung dieſer Gattung des Sylbenmaaßes dergeſtalt nicht viel gewinnen. Daktyliſche Verſe hat man längſt gemacht; aber ſie klingen zu weich: die Spondäen müſſen ſie männlicher machen. Die Reime haben uns in den andern Arten genug zu ſchaffen gemacht: in dieſer neuen müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal reimloſe Verſe zu machen. Wir wollen alſo noch eine Probe ſehen, die zwar eine Elegie iſt, aber nicht reimet. Es iſt eine Ueberſetzung des VI. Pſalms:

Strafe mich nicht, o Herr! in deinem erſchrecklichen Zorne,
Züchtige mich doch nicht, Vater! aus Eifer und Grimm:
Sey mir gnädig, o Herr! denn ich bin ſchwach und erſchrocken:
Heile mich, himmliſcher Arzt! meine Gebeine ſind ſchwach.
Herzlich erſchrocken iſt mir die kümmerlich ächzende Seele;
Ach wie ſo lange, mein Gott, ach wie ſo lange biſt du?
Wende dich, Herr, und rette mir bald das ängſtliche Leben:
Hilf mir, ſo wahr du ein Gott voller Erbarmungen biſt.
Denkt man im Tode wohl dein? wer dankt dir im Schlunde der Hölle?
O ſo erbarme dich doch, weil mich die Erde noch trägt!
Ich bin müde vor Gram, und ſchwemme mein Bette bey Nachte,
Wenn mein thränender Guß Lager und Decke benetzt.
Meine Geſtalt verfällt, vor Trauren und Kummer und Zagen;
Denn von täglicher Angſt rückt auch das Alter heran.
Weichet von hier, ihr Frevler! entweicht. Gott höret mein Weinen,
Ja, der Herr hört mein Flehn, höret mein ängſtlich Gebeth.
Schämt euch, ihr Feinde, dabey; erſchreckt und kehrt euch zurücke!
Werdet zu ſchanden, und flieht; weichet urplötzlich von mir.

20. §. Ich weis wohl, daß dieſes manchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateiniſchen Vers **Tibulls** oder **Ovids** in dergleichen Sylbenmaaße, ohne alle Reime ſchön finden, iſt es in Wahrheit eine Schande; wenn ſie eben dieſen majeſtätiſchen Wohlklang, den ſie dort bewundern, nur im Deutſchen, entweder nicht hören, oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrſamkeit, noch an Witz, noch an Stärke in ſeiner Sprache fehlet, auf die Gedanken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben; und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrift, außer den Reimen, fähig iſt. Denn wie ein **Milton** in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat ſchreiben können, welches itzt bey der ganzen Nation Beyfall findet; und wie in Italien theils **Triſſino** ſein von den Gothen befreytes Italien, theils der Cardinal **Bentivoglio** den ganzen **Statius** in ſolche reimloſe Verſe gebracht hat: ſo wäre es ja auch im Deutſchen nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was neues in Schwang brächte. Ich bin verſichert, wenn uns nur **Opitz** etliche Exempel von dieſer Art gelaſſen hätte, man würde ihm ohne alles Bedenken häufig darinn gefolget ſeyn. Dieſen Mangel einigermaaßen zu erſetzen, will ich noch folgende Probe von der heroiſchen Art herſetzen.

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und an Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O! was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erſchrack, und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter
Hatte nur Abſcheu davor. Schwärmt, ſchwärmt nur, ihr raſenden Pfaffen!

Opfer und Räuchwerk iſt nichts, wenn tauſend Laſter euch drücken.
Prüfet euch ſelbſt, forſcht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott, oder euch? Seht, wie das Gewiſſen euch ängſtet!
Reinigt den Geiſt, ſucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden:
Dämpft erſt tapfer und friſch die eignen Begierden und Lüſte:
Dann zeigt andern den Weg und lehret ſie tugendhaft wandeln;
Nüchtern, gerecht, großmüthig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit beſtehn, dann wird man bekennen,
Daß ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

21. §. Dieſen meinen Aufmunterungen zu Folge, habe ich es nun zwar erlebet, daß man uns im Deutſchen verſchiedene größere Gedichte, unter dem Namen epiſcher, oder Heldengedichte, in ſolchen Hexametern ans Licht geſtellet, ja auch kleinere Verſuche, z. E. auf den Frühling, in Druck gegeben. Allein nach dem Wohlklange zu urtheilen, den dieſe Proben uns von deutſchen Hexametern hören laſſen; ſollte ichs beynahe bereuen, daß ich dieſe Art von Verſen unſern Landsleuten von neuem angeprieſen habe. Dieſelben klingen nämlich ſo gar hart und rauh, als vieleicht vor **Homers** Zeiten die griechiſchen, oder vorm **Ennius** die lateiniſchen Hexameter geklungen haben mögen. Die meiſten Leſer, die auch ſonſt mit lateiniſchen und griechiſchen Verſen ganz wohl bekannt ſind, können hier gar keinen Wohlklang finden, ja nicht einmal das Sylbenmaaß entdecken, das ihnen in jenen ſo reizend klingt. Da alſo dieſe deutſchen Hexameter invitis Muſis, und ohne Beyſtand der Gratien verfertiget worden, und weder einer guten Proſe, noch einer gebundnen Rede ähnlich ſehen: ſo fraget es ſich, woran es liege, daß ſie nicht angenehmer klingen? Ich antworte, darauf: daß in den meiſten Schulen junge Leute nicht angeführet

führet werden, die lateiniſchen Verſe recht nach der Scanſion zu leſen; und das reizende Sylbenmaaß recht zu empfinden, welches die Alten ſo entzücket hat. Denn dadurch geſchieht es, daß man die ſchönſten Hexameter **Virgils** oder **Claudians**, wie eine lahme hinkende Proſe lieſt, und den bezaubernden Wohlklang niemals ins Ohr bekömmt, den ein recht ausgeſprochener Vers eigentlich haben ſoll. Daher haben aber auch dieſe deutſchen Dichter, ihren deutſchen Hexametern keine beſſere Anmuth zu ertheilen vermocht: ſie haben kurze Sylben oft lang, und lange kurz gebrauchet; dadurch aber, alle die Schönheiten verlohren, deren ſonſt ihre Gedichte im äußerlichen fähig geweſen wären. Ich ſchweige noch von den Abſchnitten, die ein guter Hexameter in heroiſchen Gedichten haben muß. Denn wer dieſelben nicht beobachtet, der muß ſich nicht wundern, wenn ſeine Hexameter nicht beſſer klingen, als **Horazens** ſeine; die das Gehör mehr martern und quälen, als beluſtigen können. Wir müſſen alſo noch andre Dichter erwarten, die ein beſſer Gehör haben, und die Anmuth des Wohlklanges glücklicher erreichen können; dadurch die Poeſie von rechtswegen der ungebundnen Rede überlegen ſeyn muß.

22. §. Doch auch die heroiſchen Verſe und Elegien ſind noch nicht alles, was wir im Deutſchen nachahmen können. Einige Meiſter unſrer Dichtkunſt, haben faſt alle, oder doch die meiſten und beſten Arten, der griechiſchen und lateiniſchen Oden, im Deutſchen zu machen, verſucht: und ich darf mich nur auf meine Vorgänger berufen, wenn mein Anſehen zu klein iſt, die Möglichkeit davon zu zeigen. Zwar was die anakreontiſchen anlanget, ſo ſind dieſelben ohne alle Schwierigkeit. Sie beſtehen nur aus jambiſchen, oder trochäiſchen kurzen Verſen, die wir täglich zu machen pflegen; nur daß ſie ſich nicht ſo reimen dörfen, wie die unſrigen: und ich habe ſelbſt in der I. Ausgabe meiner Gedichte, etliche Oden **Anakreons**, in eben der Versart, die er gebraucht hat, in eben ſo viel Zeilen und

Syl-

Sylben überſetzt; worauf ich mich hier beziehen kann. * Außer dieſen aber ſind uns ja auch die ſapphiſchen Verſe im Deutſchen ſchon bekannt. In dieſer Art beſteht jede Zeile, aus einem Trochäus, einem Spondäus, einem Dattylus, und noch zween Trochäen. Nach dreyen Zeilen wird ein adoniſcher Vers angehänget, der nur einen Daktylus und Spondäus erfodert. Das Sylbenmaaß ſieht ſo aus:

– ◡ | – – | – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡
– ◡ | – – | – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡
– ◡ | – – | – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡
– ◡ ◡ | – –

Unter unſern Kirchengeſängen, iſt das Lied, Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen? nach dieſer Art gemachet; aber nicht überall getroffen. Klajus in ſeinem Leiden Jeſu, hat folgendes Exempel mit Reimen gegeben:

Welche | Regen= | Wolke hat | dich ver | ſtecket?
Haſt du | dich mit | Trauerflor | über | decket?
Deiner | Schweſter | ſilberbe | zäumte | Pferde,
Leuchten | der Erde. |

Nun hat zwar Omeis einen Fuß von jedem Verſe weggelaſſen, und dieſe neugebackene Art dennoch ſapphiſche Verſe nennen, ja ſie für lieblicher ausgeben wollen. Allein, ich bleibe lieber bey der wahren ſapphiſchen Art, und glaube, wie eben dieſer Omeis anmerket, daß ſie ſich ſehr wohl würde hören laſſen, wenn ſie von einem geſchickten Tonkünſtler recht in die Muſik geſetzt, und abgeſungen würde. Ein ſchönes Exempel ſehe man in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes im I. Stücke, des I. B.

* S. auch der krit. Beyträge 2. B. a. d. 160. S. imgl. des engl. Aufſehers 2. B. a. d. 399. S.

23. §. Hier ſieht ein jeder, daß es auch angeht, im Deutſchen adoniſche Verſe zu machen, die alle ſo ausſehen und klingen, wie die letzte Zeile in der ſapphiſchen Versart. Sie beſtehen nämlich aus einem Daktylus, und einem Spondäus, oder an der Stelle dieſes letztern, einem Trochäus, und klingen in ſcherzhaften Sachen ſehr lieblich. Zum Exempel:

Gereimte,	oder ungereimte.
– ᴗ ᴗ – –	Reizende Muſen!
Artige Jugend,	Edle Göttinnen
Liebe die Tugend.	Reizet doch immer
Lachen und Scherzen	Alles auf Erden,
Reize die Herzen	Euch zu verehren.
Nimmer, der Erden	Reizet und locket
Sclaven zu werden;	Junge Gemüther,
Nimmer zum Ziele	Liebliche Künſte,
Lockender Spiele;	Singen und Spielen,
Nimmer zum Triebe	Dichten und Reimen,
Schändlicher Liebe.	Fleißig zu lernen,
Wangen und Stirnen	Eifrig zu üben,
Buhlender Dirnen,	Andre zu lehren,
Reizender Schönen	Allen zu preiſen;
Gleichen Sirenen,	Und die Verderbniß
Welche beym Singen	Roher Verächter
Menſchen verſchlingen.	Stolz zu verachten.

24. §. Doch auch dabey bleibt es nicht. Unſere Dichtkunſt erſtrecket ſich auch auf die phaläciſche Versart, davon gleichfalls Omeis ſchon gehandelt hat. Dieſe hat fünf Füße, davon der erſte ein Spondäus, der andere ein Daktylus, die übrigen drey aber Trochäen ſind. Sie ſieht ſo aus:

| – – | – ᴗ ᴗ | – ᴗ | – ᴗ | – ᴗ |
Auf Ger | manien! | ſoll dein | alter | Schimmer,
Itzt ſo jämmerlich Dampf und Schatten leiden?
Soll dein Kaiſerthum, deutſcher Häuſer Zierde,
Aus Nachläßigkeit dir entriſſen werden?
Und der Nachbarinn, die dich tödtlich haſſet,
Ewigs Eigenthum, ſtets Vorrecht heißen?
Aermſtes Oeſterreich! wie biſt du gefallen!
Hättſt du Gallien nicht ſo viel getrauet!

28

Die Verheißungen Ludewigs verſchmähet,
Frankreichs Herrſchbegier allezeit erwogen:
So würd itzo noch deine Wohlfahrt blühen,
Und in Ewigkeit unverletzlich bleiben.

Man nennet ſonſt dieſe Verſe, von der Anzahl der Sylben, auch Hendecaſyllaben; d. i. eilfſylbige Verſe; und ſie hat ihre beſondere Schönheiten, die man leicht inne werden würde, wenn man ſie in Uebung bringen, und nach den beſten Muſtern der Alten einrichten wollte.

25. §. Auf eben dieſe Art würde man noch viele andere Versarten der Alten, z. E. choriambiſche und alkaiſche, nachmachen können: wenn es meine Abſicht wäre, eine deutſche Proſodie zu ſchreiben. Ich habe hier nur mit einigen Exempeln die Möglichkeit zeigen wollen, in unſerer Sprache die beſten Arten des griechiſchen und lateiniſchen Sylbenmaaßes und Wohlklanges zu erreichen; die zwar von unſern Vorfahren ſchon eingeſehen worden, allein faſt wieder ins Vergeſſen gerathen iſt. Iſt man aber in dieſem Jahrhunderte in ſo vielen Stücken von den Vorurtheilen unſerer Vorfahren abgewichen: ſo zweifle ich nicht, daß es auch in dieſem Stücke noch wohl möglich ſeyn werde, unſerer Dichtkunſt eine mehrere Mannigfaltigkeit zu verſchaffen. Und geſetzt, daß alle dieſe Vorſchläge nur wenige Proben hervorbrächten, und gewiſſermaßen kritiſche Speculationen blieben; ſo würden ſie doch allemal dienen können, zu zeigen, daß der wahre Numerus, oder Wohlklang der alten rhythmiſchen Poeſie, nicht ſo gar mit den alten Sprachen verlohren gegangen; als wohl **Voſſius** und einige andere ausländiſche Kunſtrichter, als **Lami**, **Rollin**, **Rapin**, u. ſ. w. vorgeben: daß er nicht, wenigſtens in unſerer Mutterſprache, noch vorhanden wäre. Ich ſage damit nicht, daß man im Wälſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, nicht eben das würde thun können. Nein, ich glaube feſt, daß es in allen Sprachen von der Welt angehen muß, wenn nur das Ohr der Dichter zart genug iſt, dieſen Wohlklang wahrzunehmen. Z. E. **Boileaus** erſte Verſe

aus der VII. Satire, würde ich ſo ſcandiren, wie es die Ausſprache mit ſich bringt:

∪ – ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ –
De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,

Und alſo würde er aus drey Jamben und zween Anapäſten beſtehen. Doch was geht mich die franzöſiſche Poeſie an? Sie mag ja durchaus kein Sylbenmaaß haben, und will mit Fleiß in der Barbarey bleiben: und Horaz ſchreibt:

Invitum qui ſervat, idem facit occidenti.

26. Vielleicht denkt jemand, dieſes gienge doch insgeſammt nur auf die Abſchaffung der Reime los: allein das wäre ja ſchon, was die jambiſchen ungereimten Verſe anlanget, vielfältig verſuchet worden; da uns **von Bergen, Miltons** verlohrnes Paradies in deutſchen ungereimten Verſen geliefert; **Veit Ludewig von Seckendorf** aber, **Lucans** pharſaliſchen Krieg auf dieſe Art ins Deutſche überſetzet. Man habe aber auch wohl aus der Erfahrung geſehen, daß dieſe Neuerung weder Beyfall noch Nachfolger gefunden. Ich antworte hierauf: der größe **Seckendorf** iſt zwar ſonſt ein gelehrter Mann; aber in der Poeſie von der Stärke nicht geweſen, daß er dergleichen ungewöhnliche Sachen ins Werk hätte richten können. Wer dieſes thun ſollte, der müßte ein Dichter von der erſten Größe, und in allen andern Stücken unverbeſſerlich ſeyn. Allein dem ungeachtet glaube ich doch, daß er mehr würde ausgerichtet haben, wenn an ſeinen Verſen nichts mehr, als der Reim, gefehlet hätte. Man ſehe aber nur folgende Probe davon an; ſo wird mans gewahr werden. Es mag gleich der Anfang des ganzen Gedichtes dazu dienen, davon wir im vorigen Hauptſtücke den Grundtext geleſen haben:

Den mehr als Bürgerkrieg, im Feld Emathiens
Geführt, beſchreiben wir, wie Unrecht recht bekommen,
Des ſtarken Volkes Hand voll Siegs in ſein Geweide
Verkehrt und aufgeſtellt zwey Blutsverwandte Heere,
Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Macht gekämpft,
Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,

Da feindlich wider ſich geſtoßen Römerfahnen,
Auf Römerfahnen los, auch Adler widerſtunden,
Den Adlern gleicher Art, auch Bürgerſpieße drehten
Sich wider Bürgerſpieß.

27. §. Hier ſieht man wohl, daß außer der großen Genauigkeit, womit er ſein Original ausgedrücket, auch ſonſt viel rauhes und hartes mit unterläuft, dadurch der Vers unangenehm geworden wäre; geſetzt, daß er die beſten Reime von der Welt gehabt hätte. Wenn alſo **Lucans** ungereimte Ueberſetzung nicht Beyfall gefunden: ſo folget es deswegen nicht, daß kein ander Vers ohne Reime beliebt werden könnte. Ich wollte wetten, wenn **Günther** ſich an dieſe Arbeit einmal gewagt hätte: es würde ihm zehnmal beſſer gelungen ſeyn. Ich will eben dieſes Stück nach meiner Art, doch gleichfalls ohne Reime überſetzen, und hoffe, daß es weit beſſer klingen ſoll:

Ich ſinge von der Wuth der bürgerlichen Kriege,
Die dort Emathiens berufnes Feld verheert:
Wo Bosheit Recht behielt, und wo ein mächtig Volk,
Mit ſieggewohnter Fauſt, ſein eignes Eingeweide
Ganz tobend aufgeritzt; wo zwey verwandte Heere
Des Reiches Bund verletzt, und mit geſammter Macht
Der aufgebrachten Welt gemeine Noth gehäuft;
Wo Rom mit Rom gekämpft, wo gleiche Legionen
Mit Adlern gleicher Art den Adlern widerſtanden!
Ihr Bürger! welche Wuth? wie raſet euer Schwert,
Da es Lateiner Blut verhaßten Völkern giebt?

Ich habe auch ſonſt einmal einen Verſuch gethan, da ich eine Stelle aus einem griechiſchen Poeten zu überſetzen hatte, die ich gern aufs genaueſte ausdrücken wollte; welches in gereimten Verſen nicht ſo leicht angegangen wäre. Zur Probe will ich nur den Beſchluß derſelben aus dem I. Theile des **Biedermanns** auf der 167. S. anführen. Es iſt aber das Gebeth des **Kleanthes**, eines heidniſchen Poeten, an den Jupiter:

Du gnadenreicher Zevs, du Herr der finſtern Wolken,
Du ſtarker Donnergott, begab uns mit Verſtand!

Ver=

Vertilg uns Sterblichen die Thorheit aus dem Herzen,
Und lenke Sinn und Geiſt, wohin du ſelber willſt.
Vor allem lehr uns doch den weiſen Rath ermeſſen,
Nach welchem dein Befehl die ganze Welt regiert:
Damit wir insgeſammt die großen Werke preiſen,
Die deine Macht gezeugt, ſo wie es uns geziemt.
Denn weder Sterblichen, noch den beglückten Göttern
Wird je von deiner Hand was köſtlichers geſchenkt,
Als wenn ſie voller Luſt die Regeln loben mögen,
Darnach dieß Weltgebäu in ſchönſter Ordnung geht.

27. §. Doch ich will deswegen nicht behaupten, daß man die Reime ganz und gar aus unſerer Poeſie abſchaffen ſollte. Sie erwecken dem Gehöre ja ſo viel Beluſtigung, als das Sylbenmaaß und die Harmonie ſelbſt; zumal wenn ſie ungezwungener Weiſe kommen, und gleichſam von ſich ſelber fließen. Sie können auch mit vernünftigen Gedanken und witzigen Einfällen, mit der ordentlichen Wortfügung und Richtigkeit des Sylbenmaaßes gar wohl beyſammen ſtehen, wie unſere Poeten in unzähligen Exempeln ſattſam erwieſen haben. Meine Abſicht wäre zum höchſten, nur beyderley Arten der Verſe bey uns im Schwange zu ſehen: wie ſolches in Italien und England geſchieht, wo es einem jeden frey ſteht, gereimte oder ungereimte Verſe zu machen, nachdem es ihm beliebt. Der Nutzen davon würde meines Erachtens vielfältig ſeyn. Fürs erſte würde man ſich gewöhnen, mehr auf das innere Weſen und auf die Sachen in Verſen zu ſehen, als itzo geſchieht: da der Klang der Reime, ſonderlich in kurzen Verſen, das Gehör ſo einnimmt, daß das elendeſte Zeug bey dem größten Theile der Leſer Beyfall findet; welches doch ganz kahl und mager ausſehen würde, wenn es ſich nicht reimete. Dergeſtalt würden ſich die ärgſten Stümper allezeit am eifrigſten nach dem Reime drängen, und ſich nie unterſtehen, ungereimte Verſe zu machen; aus Furcht, daß man ohne dieſe Schällen ihre ſchlechten Gedanken gar zu leicht gewahr werden würde.

29. §. Hernach würde man bey uns leichter gute Ueberſetzungen der Alten machen können, als bisher geſchehen: da

das Joch der Reime, die Schwierigkeiten bey dieſer Arbeit faſt unüberwindlich gemacht hat. Die Engländer können daher alle griechiſche und römiſche Poeten in ihrer Sprache, und zwar wiederum in Verſen leſen: da ſich die Franzoſen mit proſaiſchen Ueberſetzungen behelfen müſſen. Dieſe rauben nun den Originalien die Hälfte ihrer Schönheit, weil die ungebundene Rede niemals ſo viel Feuer, Geiſt und Nachdruck haben kann, als die harmoniſche Schreibart der Poeten. Es iſt aber allerdings nützlich, wenn auch unſtudirte Leute und Frauenzimmer ſich eine Kenntniß der Alten in ihrer Mutterſprache zuwege bringen können. Wie wäre es, z. E. wenn man einmal **Homers Ilias** in alexandriniſchen reimloſen Verſen folgendergeſtalt ins Deutſche brächte?

Singe mir, Göttinn, ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechiſchen Macht ſo verderblich und ſchädlich geworden,
Und ſo viel Helden entleibt ins Reich des Pluto geſtürzet;
Aber ſie ſelbſt, den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.
So geſchah Jupiters Rath: ſeit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt. Ach! was für erzürnete Götter
Haben dieß Paar zum Zorne gereizt, zum Streite getrieben?
Jupiters und Latonens Sohn, der war auf den König
Heftig erzürnt, und hatte die Peſt im Lager erwecket,
Welche die Völker betraf; weil Chryſes beleidiget worden.
Dieſer begab ſich vorhin, zur Flotte der Griechen ans Ufer;
Trug in der Hand die Krone des Phöbus, des trefflichen Schützen,
Nebſt einem Zepter von Gold; und brachte viel theure Geſchenke,
Seine geliebteſte Tochter alſo in Freyheit zu ſetzen.

Söhne des Atreus, ſo ſprach dieſer Greis, und tapfern Achiver,
Wollten Götter, die dort den höchſten Himmel bewohnen,
Daß ihr des Priamus Stadt erobern und bändigen könntet!
Dieß iſt mein Wunſch, dann ziehet beglückt und frölich nach Hauſe!
Ehrt nur Jupiters Sohn, den Meiſter im Schießen, Apollo.
Nehmt die Geſchenke von mir, und gebt mir die Tochter zurücke.

Alle faſt ſchwiegen allhier, doch ſelbſt das Schweigen der Griechen;
Gab zu verſtehn: Man gebe für Gold, dem bittenden Prieſter
Sein ihm geraubetes Kind. Allein Agamemnon, der König,
Stimmte nicht ein, und wies ihn zurück mit dräuenden Worten:

Mache

Mache dich, Alter, von hier, ſo ſprach er, und meide die Schiffe!
Eile davon, und wage dich nicht noch einmal ans Ufer.
Zepter und Krone des Gottes hilft nichts; du bitteſt vergebens,
Dieſe bekömmſt du nicht eher zurück, als bis ſie das Alter
Ferne von hier, in Argos erreicht; mein Bette beſorget,
Und ihr Gewebe beſtellt. Du aber entferne dich eilends,
Reize mich ja nicht zum Zorn, und kehre beyzeiten nach Hauſe.
Chryſes erſchrack und wich alſobald gehorſam zurücke,
Schwieg zwar beſtürzt, und gieng am Ufer des brauſenden Meeres;
Dachte doch innerlich viel, und bath mit ſchweigenden Lippen
Jupiters Sohn, den Latona gebahr, den König Apollo.

Höre mich: ſeufzte der Greis, o Gott mit dem ſilbernen Bogen,
Chryſa beſchützeſt du, Cylla dazu, ja Tenedos ſelber.
Hab ich dir jemals den Tempel geſchmückt, und Kränze geflochten,
Hab ich dir Opfer gebracht, die feiſteſten Rinder und Ziegen
Deinem Altare geweiht: ſo ſtille mir dieſes Verlangen,
Strafe die Danaer doch mit deinen gewaltigen Pfeilen!

Phöbus erhörte den Wunſch, und kam vom Himmel herunter.
Sein Herz brannte von Zorn, und um die göttliche Schulter
Hingen ihm Bogen und Pfeil. Man hörte den Köcher erklingen,
Wenn ſich Apollo bewegt.

30. §. Drittens würden wir auch in Schauſpielen bald glücklicher werden, als wir noch zur Zeit ſind. Tragödien und Komödien können und ſollen von rechtswegen in einer leichten Art von Verſen geſchrieben ſeyn; damit ſie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterſchieden, und doch einigermaßen zierlicher, als der tägliche Umgang der Leute, ſeyn mögen. Wenn nun alle Perſonen mit gereimten Verſen auf die Schaubühne treten, und dieſelben herbethen, oder wohl gar herſingen, wie ungeſchickte Komödianten thun: wie kann das natürlich herauskommen? Oder wie kann es dem Zuſchauer wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich die Handlungen gewiſſer Leute mit anſieht, und ihre ernſtliche Geſpräche höret? Die Reime klingen immer gar zu ſtudirt, und erinnern ihn ohne Unterlaß, daß er nur in der Komödie ſey; welches er zuweilen gern vergeſſen wollte, um ein deſto größeres Vergnügen zu genießen. In dieſem Stücke haben die heutigen Engländer auch vor den Franzoſen den Vorzug:

indem ſie nach dem Exempel der Alten, in ihren beſten Tragödien faſt lauter ungereimte Verſe brauchen; da hingegen dieſe lauter reimende Helden auf die Bühne ſtellen.

31. §. Doch ich bin den Reimen überhaupt nicht zuwider; und geſtehe es gar gern, daß ein wohlgemachter, und noch dazu gereimter Vers deſtomehr Anmuth habe. Es ſind aber ſowohl bey uns Deutſchen, als bey den Franzoſen zweyerley Reime im Schwange, nämlich die einſylbigten männlichen, und die zweyſylbigten weiblichen. Dieſe vermiſchen wir mit einander auf vielerley Art, wie in den gemeinen poetiſchen Handbüchern nach der Länge gewieſen wird. Und eine ſolche Abwechſelung erwecket wiederum eine Art der Beluſtigung für die Ohren. Hergegen die Italiener bedienen ſich faſt lauter weiblicher Reime, ſo wie die Engländer lauter männliche haben; die ſie gleichwohl mit ihren Nachbarn durcheinander miſchen. Bey uns würde das nicht klingen: denn z. E. zwiſchen zween gereimten weiblichen Verſen ſoll kein dritter ſtehen, der ſich mit ihnen nicht reimet; und mit männlichen iſt es eben ſo. Wenn wir miſchen wollen, ſo muß es dergeſtalt geſchehen, daß zwiſchen die zuſammengehörenden Reime männlicher Art, einer oder zweene von weiblicher Gattung zu ſtehen kommen. Drey Zeilen darzwiſchen zu ſchieben, iſt höchſtens in Recitativen erlaubt: anderwärts wird es nicht klingen, weil man die Reime ſonſt gar verlieren würde. Wenn man ſie aber nicht mehr hören kann, ſo iſt es eben ſo viel, als ob ſie gar nicht mehr da wären.

32. §. Unſere Alten haben faſt lauter männliche Reime gemacht, wie in Hans Sachſen zu ſehen iſt. Aber in Ottfrieden finde ich doch auch überaus viel weibliche; alſo ſind wohl beyde gleich lange im Beſitze ihrer Rechte geweſen. Wir können zwar ganze Gedichte in einer Art von Reimen verfertigen: allein die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind lauter männliche in unſerer Sprache zu hart; und lauter weibliche zu zart. Die Engländer haben eine geſchwinde und ſcharfe Ausſprache, daher beißen ſie auch den Reimwörtern, die bey uns weiblich lauten

lauten würden, den Schwanz ab, und machen alſo aus zweyſylbigten Reimen lauter einſylbigte. Die Italiener hingegen ſind zur Weichlichkeit gleichſam gebohren, und können alſo die beſtändige Zärtlichkeit weiblicher Reime auch in ganzen Heldengedichten, als z. E. des Taſſo ſeinem, gar wohl leiden. Die erſte Strophe deſſelben ſoll zum Exempel dienen:

Canto l' arme pietoſe e l' Capitano,
Che'l gran ſepolcro libero di Chriſto;
Molto egli oprò col ſenno e con la mano,
Molto ſoffri nel glorioſo acquiſto:
E in van l' inferno ſ' oppoſe e in vano
S'armo d' Aſia, & di Libia il popol miſto,
Che favorillo il Cielo, & ſotto a i ſanti
Segni, riduſſe i ſuoi compagni erranti.

Es ſcheint, daß ſich die Pohlen nach ihnen hauptſächlich gerichtet haben müſſen: weil die poetiſche Ueberſetzung der Argenis bey ihnen gleichfalls keinen einzigen männlichen Reim hat.

33. §. Gemeiniglich reimen ſich bey uns nur zween und zween Verſe, außer daß in Recitativen und Arien zuweilen drey, in Sonnetten aber vier ähnliche Reime erlaubt ſind. Die Italiener hergegen reimen ſehr oft drey Zeilen auf einander, wie denn **Taſſo** z. E. ſein ganzes Heldengedicht durch, in jeder Strophe ſolches gethan, wie das Exempel im vorigen §. zeiget. Das machet aber, daß ihre Sprache an Reimen einen Ueberfluß hat, darüber wir uns ſo leicht nicht beſchweren können. Bey uns hat zwar der alte Ueberſetzer des **Taſſo** ſeinem Originale in den dreyfachen Reimen nachfolgen wollen, aber keinen Anhang dadurch bekommen: vieleicht, weil ſonſt ſein befreytes Jeruſalem nicht Schönheiten genug gehabt, um ſich Beyfall zu erwerben. Z. E. Die erſte obige Strophe klingt auf deutſch ſo:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann ſing,
Der Chriſti werthes Grab gar ritterlich erſtritte,
Mit Hand und mit Verſtand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte.

Die Höll zu dämpfen ihn umſonſt ſich unterfing,
Die Heidenſchaft auf ihn umſonſt zuſammen ritte,
Dann ſeine Helden er, durchs Himmels Gunſt und Macht,
Bey alle Kreuzpanier zuſammen wieder bracht.

Die Engländer binden ſich zwar an ſo was regelmäßiges nicht: aber ſie verwehren ſich die Freyheit nicht, mitten in einem Gedichte, in langen Verſen, drey Zeilen auf einander zu reimen, ſo oft es ſich thun läßt: ja ſie bemerken auch dieſelben an der Seite allezeit durch ein beſonderes Verbindungszeichen. Z. E. der Beſchluß zu Addiſons Cato hebt dergeſtalt an:

What odd fantaſtick Things we Women do!
Who woud not liſten when young Lovers woo?
What! die a Maid, yet have the Choice of Two!
Ladies are often cruel to their Coſt,
To give you Pain, themſelves they puniſh moſt.
Vows of Virginity ſhou'd well be weigh'd,
Too oft they're cancell'd, tho in Convents made.
Woud you revenge ſuch raſh Reſolves - - you may
Be ſpightfull - - and believe the thing we ſay;
We hate you, when you're eaſily ſaid Nay.

34. §. Die Franzoſen pflegen, außer in Sonnetten und Ringelgedichten, nicht leicht mehr als zwo Zeilen auf einander zu reimen. In jenen nämlich müſſen die erſten acht Zeilen nur zweyerley Reime haben, ſo daß vier männliche und vier weibliche auf einander paſſen. Im Rondeau aber müſſen anfänglich erſt fünf, und hernach acht Zeilen, die aber durch einander gemiſcht werden, einerley Reim haben. Unſere Proſodiſten haben in allen ihren Anleitungen gewieſen, daß es auch bey uns angehe, dergleichen zu machen: man ſieht aber nicht, daß ſie Liebhaber bey unſern Poeten finden. Es iſt ein entſetzlicher Zwang dabey; denn man muß die Gedanken gar zu ſehr nach dieſem kindiſchen Schällenklange richten; und endlich kömmt doch nur ein Spielwerk heraus, daran ſich nur kleine Geiſter beluſtigen. Dieſe können der Reime niemals ſatt werden, und ich glaube, daß man bloß ihnen zu gefal-

gefallen die ſeltſame Art von Verſen erdacht, die ſich vorn und hinten, ja wohl gar auch in der Mitte reimen, davon man im Creſcimbeni, und in Menantes gal. Poeſie Exempel nachleſen kann. Und wo bleiben noch die Franzoſen, die wohl ganze Gedichte nach einerley, oder doch zweyerley abgewechſelten Reimwörtern machen? Ein verſtändiger Poet ſieht mit dem berühmten Ritter Temple, * dem Herrn Alay, als Urheber der ſeverambiſchen Hiſtorie, und dem Grafen Schaftesbury ** die Reime als einen Ueberreſt der barbariſchen Longobarden, Gothen und Normänner an; die wir lieber zu vermindern, als zu vermehren Urſache hätten. Er reimet daher in ſeinen Poeſien ſo wenig, als es ſich thun läßt: und gönnet den Pegnitzſchäfern den Vorzug, alle ihre Sylben und Worte zu reimen, dergleichen Exempel oben auf der 223. S. vorgekommen.

35. §. Außer dem Sylbenmaaße und den Reimen, trägt der Abſchnitt in langen fünf- bis ſechsfüßigen Zeilen zum Wohlklange eines Verſes ſehr viel bey. Dieſes iſt gleichſam ein kleiner Ruheplatz, wo man in der Ausſprache ein wenig ſtille halten, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, neuen Athem ſchöpfen kann. Die Alten haben zu dieſem ihrem Abſchnitte in Verſen keine gewiſſe Stelle beſtimmet, indem ſie z. E. in Hexametern, bald in dem andern, bald in dem dritten, bald im vierten Fuße den Abſchnitt machen. Zum Beweiſe ſollen mir folgende Zeilen vom Lucan dienen, die zunächſt auf die oben angezogene Stelle folgen:

Nec coïere pares; | alter vergentibus annis
In ſenium, | longoque togæ tranquillior uſu,
Dedidicit iam pace ducem, | famæque petitor
Multa dare in vulgus, | totus popularibus auris
Impelli, | plauſuque ſui gaudere theatri.

Hier ſieht man wohl, daß in der andern und fünften Zeile der Abſchnitt in der Hälfte des andern Fußes, in der erſten und

* Oeuvres melées de la Poeſie.
** Characteriſtiks of Men, Manners and Times.

und vierten, in der Hälfte des dritten, und in der dritten Zeile in der Hälfte des vierten gemacht worden ſey. Im Virgil und Ovid findet man eben das, obwohl es nicht zu leugnen iſt, daß die mittlere Art viel gemeiner iſt, als die andern. Im Horaz aber, wenn er gleich in Hexametern ſchreibt, wird man dieſes Stück des Wohlklanges ſehr ſelten finden; ſo wenig hat er ſich daran gekehrt, ob ſeine Briefe oder Satyren angenehm ins Ohr fielen. Er ſchrieb nur Sermones; und glaubte, ſie müßten der täglichen Unterredung gleich kommen.

36. §. Wie nun dieſes für den Poeten überaus bequem iſt, und ſelbſt den Verſen eine angenehme Mannigfaltigkeit zuwege bringt: ſo haben ſich auch die Italiener und Engländer an keine andere Regel binden wollen. Aus denen kurz vorhin angeführten Exempeln wird man ſolches zur Gnüge abnehmen können; ja zuweilen wird man gar keinen geſchickten Abſchnitt in einem Verſe finden können. Die Franzoſen hergegen, die Holländer und wir Deutſchen ſind darinn viel genauer gegangen. In den zehn- und eilfſylbigen Verſen hat man nach der vierten Sylbe, und in alexandriniſchen nach der ſechſten, oder vielmehr gerade in der Hälfte, den Abſchnitt zu machen beliebet, und ſich beſtändig daran gebunden. Denn was einige Stümper unter uns anlanget, die in einigen Gedichten ſich einer italieniſchen Freyheit anmaaßen, und ſonderlich in den fünffüßigen Verſen, den Abſchnitt bald nach der vierten, bald nach der ſechſten Sylbe, bald auch wohl gar nicht gemacht haben: ſo überläßt man dieſelbe ihrem Eigenſinne und dem Geſpötte der Schüler, die den Uebelklang ſolcher Zeilen ſogleich wahrnehmen. Es klingt noch einmal ſo gut, wenn man ſelbſt durch die Worte und den Sinn des Dichters, allezeit an einer gewiſſen Stelle, etwas inne zu halten, genöthiget wird; ohne daß der Verſtand zerriſſen werden, oder der Wortfügung zuviel geſchehen darf.

36. §. Es iſt daher ein Uebelſtand, wenn in der erſten Hälfte des Verſes ein Beywort an dem Abſchnitte ſteht; da

indeſſen

indeſſen das Nennwort, welches dazu gehört, allererſt in der andern Hälfte folget. Z. E. wenn ich ſchriebe:

Die unvergleichlichen | Poeten unſer Zeiten ꝛc.

Hier trennet der Abſchnitt ein paar Wörter und Begriffe, die zuſammen gehören, welches ſehr unangenehm fällt. Und gleichwohl iſt Beſſern ein ſolcher gedehnter Vers entfahren:

O unerbittliches Verhängniß meiner Jahre!

der gewiß nicht ein Haar beſſer iſt, als der obige. Aus gleicher Urſache hat mir folgender Vers eben dieſes Poeten niemals gefallen wollen:

Die Gott und ihrem Mann | getreueſte Kalliſte ꝛc.

Hier iſt ebenfalls die erſte Hälfte des ſo langgeſtreckten Beywortes zur Kalliſte durch den Abſchnitt getrennet worden; ſo, daß man mit Widerwillen daſelbſt ſtille halten muß, wo man noch nichts rechtes denken kann. Ganz beſondere Regeln kann man indeſſen von allen Fehlern, die hier begangen werden, nicht geben. Ein jeder muß ſich nach ſeinem eigenen Gehöre aus den Schriften der reineſten Poeten, einen guten Geſchmack zuwege bringen, um ſelbſt zu entſcheiden, was wohl oder übel klingt.

38. §. Ich komme auf die Schlußpuncte ganzer Sätze, welche gewiß ſehr viel zum Wohlklange eines Gedichtes beytragen, wenn ſie auf bequeme Stellen fallen. Fürs erſte iſt es wohl gewiß, daß ein ſolcher Stillſtand ſich am beſten an das Ende ganzer Zeilen ſchicket. Z. E.

Mein Morgen iſt vorbey, die Kindheit meiner Tage:
Wie ich den hingebracht, das weis ich ſelber nicht. Kanitz.

Hier ſieht man wohl, daß beyde Zeilen einen völligen Verſtand in ſich ſchließen, und alſo am Ende einen Ruhepunct erfordern. Das klingt nun, ſonderlich in dieſer Art von Verſen, wo männliche und weibliche Reime wechſelsweiſe ſtehen, und die wir Elegien nennen, überaus angenehm: woher es denn kömmt, daß auch die Alten, z. E. Ovidius, Tibullus, Propertius, dieſe Regel aufs genaueſte beobachtet haben. Wenn aber mein Poet fortfährt:

Mein

Mein Mittag iſt vorbey, der ohngefähr die Wage
Des matten Lebens hielt. Herr! geh nicht ins Gericht.

So hört wohl ein jeder, daß dieſes ſchon ſo anmuthig nicht klingt, weil der Stillſtand nicht am Ende der Zeile, ſondern in der Hälfte der folgenden erſt erfolget. Doch da hier mit der vierten Zeile gleichwohl der Verſtand ſich ſchließt, ſo geht dergleichen Kleinigkeit auch in Elegien noch hin. Das aber iſt unerträglich, wenn man aus der vierten Zeile, in dieſer Art verſchränkter Verſe, den Sinn noch bis in die fünfte zieht. Mir fällt kein Exempel davon bey, und ich mag nicht lange mit ſuchen zubringen: darum mag ſich ein jeder ſelbſt dergleichen anmerken, und ſein Gehör zu Rathe ziehen. Ich bin verſichert, daß nichts ſchöner klingt, als wenn in Elegien Zeile für Zeile, oder doch höchſtens zwey und zwey Zeilen einen vollen Verſtand in ſich ſchließen, und entweder einen Punct oder ein Colon am Ende leiden.

39. §. Ganz anders verhält ſichs im Deutſchen mit unſern heroiſchen Verſen, wo man die Reime nicht trennet. Zwar haben wir die Freyheit der Lateiner und Griechen nicht, welche den Punct überall hinbringen konnten. Exempel darf ich von einer ſo klaren Sache nicht anführen, denn man wird ſie auf allen Blättern der Poeten, ſonderlich aber im Horaz antreffen. Daher verwirft man heute zu Tage, was unſere Alten in dieſem Stücke ſich herausgenommen. Z. E. Lohenſtein in der Kleopatra Vtem Aufzuge Iſtem Auftritte, läßt die Königinn ſagen:

Wäſcht ſieben Tag euch nicht. Umſchränkt die Todtenkiſte
Mit Eppich. Ziehet Säck, an ſtatt Damaſten an.

Und bald hernach in derſelben Scene ſaget Beliſar:

Serapens Tempel glänzt
Voll Feuer. Das Altar der Iſis iſt bekränzt
Mit Myrten. Und das Volk ꝛc.

Das klingt nun wohl freylich nicht ſchön, und man hat Urſache gehabt, in neuern Gedichten ſich vor ſolchen Freyheiten in acht zu nehmen. Doch haben wir uns auch ſo genau nicht

binden

binden wollen, als die Franzoſen; welche niemals anderswo, als am Ende der Zeilen, einen Schlußpunct leiden. Unſere beſten und reinſten Poeten haben ſichs niemals verbothen, den Verſtand in heroiſchen Verſen, bis an den Abſchnitt einer folgenden Zeile, zu ziehen. Ich will nur **Amthorn** und **Günthern** zum Beweiſe anführen, die gewiß in der Reinigkeit ohne Tadel ſind. Der erſte will in der Ueberſetzung aus **Virgils** Aeneis von den Muſen wiſſen:

Warum Junonens Zorn, durch ihres Eifers Macht,
Auch ſelbſt die Frömmigkeit in ſolche Noth gebracht,
In ſo gehäufte Noth? Iſt das auch wohl zu loben,
Daß ſelbſt die Götter ſo, vor Wuth und Rache toben?

Und **Günther**, in dem Lobgedichte auf den König **Auguſt**, ſchreibt von der Geſchwindigkeit im Dichten:

Dieß kann Lucil, ich auch. Allein ich ſeh und weis,
Wie viel Verſtand und Witz, Geduld und Zeit und Fleiß,
Ein tüchtig Werk begehrt, das Kluge lüſtern machen,
Der Lorbern würdig ſeyn, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben ſoll.

Wenn man ſich nun dieſer Freyheit mit Maaßen bedienet, dann kann man es uns für keinen Fehler anrechnen. Wir halten dadurch das Mittel, zwiſchen dem Zwange der Franzoſen, und der gar zu großen Freyheit der Italiener und Engländer: die aber dadurch eine große Anmuth verlieren.

40. §. Was endlich im Deutſchen die Oden anlangt, ſo gehöret fürs erſte dazu, daß ſich mit jeder Strophe der volle Verſtand ſchließe. Die alten Lateiner haben ſich daran auch nicht gebunden. In **Horazens** meiſten Oden hängen etliche Strophen ſo aneinander, daß man an dem Ende der einen, gar nicht ſtille ſtehen kann. Da möchte ich nun gern wiſſen, wie das nach ihrer Muſik im Singen geklungen? Bey uns klingt es nicht, wie wir aus etlichen altfränkiſchen Kirchenliedern ſehen. Allein das iſt noch nicht genug. Wenn die Strophen mehr, als vier Zeilen haben, ſo kömmt auch wohl mehr, als ein Punct in denſelben vor; und da fraget ſichs, ob er überall ſtehen könne? Am Ende jeder Zeile zwar, kann es niemand gewehrt werden, den Verſtand zu ſchließen: allein

außer

außer dem giebt es in jeder Art der Abwechſelung von Zeilen gewiſſe Stellen, wo die Puncte vornehmlich hingehören, und wer ſie daſelbſt nicht machet, der ſündiget wider den Wohlklang. Doch das gehöret eigentlich ins Hauptſtücke der Oden.

41. §. Dieß iſt nun das allgemeine, ſo ich vom Wohlklange der poetiſchen Schreibart überhaupt habe ſagen können. Beſondere Anmerkungen muß ſich ein jeder ſelbſt machen; oder von geſchickten Lehrern der Dichtkunſt mündlich machen laſſen. Die gemeinen Regeln von der Proſodie und den Reimen habe ich hier nich abhandeln wollen. Sie ſtehen in ſo viel hundert Handbüchern, und ich ſetze zum voraus, daß man ſich dieſelben bekannt gemacht hat, ehe man mein Buch leſen will. Man kann ſie itzo auch ausführlich in meiner deutſchen Sprachkunſt IV. Theile nachleſen. Ich habe nur den Grund von demjenigen anzeigen müſſen, was andere weitläuftiger vorgeſchrieben haben. Und alſo ſchließe ich mit dieſem Hauptſtücke den erſten Theil meiner Dichtkunſt, darinn ich nach einer hiſtoriſchen Einleitung im I. Hauptſtücke, den Poeten ſelbſt im II. und III. Hauptſtücke beſchrieben; im IV. das Weſen der Poeſie, d. i. die Nachahmung, und ſonderlich die Fabel erkläret, und im V. und VI. ihre vornehmſten Eigenſchaften gewieſen. In allen folgenden Hauptſtücken habe ich die Mittel, wodurch die poetiſche Nachahmung geſchieht, nebſt ihrem rechten Gebrauche und Misbrauche angezeiget: d. i. Ich habe die poetiſche Schreibart, nach ihren Fehlern und Schönheiten entdecket. Das waren nun allgemeine Lehren: im folgenden Theile wollen wir die beſondern Gattungen der bey uns üblichen Gedichte vor die Hand nehmen. Im erſten Abſchnitte werde ich diejenigen poetiſchen Werke durchgehen, die ſchon von den Alten erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht worden. Im zweyten Abſchnitte aber will ich die neuern Erfindungen der Dichter vor die Hand nehmen, und ihre Regeln feſt ſetzen.

Ver=

Verſuch
einer
Kritiſchen Dichtkunſt.
Zweyter
Beſonderer Theil.

29

Des II Theiles
I. Abſchnitt.
Von den Gedichten, die von den Alten erfunden worden.

Das I. Hauptſtück.
Von Oden, oder Liedern.

1. §.

Wir folgen der Ordnung der Natur. Oben iſt erwieſen worden, daß die Muſik zur Erfindung der Poeſie den erſten Anlaß gegeben. Die erſten Dichter, Eumolpus, Muſäus, Orpheus, Arion, Amphion und Linus, haben lauter muſikaliſche Verſe gemacht, und dieſelben den Leuten vorgeſungen. Die Alten haben ihre Geſetze geſungen, und Ariſtoteles meynet gar, daß dieſelben darum *νομοι* genennet worden: weil die Strophen der Lieder ſo hießen, darinn ſie vor Alters abgeſungen worden. Die Geſchichte und Thaten der Helden wurden auch ſchon vor Erfindung der Schriften in Liedern aufbehalten. Alles, was vor dem Kadmus von Milet und dem Pherecydes von Scyros in Griechenland gemacht worden, das waren Lieder, und Geſänge. Auch in der Odyſſee finden wir,

daß **Phemius** den Liebhabern der Penelope ein Lied von der ſchweren Rückfahrt der Helden vor Troja ſinget. **Agamemnon** hat ſeiner Gemahlinn einen Sänger zu Hauſe gelaſſen, ſie in ſeiner Abweſenheit zu beluſtigen und zu erbauen. **Menelas** giebt im IV. B. ein Feſt, wobey man ſinget und tanzet. Im VIII. B. ſingt **Demodokus** bey den Phäaciern, von der Liebe des Mars und der Venus. Im XII. ſingen die Sirenen. Im XXI. ſang **Phemius**, von den Liebhabern der Penelope gezwungen, abermal. Anderer Tiſch- und Trinklieder zu geſchweigen, davon de la Nauze in den Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. XIII. p. 501. u. f. nachzuſehen iſt. Die Lieder ſind alſo die älteſte Gattung der Gedichte, und wir können mit gutem Grunde von denſelben den Anfang machen.

2. §. Weil ein Lied muß geſungen werden können, ſo gehört eine Melodie dazu: und weil der Text und die Muſik ſich zu einander ſchicken ſollen, ſo muß ſich eins nach dem andern richten. Es verſteht ſich aber leicht, daß ſich zuweilen die Poeſie nach der Singweiſe; zuweilen aber die Singweiſe nach der Poeſie bequemen wird, nachdem entweder jenes, oder dieſes am erſten fertig geweſen iſt. Zwar die alten Poeten, weil ſie zugleich auch Sänger waren, und weder in einem, noch in dem andern Stücke, gar zu viel Regeln wußten, mögen wohl zuweilen aus dem Stegreiſe ganz neue Lieder geſungen haben; davon vorher weder die Melodie, noch der Text bekannt geweſen. Sie nahmen es weder in der Länge der Zeilen, noch in dem Sylbenmaaße ſo genau; und konnten auch leicht ſo viel Töne dazu finden, daß es einem Geſange ähnlich ward. Ich habe ſelbſt einen alten Singmeiſter, der ein Sänger und Poet zugleich ſeyn wollte, in großen Geſellſchaften, zur Luſt, auf jeden insbeſondere, ein ganz neues Lied ſingen hören. Er dichtete und componirte alſo aus dem Stegreiſe; wie man theils aus den Knittelverſen, theils aus der Melodie leicht hören konnte. So kann und muß man ſich denn auch die älteſten Poeten einbilden. Ihre Texte waren ſo ungebunden, als ihre Melodien; und wenn wir

wir in Kirchen den Lobgeſang Mariä, die Litaney, oder das Lied Simeons ſingen; ſo können wir uns leicht vorſtellen, wie ſolches mag geklungen haben.

3. §. Doch von dieſen erſten Liedern iſt hier nicht mehr die Frage. Man hat ſie allmählich regelmäßiger zu machen angefangen, und theils die Texte, theils die Melodien gebeſſert. Man erfand gewiſſe Geſangweiſen, die ſehr ſchön ins Gehör fielen, und bemühte ſich, dieſelben nicht wieder zu vergeſſen. Der Text ward darnach eingerichtet; und das war ein Lied von einer Strophe. Wollte der Poet noch mehr Einfälle und Gedanken ausdrücken, ſo hub er ſeine Melodie von vorne wieder an: und weil ſeine Verſe ſich auch darnach richten mußten, ſo entſtund abermal eine Strophe, die der erſten ungefähr ähnlich war. Und damit fuhr man ſo lange fort, bis das Lied lang genug ſchien, oder bis der Dichter nichts mehr zu ſagen hatte. **Anakreon** ſcheint indeſſen von Strophen oder abgetheilten Verſen ſeiner Oden nichts gewußt zu haben. Alle ſeine Liederchen gehen in einem fort, bis ſie zum Ende ſind, und man könnte ſie alſo nach unſrer Art eher Arien, als Oden nennen: es wäre denn, daß er bey jeder dritten, vierten oder fünften Zeile die alte Melodie wiederholet hätte; wozu es aber wenig Anſcheinung hat. Z. E. die IV. Anakreontiſche Ode auf ſich ſelbſt, habe ich in eben ſo viel Zeilen und Sylben ſo überſetzet:

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern,
Will ich liegen und eins trinken.
Amor ſoll mit nackter Schulter,
Und halb aufgeſchlagnem Kleide,
Mich aufs artigſte bedienen.
Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft ſo ſchnell, als unſer Leben:
Und da bleibt von unſern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabſtein ſalben,
Und den ſchnöden Wuſt der Grüfte?
Salbt mich ſelber, weil ich lebe,
Krönet mich mit friſchen Roſen;

Ruft mir her die ſchönſte Freundinn!
Amor! eh ich von hier ſcheide,
Und dort bey den Todten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

4. §. Die älteſten Melodien werden meines Erachtens nur auf eine Zeile zugelanget haben, und in der andern hat man ſie ſchon wiederholen müſſen. Hernach hat man ſie etwa auf zween Verſe verlängert: und dabey werden ſonderlich unſere Vorfahren, die eine gereimte Poeſie liebten, geblieben ſeyn; weil wir ſonſt keine Spuren von abgetheilten Strophen bey ihnen finden. Zwo Zeilen machten alſo einen Vers, den ſie ein **Lied**, d. i. ein Glied nannten, darauf ſie eine Melodie hatten; alsdann huben ſie dieſelbe von neuem wieder an. Die Griechen, ob ſie gleich anfänglich auch nicht künſtlicher geweſen, wurden doch allmählich beſſere Sänger und Spielleute; und erfanden alſo beſſere Melodien, die ſich auf vier, fünf, ſechs, auch nach Gelegenheit, auf mehr Zeilen erſtreckten: wie man aus ihren Poeten ſieht. Dadurch werden nun auch die poetiſchen Strophen länger, die ſie denn unter ſich einander gleich machten; weil man am Ende der einen, die Melodie wieder vom Anfange anheben mußte. Das Wort ϛϱοφη zeigt ſolches zur Gnüge, weil es von ϛϱεφειν, oder vom Umkehren, ſeinen Urſprung hat, und alſo eine **Wiederkehr** bedeutet. Wenn man es alſo lateiniſch einen Vers heißt, ſo iſt es eben ſo viel; weil verſus von vertere hergeleitet wird. Ich weis wohl, daß man andere Erklärungen von dieſem lateiniſchen Worte giebt: Z. E. Weil man oft was ändern, verkehren oder verſetzen müßte, wenn man Verſe macht: oder weil man den Griffel, womit die Alten ſchrieben, oft umkehren müſſen, um in den Wachstafeln, darauf man ſchrieb, etwas auszulöſchen: Sæpe ſtilum vertas &c. Allein das ſind Wortſpiele. Beſſer iſt es noch, wenn man ſagt, das Umkehren im Schreiben am Ende einer Zeile, habe dieſen lateiniſchen Namen zuwege gebracht: denn wir finden bey den Alten, daß ſie auch die Zeilen proſaiſcher Schriften, Verſe genennet haben.

Das läuft aber mit dem obigen auf eins hinaus. Die homeriſchen Zeilen ſind Verſe, in dieſem Verſtande; und ſind es auch nach meinem Sinne: weil man alle Zeilen nach einer und derſelben Melodie geſungen, und alſo dieſelbe Geſangweiſe immer von neuem wieder angefangen hat.

5. §. Die Strophen einer Ode, oder wie unſere Alten, nach Art der Griechen ſagten, die Geſetze derſelben, müſſen alſo auch, bey unſerer heutigen künſtlichen Muſik, eine gewiſſe Länge und Anzahl der Zeilen beybehalten; wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Melodie ſollen ſingen laſſen. So habens die Griechen, Alcäus und Sappho, und die Römer, Catull und Horaz, gemacht: und ſo machens auch heute zu Tage alle Nationen. Nur die pindariſchen Oden machen hier eine Ausnahme. Die beyden erſten Verſe derſelben ϛϱοφη und αντιϛϱοφη, die wir den Satz und Gegenſatz nennen, ſind zwar einander vollkommen ähnlich, aber die dritte ſchickt ſich nicht mehr dazu. Folglich ſchließe ich daraus, daß man ſie nach zweyerley Melodien geſungen habe, eine zu anfangs zweymal, die andere zum Beſchluſſe nur einmal; welches gewiß ſo übel nicht klingen kann. Exempel ſolcher Oden kann man in Opitzen und andern alten Dichtern finden. Seit einiger Zeit ſind ſie ganz aus der Uebung gekommen, weil ſie außer der Muſik keinen Nutzen haben. Ich will aber ein Muſter aus dem Pindar ſelbſt in gleichviel Zeilen überſetzen. Es ſey die XII. Olympiſche; weil ſie kurz iſt. Wer von der Vortrefflichkeit dieſes Dichters überzeuget werden will, der leſe nach, was im II. B. der Memoires, oder ausführlichen Schriften der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſenſ. der Abt Fraguier davon geſchrieben hat:

Auf den Himeriner Ergoteles, der im Wettlaufe geſieget hatte.

Satz.

O Tochter Jupiters! der ſtets die Freyheit ſchützt,
Dich bitt ich für Himerens Heil!
O Glück! Erhalterinn der Staaten,
Du lenkſt die Schiffahrt auf den Meeren,

Auf Erden aber Krieg und Streit,
Und Rath und Anſchlag aller Fürſten.
Nach deinem Wink ſteigt auch das Hoffen
Der Sterblichen bald hoch empor;
Bald ſinkt es irrend tief herab.

Gegenſatz.

Kein Sterblicher hat noch bisher,
Vom künftigen Geſchick, das ihn betreffen ſoll,
Ein feſt Verſichrungspfand erhalten.
Der Zukunft Ahndung iſt geblendet;
Viel pflegt uns Menſchen unverhofft,
Ja wider unſern Wunſch, zu treffen.
Und viele labt auch, nach den Stürmen
Des allerherbſten Ungemachs,
In kurzer Zeit ein großes Glück.

Nachſatz.

Philanors Sohn! der du zu Hauſe,
Gleichwie ein tapfrer Hahn, gekriegt:
Die Hurtigkeit von deinen Schenkeln
Wär ohne Ruhm, noch unbekannt:
Wenn nicht der Aufruhr wilder Bürger,
Dich, Knoſſen, der Vaterſtadt entriſſen.
Nun krönet dich Olympia,
Wie Delphis ſchon zweymal, und auch der Iſthmus that.
Nun kann Ergoteles auf ſeiner ſchönen Flur,
Der Nymphen warme Bäder preiſen.

6. §. Wenn die Oden nicht eben zum Singen gemacht werden, oder auch von zweenen Chören gegen einander, als ein Geſpräch geſungen werden ſollen, dergleichen in Herrn Gräfens Sammlungen etliche anzutreffen ſind: ſo kann man auch Strophen von zweyerley Art mit einander abwechſeln, ſie nach zwo verſchiedenen Melodien in die Muſik ſetzen, und von zweenen Chören Muſikanten wechſelsweiſe abſingen laſſen. **Amthor** hat auf der 187. und 188. Seite ſeiner Gedichte ein ſolches Exempel gegeben, und man ſingt auch an gewiſſen Orten das Lied: **Nun laßt uns den Leib begraben;** auf die Art, daß, nach Endigung einer jeden Strophe, ein Sänger, im Namen des Seligverſtorbenen, einen Vers von dem Liede: **Gehabt euch wohl, ihr meine Freund;** dar=

darzwiſchen ſingt. Wie nun dieſes ſehr angenehm klingt, alſo wundert michs, daß man nicht mehr ſolche Wechſeloden, wie man ſie nennen könnte, ſo wohl in geiſtlichen, als in weltlichen Stücken eingeführet hat. Zum wenigſten habe ich meine lange Jubelode, die auf der 293. S. des I. B. meiner Gedichte ſteht, in zweyerley Arten der Strophen verfertiget: und wenn ſelbige alſo geſungen werden ſollte; ſo müßten zwo Melodien auf die zwo erſten Strophen geſetzt werden. Dieſes iſt auch bey ſolchen langen Liedern um deſto rathſamer, weil durch die Abwechſelungen zwoer Melodien eine größere Mannigfaltigkeit in den Geſang gebracht, und der Ekel alſo vermieden werden kann, der aus der gar zu oftmaligen Wiederholung einer und derſelben Weiſe, leicht entſtehen könnte.

7. §. Die Alten pflegten bey dem Ende jeder Strophe den völligen Verſtand nicht allemal zu ſchließen, wie man aus Horazens Oden ſehen kann. Bey uns aber hat mans mit gutem Grunde eingeführet: und es klingt gewiß noch einmal ſo gut, als wenn man das Ende eines angefangenen Satzes erſt in der folgenden Strophe ſuchen müßte. Ja man bemühet ſich, auch den Schluß jedes Verſes allezeit nachdrücklich und ſinnreich zu machen. Nicht eben, als wenn allemal eine epigrammatiſche Spitzfündigkeit darinn ſtecken müßte: ſondern darum, daß die letzte Zeit nicht kalt und matt abfalle, und alſo das vorhergehende Feuer gleichſam dämpfe. Eben deswegen klingt es am Schluſſe der Strophen ſehr ſelten gut, wenn die letzte Zeile für ſich einen Satz macht, der mit der vorhergehenden, wenigen, oder gar keinen Zuſammenhang hat. Es iſt allezeit beſſer, wenn die letzten zwo oder drey Zeilen hübſch in einem hinter einander fortrollen, daß man im Leſen nicht eher ſtille halten, oder aufhören kann, als am Ende der ganzen Strophe. Z. E. wenn **Kanitz** in der Ode auf ſeine Doris ſinget:

Soll ich meine Doris miſſen?
Hat ſie mir der Tod entriſſen?
  Oder bringt die Phantaſey
  Mir vielleicht ein Schrecken bey?

Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden!
  Meine Doris deckt ein Grab.
Reiß, Verhängniß! meinen Stunden
  Ungeſäumt den Faden ab.

So ſieht man wohl, daß der Schluß deswegen ſo ſchön klappt, weil die zwo letzen Zeilen in einem Stücke fortlaufen. Doch muß man hiervon eine Ausnahme machen: denn zuweilen erlaubet ein heftiger Affect auch einen kurzen und abgebrochenen Spruch am Ende. Als z. E.

  Ein Jüngling, deſſen hoher Geiſt
Aus Augen, Mund und Weſen lachte,
Der oft das Alter ſtutzig machte,
  Das ſonſt der Jugend Lehrer heißt;
Der unſrer Welt zu Nutz gebohren,
  Der Seinen Zier und Freude war,
  Betritt die ſchwarze Todtenbaar:
Gewiß, das heißt zu viel verlohren! Amthor.

8. §. Was ſonſt die andern Schlußpuncte in der Mitte einer Strophe anlangt, ſo muß man darinn einen beſondern Wohlklang beobachten. In den beyden angeführten Exempeln achtzeiligter Strophen mußte nothwendig an der vierten Zeile ein Punct ſtehen: und es würde ſehr übel geklungen haben, wenn man den Sinn bis auf die fünfte Zeile gezogen hätte. Wäre aber die Verſchränkung der Reime dergeſtalt geweſen, als in folgender Strophe von ſechs Zeilen:

Auf! ihr klugen Pierinnen,
Laſſet uns ein Lied beginnen,
  Einem Helden, der euch liebt;
Der bey ſeinen ſchönen Flüſſen,
Welche ſich hierum ergießen,
  Uns auch eine Stelle giebt. Opitz.

So hätte nach der dritten Zeile der Verſtand vollkommen ſeyn müſſen: und ſo auch in andern Arten allezeit anders. Wie nun die Abtheilung in einer Strophe geweſen, ſo muß ſie in allen andern ſeyn: damit ſich die Geſangweiſe der erſten auch darauf ſchicke; und mit einer Hälfte der Melodie, auch der ganze, oder halbe Verſtand ſchließe. Dieſe Regel iſt

von

von unſern älteſten Poeten nicht durchgehends beobachtet worden. **Opitz**, **Flemming**, **Dach**, **Gryph** u. a. m. ſchließen den Verſtand in den Strophen ihrer Oden zwar oftmals recht; aber auch vielmals unrecht. **Neukirch** hat dieſes faſt zuerſt wahrgenommen, und in dieſem Stücke einen beſſern Wohlklang eingeführt; welchem denn **Günther** glücklich gefolget iſt. Man ſehe in den Hoffmannsw. Gedichten die Exempel des erſten nach, und nehme auch von Neuern die Oden der hieſigen D. Geſ. dazu.

9. §. Die Zeilen in den Oden dörfen nicht alle von einer Länge ſeyn. Man kann allerley Vermiſchungen von drey, vier, fünf, ja ſechsfüßigen Verſen in der erſten Strophe machen; und darf nur das Gehör zu Rathe ziehen, ob ſie wohl klingen. Daraus entſtehen nun unzählige Gattungen der Oden, die doch dem Sylbenmaaße nach, nur entweder jambiſch oder trochäiſch ſind. Z. E. **Opitz** hat folgende Art:

Ihr ſchwarzen Augen ihr, und du, o ſchwarzes Haar
Der friſchen Flavien, die vor mein Herze war,
Auf die ich pflag zu richten,
Mehr als ein Weiſer ſoll,
Mein Schreiben, Thun und Dichten,
Gehabt euch ewig wohl!

Doch ich müßte etliche Schocke herſetzen, wenn ich nur die beſten wählen wollte. In **Weidners** Ueberſetzung von **Horazens** Oden, kann man unzählige Gattungen finden, und ſich die beſten davon wählen. Ja auch im hübneriſchen Handbuche, kann man ſich zur Noth eine Menge möglicher Veränderungen von trochäiſchen und jambiſchen Verſen bekannt machen. In meinen Gedichten wird man gleichfalls an den größern Heldenoden, und auf die beyden Jubelfeſte, eben dergleichen Arten antreffen. Doch könnten auch nach dem Muſter der Griechen und Lateiner, ſapphiſche, phaläciſche, alkaiſche und chorijambiſche Oden, gemacht und geſungen werden; wie ich in dem letzten Hauptſtücke des I. Theils dieſer Dichtkunſt gewieſen habe. Und ſo viel vom äußerlichen.

10. §. Die Materien, die in Oden vorkommen können, ſind faſt unzählig: obgleich im Anfange die Lieder nur zum Ausdrucke der Affecten gebraucht worden ſind. Dieſer erſten Erfindung zufolge, würde man alſo nur traurige, luſtige und verliebte Lieder machen müſſen; oder höchſtens Lobgeſänge auf Götter und Helden machen dörfen. Aber nach der Zeit hat man ſich daran nicht gebunden; ſondern kein Bedenken getragen, alle mögliche Arten von Gedanken in Oden zu ſetzen. Es iſt alſo lächerlich, wenn einige halbigte Kunſtrichter Wunder was für Dinge von einer jeden Ode fodern; das weder ein **Alcäus**, noch eine **Sappho**; ja bisweilen **Pindar** nicht einmal beobachtet hat. Zwar **Horazens** Regel nach, würden nur wenige Claſſen darinnen vorkommen, ſo verſchieden ſie an ſich ſelbſt ſchon ſind:

Muſa dedit fidibus Divos, puerosque deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.

Aber ſeine eigenen Exempel zeigen, daß er es bey Göttern und Helden, ja Kämpfern, Wein und Liebe nicht hat bewenden laſſen; indem er wohl ſo gar Briefe in Form der Oden geſchrieben, ja Satiren, Geſpräche und Lehrgedichte darinn abgefaſſet, Fabeln erzählet, ſich ſelbſt in einen Schwan verwandelt, und unzählige andere Erfindungen darinnen angebracht hat. Bey unſern alten Poeten wird man alle dieſe Arten auch antreffen, wie die Exempel in ihren Schriften ſattſam zeigen werden. Indeſſen wenn man die Natur der Sachen anſieht, ſo iſt es wohl am beſten, wenn man ſich von der erſten Erfindung ſo wenig entfernet, als möglich iſt; und das Lob der Helden und Sieger, den Wein und die Liebe mehrentheils darinn herrſchen läßt. Doch begreift ein jeder, daß man das Lob, ſowohl bey freudigen als traurigen Begebenheiten; und die Liebe, ſowohl bey eigener als fremder Leidenſchaft, d. i. bey Hochzeiten beſingen könne.

11. §. Daraus iſt nun leicht abzunehmen, in was für einer Schreibart die Ode abgefaßt werden müſſe. Nach

ihren verſchiedenen Gattungen muß ſich dieſelbe auch ändern. Die Loboden müſſen in der pathetiſchen und feurigen, die lehrreichen in der ſcharfſinnigen, die ſatiriſchen in der ſtachlichten oder beißenden, die luſtigen und traurigen, theils in der natürlichen, theils beweglichen Schreibart gemacht werden. Die Urſache ſieht man leicht. In der erſten Art beherrſcht die Bewunderung und Erſtaunung den Poeten, die ihm alle Vorwürfe vergrößert, lauter neue Bilder, Gedanken und Ausdrückungen zeuget; lauter edle Gleichniſſe, reiche Beſchreibungen, lebhafte Entzückungen wirket; kurz, alle Schönheiten zuſammen häufet, die eine erhitzte Einbildungskraft hervorbringen kann. Und dieſes iſt denn die ſogenannte Begeiſterung, das berühmte Göttliche, ſo in den Oden ſtecken ſoll, weswegen Pindar ſo bewundert worden. Um nun von dieſem ſo beruffenen pindariſchen Weſen, unſern Deutſchen einen Begriff zu machen, will ich noch eine, obgleich proſaiſche Ueberſetzung, aus dem Pindar herſetzen; und alſo vielen falſchen Begriffen vorbeugen, die ſich einige davon machen. Es iſt die IV. olympiſche, die er auf den Pſaumis, den Kamariner, gemacht, als er den Sieg im Wettlaufe mit den Wagen davon getragen hatte. Sie lautet ſo:

Satz.

Höchſter Gott! der du vom oberſten Himmel her, deine Donner gleich unermüdeten Roſſen in den Lüften fliegen läſſeſt; die Stunden, dieſe dir unterthänigen Göttinnen, deren Pflicht es iſt, die Jahreszeiten nach und nach herbeyzuführen, und die heute die prächtigen piſaniſchen Schauſpiele erneuert haben, die dir geweihet ſind, ſchicken mich, mit der Leyer in der Hand, zu dir, großer Jupiter, daß ich mit Liedern, die ſich in ihre Töne miſchen, die Pracht dieſer Spiele, und den Ruhm eines Freundes beſingen ſoll, der im Wettlaufe mit den Roſſen den Preis davon getragen hat. Es iſt billig, und die Tugend ſelbſt heiſcht es von uns, bey dem Glücke unſrer Freunde, unſer Vergnügen zu bezeugen. Nimm alſo, du Sohn Saturns, der du auf dem Aetna, dem Schauplatze deiner Siege über den Stolz des hundertköpfigten Typhons triumphireſt, den du mit deinem Blitze zerſchmettert haſt, und der unter der Laſt dieſes berühmten Berges ſeufzet: nimm dieſen Geſang, der dir zum

Dankopfer gebracht wird, gnädig an, indem er den Verdienſten einen ewigen Glanz ertheilen ſoll.

Gegenſatz.

Er kömmt ſchon, auf dem ſieghaften Wagen! Pſaumis kömmt, den du ſelbſt begnadiget haſt. Dieſer mit piſaniſchen Oelzweigen bekrönte Ueberwinder, eilet ſchon durch ſeine Gegenwart, ſeinem Vaterlande einen neuen Glanz zu verſchaffen. Großer Gott! ſey allen ſeinen übrigen Wünſchen eben ſo geneigt: denn ich lobe ihn mit Rechte; da er zwar mit allen Tugenden gezieret, doch ſonderlich durch die edle Neigung berühmt iſt, muthige Hengſte zu erziehen, zu erhalten und abzurichten; da er freygebig und gaſtfrey im höchſten Grade iſt, und eine aufrichtige Liebe zur Stille und Ruhe ſeines Vaterlandes beſitzt; die ihm von den reinen und weiſen Gebothen einer glücklichen Auferziehung eingeflößet worden. Ich ſage nichts, als was wahr und bekannt iſt. Weg, aus den Lobſprüchen des Pſaumis, mit allem, was der Lügen gleicht! Nur durch gewiſſe und wiederhohlte Thaten, nur durch die Proben ſelbſt, muß man von den Sterblichen urtheilen.

Schlußſatz.

Die Proben verwandelten vormals die Verachtung und die Spottreden der Weiber zu Lemnos, über die weißen Haare des Klymenus, in lauter Verwunderung. Als Sieger auf der Rennbahn, wo man in voller Rüſtung läuft, ſprach er zur Hypſipyle, indem er ſich näherte, die Krone von ihrer Hand zu nehmen: du ſiehſt wohl, wie ſtark ich im Laufen bin; die Kraſt meines Arms und meine Herzhaftigkeit gleichen der Behendigkeit meiner Schenkel. Urtheile nicht mehr nach der Farbe weißer Haare, die oft den jüngſten und ſtärkſten vor der Zeit wachſen.

12. §. Hier ſieht man nun die pindariſche Art zu denken, die von den Alten für ſo unnachahmlich gehalten worden. Sie beſchäfftiget ſich freylich mit lauter erhabenen Sachen, mit dem Jupiter und ſeinem Feſte; mit dem Siege, den er über die Rieſen erfochten; mit der Strafe Typhons, unter dem Berge Aetna; mit der Geſchicklichkeit des Siegers, in Erziehung und Abrichtung der Pferde; mit den übrigen Tugenden deſſelben, die der Poet billiger Weiſe höher ſchätzet, als den Sieg ſelbſt; den er mehr für eine Gabe Gottes, als für ein Werk des Siegers ausgiebt. Man ſieht hier ferner

die Ehrlichkeit des Dichters, da er nichts loben will, als was die Wahrheit bezeuget, und was durch Proben erweislich iſt. Dieſes erläutert er zum Beſchluſſe mit einem Beyſpiele aus den Geſchichten. Nun bleibt er zwar die Anwendung ſchuldig: allein, vieleicht iſt dieſelbe damals leichter zu machen geweſen, als wir denken; und es kann wohl ſeyn, daß auch dieſer Ueberwinder vor ſeinem Siege, nicht für voll angeſehen worden. Hat der Poet nun dieſes auf eine klügliche Art zu verſtehen gegeben, ohne es ausdrücklich zu ſagen: ſo ſieht man auch ſeine Geſchicklichkeit im Loben, die allen Lobdichtern anzupreiſen iſt. Ueberhaupt könnte man aus dieſem Muſter viele Regeln der Lobgedichte herleiten. Ich will nur der folgenden erwähnen. I. Lobe an deinem Helden keine Dinge, dafür er ſelbſt nichts kann: zum Exempel, ſein Geſchlecht, ſein Vaterland, ſeine Leibesgeſtalt, ſeine Jugend ꝛc. von allen dieſen Stücken ſagt Pindarus nichts. II. Schäme dich nicht, das Gute, das deinem Helden wiederfährt, Gott ſelber zuzuſchreiben: dieſes thut Pindarus; ohngeachtet ſein Sieger auch viel Theil an dem erkämpften Preiſe hatte. III. Lobe an deinen Helden das, was ganz auf ſie ankömmt, nämlich die Tugenden, die ein Werk des menſchlichen Willens ſind. IV. Halte dich bey keiner Beſchreibung von Kleinigkeiten auf; z. E. von Pferden, von Wagen, und andern ſolchen Lapalien, darauf kleine Geiſter ſo leicht verfallen, die aber Pindar gar übergeht. V. Male deinen Helden nicht als eine Geburt deiner Einbildungskraft; ſondern lobe nur das an ihm, deſſen Wahrheit, durch augenſcheinliche Proben bewieſen werden kann ꝛc. Wer ſo lobt, den will ich einen pindariſchen Dichter nennen. S. die oberwähnte Abhandlung des Abts Fraguier nach.

13. §. Nun weis ich zwar, daß man zu den pindariſchen Oden, eine ſehr kühne und erhabene Schreibart zu rechnen pflegt; die einige nicht beſſer zu erreichen wiſſen, als wenn ſie recht dunkel, abgebrochen, und verſtümmelt deutſch ſchreiben. Allein, was die kühnen Bilder und Redensarten anbetrifft, ſo werden wir dieſelben in vielen Oden unſrer deutſchen Poe-

ten

ten ziemlich pindariſch antreffen, und wer es noch höher darinn treiben wollte, der würde gewiß zu weit gehen. Was aber das Verſtümmeln der Sprache betrifft, ſo iſt es leicht zu begreifen: daß **Pindarus** durch grammatiſche Schnitzer nicht zum Gegenſtande der Bewunderung geworden, ſondern durch edle Gedanken; die aber auch bey der Richtigkeit der Sprachregeln beſtehen können. Haben wir nun noch keinen ganzen **Pindar** in Deutſchland gehabt, ſo kann doch ſo gar viel eben nicht gefehlet haben. Wenigſtens haben **Flemming, Gryph** und **Amthor** kein übles Geſchick dazu gehabt. Unſer **Günther** hätte wohl in dieſer Art von Oden ein Meiſterſtück auf den Prinzen Eugen gemacht: wenn er ſich nur nicht ſo tief herunter gelaſſen hätte, als er vorhin hoch geſtiegen war; da er auch Nachbars Hanns in einer Dorfſchenke, zum Gegenſtande ſeiner Gedanken genommen. Im Franzöſiſchen iſt **Rouſſeau** glücklich darinn, wie auch aus der Ode auf die Weltbezwinger, die **Amthor** überſetzt hat, ſchon zu ſehen iſt. Des la Grange drey philippiſche Oden, auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich, ſind zwar in einem ganz widrigen Affecte geſchrieben; aber eben ſo feurig, und ſo zu reden raſend, als eine von den obigen. Und das iſt kein Wunder. Er hat es vermuthlich in ſeinem Schimpfen und Schelten ernſtlicher gemeynet, als andere, die im Loben aus dem Schmäucheln ein Handwerk machen. In geiſtlichen Oden iſt **Simon Dach** dieſer Schreibart ſehr mächtig geweſen, und inſonderheit iſt das Lied: **Ich bin ja, Herr, in deiner Macht;** für ein vollkommnes Meiſterſtück anzuſehen. Auch **Andreas Gryphius**, hat in ſeiner langen Ode auf den Kirchhof, mehr als eine Probe der pathetiſchen Schreibart gegeben, die ſehr zu loben iſt. Zur Probe will ich ein paar Strophen herſetzen:

Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
Auf dem ich ſteh? rauſcht ihr, o Linden?
Wie reißt die Erd auf ihren Schlund,
Und läßt die Wurzel ſich entbinden?

Hör

Hör ich das Raſſeln dürrer Bein?
Hör ich ein heiſcher menſchlich Brauſen?
Hör ich der Suden holes Sauſen?
Wälzt ihr euch ab, ihr ſchweren Stein? ꝛc.
Hilf Gott! die Särger ſpringen auf!
Ich ſchau die Körper ſich bewegen.
Der längſt erblaßten Völker Hauf
Beginnt der Glieder Reſt zu regen.
Ich finde plötzlich mich umringt
Mit durch den Tod entwehrten Heeren!
O Schauſpiel! das mir heiße Zähren
Aus den erſtarrten Augen dringt!

14. §. Die luſtigen Lieder, die beym Trunke oder ſonſt zum Scherze ſtatt finden, müſſen ſo wohl als die traurigen, zärtlichen und beweglichen, in der natürlichen Schreibart gemacht werden, die nicht mehr ſo edel, feurig und verwegen klingt; ſondern mit wenigern Zierrathen zufrieden iſt. Doch kömmt es auch hier auf den Dichter an, ob er gleichſam in einem halben Rauſche, kühne Gedanken und Ausdrücke wagen will, wie **Pietſch** in einem Trinkliede gethan hat, welches im VII. B. der Beyträge ſteht. Zum Exempel der luſtigen kann **Günthers** Tabakslied dienen, nebſt verſchiedenen, die in **Flemmings** und **Opitzens** Gedichten vorkommen. Z. E. im erſten Buche der poet. W. des letzern, ſteht eine an Nüßlern, und da kömmt folgende Strophe vor:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Waſſer hab ich nicht vonnöthen:
Nun es gilt dir, Bruder mein!
Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit ſoll laſſen hinter ſich!

In dieſer Schreibart läßt ſich auch bey Hochzeiten und andern fröhlichen Veranlaſſungen, bequem ein Gedicht verfertigen. Von zärtlichen oder traurigen Liedern habe ich ſchon oben **Kanitzens** Klagode gelobt, und itzo will ich noch **Beſſers** Ode auf denſelben Todesfall, und als er vierzig Jahre alt war, hinzuſetzen. In geiſtlichen Geſängen müſſen die Bußlieder und andere, wo ein trauriges Weſen herrſchet, ſo abgefaſſet werden,

30

wie **Dach**, **Riſt**, **Gerhard** und **Frank**; von neuern aber **Neumann** und **Schmolk** uns die Muſter gewieſen haben.

15. §. Endlich die ſinnreiche Schreibart kann in moraliſchen Oden ſtatt finden, ja auch in allen andern Oden, wo wir anfangen, ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. **Günthers** Ode auf Graf Sporken, imgleichen **Andr. Gryphii** über den Gottesacker, und viele in **Amthors** Gedichten ſind hierinn unvergleichlich. In **Kanitzens** geiſtlichen Gedichten ſind auch einige treffliche Muſter davon. In dem Liede: **Herr, ich denk an jene Zeit**, hat **Mylius** ein Meiſterſtück einer ſinnreichen Betrachtung der Sterblichkeit gewieſen; dergleichen auch **Simon Dach** vom Tode und von der Ewigkeit ſehr viele verfertiget hat. Will man mehr neue und wohlgerathene geiſtliche Lieder beyſammen finden; ſo nehme man M. **Gottſchaldts** Univerſalgeſangbuch zur Hand. Verlangt man aber von weltlichen moraliſchen, luſtigen und galanten Oden, zu erlaubter Ergetzung, etwas beyſammen zu haben: ſo ſchaffe man ſich diejenige Sammlung an, die Herr **Gräf** neulich in großem Formate, mit neugeſetzten ſehr ſchönen Melodien, in drey bis vier Theilen in Halle, ans Licht geſtellet hat.

16. §. Aus allen den angeführten Oden aber wird man wahrnehmen, daß darinn durchgehends eine größere Lebhaftigkeit und Munterkeit, als in andern Gedichten, herrſchet. Dieſes unterſcheidet denn die Ode von der gemeinen Schreibart. Sie machet nicht viel Umſchweife mit Verbindungswörtern oder andern weitläuftigen Formeln. Sie fängt jede Strophe, ſo zu reden mit einem Sprunge an. Sie wagt neue Ausdrückungen und Redensarten; ſie verſetzt in ihrer Hitze zuweilen die Ordnung der Wörter: kurz, alles ſchmeckt nach einer Begeiſterung der Muſen. Wer ausführlichere Regeln, und gute Exempel davon ſehen will, der darf nur die Oden der deutſchen Geſellſchaft nachſchlagen, wo er von allen Gattungen einige antreffen wird. Nur iſt noch zu merken, daß man in Oden keine gar zu genaue Ordnung der Zeiten und Oerter beobachten müſſe. Dieſes ſieht einer Geſchichte zu ähnlich, und macht eine Ode zu matt. Auch hüte man

ſich darinnen vor gar zu trocknen Vernunftſchlüſſen, die einem Weltweiſen beſſer anſtehen, als einem Dichter; der gleichſam Orakelſprüche vorbringt, die er nicht beweiſen darf, weil ſie aus einer höhern Eingebung kommen. Daher kleiden alle die Bindewörter, **denn, weil, darum, daher, hernach**, u. d. gl. eine Ode ſehr ſchlecht; und man pflegt zu ſagen, daß eine ſchöne Unordnung in der Ode die Probe der höchſten Kunſt ſey. **Boileau** ſchreibt:

Chez elle un beau Desordre eſt un Effet de l'Art.

17. §. Anſtatt der Exempel, rathe ich itzo die Meiſterſtücke unſrer alten Dichter, **Opitzens, Flemmings, Dachs, Tſchernings, Neukirchs, Günthers** und **Pietſchens** zu leſen. Ich halte dieſelben nicht nur alleſammt für ſtärker in dem edlen Feuer, das zu einer Ode gehöret, als alles, was wir heute zu Tage ſchreiben; ſondern hoffe auch, daß ich durch die geſunde Hitze dieſer Muſter, unſren angehenden Dichtern auf die rechte Spur helfen, und ſie von dem finſtern Geſchmacke gewiſſer heutigen Verführer abziehen werde, die alles, was nicht von Sprachſchnitzern wimmelt, für Wiegenlieder ausgeben wollen. Nun geſtehe ichs zwar, daß in der Reinigkeit der Verſe, unſre Alten nicht ganz unverbeſſerlich ſind. Allein wer die Regeln unſrer heutigen Proſodie, und die reine Wortfügung der beſten Dichter kennet, der wird ſich ſchon in acht zu nehmen wiſſen, daß er mit dem Guten der Alten, nicht auch das Tadelhafte nachahme. Zum Beſchluſſe will ich noch erinnern, daß derjenige, der Oden zum Singen verfertigen will, folgende Regel beobachten muß, um dem Componiſten die Arbeit nicht zu verderben, und zu machen, daß alle Strophen ſich gleich gut ſingen laſſen. Diejenigen Oden klingen noch einmal ſo ſchön, die am Ende mit einem männlichen Reime ſchließen, als die andern, die ſich weiblich endigen. Und, da ich es auch an denen, die ich in der gräfiſchen Sammlung finde, bemerke, daß diejenigen ſich in der Muſik viel beſſer hören laſſen, die mit einer langen Sylbe ſchließen: ſo rathe ich es allen denen an, welche Oden zum Singen machen, keinen weiblichen Reim ans Ende zu bringen.

Des I. Abſchnitts II. Hauptſtück.

Von äſopiſchen und ſybaritiſchen Fabeln, imgleichen von Erzählungen.

1. §.

Der Ordnung des Alterthumes zu folgen, muß ich wohl von dieſer Art der Dichtkunſt, unmittelbar nach den Liedern handeln. Was eine Fabel überhaupt ſey, habe ich oben im I. Theile, im 3ten Hauptſtücke ausführlich erkläret. Sie iſt eine erdichtete Begebenheit, welche erfunden worden, eine gewiſſe Sittenlehre darunter zu verbergen, oder vielmehr durch ſie deſto ſinnlicher zu machen. Wir haben auch ſchon gewieſen, daß ſie zweyerley ſey; nachdem man entweder Pflanzen und Thiere, oder vernünftige Weſen darinn redend oder handelnd einführet. Hier aber muß ich noch die dritte Art hinzuſetzen, darinnen man allegoriſche Perſonen dichtet, oder ſolchen Dingen ein Weſen und Leben giebt, die entweder ganz leblos ſind, oder doch nur den Gedanken der Menſchen ihr Daſeyn zu danken haben: wie ſichs hernach deutlicher zeigen wird. Dieſe Gattung nebſt der erſten von Thieren, kann man eigentliche **Fabeln** oder **Mährlein** nennen; diejenigen aber, worinn lauter vernünftige Weſen, denkend, redend, und wirkend aufgeführet werden, pflegt man auch wohl **Erzählungen** zu heißen. Sie ändern aber darum ihre Natur nicht, und bleiben allemal erdichtete Begebenheiten, die ihre Sittenlehre bey ſich führen. Menget man aber Thiere und Menſchen, oder lebloſe und allegoriſche Perſonen, mit Geiſtern oder wirklich denkenden Weſen zuſammen: ſo entſtehen daraus **vermiſchte Fabeln.**

2. §. Daß indeſſen die Fabeln noch älter, als die übrigen Arten der Gedichte, ſonderlich das Heldengedicht ſeyn, iſt leicht zu erweiſen. Ohne Zweifel iſt das Buch der Richter, wenn

wenn es gleich erſt um Samuels Zeiten geſchrieben wäre, älter als Homer: und in demſelben finden wir ſchon Jothams Fabel von den Bäumen, die ſich einen König gewählet. Jotham alſo, war unſtreitig lange vorm Samuel ein Fabeldichter: und da ſein Gedicht dergeſtalt das älteſte dieſer Art iſt, das wir kennen: ſo iſt es wohl werth, daß wir es hier einrücken. Es ſteht im 9ten Capitel des bemeldten Buches, und lautet ſo:

Die Bäume giengen hin, daß ſie einen König über ſich ſalbeten, und ſprachen zum Oelbaume: Sey du unſer König. Aber der Oelbaum antwortete: Soll ich meine Fettigkeit laſſen, die beyde Götter und Menſchen an mir preiſen, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaume: Komm du, und ſey unſer König! Aber der Feigenbaum ſprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht laſſen, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen die Bäume zum Weinſtocke: Komm du, und ſey unſer König! Aber der Weinſtock ſprach zu ihnen: Soll ich meinen Moſt laſſen, der Götter und Menſchen frölich machet, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe? Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſche: Komm du, und ſey unſer König! Und der Dornbuſch ſprach zu den Bäumen: Iſts wahr, daß ihr mich zum Könige ſalbet über euch? ſo kommet, und verſammlet euch unter meinen Schatten. Wo nicht, ſo gehe Feuer aus dem Dornbuſche, und verzehre die Cedern auf dem Libanon.

So lautet die Fabel ſelbſt; ihre Deutung aber mag man, nach den damaligen Umſtänden, in der angezogenen Stelle nachſehen. Sie iſt ganz ſittlich, und giebt den Sichemitern einen deutlichen Unterricht: daß ſie ſich unter Gideons Söhnen gerade den ärgſten ausgeſuchet, der theils ſeine ältern und beſſeren Brüder erwürget hätte; theils ſie ſelbſt zu Grunde richten würde.

3. §. Die Fabel, ſo nächſt dieſer die älteſte iſt, ſteht im II. Buche Samuels im 12ten Cap. und Nathan erzählete ſie dem Könige David. War die obige aus dem Reiche der Bäume genommen: ſo iſt dieſe von der zweyten Gattung, und hat lauter menſchliche Perſonen; weil nämlich die Schafe, ſo darinn vorkommen, nichts reden, oder handeln.

Von eben der Art iſt die dritte, des klugen Weibes zu Thekoa, die im 14ten Cap. deſſelben Buches ſteht: und dieſe wollen einige Neuere lieber **Erzählungen** (Contes) nennen; weil es nämlich mehr Anſchein hat, daß ſie wohl geſchehen ſeyn könnten. So liefert uns denn die Schrift ſelbſt ältere Muſter von äſopiſchen Fabeln und Erzählungen, als die äſopiſchen ſind: geſetzt, daß **Aeſopus**, wie einige Gelehrte meynen, mit dem **Aſſaph** in **Davids** Hofcapelle einerley geweſen wäre. Allein der ganze Orient iſt in den älteſten Zeiten wegen ſeiner Neigung zu den Fabeln und Allegorien berühmt geweſen. Kam nicht die Königinn von **Saba**, den König **Salomon** mit ihren Räthſeln zu verſuchen? Erzählet uns nicht **Joſephus**, auf desjenigen **Dius** Bericht, der die phöniziſche Geſchichte geſchrieben, und auf des epheſiniſchen **Menanders** Zeugniß, der die Jahrbücher der Tyrier überſetzet hatte: daß **Salomon** und **Hiram** einander Räthſel aufgegeben, und große Summen darauf geſetzet, wer ſie nicht würde auflöſen können? Selbſt die **Brachmanen**, die **Gymnoſophiſten**, ja die **Chineſer** haben in den älteſten Zeiten die Art an ſich gehabt, alles in Allegorien und Erzählungen vorzutragen, was ſie als gute Lehren fortpflanzen wollen. Die älteſten Römer müſſen dieſe Art zu moraliſiren auch geliebet haben, wie wir aus der Fabel des **Menenius Agrippa**, von dem Streite der Glieder am menſchlichen Leibe ſehen, womit er den aufgebrachten Pöbel beſänftigte, und wieder in die Stadt brachte.

4. §. Doch wir müſſen näher auf die rechten Fabelſchreiber kommen. Unter den Perſern iſt **Lockmann** berühmt geworden, ja ſein Ruhm iſt bis nach Indien, Aegypten und Nubien gedrungen. Die heutigen Türken kennen ihn, und ſetzen ihn in **Davids** Zeiten: worinn ſie ſich aber, wenn er wirklich **Aeſopus** geweſen ſeyn ſollte, etwan um drey bis 400 Jahre irren. Man hat dieſe Fabeln auch in heutigen abendländiſchen Sprachen. **Strabo** erzählet, die Lehrer unter den Perſern pflegten ihren Schülern die Sittenlehre in Erdichtungen vorzutragen. **Cyrus**, der Stifter ihrer Monarchie,

narchie, erzählet beym Herodot den Geſandten der Jonier und Aeolier eine Fabel. Indeſſen iſt ſehr zu vermuthen, daß dieſer Lockmann eben der phrygiſche Aeſopus ſey, den faſt jedes Volk ſich hat zueignen wollen. Die Araber geben vor, er ſey von hebräiſchem Geſchlechte geweſen; die Perſer halten ihn für einen Aethiopier, welches denn die Etymologie des Namens Aeſopus (Aethiops) zu beſtätigen ſcheint. Sein Leben, welches Mircond beſchrieben hat, kömmt ſehr mit des Planudes Leben Aeſops überein. Jenem, dem Lockmann, geben Engel die Weisheit; im Philoſtratus muß Mercur dem Aeſop die Fabel eingeben. Kurz, die orientaliſchen Völker ſagen, die Griechen hätten ihnen den Lockmann geſtohlen, um ihren Aeſop daraus zu bilden. Adam Olearius hat jenes Fabeln verdeutſchet, und am Ende des perſiſchen Roſenthals angehänget: Erpenius aber hat ſie aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche gebracht.

5. §. Von der Indianer Weisheit hat uns Sendebar, oder Sandhaber, denn man findet ihn verſchiedentlich geſchrieben, ein Buch hinterlaſſen, davon ich einen alten Druck in lateiniſcher Sprache beſitze. Der Titel heißt: Directorium humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum: dieſer iſt ſonder Ort und Namen des Druckers, ohne Zahlen der Blätter und Seiten, mit alten Holzſchnitten in Fol. gedruckt. In der Vorrede ſteht, daß es eigentlich Belile ve Dimne *, heiße, aus dem Indianiſchen ins Perſiſche, ſodann ins Arabiſche, hernach ins Hebräiſche, und endlich ins Lateiniſche überſetzet worden. Dieſer letztere Ueberſetzer Johannes de Capua, richtet ſeine Zueignungsſchrift an den Cardinal Matthäus, in einem ſehr barbariſchen Lateine: ſo, wie es um die Erfindung der Buchdruckerkunſt üblich war. Der Inhalt aber beſteht in XVIII. Capiteln, aus lauter Fabeln, die der König Anaſtres Casri, durch ſeinen Leibarzt Berozias, aus Indien bekommen, als er ihn hingeſchicket hatte, auf den Bergen Kräuter zu ſammlen, womit

* In Stollens Hiſt. der Gel. ſteht Kelilah wa dimnah. Welches iſt recht?

man Todte auferwecken könnte. Als dieſer ſie nun geſammlet und zubereitet hatte, die Todten aber doch nicht auferwecken konnte; erfuhr er von den indianiſchen Weiſen: daß man durch die Berge die weiſen Männer, durch die Kräuter aber die Weisheit, wie durch die Todten die Thoren, verſtehen müßte; und bekam von ihnen **das Buch der Weisheit**, welches er ins Perſiſche überſetzte, und ſeinem Könige brachte. Dieſem nun gefiel es überaus, daher er es gemein zu machen befahl. **Starke** hat es von neuem lateiniſch überſetzet; der weiſe Herzog zu Würtemberg **Eberhard** aber, ſoll es ins Deutſche gebracht haben. Eine ſehr alte deutſche Dollmetſchung in Fol. habe ich zu Wien in einer Privatbibliothek geſehen; die aber ungemein ſelten gefunden wird.

6. §. Die Fabeln des **Pilpay** ſind mit den vorigen faſt einerley, nur die Ordnung und Einrichtung iſt etwas anders. Hier iſt 1. des Königs **Dabſchelin** und **Pilpays** Hiſtorie nebſt fünf Fabeln. Hernach kömmt das Werk ſelbſt in 4 Capiteln. Das erſte zeigt durch ſechs und zwanzig Fabeln, wie man ſich vor Schmäuchlern und Verläumdern zu hüten habe. Im II. ſieht man in zehn Fabeln, was es mit boshaften Staatsbedienten endlich für ein Ende nehme. Das III. lehret in 8 Fabeln, wie man ſich gute Freunde erwerben könne, und was ihr Umgang nütze. Endlich zeiget das IV. durch zwölf Fabeln, daß man ſeinen Feinden nie trauen dörfe. Ob wir eine deutſche Ueberſetzung davon haben, weis ich nicht. An franzöſiſchen fehlt es nicht. **La Motte** hat in der Vorrede zu ſeinen Fabeln nicht gar zu vortheilhaft davon geurtheilet; aber ihm vieleicht unrecht gethan. Bey den Alten muß man nicht alles ſo genau nehmen; geſetzt, daß die Allegorie nicht jederzeit ganz richtig wäre. **Pilpay** ſoll ein Bramin, oder Brachman geweſen ſeyn, der unter dem Könige **Dabſchelin**, das Ruder der Staatsgeſchäffte in Händen gehabt. Dieſer hätte nun alle ſeine Weisheit in dieß Buch geſchloſſen, und die Könige von Indien hätten es als einen Schatz aller Einſicht und Gelehrſamkeit aufbehalten; bis der perſiſche König **Anuſervan**

davon gehöret (ſo nennet ihn Huetius, in ſeinem Tr. vom Urſprunge der Romane), der es durch ſeinen Leibarzt überſetzen laſſen. Der Kalife Abujafar Almanſor hätte es ins Arabiſche bringen laſſen, daraus es abermal ins Perſiſche überſetzet worden. Wenn indeſſen dieſer Anuſervan der König Choſroes iſt, der um Kaiſer Juſtinians Zeiten gelebet hat: ſo iſt dieſe Sammlung von Fabeln bey weitem ſo alt nicht, daß ſie dem Aeſopus vorgezogen zu werden verdiente.

7. §. Was nun dieſen letztern Fabeldichter betrifft, ſo hat zwar Planudes ein ſehr umſtändliches und wunderbares Leben von ihm geliefert, das beynahe ſo heraus kömmt, als das homeriſche, welches dem Herodot zugeſchrieben wird: allein es ſcheint, daß er es für billig gehalten, dem Urheber der Fabeln einen mit Fabeln reichlich ausgeputzten Lebenslauf zu geben. Viele haben daher gezweifelt, ob jemals ein Aeſopus in der Welt geweſen, und dafür gehalten: Planudes ſelbſt, oder ſonſt jemand habe allerley im Schwange gehende Mährlein geſammlet, und ſie alle dem Aeſopus zugeeignet; etwa wie wir die Pſalmen verſchiedener Urheber alle dem David zuſchreiben. Allein dieſes heißt wohl zu weit gegangen. Das ganze Alterthum giebt ihn für einen Phrygier aus; ſetzt die Zeit, da er gelebet, um Solons und des lydiſchen Königes Kröſus Zeiten feſt; läßt ihn den Chilo, einen der ſieben Weiſen, ſprechen; ja zum Periander nach Korinth kommen, und zu Delphis ſterben, wohin ihn Kröſus geſchicket haben ſoll. Meziriac hat ſein Leben weit beſſer beſchrieben, und Bayle, nebſt dem Diogenes Laertius können auch von ihm nachgeſehen werden. Sokrates überſetzte ſchon im Gefängniſſe, eine Fabel von ihm in Verſe. Phädrus um Auguſts Zeiten, brachte ſie ins Latein, und Plutarch gedenket ſeiner rühmlich. Unſre Alten haben ihn auch ſchon gekannt und geliebet, ja häufig nachgeahmet: und ſelbſt Luther hat ihn zum Theile verdeutſchet, ja mit einer Vorrede herausgegeben. Kurz nach ſeinem Tode 1548. gab Burcard Waldis, ſie

mit einem Zuſatze 100 neuer Fabeln in Verſen heraus. Bald darauf lieferte uns **Daniel Holzmann**, ſonſt **Xylander**, des Biſchofs **Cyrillus** 95 Fabeln, die er unter dem Titel **Spiegel der natürlichen Weisheit**, 1574. in Augſpurg herausgab. Auch **Eyering** hat noch 1601. in ſeinen deutſchen Sprüchwörtern, die er in Verſen erkläret, eine Menge davon einfließen laſſen. Und wer will alle die neuen Ueberſetzungen zählen, die wir davon bekommen haben?

8. §. Indeſſen habe **Aeſopus** ſo viele davon gemachet, als er will: ſo hat er doch die Ehre, daß ſie von ihm die äſopiſchen Fabeln heißen, und daß ſie ſich allezeit in ihrer Hochachtung erhalten haben. Und ob er ſie gleich nur in ungebundener Schreibart geſchrieben, ſo haben doch alle ſeine Nachfolger ſich um die Wette beſtrebet, ſie theils in Verſe zu bringen, theils darinnen nachzuahmen. Unter die berühmteſten derſelben ſind unter den Engländern **Roger** l'Eſtrange, unter den Franzoſen, **la Fontaine**, und **la Motte**; unter den Deutſchen aber **Stoppe**, Herr Hofr. **Triller**, Herr von **Hagedorn**, und Herr Prof. **Gellert**, zu zählen. Einige von dieſen haben fremde Fabeln und Erfindungen auf eine neue Art in Verſe gebracht; andre aber haben eigene und neue erdichtet; andre aber auch Erzählungen mit eingemiſchet. Ich könnte von unſern Landsleuten noch viel mehrere nennen, die ſich in dieſem Felde geübet; wenn ſie nicht entweder gar zu ſchlüpfrige Züge hätten mit einfließen laſſen, die, wider den Endzweck der guten Fabel, mehr zu Verderbung, als Beſſerung der Sitten dienen, und alſo Fabulæ peccare docentes heißen möchten; oder doch ſonſt viel zu ſchlecht wären, an jene Meiſter zu langen. Doch verdient der ſo betitelte **deutſche Aeſop**, der in dem 1740 Jahre zu Königsberg herausgekommen, nicht ganz vergeſſen zu werden; weil viel ſchöne Stücke darinnen ſind. Von alten deutſchen Fabeln, die lange vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, theils aus dem **Aeſop** überſetzet, theils neu geſchrieben worden, hat uns **Scherz**, in Straßburg eine

Samm-

Sammlung 1704. in 4. ans Licht zu ſtellen angefangen *; aber bey der 51ſten aufgehöret: da doch ihrer viel mehrere waren. Ich beſitze etliche alte Handſchriften von denſelben; und werde ſowohl davon, als vielen andern geſchriebenen Ueberbleibſeln unſrer Alten, in meiner Hiſtorie der deutſchen Sprache, Dichtkunſt und Beredſamkeit, zu ſeiner Zeit, mehr Nachricht geben.

9. §. So ernſthaft nun die äſopiſchen Fabeln ihrer Abſicht und Einrichtung nach ſind: ſo poſſenhaft und üppig ſind hingegen die ſybaritiſchen geweſen, von welchen ich noch etwas ſagen muß. Sybaris war eine Stadt, im untern Theile von Italien, oder der ſogenannten Græcia magna. Hieher waren, wie **Herodot** berichtet, die weichlichen und wollüſtigen Sitten der Jonier und Aſiater ſchon vorher gedrungen, ehe noch das eigentliche Griechenland damit angeſtecket worden. Die Zärtlichkeit in der Lebensart, die Leckerhaftigkeit in Speiſe und Trank, und die Ueppigkeit ſelbſt hatten bey dieſem Volke dergeſtalt überhand genommen, daß auch die Fabeln ihrer witzigen Köpfe davon angeſtecket wurden. Sie vergaßen alſo den moraliſchen Zweck ihrer erſten Erfinder und Meiſter, und verwandelten ſie in ein Poſſenwerk. Die Sybariten wollten nur lachen; daher gefiel ihnen nichts, als was luſtig war: wie **Fontenelle** dieſes in ſeinen Geſprächen der Todten, wo **Milo** und **Smindiride**, die Sybariterinn, mit einander ſprechen, gar fein abgeſchildert hat. Daher bemüheten ſich auch ihre Dichter nur ſpaßhafte Fabeln zu machen. **Heſychius** giebt in einer ſehr verderbten Stelle zu verſtehen, daß Aeſopus nach Italien gekommen; und als ſeine Fabeln daſelbſt viel Beyfall gefunden, hätte man ihnen einen andern Schwung gegeben, und ſie ſybaritiſche genennet. Worinn aber die Veränderung beſtanden, ſagt er nicht. **Suidas** glaubt, ſie hätten den äſopiſchen ähnlich geſehen: aber er irret ohne Zweifel. Der alte

* Der Titel heißt: Philoſophiæ moralis Germanorum medii ævi Specimen primum, ex Manuſcripto nunc primum in lucem publicam productum. Argentor. 1704. in 4.

alte Scholiaſt des **Ariſtophanes** ſaget: Die Sybariten hätten ſich der Thiere in ihren Fabeln bedienet; ſo wie **Aeſopus**, der Menſchen. Allein die Stelle iſt ohne Zweifel verderbet; denn wer weis nicht, daß **Aeſopus** ſich der Thiere bedienet hat? Eben das beſtärket **Ariſtophanes** im folgenden; da er den **Philokleon** eine äſopiſche, und eine ſybaritiſche Fabel erzählen läßt, wo denn in der erſten Thiere, in der andern aber Menſchen vorkommen.

10. §. **Aelian** ſoll uns alſo durch eine Probe lehren, wie ſie ausgeſehen haben: „Ein Kind zu Sybaris, heißt es, „gieng mit ſeinem Hofmeiſter über die Straße; und da es „einen Menſchen ſah, der gedörrte Feigen verkaufte, ſtahl „es ihm eine weg. Der Hofmeiſter gab ihm einen derben „Verweis darüber, nahm ihm die Feige weg, und aß ſie „ſelbſt.“ Dieſe Fabel nun beſteht aus menſchlichen Perſonen, und hält noch eine Lehre in ſich, ſo ſpaßhaft ſie auch iſt; und wenn ſie alle ſo geweſen wären, ſo hätte man nicht viel dagegen zu ſagen. Allein ſie wurden allmählich ſo geil, daß ſelbſt **Ovidius** eine von der Art unter die allerüppigſten Stücke rechnet, die er geſehen. Viele Gelehrte glauben, er habe von dem Werke eines gewiſſen Sybariten **Hemitheon** geredet, deſſen auch **Lucian**, als eines rechten Zotenkrämers gedenket. Allein dieſes Buch war kurz vorm **Ovidius** gemachet, und Sybaris war ſchon von den Crotoniaten fünfhundert Jahre vorher zerſtöret worden. **Hemitheon** hätte auch eher ein Thurier, als ein Sybarit heißen ſollen; weil er aus Thurium war, welches die Athenienſer nahe an der Stelle gebauet hatten, wo Sybaris geſtanden hatte; wenn er nicht ſolche ſybaritiſche Zoten geſchrieben hätte. Oder vieleicht iſt auch dieß ovidiſche Zotenwerk noch ſonſt von einem Römer, nach ſybaritiſcher Art geſchrieben geweſen; wie nachmals unter den Kaiſern mehrere dergleichen Ueberſchrift geführet. Die Römer nämlich hatten ſchon zu **Ovids** Zeit ihre Sitten ſehr zu verderben angefangen, und fielen unter den folgenden Kaiſern immer tiefer in die Schwelgerey und Ueppigkeit. Sonſt findet man

noch,

noch, daß dieſe Fabeln ſehr lakoniſch, das iſt, in ſehr kurz gefaßter Schreibart abgefaſſet geweſen.

11. §. Soll ich nun mein Urtheil davon ſagen: ſo iſt es eben nicht ſehr zu bedauren, daß dieſe ſybaritiſchen Fabeln ſo gar vrlohren gegangen: wofern nicht irgend die berühmte Matrone von Epheſus, die uns Petron aufbehalten hat, zu dieſer Zahl zu rechnen iſt. Denn ungeachtet die menſchlichen Perſonen, die darinnen vorkommen, nicht ſchlechterdings zu tadeln ſind; ja lange vor den Sybariten, vom Nathan, dem klugen Weibe von Thekoa, u. a. m. gebrauchet worden: ſo iſt doch das poſſenhafte und geile Weſen derſelben auf keine Weiſe zu billigen. Die Dichtkunſt iſt um edlerer Abſichten halber erfunden worden, als bloß die Menſchen üppiger und wollüſtiger zu machen: und auch ohne Zuthun der Poeten können ſich die Sitten der Völker nur gar zu ſehr verderben. Weit gefehlt alſo, daß man hier eine Anleitung finden ſollte, wie ſie zu verfertigen wären; ſo will ichs vielmehr allen angehenden Dichtern ernſtlich widerrathen, ihre Muſe niemals ſo tief zu erniedrigen, daß ſie eine Dienſtmagd der Geilheit, oder eine Kupplerinn abgeben ſollte. Einen bloßen Poſſenreißer zu ſpielen, iſt ebenfalls kein rühmliches Handwerk, und kann den ſogenannten Pritſchmeiſtern überlaſſen werden, die längſt unter uns ehrlos geworden. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß auch Fontaine in ſeinen Erzählungen, die größtentheils ſybaritiſch genug klingen, und andre witzige Köpfe unter uns, ihre Federn nicht ſo erniedriget hätten, der Unfläterey Vorſchub zu thun! Ich nenne keinen, meyne aber alle, die ſich mehr oder weniger mit den Laſtern ſo gemein gemachet; daß ſie ſich hier getroffen finden. Es iſt gewiß ein elender Ruhm, den man ſich durch Zoten erwirbt, und, wie Rachel ſagt:

Durch ſolche Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth ſollt hören unverdroſſen.

12. §. Nun muß ich überhaupt die Regeln ſolcher äſopiſchen Fabeln geben, ſo wie ſie von den beſten Meiſtern in

dieſer Art beobachtet worden. Daher werde ich zuerſt ſagen: Man ſetze ſich einen untadelichen moraliſchen Satz vor, den man durch die Fabel erläutern, oder auf eine ſinnliche Art begreiflich machen will. So ſind die älteſten und beſten Fabeln, **Jothams**, **Nathans**, **Aeſops**, **Lockmanns**, **Pilpays** u. a. m. Die Poeſie nämlich iſt in dieſen älteſten Zeiten die Philoſophie des menſchlichen Geſchlechtes geweſen. Man ſuchte den gemeinen Mann zu unterrichten, und ihm die ſittlichen Wahrheiten, unter angenehmen Bildern beyzubringen. Die Fabeln ſchickten ſich nun ſonderlich dazu, um die an ſich bittern Lehren, gleichſam zu verzuckern. Sie führen auch eine ſolche Ueberzeugungskraft bey ſich, daß man ſchwerlich an demjenigen zweifeln kann, was einem ein ſolcher Wolf, oder Fuchs, ein Lamm, oder Hund nicht ſo wohl prediget, oder einſchärfet, als vielmehr in ſeinem eigenen Beyſpiele als wahr oder gerecht, als klüglich oder thöricht angefangen darſtellet. Bey dieſer ſo reinen als löblichen Abſicht der weiſen Alten, muß man die Fabeln zu erhalten ſuchen. Alle Völker haben ihre Mährlein gehabt, wodurch Mütter und Wärterinnen ihren Kindern zuerſt die Tugend einzuflößen geſuchet. **Rollenhagen** gedenket in der Vorrede zu ſeinem Froſchmäuſeler, des altdeutſchen Mährleins vom frommen **Aſchenpöſſel** und ſeinen ſpöttiſchen Brüdern; vom **albernen** und **faulen Heinzen**, vom **eiſernen Heinrich**, von der **alten Neidhartinn** u. d. m. die nur immer mündlich fortgepflanzet worden, und nun bereits vergeſſen zu ſeyn ſcheinen. Wie übel alſo diejenigen thun, die auf gut **ſybaritiſch**, Fabeln zu Ausbreitung der Ueppigkeit und Geilheit misbrauchen, und ihren Leſern nichts als Wein, Wolluſt und Ehebruch predigen, kann ein jeder, der es mit dem menſchlichen Geſchlechte gut meynet, zur Gnüge ermeſſen: da auch Heyden, ja unter ihnen der ſonſt ſo unzüchtige **Ovid**, in ſeinen Verwandlungsfabeln, die Tugend allezeit geſchonet, und von den Laſtern mit Abſcheu geredet haben.

13. §. Die II. Regel ſey: man kleide die erwählte Sittenlehre in eine ſolche Begebenheit von Pflanzen, Bäumen oder Thieren ein, daß ihre Wahrheit aus dem Erfolge der Begebenheiten ſelbſt erhellet. Man beobachte aber in der Wahl derſelben die Natur und Eigenſchaft eines jeden ſolchen Weſens; daß keines etwas rede und thue, das ſeiner bekannten Art zuwider läuft. Hieraus nämlich wird die Wahrſcheinlichkeit entſpringen, ohne welche einer Fabel das hauptſächlichſte fehlet. Ein Thier alſo, das räuberiſch iſt, muß als gottlos und ungerecht, ein faules faul, ein frommes fromm, ein geduldiges und ſchläfriges ebenfalls nach ſeiner gewohnten Art reden und handeln. So kann man auch von den Pflanzen z. E. eine hohe Tanne, oder Eiche, als ſtolz über ihren Vorzug vor geringern Bäumen; eine bunte Tulpe, als eitel über ihre Farben; ein Veilchen, als demüthig; eine Lilge, als reinlich und unſchuldig; eine Roſe, als verliebt u. ſ. w. vorbilden. Ja alles, was nur den geringſten Anſchein der Sitten, oder ſittlichen Neigungen bey dieſen, und andern lebloſen Geſchöpfen hat, kann einem Dichter zu einer Fabel Anlaß geben. So hat **Stoppe** den Stein und den Dornbuſch am Wege; imgleichen den Ofen und die Fenſter, ferner den Studentendegen und das Soldatenſchwert, ihrer Art und Natur nach, ſehr gut redend eingeführet. So hat auch **la Motte** bisweilen die mythologiſchen Götter, die Ehre, das Glück, den Tod, die Kunſt, und den Reichthum, und andre ſolche allegoriſche Weſen ſehr glücklich gebrauchet, ſeine Abſichten auszuführen: und viele von unſern Landsleuten ſind ihm darinn nicht uneben, oder mit ſchlechterm Glücke nachgefolget.

14. §. Will man menſchliche Erzählungen machen: ſo haben wir ſchon eine Menge geſammleter Hiſtorien, die ſich ſehr gut würden leſen laſſen, wenn ſie von guten Federn in Verſe gebracht würden. Vor 200 Jahren ohngefähr hat **Kirchhof** eine ſolche Sammlung unter dem Namen **Wendunmuth** geſchrieben, worinn manches Stück wohl werth wäre, poetiſch erneuert zu werden. Man müßte nur

ſowohl

ſowohl aus dieſem, als aus andern dergleichen Büchern, die beſten ausleſen, die nicht anſtößig, oder ſchmutzig; ſondern vielmehr lehrreich wären. Auch in Zinkgräfs apophthegmatiſcher Sammlung der Deutſchen Weisheit, iſt manch ſchönes Stück, das hieher gehöret; ja im gemeinen Leben fallen ſehr oft Dinge vor, die einem Dichter ſchöne Gelegenheit geben, ſolche in poetiſche Erzählungen einzukleiden. Und hier braucht er ſich eben nicht gar zu ſclaviſch an die Wahrheit der Geſchichte in allen Umſtänden zu halten. Er kann damit nach Belieben ſchalten, und manches ändern, weglaſſen, oder hinzu dichten, damit es zu ſeinen ſittlichen Abſichten bequem werde. Nur hüte man ſich vor gar zu deutlichen und perſönlichen Satiren: dabey man diejenigen mit Fingern zeigen kann, die es trifft. Es iſt beſſer, wenn die Lehre allgemein iſt, und ſich auf viele deuten läßt; als daß ſie gar zu genau auf einzelne Perſonen paſſet, und alſo minder nützlich wird. Ob nicht manche von unſern Fabeldichtern es darinn verſehen, und oft mehr beſondern Abſichten, als der gemeinen Beſſerung zu gut, gedichtet haben, das wollen wir ihnen ins Gewiſſen ſchieben.

15. §. Eine ſolche Fabel oder Erzählung nun, muß III. kurz ſeyn. Denn da Fabeln bloß der Erbauung wegen gemachet werden: ſo muß man ſich auch erinnern, daß man ſie als Sittenlehren anzuſehen, und alſo nicht gar zu lang auszudehnen habe. Horaz ſagt ausdrücklich:

Quidquid præcipies, eſto brevis; ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

Trifft nun dieſes gleich hauptſächlich die am Schluſſe derſelben angehängte Lehre; als welche bey einer Fabel nicht leicht ausbleiben kann; ſie müßte denn ſchon überaus deutlich von ſich ſelbſt ins Auge fallen: ſo gilt es doch auch überhaupt von der ganzen Fabel. Die Alten ſind uns hierinn mit den trefflichſten Muſtern vorgegangen. Nichts iſt wunderwürdiger, als die Einfalt und Kürze Aeſops: aber nichts iſt auch ſchwerer nachzuahmen. Alle neuern Fabeldichter

dichter vom Fontaine an, bis auf die neueſten, ſind oft große Schwätzer dagegen. Sie zerren und dehnen die geringſte Sache ſo lang hinaus, daß dem Leſer oft Zeit und Weile lang wird, ehe er das Ende findet. Man nehme nur la Mottens und Stoppens Fabeln zur Hand, und ſehe, wie weitläuftig ihre Eingänge, wie geſchwätzig ſie in ihren Erzählungen, und wie poſtillenhaft ſie oft in den angehängten Lehren ſind. Ganz unnütze Umſtände, Kleinigkeiten, die nichts zur Abſicht beytragen, recken ſie ſo weit auseinander, daß ungeübte Leſer endlich das Hauptwerk darüber aus den Augen verlieren. Man ſehe z. E. den Wetterhahn und die Glocke in Stoppen nach, wo ſo viel fremdes mit eingemiſchet iſt, daß man endlich den Zweck faſt verkennet. Und klingt mancher Einfall oder Ausdruck gleich poſſirlich: ſo möchte man doch einem ſolchen Dichter mit dem Horaz zurufen:

Dieß alles iſt ſchon gut, nur hier gehörts nicht her!

Und anderwärts:

Omne ſupervacuum, pleno de pectore manat.
Was überflüſſig iſt, vergißt man gar zu leicht.

16. §. Endlich iſt auf die Schreibart noch zu ſehen, die man in den Fabeln und Erzählungen brauchen ſoll. Aeſopus und Phädrus haben ſich des allerungekünſtelſten und natürlichſten Ausdruckes bedienet, und doch die pöbelhafte Sprache ſorgfältigſt vermieden. Dieſe edle Einfalt müſſen ſich billig alle Fabeldichter zum Vorbilde nehmen, und ſie, ſo viel möglich, ein jeder in ſeiner Sprache, zu erreichen ſuchen. Allein dieſe Regel iſt den meiſten Neuern zu ſchwer geworden. Viele haben wohl gar in Ueberſetzung der äſopiſchen Fabeln eine rechte poſſenhafte Pöbelſprache gebrauchet; wie ich oben in dem Hauptſtücke von der Schreibart dergleichen aus Riederern angeführet habe. Andere haben gar zu ſehr ihren Witz zeigen wollen, und ſind alſo auf eine gar zu ſinnreiche Schreibart verfallen, wie de la Motte; der mit vielen ſeiner gar zu ſpitzfindigen Einfälle,

zum Geſpötte geworden. Z. E. wenn er den Fuchs, (un Pythagore à longue Queüe) den langgeſchwänzten Pythagor; ein Gerücht Kraut: ein Topfphänomenon; oder eine Küchenerſcheinung; (un Phenomene potager) und dergleichen mehr genennet: ſo iſt er im Dictionnaire Neologique damit ſehr übel angekommen. Was könnte man nicht aus Stoppens und andern Fabeln für Wortgeſpenſter, (wenn ich dieſe kauderwälſche Art ſinnlich zu machen, ſo reden darf,) zuſammen tragen; die wohl in dem Munde eines Pickelherings, aber nicht auf den Lippen eines moraliſchen Fabeldichters Entſchuldigung verdienen? Was ſoll ich von denen ſagen, die aus äſopiſchen Fabeln gar aſotiſche, oder ſybaritiſche machen? Ein Sittenlehrer muß ſeinen Charakter bedenken, und da er andere lehren will, nicht ſich ſelbſt verächtlich machen. Man ſage nicht, er müſſe auch beluſtigen: das iſt wahr, und eben durch das Beluſtigen muß er unterrichten. Allein, die Fabel an ſich ſelbſt beluſtiget ſchon, durch die Aehnlichkeit, die ſie mit den Neigungen und Handlungen der Menſchen hat: was brauchet er nun noch die zotenhafte Schreibart? Ich überlaſſe es dem Urtheile der Leſer, ob es nicht auch dahin gehöre, daß Fontaine und la Motte, ihre Thiere einander Gevatter und Gevatterinn nennen laſſen; und wenn in Stoppen eine Eiche einmal zu einem andern Baume ſagt:

Ich will wohl eine Hure ſeyn!

Exempel von guten und ſchlechten Fabeln, wird man in obangezogenen Büchern zur Gnüge finden.

Des I. Abſchnitts III. Hauptſtück.

Von ſcherzhaften Heldengedichten.

1. §.

In allen menſchlichen Dingen und Erfindungen geſchieht nichts auf einmal, oder durch einen Sprung; ſondern alles wird nach und nach erfunden, verbeſſert, und allmählich zur Vollkommenheit gebracht. Diejenigen kennen alſo die Wirkungsart der Natur ſehr ſchlecht, die ſich einbilden, **Homer** habe auf einmal das große Heldengedicht, **Ilias**, zuerſt erfunden, und zugleich den höchſten Gipfel der Dichtkunſt dadurch erreichet. Durch ordentliche menſchliche Kräfte wäre ſolches gewiß nicht möglich geweſen: und es iſt alſo nur gar zu wahrſcheinlich, theils daß **Homer** in dieſer Art von Heldengedichten Vorgänger gehabt; theils, daß er ſich ſelbſt in einigen kleinen Arten von epiſchen Gedichten geübet haben müſſe, ehe er ſich an ein ſo großes Werk gemachet. Was das erſte betrifft, ſo beſtätiget die Geſchichte unſere Muthmaßungen. **Orpheus, Muſäus, Linus, Eumolpus, Phemius, Demodokus** u. a. m.* hatten ſich ſchon vor ihm im Dichten hervorgethan, und mochten unter andern auch kriegeriſche Thaten beſchrieben haben. Das andere aber lehret uns der Augenſchein ſelbſt. Denn wir finden nicht nur, daß **Homer** verſchiedene Lobgeſänge auf die Götter, Apollo, Merkur, Venus, Bachus, Mars u. ſ. w. gemachet, ſondern daß er ſich auch durch ein **ſcherzhaftes Heldengedicht** vorbereitet, und

* Voſſius in ſeinem Tractate de Poetis græcis will zwar nicht zugeben, daß es ältere griechiſche Dichter, als **Homer**, oder **Heſiodus**, gegeben: indeſſen erkläret er ſich ſo, daß er ſolche meyne, deren Schriften noch übrig wären. Dieß kann man ihm zugeben: aber daß es viele andere gegeben, beweiſet der Verfaſſer des engl. Buches The Life of Homer. Lond. 1703. in gr. 8. und Pope in ſeinem Leben **Homers**, ſiehe die deutſche Ueberſetzung meiner Freundinn in den auserleſ. St.

geübet habe, dereinſt ein größeres Werk dieſer Art zu verfertigen. So iſt denn die Dichtkunſt nicht mit einem Sprunge von der äſopiſchen Fabel zum Heldengedichte, geſtiegen; ſondern ſie hat ſich allmählich und ſtufenweis bis auf dieſen Gipfel erhoben.

2. §. Um nun dieſes deſto beſſer begreiflich zu machen, wollen wir dieſes älteſte ſpaßhafte epiſche Gedicht etwas näher anſehen. Er nennet es Βατραχομυομαχια, oder der **Froſchmäuſekrieg**, weil darinn erzählet wird, daß die Fröſche mit den Mäuſen einen ſchweren Krieg gehabt. Die Fabel verhält ſich kürzlich ſo: **Pſicharpax**, des Mäuſekönigs einziger Prinz, wird von der Katze verfolget, und flieht durſtig ans Waſſer, wo der Fröſche König, **Phyſignatus** ſitzt. Dieſer fraget jenen, wer er ſey, und woher er komme? Der Mäuseprinz pralet mit ſeiner königlichen Abkunft, und ſeiner zärtlichen Erziehung, erzählet auch alle Leckerbiſſen, die er zu eſſen pflege; imgleichen, wie er ſich vor keinem Menſchen fürchte, und nur den Habicht und die Katze und die Mäuſefalle zu ſcheuen habe. **Phyſignatus** ſpottet über ſein leckerhaftes Maul, und ſagt: auch die Fröſche hätten viel wunderbares zu Waſſer und Lande: weil Jupiter ihnen zweyerley Lebensart verliehen hätte. Wenn er dieſes ſehen wollte, ſollte er ſich nur ſeinem Rücken anvertrauen; ſo wolle er ihn in ſein Haus führen. **Pſicharpax** ſpringt auf, und **Phyſignatus** ſchwimmt mit ihm in den See. Kaum aber läßt ſich eine Waſſerſchlange blicken, ſo erſchrickt dieſer, taucht ſich unter, und der Mäuſeprinz kömmt elendiglich um. **Lichopinax**, ſein Gefährte, der am Ufer ſteht, wird es gewahr, läuft nach Hauſe, und erzählet es den andern Mäuſen. König **Troxartes** berufet des andern Morgens ſeine Stände zuſammen, klaget ihnen ſein Unglück, daß er ſeinen erſten Sohn durch die Katze, den zweyten durch die Mäuſefalle, und nun auch den dritten und letzten durch die Bosheit des Froſchkönigs verlohren habe, und bittet um ihren Beyſtand. Alle ſtimmen ein, dieſen Schimpf an den Fröſchen zu rächen, und waffnen ſich zum Kriege.

3. §.

3. §. Als nun der Mäuſe Herold kömmt, den Krieg anzukündigen, leugnet Phyſignatus, daß er den Mäuſeprinz ermordet habe; und ſagt, er habe aus Muthwillen, gleich den Fröſchen, ſchwimmen wollen, darüber er erſoffen ſey. Indeſſen redet er ſein Volk gleichfalls an, und ermuntert ſie zur Gegenwehr: worauf ſich alles waffnet. Als Jupiter nun beyde Heere am Ufer ihre Lanzen ſchwingen ſieht, wie Centauren und Rieſenheere irgend thun möchten: fraget er die Götter mit Lächeln: wer von ihnen den Mäuſen, oder den Fröſchen beyſtehen wolle? Minerva ſagt: ſie möchte den Mäuſen nicht beyſtehen, weil ſie ihr viel Schaden gethan hätten. Es wäre auch beſſer, daß ſich die Götter nicht darein mengeten, und ſich um ihrenthalben verwunden ließen. Sie wollten der Sache lieber vom Himmel zuſehen, und ſich daran ergetzen: welches auch von allen Göttern beliebet wird. Darauf blaſen zwo Mücken mit ihren Trompeten zur Schlacht, und Jupiter giebt vom Himmel das Zeichen eines böſen Krieges. Die Schlacht geht an, und viele Helden fallen beyderſeits; bis Meridarpax, ein tapfrer Held unter den Mäuſen, ſich vorſetzet, das ganze Froſchgeſchlecht auszurotten. Jupiter erbarmet ſich der Fröſche, und will den Mars und die Pallas wider ihn in den Streit ſchicken. Mars aber verſetzet, ſie beyde würden den Untergang von den Fröſchen nicht abwenden können: alle Götter müßten ihnen zu Hülfe ziehen. Jupiter wirft alſo ſelbſt einen Blitz und Donnerkeil herab, davor beyde Heere erſchrecken. Allein die Mäuſe hören nicht auf, die Fröſche zu metzeln. Darauf ſchickt ihnen Jupiter die Krebſe zu Hülfe, die geharniſcht, ſtark von Bruſt und Schultern, mit Scheren und acht Füßen verſehen ſind, über quer gehen, und mit Händen nicht gegriffen werden konnten. Dieſe klemmten den Mäuſen Schwänze, Arme und Beine ab: daher ſie ſich fürchteten, und auf die Flucht machten, ſo daß der ganze Krieg in einem einzigen Tage aus war.

4. §. Dieß iſt der kurze Inhalt eines Gedichtes, welches vielen neuern und viel weitläuftigern Werken zum Muſter gedie-

gedienet hat. Ehe wir nun dieſelben erzählen, müſſen wir die Abſichten und Kunſtgriffe entdecken, die Homer darinn vor Augen gehabt, und angewandt hat. Ohne Zweifel hat er irgend eine kurze und lächerliche Zwiſtigkeit einiger kleinen Städte, oder Dörfer, die zu ſeiner Zeit irgendwo vorgefallen, lächerlich machen wollen. Weil die Völker klein und ohnmächtig geweſen, ſo hat er ſie unter dem Bilde verächtlicher Thiere abbilden wollen; und die einen, die vom feſten Lande waren, mit den Mäuſen, die andern aber, die vieleicht Fiſcher und Seeleute geweſen, mit Fröſchen verglichen, die mit beyden Elementen zurecht kommen können. Ihre Rüſtungen beſchreibt er, nach Art ſolcher Thiere ſehr kurzweilig; ohne Zweifel, weil der wahre Streit, bey der damaligen Seltenheit eiſerner Waffen, auch auf eine lächerliche Art geführet worden. Aber die Sache deſto luſtiger zu machen, vergleicht er ſie mit Centauren und Rieſen, menget auch ein Rathſchlagen der Götter drein: denn nichts iſt lächerlicher, als wenn große Dinge ins Kleine gemenget werden. Der Held Meridarpax, mag auch etwa einen verwegenen Großſprecher bedeuten, der ſich unter den Landleuten gefunden hat; und da dieſen auch ein Donnerwetter nicht furchtſam gemachet, mögen vieleicht einige geharniſchte, und beſſer bewaffnete Leute den Fiſchern zu Hülfe gekommen ſeyn, die er ſpashaft als Krebſe beſchreibt: dadurch denn die Landleute zurückgetrieben, und der ganze Krieg geendiget worden. Die abgezielte Lehre kann ſeyn: daß es thöricht ſey, wenn kleine Gemeinen einander über bloße Unglücksfälle, in die Haare gerathen, und einander gar zu Grunde richten wollen.

5. §. Ich muthmaße dieſes alles, aus der innern Beſchaffenheit dieſes Gedichtes, und der Vorausſetzung: daß ein ſo großer Geiſt, als Homer, auch bey dieſem anſcheinenden Spielwerke, nicht bloß Poſſen treiben; ſondern unter einem, obwohl lächerlichen Bilde, doch etwas ernſthaftes habe vorſtellen wollen. Seine Art iſt es ſonſt allemal, lehrreiche Fabeln zu dichten: und warum ſollte er hier davon

von abgewichen ſeyn? Es iſt wahr; man findet bey den Alten keine Nachricht von einer ſolchen Begebenheit. Allein wie kann mans fodern, daß lange vor Herodots Zeiten, als noch keine Geſchichtſchreiber waren, Begebenheiten von ſo geringer Wichtigkeit, als die Schlägerey von ein paar Dörfern, ſollte aufgezeichnet worden ſeyn: da wohl viel wichtigere Thaten keinen Schriftſteller gefunden haben? Will indeſſen jemand durchaus ein bloßes Spielwerk daraus machen: ſo werde ich darüber nicht zanken, und einem jeden ſeine Meynung laſſen? Genug, daß auch ein ſolches Spielwerk der homeriſchen Muſe lehrreich iſt, und in Nachahmungen zu ernſthaften Abſichten dienen kann; ja wirklich oft gedienet hat. Beyläufig will ich nicht unerinnert laſſen, daß, nach dem Suidas, von einigen die Batrachomyomachie dem Pigres, oder Tigres, einem Bruder der Artemiſia, zugeſchrieben worden; wie denn auch Henrich Stephan bezeuget, daß er auf einer Abſchrift dieſes Gedichtes den Namen Pigreti, oder Tigreti Cari, geſchrieben gefunden. Allein eine Schwalbe, macht keinen Sommer, und die allgemeine Meynung iſt vorzuziehen. Ein gewiſſer Eliſius Calentius, hat, ſo wohl als Smetius, dieß Gedicht in lateiniſche Verſe gebracht.

6. §. Indeſſen iſt es zu bewundern, daß unter einer ſo unglaublichen Menge griechiſcher Poeten, als le Fevre und Voſſius uns beſchrieben haben, kein einziger den Homer in dieſem Stücke nachahmen wollen. Denn die Galeomyomachiam, die in Dornavii Amphitheatro Sapientiæ Socraticæ jocoſeriæ ſteht, kann ich deswegen hieher nicht rechnen, weil ſie ein dramatiſches Stück iſt. Selbſt von den Lateinern hat ſich ſo eigentlich niemand in dieſes Feld gewaget. Denn wenn gleich Virgil in ſeiner Jugend, um ſich zum Heldengedichte vorzubereiten, ein Gedicht auf die Mücke, und ein anders, auf den Vogel Ciris, den einige für eine Lerche, Scaliger aber, für eine Art von Reyger halten, gemachet: ſo kann man ſie doch nicht eigentlich in dieſes Fach ziehen. Das erſte beſchreibt nämlich einen ſchlafenden

Schäfer, zu dem ſich eine Schlange nähert, ihn zu ſtechen. Die Mücke ſieht das, und will ihn davor warnen, ſticht ihn alſo in den Backen; daß er davon erwachet. Der Schäfer iſt böſe über dieſen Stich, und erdrücket die Mücke; wird aber ſogleich die grauſame Schlange in der Nähe gewahr, die er ſich eifrig vom Halſe ſchaffet; und darauf von neuem wieder einſchläft. Die Seele der erſchlagenen Mücke erſcheint ihm hier im Traume, und rücket ihm ſeine Ungerechtigkeit vor, da er ſie um ihrer wohlgemeynten Warnung wegen erſchlagen; und erzählet ihm alles, was ſie im Reiche der Todten, und den elyſiſchen Feldern angetroffen: da denn die alten römiſchen Helden nach der Länge erzählet werden. Der Schäfer erwachet, erkennet ſein Unrecht, und richtet der Mücke ein ſchönes Grabmahl von Raſen auf, dabey er allerley Blumen und ſchöne Stauden pflanzet. Die Ciris aber iſt nichts anders, als eine Erzählung, wie des Königes **Niſus** Tochter, die **Scylla**, in einen Vogel verwandelt worden. Dieſes iſt alſo freylich wohl ein kleines epiſches, aber kein ſcherzhaftes Gedicht zu nennen, es wäre denn, daß man die ovidiſchen Verwandlungen alle auch ſo taufen wollte.

7. §. Die Ehre alſo, **Homers** Nachahmer in dieſem Stücke zu werden, iſt im XVten Jahrhunderte unſerm Landsmanne, **Hinrick von Alkmar** aufgehoben geweſen, der uns **Reinicken den Voß**, in plattdeutſchen, oder ſächſiſchen Knittelverſen geliefert hat. Ich weis wohl, daß man eine lange Zeit geglaubet, wie aus **Rollenhagens** Vorrede zum Froſchmäuſeler, und **Morhofs** Tractate, von der Deutſchen Sprache und Poeſie erhellet, **Baumann**, ein Profeſſor in Roſtock, habe dieſes Gedicht geſchrieben, und 1522. zuerſt ans Licht geſtellet. Allein der Irrthum iſt entdecket worden, als die erſte Ausgabe dieſes Werkes einem gelehrten Manne zu Helmſtädt in die Hände gefallen, der 1709. in einer akademiſchen Einladungsſchrift die beſte Nachricht davon gegeben. Da hat ſichs nun gewieſen, daß dieſelbe bereits 1498. zu **Lübeck** in 4. herausgekommen, und

daß

daß der Verfaſſer in der Vorrede ſo von ſich geſchrieben: Jck Hinreck von Alkmer, Scholemeſter vn tuchtlerer des eddelen dogentlicken Vorſten vn Heren, Hertogen von Lotryngen, umme bede wyllen mynes gnedigen Heren, hebbe dyt geghenwerdige Boeck uth walſcher vn franzöſeſcher Spracke geſocht, vn vmmgeſet in dütſche Spracke, to dem Lawe vn to der Ere Gades, vn to heylſamer Lere der, dei hirynne leſen, vn hebbe düt ſülve Boeck gedeelet in veer part. vn hebbe by yglick capittel geſett eyne korte Utlegginge vn Meinninge des ſelvſten poeten, vmme to verſtaen den rechten ſin des capitels. Ob nun wohl dieſer Dichter ſich nur für einen Ueberſetzer ausgiebt: ſo iſt doch das franzöſiſche Original in Frankreich nirgends zu finden: und es kann gar wohl ſeyn, daß er ſich bloß dieſes Vorgebens bedienet habe, um ſelbſt nicht wegen des Inhalts zur Rede geſetzet, oder zur Verantwortung gezogen zu werden. Zu Wolſenbüttel hat man indeſſen 1711. in 4. dieſe alte Lübeckiſche Ausgabe aufs genaueſte nachgedrucket, unter dem Titel: Reineke de Voſs mit dem Koker, d. i. Köcher, wegen des im Anhange beygefügten Gedichtes, das dieſen Namen führet.

8. §. Sollen wir alſo von Baumannen unſere Gedanken ſagen: ſo hat er zwar ſehr wohl gethan, daß er eine neue Auflage dieſes ſo trefflichen und ſinnreichen Werkes veranſtaltet; auch viel ſchöne Auslegungen und Zeugniſſe, aus dem Renner, Freydanken, Morsheimen, Sebaſtian Branden, Schwarzenbergen, dem Memorial der Tugend, u. a. m. beygefüget. Allein er verdienet auch eben ſo viel Tadel, daß er 1.) die alte Schreib- und Mundart des Verfaſſers, nach ſeiner meklenburgiſchen Sprache geändert, wie man aus der Gegeneinanderhaltung beyder Ausgaben ſehen kann. 2.) Daß er die Vorrede des Verfaſſers, und ſo gar ſeinen Namen weggelaſſen, und ſich alſo ſtillſchweigend für den Urheber deſſelben ausgegeben. Denn ob er wohl in den Auslegungen von dem Dichter des Buches allezeit in

der dritten Perſon redet, und ihn Poeta nennet: ſo ſcheint doch ſolches nur eine Beſcheidenheit zu ſeyn; weil er nirgends den Namen deſſelben mit einfließen laſſen, und ihn alſo recht ſorgfältig verſchwiegen hat.

9. §. Indeſſen war dieß Werk kaum etwas bekannter geworden, als man es um die Wette überall nachgedrucket, überſetzet und wieder aufgeleget hat. Ich beſitze ſelbſt eine plattdeutſche Auflage von 1549. wie auf dem letzten Blatte ſteht; ungeachtet es am Ende des Regiſters heißt: Gedrückt tho Roſtock, dorch Ludowich Dietz M. D. L. iij. in 4. imgl. eine in 8. von 1575. zu Frf. am M. gedruckt; ferner eine hochdeutſche in Fol. die 1545. zu Frankf. am Mayn bey Cyr. Jacobi zum Bock, unter dem Titel, der ander Theil des Buches Schimpf und Ernſt ꝛc. und eine lateiniſche, die 1595. zu Frf. am M. von Hartmann Schoppern, unter dem Titel, Speculum vitæ aulicæ, in 12. ans Licht geſtellet worden. Außer dieſen bediene ich mich auch der Wolfenbüttelischen von 1711. anſtatt des Originales. Die holländiſche Dollmetſchung iſt mir nie vorgekommen: die hochdeutſche aber iſt ſehr ungetreu; ſo, daß Laurenberg noch zu wenig geſagt, wenn er geſchrieben:

Man hefft ſick twar toomartert dat Boeck tho bringen
In hockdütſche Sprack, man it wil gantz nich klingen:
It klappet gegen dat Original tho recken,
Als wenn man plecht een Stück vul holt tho brecken;
Edder ſchmit eenen olen Pot gegen de Wand;
Dat makt, dewyl velen yß onbekant,
De natürlicke Eegenſchop derſülven Rede,
Welke de angebohrne Zierlichkeit bringet mede.

10. §. Ich will mich hier dabey nicht aufhalten, daß ich die Veranlaſſung und das wahre Urbild des Reinike, als des Hauptehelden dieſes luſtigen Buches, aus den Geſchichten zeige. Dieſes ſoll zu ſeiner Zeit in einem andern Werke geſchehen. Hier iſt genug zu ſagen, daß der Verfaſſer die Eigenſchaften eines ſcherzhaften epiſchen Gedichtes ſehr ſchön eingeſehen, und beobachtet hat; obgleich er keine

krie-

kriegeriſche That zu beſchreiben hatte. War nämlich Homers Froſchmäuſekrieg, der Ilias zu vergleichen: ſo iſt dieſes Scherzgedicht der Odyſſee ähnlicher, indem es uns das Hofleben unter einem ſehr lebhaften Bilde darſtellet. Es hat auch deſtomehr Schönheiten in ſich, je weitläuftiger es iſt, und je mehr Verwirrungen, liſtige Streiche, Lügen und Ausflüchte der Fuchs anbringt, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er erhält denſelben endlich, aller ſeiner Uebelthaten ungeachtet, dennoch recht glücklich, und wird des Königes Kanzler, oder erſter Miniſter, und triumphiret alſo über ſeine Feinde, die ihn vorher ſchon auf die Galgenleiter gebracht hatten. Hier iſt die Einigkeit der Handlung, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, recht nach dem Muſter der Odyſſee und der Aeneis beobachtet; wie wir im folgenden Hauptſtücke hören werden. Seine Perſonen aber ſind lauter Thiere, die zwar nach menſchlicher Art, auf gut äſopiſch redend und handelnd eingeführet werden; gleichwohl aber ſich ihren bekannten Naturen und Charakteren nach verhalten. Alles dieſes nun kömmt ſo ſpaßhaft heraus, als irgend ein andres ſcherzhaftes Werk; und iſt darzwiſchen mit den herrlichſten Sittenſprüchen angefüllet: ſo daß der angezogene **Laurenberg** mit allem Rechte ſagt:

In weltlycker Wyßheit ys keen Boeck geſchrewen,
Dem men billick mehr Rohm vn Loff kan geven,
As, Reinke Voß: een ſchlicht Boeck, darinne
To ſehnde ys een Spegel hoger Sinne,
Verſtendicheit in dem ringen Gedicht,
Als een dürbar Schat verborgen licht,
Glyck als dat Füer ſchulet in der Aſche,
Un güldne Penninge in eener ſchmerigen Taſche.

11. §. Faſt auf eben den Schlag hat ſich **Rollenhagen** in ſeinem ſo betitelten **Froſchmäuſeler** verhalten. Es iſt wahr, und er geſteht es in der Vorrede ſelbſt, daß er den Grundſtoff dazu aus **Homers** Batrachomyomachie genommen, darüber er als ein Student 1566. zu Wittenberg Prof. **Windsheimen** leſen gehöret. Als aber dieſer gelehrte Mann

ſeine

ſeine Zuhörer angefriſchet, dieſes und andere dergleichen Stücke der Alten ins Deutſche zu bringen, ja wohl gar weiter auszuführen; habe er ſich daran gemachet, und ſeines Lehrers Beyfall erhalten. Nachdem er es nun viele Jahre liegen laſſen, ſey er endlich aufgemuntert worden, es ans Licht zu ſtellen; welches er auch endlich 1595. gethan. Es kam alſo zuerſt zu Magdeburg 1594. in 8. heraus, welche Ausgabe ich ſelbſt beſitze; iſt aber nachmals öfters, und noch 1730. zu Dresden auf Veranſtaltung Herrn Hofrath **Müldeners**, meines werthen Freundes, wieder aufgeleget worden. Was der Inhalt deſſelben ſey, kann man aus dem weitläuftigen Auszuge des homeriſchen Froſchmäuſelers ſchon erkennen: allein da dieſer kaum drey hundert Verſe lang iſt; ſo iſt **Rollenhagens** ſeiner ein Buch von ein paar Alphabethen geworden; ſo viel hat er von ſeinem eigenen hinzugeſetzet. Der Witz, womit er es gethan, und das ſatiriſche trockene Weſen im Ausdrucke, iſt auch untadelich: ja ſelbſt an der Sittenlehre iſt nichts auszuſetzen. Nur darinn hat er das rechte Maaß überſchritten, daß er ſowohl den Mäuſeprinz **Bröſeldieb**, als den Froſchkönig **Pausback**, gar zu geſchwätzig gemacht hat. Denn ſie erzählen einander ohne Maaß uud Ende alle mögliche Fabeln von Mäuſen, Füchſen, Vögeln, Fröſchen, und andern Thieren; ſo daß man darüber die Geſchichte, als das Hauptwerk ganz aus den Augen verliert. Es iſt wahr, daß alles ſehr lehrreich iſt, und ſonderlich das Hofleben, die Staatskunſt, ja gar das Pabſtthum und die Glaubensreinigung ſehr lebhaft abſchildert. Allein zwey Drittheile des Buches mit ſo weitgeſuchten Dingen anzufüllen, und kaum das letzte Drittheil zur Hauptfabel zu brauchen; das iſt, meines Erachtens, über die Schnure gehauen. Sonſt iſt aber nichts angenehmer zu leſen, als dieſer Froſchmäuſeler.

12. §. Ich habe den Froſchmäuſeler vorangeſetzet, weil er eher verfertiget worden, als folgendes; ungeachtet dieſes etliche Jahre eher ans Licht getreten iſt. Es iſt der **Muckenkrieg**, ein artig poetiſches Gedicht, wie die Mucken, neben

jren Conſorten, ſich wieder die Amayſen vnd jren Beyſtand zu Felde gelagert, auch endlich zu beiden teilen ein ſtarkes treffen, vnd grewliche ſchlacht miteinander gehalten haben; in III. Bücher abgetheilet, 1580. gedruckt zu Schmalkalden, bey Michael Schmuck. Der Verfaſſer geſteht in der kurzen gereimten Vorrede, wobey er ſich H. E. F. nennet, daß er dieſen Krieg aus dem Gedichte eines ſogenannten Cocalii, das in einem mit Wälſch untermengtem Lateine geſchrieben geweſen, nur verdeutſchet habe. Es iſt alſo keine urſprünglich deutſche Geburth, aber ſchon werth, daß ſie auch in der Ueberſetzung geleſen werde. Es iſt ſehr ſpaßhaft, und voller Sittenlehren; beobachtet auch die Wahrſcheinlichkeit ſeiner kriegenden Völker und Helden ſehr ſchön. Ich würde auch ein anders, welches den Titel führet: **Flöhhatz, Weibertratz, von Hultrich Elloposcleron,** (d. i. Fiſcharten) beſchrieben, welches 1594. in 8. herausgekommen; imgleichen, die ſo betitelte **Erbermliche Klage der lieben Frau Gerſte, vnd ihres Brudern Herrn Flachs,** angehöret, und zu Papier bracht von **Andreas Tharäus,** Pfarrern, 1609. 8. hier erwähnen müſſen, wenn dieſes nicht vielmehr poetiſche Geſpräche wären. Eben dahin gehören **Rebmanns** Geſpräch von Bergen und Bergleuten, und ein noch älteres, **der Bauren Reichstag** betitelt; die aber auch mehr ins ernſthafte Fach, als ins luſtige zu ſtellen ſind. Ja ſelbſt nicht alles Luſtige in Verſen, kann hier einen Platz finden; wie denn z. E. weder des **Eſels Adel,** und **der Sau Triumph,** noch das **Lob Niemands,** die ich in **Dornaus** oberwähntem Amphitheatro finde, unter die Zahl epiſcher Gedichte zu zählen ſind.

13. §. Wir müſſen uns alſo zu den Ausländern verfügen, die uns gleichfalls, wiewohl in neuern Zeiten dergleichen ſpaßhafte Heldengedichte geliefert haben. Der älteſte davon iſt Alexander Taſſoni, ein Modeneſer, der 1611. in wenig Monathen ſeine Secchia rapita, oder **den geraubten Eimer** geſchrieben, und ihn 1622. zuerſt ans Licht geſtellet, um einen Krieg zu verſpotten, der damals zwiſchen den

Städten Modena und Ferrara geführet worden. Zwar Creſcimbeni zweifelt, ob er dieſem, oder einem andern wälſchen Dichter Franz Bracciolini, die Erfindung der heroiſch-komiſchen Schreibart zuſchreiben ſoll; deren dieſer ſeinen Scherno de gli Dei, zwar vier Jahre ſpäter herausgegeben, aber viel Jahre eher gemacht hat. Uns kann das gleichviel gelten; da unſere Landsleute lange vor ihnen dergleichen komiſche Heldengedichte gemachet. Hierauf folgete in England Samuel Buttlers Hudibras; ein ſpaßhaftes Gedicht, welches er zur Zeit der Kromwelliſchen Händel geſchrieben, um die fanatiſchen Katzenkriege der damaligen bürgerlichen Verwirrungen lächerlich zu machen. Es trat ſelbiges zuerſt in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ans Licht: und 1663. erſchien ſchon eine Nachahmung unter dem Titel, The Second Part of Hudibras. Allein ſo wohl dieſe, als andere Verſuche von dieſer Art wieſen, daß er unnachahmlich ſey. König Karl der II. ſoll auch dieß Gedicht ſo fleißig geleſen haben, daß ers faſt auswendig gekonnt. Buttler ſtarb 1680. Ich beſitze die Londener Ausgabe von 1704. in gr. 8. Es iſt artig, daß er eben ſo in drey Theile abgeſondert iſt, als unſer Froſchmäuſeler. Der Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung, den man in Zürch gemachet hat, iſt ſehr ſchlecht und ungetreu gerathen.

14. §. Nunmehr folget Boileau Deſpreaux mit ſeinem Lutrin, oder Pulte, den er im 1674. Jahre verfertiget hat, um einen Zank zu verſpotten, der ſich zu Paris in der heiligen Capelle 1667. zwiſchen dem Schatzmeiſter derſelben Claudius Auvry, geweſenen Biſchofe von Coutance in Normandie, und dem Cantor daſelbſt, Jacob Barrin, der von gutem Hauſe war, zugetragen hatte. Die Zänkerey war von keiner Wichtigkeit, aber der Poet beſchreibt ſie auf die ernſthafteſte Art von der Welt, und eben dadurch macht er ſie lächerlich. Ich habe in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft allhier den erſten Geſang davon verdeutſchet, und werde vieleicht noch das übrige hinzuthun. Hieher gehören auch des Füretiere Hiſtoire de la Guerre

dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence, und eines andern Nouvelle allegorique, de la Guerre entre les Anciens et les Modernes, ob ſie gleich nur in ungebundener Rede geſchrieben ſind. Endlich hat ſich **Alex. Pope,** noch mit ſeinem Lockenraube, (The Rape of a Lock) als einen Meiſter in dieſer Art von Gedichten erwieſen; davon ich deſtoweniger ſagen darf, da die deutſche Ueberſetzung meiner Freundinn es in Deutſchland bekannt genug gemachet hat. Auch ſeine **Dunciade** gehört in dieſe Zahl, womit er die Menge unvernünftiger Feinde, die ihn ohne Unterlaß mit Schand- und Läſterſchriften anbelleten, auf einmal abfertigte. Wo bleibt noch **Scarrons Gigantomachie,** nebſt ſeinem Virgile traveſti? imgleichen die Henriade traveſtie, davon man im Neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften einen Auszug finden kann; und womit man dem Herrn von **Voltaire** diejenige Ehre angethan, die dort dem **Virgil** wiederfahren war? Endlich muß ich auch die **Quenellomachie** nicht vergeſſen, die 1741. in Amſterdam herausgekommen, und worinn die Geſchichte der **Conſtitution Unigenitus** auf eine ſpaßhafte Art erzählet worden.

15. §. Man denke indeſſen nicht, daß unſere Deutſchen in neuern Zeiten in dieſem Stücke ſaumſelig zurückgeblieben. Nein, ſie haben ſich ſeit zehn Jahren (ich ſchreibe dieß 1751.) nicht minder geſchickt darinn gewieſen, als die Ausländer. In den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes I. Bande a. d. 49. S. ſteht der **deutſche Dichterkrieg** angefangen, und wird in den folgenden Bänden fortgeſetzet: der zwar nur in ungebundener Rede, aber doch in poetiſcher Schreibart abgefaſſet iſt; und dabey es nur ſchade iſt, daß ihn der Verfaſſer nicht zum Ende gebracht. Im II. Bande a. d. 224. und 354. S. ſteht **das Meiſterſpiel im Lombre;** das ebenfalls hieher gehöret, ob es gleich in ungebundener Rede geſchrieben iſt. Im IV. Bande a. d. 71. 283. und 551. S. ſteht **der Dieb**, ein epiſches Gedicht. Im VI. Bande auf der 47. 172. 244. 338. 428. und 525. S. iſt **der Renommiſt**, ein komiſches Heldengedicht in Verſen anzutreffen;

und auch einzeln iſt in Berlin 1741. die **Tänzerinn** auf dieſe Art beſchrieben worden. Alle dieſe Stücke haben nun zur Gnüge gewieſen, daß es unſern Landsleuten an Witz und Geſchicklichkeit nicht fehle, dergleichen witzige und ſcherzhafte Dinge auszuführen, wenn ſie ſich darauf legen wollen. Hier ſind nicht etwa ſchwache Nachahmungen der Ausländer, oder knechtiſche Ueberſetzungen, ſondern wirkliche Originale vorgekommen, deren jedes ſeine eigenen Schönheiten hat; geſetzt, daß ſie einander an Vollkommenheit nicht gleich kämen. Wenigſtens haben ſie die Fehler eines **Taſſoni** und **Buttlers** nicht an ſich, daß ſie nämlich einen ſchmutzigen und niederträchtigen Ausdruck brauchen. Der heutige geläuterte Geſchmack unſerer Deutſchen, leidet keine Unflätereyen oder Zoten; ſeit dem ſich wohlgeſittetere Dichter und Kunſtrichter gefunden haben, als es zu des **Froſchmäuſelers** und **Rachels** Zeiten gegeben.

16. §. Ich habe mich ſo lange bey dem hiſtoriſchen Theile dieſes Hauptſtückes aufgehalten, daß ich nun bey dem dogmatiſchen deſto kürzer werde ſeyn können. Gute Beyſpiele vertreten nämlich die Stelle unzähliger Regeln: und ich glaube Anfängern einen weit ſicherern und angenehmern Weg gewieſen zu haben, indem ich ihnen die beſten Muſter großer Meiſter angeprieſen habe; als wenn ich ihnen ein dickes Buch tiefſinnig ausgedachter und gründlich erwieſener Regeln vorgeſchrieben hätte. Wer von Natur keinen Witz zum Scherzen hat, der lernet es doch durch alle Anleitungen nicht: in wem aber nur die Funken eines feinen Geiſtes verborgen liegen, der wird weit beſſer durch die Kraft rührender Meiſterſtücke, als durch trockene Vorſchriften aufgewecket. Um aber doch einen Anfänger nicht ohne alle Regeln zu laſſen, und dieſelben auch aus den rechten Quellen herzuleiten, müſſen wir uns erſt einen deutlichen Begriff von einem komiſchen Heldengedichte machen. Aus Betrachtung der obigen Exempel erhellet ſo viel, daß ſelbiges die **Nachahmung einer lächerlichen That ſey, die der Dichter in eine ſolche Erzählung einkleidet, daraus**

das

das Auslachenswürdige derſelben auf eine ſpaßhafte und doch lehrreiche Art erhellet. Ich darf dieſe Erklärung nicht weitläuftig rechtfertigen. Der allgemeine Begriff der Dichtkunſt, daß ſie eine Nachahmung ſey, herrſchet auch hier billig. Die That oder Handlung muß lächerlich, das iſt, ungereimt ausſehen, ohne ſehr ſchädlich zu ſeyn. Dieſe muß, vermittelſt einer ſpaßhaften Erzählung, ſo ſinnlich gemachet werden, daß die Leſer dadurch beluſtiget und belehret werden; und alſo Luſt und Nutzen, als der Zweck eines wahren Dichters, daraus entſtehe.

17. §. Das erſte alſo, was ein komiſcher Heldendichter zu thun hat, iſt die Wahl der That, oder Handlung, die er beſingen will. Dieſe kann entweder wirklich vorgefallen ſeyn, und dann iſt es deſto beſſer; oder er kann ſie ſelbſt erdichten. Geſetzt aber, er erdichtete ſie, ſo muß doch etwas wahres dabey zum Grunde liegen. Denn geſetzt, der meiſte Theil der Leſer wüßte nichts von dem geraubten Waſſereimer, von der Zänkerey der Geiſtlichen über den Pult im Chore, oder von der abgeſchnittenen Haarlocke der Belinde, u. d. m. ſo iſt es doch für die, ſo es wiſſen, deſto luſtiger; und der Dichter ſelbſt hat aus der Wahrheit und Verſchiedenheit der Umſtände viele Vortheile und Hülfsmittel, ſeine Fabel deſto lebhafter zu ſchildern. **Taſſoni, Boileau** und **Pope** haben alſo mit Fleiß etwas wirklich geſchehenes beſingen wollen; und eben ſo hat es Heinrich von **Alkmar** in **Reineken** dem **Fuchſe** gemachet. **Scarron** und **Rollenhagen** aber haben alte Fabeln zum Grunde gelegt, und dieſelben als Geſchichte angeſehen, darauf ſie, als auf Wahrheiten bauen könnten. Andere haben nicht minder etwas wirklich geſchehenes, oder mehr als einerley im Sinne gehabt, ob wir es gleich nicht allemal wiſſen. Dieſe That nun darf eben nichts großes und wichtiges; ſondern ſoll vielmehr an ſich etwas kleines und lächerliches ſeyn. Denn wenn etwa ein Bauerdorf mit einem Fiſcherdorfe in ein Handgemenge gerathen, welches **Homer** in der Batrachomyomachie beſchreiben wollen; oder der ſchlaue Hofmann **Reinald** einen

32

König von Frankreich ſeiner Zeit betrogen und geäffet, welches zum **Reineke Fuchs** Anlaß gegeben; oder ein paar Städte einander einen Eimer weggeſtohlen, u. ſ. w. ſo ſind dieſes an ſich lächerliche Dinge, die ein Dichter, als lächerlich nachzuahmen, oder zu beſchreiben ſuchet. Und hier könnte es auch wohl kommen, daß ein Poet eine Sache von einer gewiſſen Seite als lächerlich anſehen und zeigen könnte, die vielen andern als ernſthaft vorgekommen wäre. Hierinn iſt der Grund von den luſtig eingekleideten ernſthaften Heldengedichten **Virgils** und **Voltairens** zu ſuchen.

18. §. Iſt nun die Wahl dergeſtalt geſchehen: ſo muß man ſich entſchließen, ob man eine thieriſche, oder menſchliche Fabel daraus machen will. Das erſte haben **Homer**, und von **Alkmar**, nebſt dem **Rollenhagen**, imgleichen der Verfaſſer des Mücken- und Ameiſenkrieges gethan: das letztere aber haben die andern komiſchen Heldendichter erwählet. Beydes iſt gleichgültig, und des Spaßhaften fähig, wenn der Dichter nur ſein Handwerk verſteht. Zuweilen hat eins, zuweilen das andere ſeine Vortheile. Bey dem erſten klingt das ſchon zuweilen lächerlich, wenn man Thiere nach menſchlicher Art reden und handeln läßt; z. E. die Bewaffnung der Mäuſe und Fröſche, im **Homer**, der es ihnen weder an Stiefeln noch Harniſchen, weder an Sturmhauben, noch Schilden und Spießen fehlen läßt. **Rollenhagen** läßt gar die Mäuſe noch von ausgehöhlten Kürbſen eine Flotte ausrüſten, u. d. gl. Im zweyten Falle fällt dieſes Lächerliche zwar weg; aber die Wahrſcheinlichkeit gewinnet deſtomehr. In beyden Fällen aber beſteht das Luſtige hauptſächlich darinn, daß man von kleinen Sachen, große und erhabene Redensarten und Gleichniſſe; von großen aber kleine brauchet. So vergleichet **Homer** die Scharmützel ſeiner Mäuſe und Fröſche, mit dem Kriege der Centauren, und dem Aufruhre der Rieſen gegen die Götter; und **Pope** den Zank ſeiner Belinde und des Edelmanns, der ihr die Locke abgeſchnitten, mit dem Kriege vor Troja, in den ſich alle Götter und Elemente gemiſchet. Doch darf die Schreib-

art,

art, aus eben dem Grunde nicht allemal gleich ſeyn. Es kann hier, ohne Bedenken, das Hohe mit dem Niedrigen, das Ernſthafte mit dem Luſtigen, und die wichtigſte Sache mit der geringſten Kleinigkeit vermenget werden. Z. E. Pope:

Puder, Schönfleck, Liebesbrief, Bibel, alles liegt beyſammen.

Imgleichen:

Eher mag doch Luft und See, und der ganze Ball der Erden,
Mann und Aff und Papagey, Katz und Hund zum Chaos werden!

19. §. Ein wichtiger Punct iſt noch übrig, was nämlich die ſogenannten Maſchinen, oder das Wunderbare anlanget. Man verſteht dadurch den Beyſtand der Götter, oder anderer übermenſchlichen geiſtlichen Weſen, welchen ſie denen im Handeln begriffenen Menſchen oder Thieren leiſten. Homer hat den Jupiter mit allen Göttern über die Drohung des Mäuſehelden Meridarpax, rathſchlagen laſſen; ja er ſchlägt wirklich mit Blitz und Donner drein, um die Mäuſe zu ſchrecken; ſo wie er ſonſt die Rieſen vom Himmel zurück geſchlagen. Pope hat dagegen die Sylphen und Gnomen, das iſt, die Luft- und Erdgeiſter des Grafen von Gabalis, auf eine ſehr ſpaßhafte Art in ſein Gedicht gemenget, um es deſto wunderbarer zu machen. Boileau miſchet die Zwietracht, als eine Göttinn, in ſeine Fabel, vom Pulte; und eben ſo iſt im deutſchen Dichterkriege Eris mit im Spiele. Auf gleiche Weiſe könnte ein Dichter im Deutſchen entweder einen Alp, oder Poltergeiſt, einen Waſſernix, oder ein Bergmännchen; oder doch ſonſt eine allegoriſche Gottheit, aus der Zahl der Laſter und Tugenden, in eigener, oder fremder Geſtalt erſcheinen laſſen. Dieſes geſchieht nun billig in dem eigenen Charakter jeder ſolcher Perſon, und dadurch erlangen auch Kleinigkeiten ein größeres Anſehen. Man darf auch in ſolchen ſcherzhaften Sachen eben nicht gar zu bedachtſam damit umgehen: nein, auch unnöthige und überflüſſige Maſchinen werden hier billig geduldet; wie z. E. Umbriel im Lockenraube iſt.

20. §. Was die Schreibart ſolcher komiſchen Gedichte betrifft, ſo iſt freylich die poetiſche beſſer, als die ungebundene: wählet aber jemand dieſe, ſo muß er ſie doch mit vielen poetiſchen Ausdrückungen zu zieren wiſſen. Was die Verſe betrifft, ſo können ſie entweder alte Knittelverſe ſeyn, wie im Reinicke Fuchs, oder Froſchmäuſeler; oder wie im Hudibras, im Scarron, in der Quenellomachie, und der umgekleideten Henriade: oder ſie können auch ordentlich ſeyn, wie in der Secchia rapita, im Pulte und Lockenraube. Es kömmt auf die Wahl des Dichters an; nur muß er das, was er machet, recht in ſeiner Gewalt haben. Wer ſich nicht den rechten Geſchmack der alten Knittelverſe im Leſen alter Poeten erworben hat, der bleibe lieber bey den neuern Verſen. Ich kenne nur einen Dichter in Deutſchland, den Herrn Hofr. **Müldener** in Dresden, der uns dergleichen glückliche Proben geliefert hat. Hier fällt mir erſt ein, daß auch der Herr **von Hollberg** in däniſcher Sprache ein ſolch komiſches Gedicht von **Peter Paars** geliefert, welches man unlängſt auch verdeutſchet hat. Ich habe es noch nicht geleſen, kann alſo nichts davon ſagen. Wer eine genauere Oekonomie des innern Weſens ſolcher Fabeln wiſſen will, der muß das folgende Hauptſtück mit durchleſen. Hier verlohnte ſich die Mühe nicht, die ganze Verfaſſung epiſcher Gedichte noch vollkommener zu erklären.

Des

Des I. Abſchnitts IV. Hauptſtück.

Von der Epopee, oder dem Heldengedichte.

1. §.

Nunmehr kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meiſterſtück der ganzen Poeſie, ich meyne an die Epopee, oder an das Heldengedicht. Homer iſt, ſo viel wir wiſſen, der allererſte, der dergleichen Werk unternommen, und mit ſolchem Glücke, oder vielmehr mit ſolcher Geſchicklichkeit ausgeführet hat; daß er bis auf den heutigen Tag den Beyfall aller Verſtändigen verdienet hat, und allen ſeinen Nachfolgern zum Muſter vorgeleget wird. So groß die Menge der Poeten unter Griechen und Lateinern, Italienern, Franzoſen, Engelländern und Deutſchen geweſen: ſo klein iſt nichts deſtoweniger die Anzahl derer geblieben, die ſich gewagt haben, ein ſolches Heldengedicht zu ſchreiben. Und unter zehn oder zwanzigen, die etwa innerhalb drey tauſend Jahren ſolches verſuchet haben, iſt es kaum fünfen oder ſechſen damit gelungen: woraus denn die Schwierigkeit eines ſo wichtigen poetiſchen Werkes ſattſam erhellen kann.

2. §. Homer iſt alſo der Vater und der erſte Erfinder dieſes Gedichtes, und folglich ein recht großer Geiſt, ein Mann, von beſonderer Fähigkeit geweſen. Seine Ilias und Odyſſee haben ſich nicht nur den Beyfall von ganz Griechenland, ſondern auch die Hochachtung und Bewunderung des tiefſinnigſten unter allen Weltweiſen, Ariſtotels, unſtreitig erworben. Dieſes letztere iſt von weit größerm Gewichte, als das erſte: denn das ſcharfſichtige kritiſche Auge eines Kunſtverſtändigen ſieht auf das innerſte Weſen einer Sache; da hergegen der unverſtändige Pöbel, ja ſelbſt die Helden, Geſetzgeber und Prinzen, nebſt der Menge der

Halbgelehrten, dergleichen Werk nur obenhin anſehen, und weder alle Schönheiten, noch alle Fehler deſſelben wahrzunehmen, im Stande ſind. Man hat ſich alſo nicht an das Lob, oder an den Tadel eines jeden halbigten Richters zu kehren, wenn von den Verdienſten Homers die Frage iſt. Viele haben ihn ohne Einſicht geprieſen, damit ſie nur dafür angeſehen würden, als ob ſie ihn verſtanden hätten: viele haben ihn auch ohne Grund getadelt, damit ſie nur das Anſehen hätten, als verſtünden ſie beſſer, was zur Poeſie gehört, als andere, die den Homer vertheidigten und lobten. In Frankreich hat man im Anfange dieſes Jahrhunderts einen großen Federkrieg darüber gehabt: wo ſich **Perrault**, **Fontenelle** und **de la Motte** für die Neuern; **Boileau** aber, **Des Callieres**, **Racine**, **Fenelon**, **Furetiere** und die Frau **Dacier**, nebſt ihrem Manne, für die Alten erkläret, und ſie in vielen Stücken verfochten haben. Man kann von dieſem ganzen Streite mit Vergnügen nachleſen, was **Furetiere** in ſeiner Nouvelle allegorique, ou Hiſtoire des dernieres Troubles arrivez au Royaume d'Eloquence, und Des Callieres, in ſeiner Hiſtoire Poetique de la Guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes, imgleichen **Perrault** ſelbſt in ſeiner Parallele des Anciens & des Modernes davon geſchrieben haben. Man ſehe auch des Herrn **Fontenelle** Gedanken von den Alten und Neuern, und meine Anmerkungen darüber, die bey ſeinen Geſprächen von mehr als einer Welt, befindlich ſind, ſo, wie ſie neulich 1751. in gr. 8. herausgekommen ſind. Von Engländern aber ſehe man **Popens** Abhandlung vom Homer, vor ſeiner überſetzten Ilias, die meine Freundinn in ihren auserleſenen Stücken 1749. verdeutſchet herausgegeben hat.

3. §. **Homers** Ilias hat zu ihrer Hauptabſicht, den Zorn zu beſingen, der zwiſchen dem Achilles, und dem Heerführer der ganzen griechiſchen Armee, Agamemnon, im Lager vor Troja vorgefallen; und ſo wohl für die Belagerer, als für die Belagerten ſehr traurige Wirkungen nach ſich gezogen. Der Poet ſagt gleich im Anfange des Gedichtes, daß

dieſes ſein Vorhaben ſey: und da die Ausführung mit ſeinem Vortrage vollkommen übereinſtimmet; ſo muß man ſich wundern, daß die Kunſtrichter noch lange an ſeiner Abſicht haben zweifeln können. Es enthält alſo dieſe Ilias in vier und zwanzig Büchern eine Fabel, die etwa ſieben und vierzig Tage in ihrem Umfange begreift; und alſo nur ein ſehr kleines Stück des zehnjährigen trojaniſchen Krieges ausmachet. Der Poet erzählt uns darinn auf eine ſehr edle Art, was zu der Uneinigkeit des Achilles mit dem Agamemnon Gelegenheit gegeben; nämlich eine ſchöne Sclavinn, die Agamemnon dem Achilles mit Gewalt hätte wegnehmen laſſen. Ferner, wie oft die Griechen zurück geſchlagen worden, und wie viel wackere Helden ſie darüber eingebüſſet; als ſie ſich unterſtanden, auch ohne den Achilles die Stadt anzugreifen. Endlich, wie Achilles ſelbſt durch den Verluſt ſeines liebſten Freundes Patroklus, welchen Hektor erſchlagen hatte, dergeſtalt entrüſtet worden, daß er, dieſen Tod zu rächen, ſich wieder mit den Seinen verſöhnet; den beſten trojaniſchen Helden, den Hektor, in einem einzelnen Gefechte erlegt; ſeinem todten Freunde aber ein prächtiges Leichenbegängniß angeſtellet habe.

4. §. Dieſe ganze Fabel nun begreift nicht mehr, als eine Zeit von ſieben und vierzig Tagen, oder anderthalb Monaten in ſich, in welchen alles das vorgegangen, was zum Zorne des Helden, den der Poet beſingen wollte, gehörete. Man ſieht aber wohl, mit was für einer Geſchicklichkeit Homer ſeine Fabel zum Lobe Achills eingerichtet hat. Seine Abweſenheit und Enthaltung aus dem Heere, macht das ganze griechiſche Heer ohnmächtig: ſeine Wiederkunft aber bringt auch den Sieg wieder. Wenn er alſo gleich die größte Zeit müßig ſitzt, und der Poet nichts von ihm erzählen kann: ſo gereichet doch alles, was geſchieht, zu ſeinem Lobe; weil alles unglücklich geht, und die Urſache keine andere iſt, als, weil er nicht mit fechten will. Die Uneinigkeit der griechiſchen Helden zieht alſo in ihrem Lager lauter Unglück nach ſich; die Vereinigung aber, die zuletzt erfolget, bringt einen

erwünſchten Erfolg, nämlich den Sieg über die Trojaner zuwege. Wer kann bey dem allen noch zweifeln, ob auch Homer in ſeinem ganzen Gedichte dieſe moraliſche Wahrheit habe zum Grunde legen wollen: **die Mishälligkeit unter den Großen eines Volkes, iſt verderblich; die Eintracht aber überaus zuträglich?** Und dieſes iſt die Zergliederung des erſten homeriſchen Heldengedichtes; ſo wie ſie von den ſcharfſinnigen Kunſtrichtern, nämlich dem **Ariſtoteles**, le **Boſſu** und **Dacier** vorlängſt gemacht worden. Und man muß ſich wundern, wenn andere gelehrte Männer neuerer Zeiten, auch wohl ſolche, denen **Homer** billig bekannter hätte ſeyn ſollen, ihn bisweilen einen griechiſchen Meiſterſänger, oder Fabelhans genennet; ja ihn wohl gar mit unſerm **Hans Sachs** verglichen haben: mit dem er doch nicht die allergeringſte Aehnlichkeit hat.

5. §. Aus der **Odyſſee** hat uns **Ariſtoteles** ſelbſt folgenden kurzen Auszug gemacht: **Ulyſſes**, der mit vor Troja geweſen, wird auf ſeiner Rückreiſe vom Neptun verfolget, welcher ihn durch Sturmwinde und Ungewitter aller ſeiner Gefährten beraubet: ſo, daß er endlich ganz allein in mancherley Gefährlichkeiten herum ſchweifen, und eine lange Zeit von Hauſe abweſend ſeyn muß. Indeſſen iſt in ſeinem zerrütteten **Ithaka** alles in Unordnung. Die Liebhaber ſeiner Gemahlinn verpraſſen alle ihr Vermögen, und ſtehen ſeinem Sohne **Telemach** ſelbſt nach dem Leben: bis er endlich in armſeliger Geſtalt nach Hauſe kömmt, von etlichen erkannt wird, etliche betrügt, ſeine Feinde ermordet, und ſein Reich wieder in Ordnung bringt. Dieſe Fabel begreift alſo das Lob des klugen und ſtandhaften Ulyſſes in ſich; deſſen Abweſenheit ſeinem Reiche ſo verderblich, deſſen Rückkunft aber demſelben ſo vortheilhaft geweſen: wie abermal der Poet im Anfange ſelbſt angezeiget hat, wenn er nach **Horazens** Ueberſetzung, die Muſe ſo anruft:

Dic mihi Muſa virum, captæ poſt tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit & urbes.

6. §.

6. §. Dieſe Odyſſee begreift eine Zeit von neun und funfzig Tagen, oder beynahe zween Monathen in ſich, und dauret alſo etwas länger, als jene; weil der Zorn Achills, als ein Affect, unmöglich ſo lange dauren konnte, als eine Reiſe, nebſt der Wiederherſtellung eines Reiches. Doch iſt die Abſicht des Poeten, nicht nur den Helden zu loben, ſondern eben unter dieſen Erzählungen ſeine moraliſchen Lehren zu verſtecken. Er will den Griechen beybringen: **daß die Abweſenheit eines Hausvaters oder Regenten üble Folgen nach ſich ziehe; ſeine Gegenwart aber ſehr erſprießlich ſey.** Damit nun dieſe Abweſenheit nicht dem Ulyſſes zum Vorwurfe gereichen könnte: ſo hat er ihn in ſolche Umſtände geſetzt, daß er wider ſeinen Willen abweſend ſeyn muß. Er hatte, als das Haupt ſeiner Armee, vor Troja ziehen müſſen: und als er nach geendigtem Kriege eben zurück wollte, ſo konnte er nicht; weil ihm Neptun zuwider war, und bald Circe, bald Kalypſo, bald der König Antinous ihn aufhielten, daß er nicht nach Hauſe konnte, ſo ſehr ihn auch darnach verlangte. Le Clerc tadelt alſo in ſeinen Gedanken über die Poeſie, die ich in der krit. Beytr. VII. B. überſetzt geliefert, dasjenige am Homer, was ein beſonderes Lob verdienet, daß nämlich Ulyß wider ſeinen Willen abweſend geweſen. Indem aber der Poet theils den Helden, durch die lange Erfahrung zu einer vollkommenen Klugheit gelangen; theils ſeine Penelope und den jungen Telemach ſo viele Proben ihrer Tugend ausſtehen; theils ſowohl Ulyſſens Gefährten, als die Buhler der Königinn, durch ihre eigene Schuld umkommen läßt: ſo wird ſein Gedicht für hohe und niedrige erbaulich; und man kann mit Horazen billig ſagen: Homer ſey ein Scribent,

Qui, quid ſit pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non?
Plenius & melius Chryſippo & Crantore dicit.

Lib. I. Ep. 2.

7. §. In Homers Fußtapfen haben zwar unter den Griechen verſchiedene andere treten wollen: ihre Schriften

aber ſind, weil ſie die Kunſt nicht verſtanden haben, alle verlohren gegangen. **Ariſtoteles** hat uns in ſeiner Dichtkunſt das Andenken etlicher ſolcher Gedichte aufbehalten; indem er ihre Fehler angemerket: da wir ſonſt nichts von ihnen wiſſen würden. Unter andern gedenkt er einer kleinen Ilias, darinn **Leſches**, ein Lesbier, wie ihn **Euſebius** nennet, den ganzen trojaniſchen Krieg beſchrieben; und die, ungeachtet dieſes ſo weitläuftigen Vorhabens, doch gegen **Homers** Gedicht, nur eine kleine Ilias genennet worden. Ohne Zweifel hat es dieſem Verfaſſer an dem rechten Begriffe, von einer guten epiſchen, das iſt, moraliſchallegoriſchen Fabel gefehlt: daher er ſich denn gleich ein gar zu großes Werk unternommen, welches in einem einzigen Gedichte unmöglich nach Würden ausgeführt werden konnte. Er war alſo ein Scriptor Cyclicus geworden, wie **Horaz** Dichter dieſer Art nennet. Die übrigen Fehler dieſes, und anderer übel gerathenen griechiſchen Heldengedichte, muß man im **Ariſtoteles** ſelbſt nachſuchen.

8. §. Unter den Römern hat **Virgil** das Herz gehabt, ſich an die **Epopee** zu wagen; und die Geſchicklichkeit beſeſſen, dem **Homer** ſo vernünftig nachzuahmen, daß er ihn in vielen Stücken übertroffen hat. Und dieſes war kein Wunder, da er bereits zu viel feinern und geſittetern Zeiten lebte, da man weit beſſere Begriffe von Göttern, Tugenden und Laſtern, und von allem, was groß, ſchön und ſchätzbar war, hatte. Seine Abſicht mochte wohl geweſen ſeyn, dem **Auguſtus**, als dem Stifter eines neuen Reichs, die Eigenſchaften eines großen Helden und Regenten vorzubilden; und dadurch die grauſame Gemüthsart ein wenig zu dämpfen, die der Kaiſer in ſeinen erſten Jahren ſpüren ließ. Er nimmt alſo die gemeine Sage der Römer für bekannt an, daß Aeneas nach Italien gekommen ſey, und bauet ſeine ganze Fabel darauf. Dieſen konnte er nunmehr als den Stifter der römiſchen Monarchie vorſtellig machen, und ihn ſo abſchildern, wie er ſelbſt wollte, damit er nur ſeine moraliſche Wahrheit dadurch ausführen könnte: **Ein Stif-**

ter neuer Reiche müſſe gottesfürchtig, tugendhaft, ſanftmüthig, ſtandhaft und tapfer ſeyn. So hat er uns nun ſeinen Aeneas auf der See, in Sicilien, Africa und in Italien abgebildet. Er iſt faſt überall ein frommer und gnädiger; aber dabey unerſchrockner Held. Die wenigen Einwürfe, die le Clerc dagegen macht, können aus den Opfergebräuchen der Alten beantwortet werden. Turnus iſt gegen ihn ein trotziger Starrkopf; Mezenz aber ein gottloſer ehrvergeſſener Böſewicht zu nennen. Will man alſo die Aeneis ein Lobgedicht des Aeneas nennen: ſo war es doch nur ein erdichteter Aeneas, der mehr zeigte, wie ein Regent ſeyn ſoll; als wie einer wirklich geweſen war. Und dadurch wird eben ſeine Fabel moraliſch und lehrreich: weil Auguſtus und alle übrige Großen der Welt, ihre Pflichten daraus abnehmen konnten.

9. §. Unter den Römern haben ſich noch Lucanus, Statius und Silius in der epiſchen Poeſie verſuchen wollen; aber mit ſehr ungleichem Fortgange: und das zwar wiederum aus Unwiſſenheit der Regeln, die ſie doch in Ariſtotels Poetik und im Homer und Virgil, als ihren Vorgängern, leichtlich hätten finden können. Statius nimmt ſich nicht vor, eine moraliſche Fabel, ſondern einen ganzen Lebenslauf Achills zu beſingen; ohne eine weitere Abſicht, als dieſe: daß er ſeinen Helden durch die Erzählung ſeiner Thaten loben will. Er ſammlet derowegen aus den alten Scribenten alles zuſammen, was vom Achill jemals geſaget worden, und ordnet es nach der Zeitrechnung; beſchreibt es auch in einer ſo ſchwülſtigen Schreibart, daß man erſtaunet, wenn man ſeinen raſſelnden Dunſt gegen Virgils gelindes Feuer hält:

Magnanimum Aeacidam, formidatamque tonanti
Progeniem, & vetitam patrio ſuccedere cœlo,
Diva refer! Quamquam acta viri multum inclyta cantu
Mæonio, ſed plura vacant. Nos ire per omnem,
Sic amor eſt, Heroa velis.

10. §. Es iſt alſo mit dem Inhalte dieſes vermeynten Heldengedichtes eben ſo beſchaffen; als wenn jemand einen Lebenslauf von der Maus ſchreiben wollte, der in den äſopiſchen Fabeln ſo oft gedacht wird. Dieſer könnte auch die Muſe anrufen, ihm alle die Thaten dieſes berühmten Thieres kund zu thun. Aeſopus hätte zwar hier und da etwas berühret; Homer und Rollenhagen hätten desgleichen gethan: aber er hätte Luſt, alles aufs vollſtändigſte zu beſchreiben, und alſo etwas Vollkommeners zu Stande zu bringen. Le Boſſu hat eine ſolche lange Kette von Fabeln zuſammen geſetzt, und den Helden derſelben, aus des Homers Batrachomyomachie, Meridarpax genennet: wie man auf der 80. und folg. S. nachleſen kann. So wenig aber ein ſolch zuſammengeſtümpeltes Werk Homers Batrachomyomachie, oder unſerm Froſchmäuſeler, oder nur der geringſten äſopiſchen Fabel vorzuziehen ſeyn würde: eben ſo wenig iſt Statius mit ſeiner Achilleis, dem Virgil oder Homer an die Seite zu ſetzen.

11. §. Ein gleiches kann man vom Lucan ſagen. Sein pharſaliſcher Krieg iſt eine wahrhafte Hiſtorie, von einer unlängſt vorgefallenen Schlacht, zwiſchen dem Cäſar und Pompejus. Er erzählt dieſelbe in der gehörigen Zeitordnung, und vertritt alſo die Stelle eines Geſchichtſchreibers, nicht aber eines Poeten. Hier iſt gar keine allgemeine moraliſche Fabel zum Grunde gelegt: folglich iſt auch ſeine Pharſale kein Gedicht, ſondern eine in hochtrabenden Verſen beſchriebene Hiſtorie; die zwar in der That viel ſchöne Gedanken in ſich hält, auch zuweilen in einigen Stellen die Natur gut genug nachahmet, z. E. wenn er den Cato in den lybiſchen Wüſteneyen von Hammons Orakel reden läßt; allein überhaupt den Namen einer Epopee niemals wird behaupten können. Eben das könnte auch vom Claudian mit ſeinem Raube der Proſerpina, imgleichen von dem Silius Italicus, der den puniſchen Krieg in Verſen beſchrieben hat, gewieſen werden; wenn es die Mühe verlohnte, daß man ſich dabey aufhielte. Weit mehr Lob

verdient

verdient ein griechiſcher Dichter Koluth, der uns den Raub der Helena in einer ganz kleinen Epopee beſchrieben hat, welche neulich in Holland neu ans Licht getreten. Da aber dieſe That mehr verliebt, als ernſthaft iſt, ſo könnte man auch des Muſäus Gedicht von Leander und Hero hieher rechnen; welches ein neuerer Poet auf des Muſäus Rechnung verfertiget hat.

12. §. Als die römiſche und griechiſche Gelehrſamkeit im Occidente, durch die Ueberſchwemmungen deutſcher Völker ganz ins Vergeſſen gerathen war, hatte ſich zwar die Kenntniß der alten Meiſterſtücke und ihrer Regeln; aber nicht die Begierde und Fähigkeit zum Dichten verlohren. Die alten deutſchen Barden hatten, ſchon um Cäſars und des Tacitus Zeiten, die Thaten ihrer Helden in Liedern beſungen. Als nachmals die Sueven, die Burgunder, die Vandalier, die Gothen, Heruler und Longobarden dem römiſchen Reiche das Garaus machten, ſo werden die Dichter dieſer Völker nicht geſäumet haben, auch ihre Helden zu preiſen. So finden wir im Caſſiodor und Jornandes, ſonderlich von den Gothen, daß ſie dergleichen Sänger und Lieder gehabt: und ſelbſt vom Attila, der ſowohl der Gothen als Hunnen König war, und mehr gothiſch als hunniſch bey ſeinem Hofe redete, berichtet der alte Redner Priſcus, der in einer Geſandtſchaft vom griechiſchen Kaiſer an ihn geſchicket geweſen: daß er ſich nach der Tafel, von ſeinen Dichtern, Loblieder auf kriegeriſche Thaten vorſingen laſſen; ja bey ſeiner Rückkunft, von ganzen Chören ſingender Mägdchen empfangen worden. Solche Heldenlieder ſind es ſonder Zweifel geweſen, die der große Karl, nach Eginhards Berichte, geſammlet, und aufbehalten wollen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß dieſe Lieder, vollkommene Epopeen geweſen, und den homeriſchen Gedichten an die Seite geſetzet zu werden verdienen: allein ſie waren doch Proben von dem heroiſchen Talente des deutſchen Witzes, und Vorbereitungen zu beſſern Stücken, die ſich in folgenden Zeiten gewieſen haben. Die deutſche Poeſie entſtund dazumal, auf eben die Art, aus

eigener Erfindung, wie vormals die griechiſche entſtanden war. Sie hob ſich aus eigenen Kräften, und ohne fremde Beyhülfe allmählich empor: und wie der trojaniſche Krieg beynahe zu allen Heldengedichten der Griechen und Römer den Stoff an die Hand gegeben hatte; alſo hatten die deutſchen Dichter gleichfalls in ihren einheimiſchen Geſchichten ſolche berühmte Thaten gefunden, die ihnen Stoff genug zu Heldenliedern an die Hand gaben.

13. §. Die erſte und älteſte Heldenthat, die ſie beſungen, war des oſtgothiſchen Königs Theodorichs, oder **Dieterichs von Bern**, Eroberung von Italien. Dieſer große Held ward gleichſam der deutſche Achilles; ſo wie **Hildebrand** ſein Phönix: und um ſeine Zeiten tummelten ſich die älteſten Dichter herum, wenn ſie Heldenthaten ſuchten, oder dichteten. Daher kommen die Gedichte von Kaiſer Otnitten, Wolf Dietrichen, und Hug Dietrichen, vom Roſengarten zu Worms, und dem kleinen Roſengarten, die in dem ſogenannten Heldenbuche enthalten ſind, ja auch vom gehörnten Siegfried, und dergleichen mehreren. Sind ſie gleich nicht alle von gleichem Alter, und überhaupt von weit ſpätern Jahrhunderten: ſo ſtimmen ſie doch in dem obigen überein, daß ſie ihre Heldenzeit um die Zeiten Dietrichs von Bern geſetzet, und nach ſeiner Zeit den gänzlichen Untergang der Rieſen und Helden feſt ſetzen: ſo wie Homer den Helden der trojaniſchen Zeiten mehr Größe und Stärke beylegt, als zu ſeiner Zeit die Menſchen hatten. Der zweyte Tummelplatz der alten Dichter war König **Artus**, oder Arthur, im weſtlichen Britannien, oder Cornwallis, deſſen runde Tafel wiederum zu verſchiedenen Heldengedichten Anlaß und Stoff gegeben. Dahin gehöret das Gedicht von **König Artus** ſelbſt, und das vom Ritter **Triſtrand**, das vom **Titurel**, ja auch die vom **Parcifall**, **Tſchionatulander** und **Anfortas**: die zwar von Provenzaldichtern zuerſt beſchrieben, aber auch ins Deutſche überſetzet worden. In dieſer Art von Heldengeſchichten herrſchet ſchon das verliebte Ritterweſen viel mehr, als in den erſtern. Die dritte Materie hat den Dichtern

Karl

Karl der Große, und ſein Neffe, der große **Roland**, an die Hand gegeben. Denn kaum hatte der falſche **Turpin** ſeine Ebentheuer von dieſen Helden kund gemachet: ſo haben ſich deutſche und franzöſiſche Dichter um die Wette beſtrebet, ihre Thaten auch in Gedichten zu beſchreiben. Bey uns hat das ein Ungenannter in demjenigen Werke ſchon im XI. Jahrhunderte gethan, welches hernach **Striker** im XII. erneuert, und **Schilter** in ſeinen Theſaurum eingerücket hat. S. meine Abhandlung davon in des Neuen Bücherſ. der ſchönen Wiſſenſ. 4. B. a. d. 387. S. Dahin gehört auch das lange Gedicht vom ſpaniſchen Feldzuge **Karls des Großen**, welches gleichfalls Schilter hat eindrucken laſſen; nebſt dem Siegesliede auf den Sieg über die Normannen, im IX. Jahrhunderte: welches eins von den älteſten Stücken iſt, die uns übrig geblieben.

14. §. Endlich iſt das vierte fruchtbare Feld poetiſcher Erfindungen und Heldengedichte, in den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande zu ſuchen geweſen; die damals mit ſo großem Eifer gegen die Saracenen geführet worden. Alle junge Prinzen, Grafen und Edle ſetzten ſich auf, und zogen auf Ebentheuer aus, ſchwärmeten etliche Jahre in der Welt herum: und wenn ſie eine Weile ihre Luſt gebüſſet hatten, kamen ſie nach Hauſe, und logen große Plätze von ihren Thaten her. Da hatten ſie feurige Drachen, und dort große Rieſen erlegt; hier ganze Länder, dort keuſche Prinzeßinnen errettet, u. ſ. w. Die Unverſtändigen hörten dieſen ſo wohl verſuchten Ritterslеuten, als neuen Evangeliſten zu; und die eine Gabe zum Schreiben hatten, kamen auf die Gedanken, ganze Bücher von ſolchen wunderlichen Ebentheuren zu verfertigen. Da gieng es nun an ein Schwärmen. Räuber und Mörder, irrende Ritter, ungeheure Rieſen, verkleidete Prinzeßinnen, Wüſteneyen, Wälder, Meere, Berge, Mord und Todtſchlag, Drachen, Teufel, Erſcheinungen, Hexenmeiſter und Zauberſchlöſſer; das alles, ſage ich, koſtete ihnen nichts: daher verſchwendeten die Herren Poeten dieſe Zierrathe in ihren Gedichten ohne Maaß und Ziel; und wer ſeine Fabeln

beln am beſten damit ausſtaffiren konnte, der war der beſte Dichter. Daher haben wir nun eine ſolche Menge von alten Heldengedichten, vom Herzog Reinfried von Brunswick, Herzog Ernſten von Bayern, Herzog Friedrichen von Schwaben, Herzog Wilhelmen von Oeſterreich, Landgraf Ludewigen von Thüringen, Herzog Belianden, dem Grafen von Narbonne, u. a. m. die zwar den wenigſten bekannt ſind, aber auf großen Bücherſälen noch ſtecken; und die ich in meiner Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie ausführlich beſchreiben werde.

15. §. Zu eben dieſer Claſſe müſſen wir ein neueres Gedicht rechnen, welches faſt alle ſeine Vorgänger verdrungen und verdunkelt hat: ich meyne den Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing, im Anfange des XVI. Jahrhunderts, dem Kaiſer Maximilian zu Ehren gemachet hat. Die Urſache iſt, weil auch hier ein andächtiger Feldzug wider die Türken vorkömmt, der den alten Rittergeſchmack noch verräth. Das ſonderbare an demſelben iſt, daß es allegoriſche Perſonen, als den Neidhard, Unfalo, Fürwittig, u. d. gl. in ſich hält, welches die alten Heldengedichte niemals gethan hatten. Von den Ausgaben und dem Werthe dieſes Werkes gebe ich künftig mehr Nachricht: ſo lange behelſe man ſich mit Herrn Prof. Schwarzens Abhandlung davon de inclito Libro Theuerdanck. Nun folget in eben dem Jahrhunderte des Taſſo befreyetes Jeruſalem, welches uns zuerſt der Oberſte Dietrich von dem Werder 1626. und verbeſſert 1651. vor wenigen Jahren aber Herr Secretair Kopp viel angenehmer überſeßet hat.

16. §. Nichts iſt dabey mehr zu bewundern, als daß Taſſo den gothiſchen Geſchmack der Ritterbücher, mit den griechiſchen Regeln eines Heldengedichtes zu verbinden geſuchet. Sein befreytes Jeruſalem iſt in der That eine Vermiſchung zweyer ſo widriger Dinge; und es iſt leicht zu begreifen, wie er darauf gefallen iſt. Er beſchreibt den ſiegreichen und glücklichen Kreuzzeug des chriſtlichen Heeres im Oriente; das gleichſam ganz und gar aus lauter ſolchen irrenden Rit-

tern

tern beſtund. Da war es nun kein Wunder, daß auch alle die gewöhnlichen Zierrathe der Ritterbücher, kriegeriſche verkleidete Prinzeßinnen, Zauberſchlöſſer, Hexenmeiſter, Liebesgeſchichte und Ebentheuer die Menge darinnen vorkamen. Indeſſen hat er die Fabel ſelbſt, ſo ziemlich nach Ariſtotels Regeln eingerichtet: weil er nichts als die Eroberung Jeruſalems zur Haupthandlung hat, und alles, was dazu gehörte, ausführlich erzählet; den klugen und tapfern Gottfried aber zu gleicher Zeit ſehr erhebt.

17. §. Nur mit der Morale ſieht es ein wenig ſeltſam aus; und nichts iſt wunderlicher, als wenn Taſſo ſelbſt in der Vorrede uns erklären will, was ſeine ganze Fabel für einen allegoriſchen Verſtand habe. Sein ganzes Gedicht ſoll das menſchliche Leben abbilden. Das ganze chriſtliche Kriegsheer bedeutet den Menſchen im männlichen Alter; und zwar die Heerführer die Seele, und die Soldaten den Leib. Die Stadt Jeruſalem, die zwiſchen Bergen und Felſen liegt, und die ſo ſchwer zu erobern iſt, ſoll die bürgerliche Glückſeligkeit bedeuten, die auf dem hohen Gipfel der Tugend erſtlich zu erlangen ſteht. Gottfried, der oberſte Befehlshaber des Heeres, ſtellet den Verſtand des Menſchen vor. Rinaldo und Tancredo bedeuten die untern Seelenkräfte. Die Uneinigkeiten unter den andern Helden bedeuten den Streit zwiſchen den Begierden des Menſchen: die Hexenmeiſter, Iſmeno und Armida, die Verſuchungen des Teufels, u. ſ. w. Solche Geheimniſſe hätte nun wohl kein Menſch in dem befreyten Jeruſalem geſuchet, wenn ſie uns der Poet nicht ſelbſt erkläret hätte. Das Wunderlichſte dabey iſt, daß der Poet ſein Gedicht ſchon fertig gehabt, als er an dieſe künſtliche Allegorie gedacht; und daß er ſie alſo mehr hineingezwungen, als das Gedicht ihr zu gefallen gemacht hat. Allein, da dieſes ein Ueberreſt des übeln Geſchmacks iſt, der zu ſeiner Zeit unter vielen noch herrſchete: ſo wollen wir dieſen Fehler am Taſſo überſehen; zumal da ſeine Vorrede gerade das allerſchlechteſte iſt, was bey ſeinem ganzen Gedichte vorkömmt.

18. §. Meine Abſicht und der Raum leiden es nicht, von den portugieſiſchen und ſpaniſchen Heldengedichten zu handeln. **Voltaire** hat dem **Camoens** die Ehre gethan, ſeine Luſiade, und dem **Alonzo**, ſeine Araucana unter die Zahl der Heldengedichte zu zählen. Allein nach unſerer Beſchreibung und den Regeln der Kunſtrichter ſchickt ſich dieſer Namen für ihre Werke nicht: denn ſie ſind nur poetiſch abgefaßte Hiſtorien; aber keine epiſche Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moraliſche Wahrheiten lehren. **Voltaire** hat es indeſſen für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts, als die poetiſche Erzählung einer merkwürdigen That oder Handlung zu erfodern: das übrige möchte ausſehen, wie es wollte. Vermuthlich hat ihn ſeine **Henriade** dazu verleitet, die er allem Anſehen nach eher geſchrieben; als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn ſie iſt auch nur die Erzählung einer wahren Hiſtorie, mit einigen darzu gedichteten und untermiſchten Fabeln. Wäre aber dieſes zu einer **Epopee** genug, ſo ſehe ich nicht, warum wir Deutſchen nicht auch ſchon an **Bergonens** und **Areteen** Liebes- und Heldengeſchichten, dergleichen aufzuweiſen hätten; welche ein preußiſcher Edelmann, Otto Friedrich von **der Gröben**, im 1700. Jahre in einem ſtarken Quartbande herausgegeben. Dieſes lange Gedicht beſchreibt des Verfaſſers eigene Reiſe ins gelobte Land: ſo wie **Alonzo** ſeinen eigenen Feldzug wider ein amerikaniſches Volk beſungen hat. Es ſind Fabeln genug darzwiſchen gedichtet, indem ſeine **Aretee** und ihr Bruder **Sfortunian**, dadurch er allegoriſch die Tugend und das Unglück anzeigen wollen, eine ſehr artige Verwirrung in der Geſchichte machen. Und ich könnte dergeſtalt meinem Vaterlande die Ehre beylegen, daß es den erſten epiſchen Dichter in Deutſchland hervorgebracht hätte: wenn es nicht vernünftiger wäre, bey den Regeln und Muſtern der Alten zu bleiben.

19. §. Ich muß noch von einigen andern epiſchen Gedichten Nachricht geben, die in einige Betrachtung gekommen ſind. **Triſſino** hat vorm **Taſſo** noch, das von den Gothen

befreyte Italien, in reimloſen Verſen beſungen. Weil er aber den damals herrſchenden Geſchmack der Ritterbücher verlaſſen, um dem **Homer** und **Virgil** zu folgen: ſo hat er nicht viel Beyfall gefunden. Ich beſitze die Auflage ſeiner Werke, die 1729. in Fol. zu Verona herausgekommen. **Arioſt** ſchickte ſich in ſeinem **raſenden Roland** beſſer in ſeine Landsleute; und machte ein wirkliches Ritterbuch, voller Hexenmährchen in Verſen: daher fand er auch einen erſtaunenden Beyfall. Wir haben ihn faſt vor hundert Jahren auch im Deutſchen zu leſen bekommen. **Marino** folgte ihm theils in ſeinem **Adonis**, theils in ſeinem **Kindermorde**, den uns **Brockes** mit recht mariniſchem Geiſte überſetzet hat. Allein zugeſchweigen, daß dieß tyranniſche Blutbad nicht verdienete, zum Stoffe einer Epopee erwählet zu werden: ſo hat er auch eine ſehr ſchwülſtige und verderbte Schreibart darinnen gebrauchet; die ſelbſt unter den neuern Wälſchen zum Spotte gediehen, wenn ſie von dem Guſto Marineſco reden. Durch dieſe Muſter wurde der brittiſche **Milton** verführet, der zu Cromwels Zeiten das verlohrne Paradies beſang, als er ſchon blind geworden war. Hierinnen iſt nun der Teufel ſein Held, der den unſchuldig erſchaffenen Menſchen, aller dagegen gemachten Anſtalten ungeachtet, verführet, und ſeinem Schöpfer entreißt. Die ganze Erfindung iſt alſo höchſt fehlerhaft, zugeſchweigen, daß es entſetzlich iſt, den Sieg einer boshaften Creatur über ihren Schöpfer zu beſingen. Dabey machet er nun die abſcheulichſten Beſchreibungen von Sünde, Teufel, Tod und Hölle; darinn er gewiß den **Marino** wie an garſtigen Bildern, alſo auch in Widerſprüchen noch übertrifft; und brauchet durchgehends eine Schreibart, die den wildeſten Witz, und die unordentlichſte Einbildungskraft verräth. Alles dieſes machte nun, daß England ſein Werk nichts achtete: bis der Lord **Roscommon**, und **Addiſon**, aus bloßem Ehrgeize, in ihrer Nation auch ein epiſches Gedicht zu haben, ihn ihren Landsleuten anzupreiſen anfiengen; und es ſo weit brachten, daß man ihn zu leſen, und nach und nach gewohnt zu wer-

den anfieng; ja endlich ſo verblendet ward, daß man auch Schönheiten darinn zu ſehen glaubte. Schon im vorigen Jahrhunderte hat uns von Bergen eine Ueberſeßung davon in eben ſolchen fünffüßigen holprichten, und ungereimten Jamben geliefert, als das Original hat; daraus man ſich die ganze Art und Unart der Urſchrift vorſtellen kann. Vor einiger Zeit haben wir eine zürcheriſche Dollmetſchung in ungebundner Rede davon bekommen, die ſehr rauh und wilde klingt, und doch das Original nicht überall ausdrücket. Im Franzöſiſchen hat man gleichfalls ſchon vor zwanzig und mehr Jahren dergleichen gehabt; und vor weniger Zeit hat die Frau du Bocage, einen kurzen weit erträglichern Auszug in Verſen davon ans Licht geſtellet. Siehe den I. B. der kritiſchen Beyträge, und im I. B. der Beluſtigungen des Verſt. und W. das 1. St. des deutſchen Dichterkrieges.

20. §. In Deutſchland hatte uns von Hohberg ſchon im vorigen Jahrhunderte den habſpurgiſchen Ottobert, und die geraubte Proſerpina geliefert, die aber ſchlecht gerathen waren. Poſtel unternahm hernach den ſächſiſchen Wittekind in einer Epopee zu beſingen, ſtarb aber darüber: und Herr Hofrath Weichmann gab uns die erſte Hälfte davon, in der beſten Abſicht von der Welt heraus. Endlich iſt mitten in dieſem Jahrhunderte die Zeit erſchienen, daß wir auch auf einmal eine ganze Menge von Heldengedichten, wo man ſie anders alſo nennen darf, bekommen haben. Denn nicht zu gedenken, daß der ſel. Prof. Schlegel zu Soroe in Dännemark, auf Herzog Heinrich den Löwen eins angefangen hatte, davon er mir ſchon vormals etliche Bücher zu leſen gegeben; ſo haben wir von dem Freyherrn von Schönaich nur itzo eine vollſtändige und überaus wohlgerathene Epopee bekommen; womit er den großen deutſchen Helden, Hermann, beſungen hat. Ich darf mich hier nicht weitläuftiger davon erklären, da ich es bereits in der Vorrede dazu gethan habe. Die andern, ſo wir bisher ſtückweiſe zu ſehen bekommen haben, ſind theils mit Chapelains Pucelle, theils mit dem Milton in eine Claſſe zu ſetzen. Das erſte verſteht

ſich

ſich von Königs Auguſt im Lager, davon zu allem Glücke nicht mehr als ein Geſang fertig geworden: weil die entſetzlichen Verſe kein Menſch leſen mochte. Und doch hatte der Dichter das Glück jenes Chörilus, daß er ſehr königlich dafür belohnet wurde. Das zweyte iſt der ſogenannte Meſſias, davon wir erſt den vierten Theil haben; und von dem man ſchwerlich das Ende erleben wird. Es hat viel Künſte gekoſtet, den erſten Büchern deſſelbigen einigen Abgang zu verſchaffen: aber es ſcheint, daß das alles nicht zureichend ſeyn wird, ein Gedicht zu erhalten, das außer den heiligen Wahrheiten, die es doch mit ſo vielen Fabeln verſtellet, wenig ſchätzbares hat, wodurch es ſich den Beyfall der Kenner erwerben könnte. Von dieſen nämlich hat es noch keinen gewonnen, und ſelbſt des erkauften Lobredners Beyfall noch nicht bekommen. Den **Noah** und **Jakob** mag ich nicht einmal erwähnen, weil beyde ſchon in der Erfindung ſelbſt zu unrichtig ſind, als daß ſie Heldengedichte heißen könnten.

21. §. Es iſt Zeit, von dem hiſtoriſchkritiſchen Theile dieſes Hauptſtückes auf den dogmatiſchen zu kommen, und demjenigen, der die innere Einrichtung der alten Heldengedichte recht einſehen, oder gar ſelbſt ein neues verfertigen will, einige Anleitung dazu zu geben. Was Vollkommenes aber läßt ſich von einem ſo großen Werke in wenigen Blättern nicht ſagen. Man muß **Ariſtotels** Poetik mit **Daciers** Noten, und den **Pater le Boſſu** (du Poeme Epique) ſelbſt leſen, wenn man alles ausführlich wiſſen will. Ich werde mich begnügen, nur einen kurzen Auszug aus ihren Büchern zu machen.

22. §. Was eine epiſche Fabel ſey, das iſt in dem vierten Hauptſtücke des erſten Theils dieſer Dichtkunſt allbereit gewieſen, und bisher unvermerkt wiederholet worden. Ein Heldengedicht überhaupt iſt die poetiſche Nachahmung einer berühmten Handlung, die ſo wichtig iſt, daß ſie ein ganzes Volk, ja wo möglich, mehr als eins angeht, in einer wohlklingenden poetiſchen Schreibart, darinn der Verfaſſer theils

ſelbſt erzählet, was vorgegangen; theils aber ſeine Helden, ſo oft es ſich thun läßt, ſelbſt redend einführet, in der Abſicht, dem Leſer eine wichtige moraliſche Wahrheit auf eine angenehme und lehrreiche Art einzuprägen. Daß es nun mit den drey obgedachten Heldengedichten der Alten dieſe Bewandniß habe, das iſt aus dem obigen ſchon abzunehmen: ich will alſo nur ſtückweiſe diejenigen Hauptpuncte durchgehen, die bey einem Heldengedichte zu beobachten ſind. Es ſind deren ſechſe: I. die Fabel, II. die Handlung, III. die Erzählung, IV. die Gemüthsbeſchaffenheit der Perſonen, V. die Maſchinen, oder der Beyſtand der Gottheiten, VI. die Gedanken, nebſt der Schreibart.

23. §. Was die Fabel anlangt, ſo wiſſen wir bereits, daß ſelbige anfangs ganz allein erdacht werden muß, um eine moraliſche Wahrheit zu erläutern. Z. E. ich wollte lehren, die Uneinigkeit ſey ſehr ſchädlich. Dieſes auszuführen, dichte ich, daß etliche Perſonen ſich mit einander verbunden gehabt, ein gemeinſchaftliches Gut zu ſuchen; wegen einer vorgefallenen Mishälligkeit aber hätten ſie ſich getrennet, und ſich alſo ihrem Feinde ſelbſt in die Hände geliefert, der ſie einzeln gar leichtlich zu Grunde zu richten vermocht. Dieſes iſt die allgemeine Fabel, die der Natur nachahmet, allegoriſch iſt, und eine moraliſche Wahrheit in ſich ſchließt. **Homer**, der ein Heldengedicht daraus zu machen willens war, that nichts mehr dabey, als daß er den Perſonen Namen gab, und zwar ſolche, die in Griechenland berühmt waren, und das ganze Land aufmerkſam machen konnten. Denn er wollte nicht, wie ein Philoſoph, in der Schule, von Tugenden und Laſtern predigen; ſondern ſeinem ganzen Vaterlande, allen ſeinen Mitbürgern, ein nützliches Buch in die Hände geben, daraus ſie ſpielend die Kunſt lernen könnten, ihre gemeinſchaftliche Wohlfahrt zu befördern. Die kleinen griechiſchen Staaten waren ſehr uneins; und das rieb ſie auf. Die nackte Wahrheit dorfte er ihnen nicht ſagen, oder es würde nicht viel geholfen haben, weil es wenige würden geleſen haben: darum verkleidete er ſie in eine Fabel, die allen ange-

angenehm ſeyn konnte. Der trojaniſche Krieg war noch in friſchem Andenken, und hier fand er einen Agamemnon und Achilles, die miteinander uneins geworden: es ſey nun, daß der Ruf ſolches bis auf ſeine Zeiten gebracht; oder, daß er es nur wahrſcheinlicher Weiſe erdichtet hat. Er hebt an:

Singe mir, Göttinn! ein Lied vom Zorne des Helden Achilles,
Welcher der griechiſchen Macht, ſo verderblich und ſchädlich geworden,
Und ſo viel Helden ins Reich des hölliſchen Pluto geſtürzet.
Aber ſie ſelbſt den Hunden und Vögeln zur Speiſe gegeben.
So geſchah Jupiters Rath, ſeit dem Agamemnon, der König,
Sich mit Achillen entzweyt ꝛc.

24. §. Um nun dieſe Wahrheit, als ſeine Abſicht, recht begreiflich zu machen, mußte er zeigen, daß alles vorgefallene Unglück aus der Zwietracht entſtanden wäre. Dieſes gieng nicht beſſer an, als wenn er alle griechiſche Bundsgenoſſen anfänglich in der Zertrennung, als unglücklich; hernach aber in der Vereinigung als glücklich, und ſieghaft vorſtellete. Dieſes thut er nun, indem er erzählet, daß die Griechen, in Abweſenheit des erzürnten Achilles, allezeit mit Verluſte von den Trojanern zurück geſchlagen worden; nach der Verſöhnung dieſes Helden aber, große Vortheile über ihre belagerte Feinde befochten hätten. Aber auch das war noch nicht genug. Er mußte uns auch die Urſachen der Uneinigkeit, und die Urſachen der erfolgten Ausſöhnung, auf eine verſtändliche und wahrſcheinliche Art entdecken, und alſo ſeine Fabel ganz und vollſtändig machen. Daher erzählet er, wie der Zorn Achills über einer ſchönen Sklavinn entſtanden ſey, die ihm Agamemnon mit Gewalt nehmen laſſen: und wie endlich der Tod des **Patroklus**, den erzürnten Helden wieder bewogen habe, ſich mit den Seinigen zu vereinigen, und dieſes Blut ſeines Freundes an dem **Hektor** zu rächen. Nunmehr fehlet im Anfange nur die Urſache, warum doch Agamemnon den Achilles auf eine ſo empfindliche Art beleidiget? Er hatte nämlich die ſchöne Tochter des Prieſters Apollons, die ihm zu Theile geworden war, zurück geben

 müſſen,

müſſen, weil die Peſt im Lager auf keine andere Art zu ſtillen war; und darauf er keine andere Beyſchläferinn haben gewollt, als die dem **Achilles** zugehörete; weil dieſer auf die Wiedergebung der **Chryſeis** am heftigſten gedrungen hatte.

25. §. Das heißt nun eine vollſtändige oder ganze Fabel machen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende hat; ſo daß nichts daran fehlet. Es iſt aber auch nichts Ueberflüßiges darinn. **Homer** hat nicht den Anfang des trojaniſchen Krieges, vielweniger die Entführung der **Helena**, und noch vielweniger die Geburt dieſer Prinzeßinn aus den Eyern der **Leda** erzählet: weswegen ihn **Horaz** mit Grunde gelobet hat. Dieſes alles gehörte nicht zum Zorne **Achills**; ob es gleich auch vorhergegangen war, und zum voraus geſetzt werden mußte. Der Poet ſieht dieſe Begebenheiten für was bekanntes an, wobey er ſich nicht aufzuhalten Urſache hat, und geht auf ſeinen Zweck zu. Nichts deſtoweniger hat er nicht unterlaſſen, ſeine Hauptfabel mit verſchiedenen kleinen Zwiſchenfabeln zu verlängern; die aber auch zum Verſtande der hauptſächlichen nöthig waren. Alle dieſe haben wiederum ihre beſondere Nutzbarkeit, weil ſie neue moraliſche Wahrheiten in ſich faſſen; und dadurch den Leſer unterrichten. Z. E. Wenn **Patroklus** die Rüſtung des **Achilles** anzieht, und ſeine Waffen ergreift: ſo fliehen die Trojaner ſchon vor ihm; weil ſie glauben, es ſey der rechte **Achilles**. **Patroklus** ſollte damit zufrieden geweſen ſeyn; allein, er dringet gar zu ſcharf auf den **Hektor** ein, und nöthiget alſo denſelben, es gewahr zu werden, daß er nicht der wahrhafte **Achilles** ſey: bis er endlich gar das Leben darüber verlieret, und alſo die Strafe ſeines Trotzes empfindet.

26. §. Die Fabeln der Heldengedichte werden in **pathetiſche** und **moraliſche** eingetheilet. In jenen herrſchet ein Affect, wie in der Ilias, und alſo können ſie nicht ſo lange dauren. In der andern geht alles ruhiger her, alſo mögen ſie auch etwas länger währen, wie die **Odyſſee** und **Aeneis**. Denn die Dauer einer epiſchen Fabel hat keine ſo genau abgemeſ-

gemeſſene Zeit, als das Trauerſpiel. Das macht, ſie iſt nur eine Erzählung, und wird nicht vorgeſtellet, ſondern geleſen; welches alles in Schauſpielen weit anders iſt. Sonſt werden ſie auch in gemeine und verworrene getheilet. Von jenen giebt wiederum die Ilias ein Exempel, wo alles ohne Verſtellung und Entdeckung der Perſonen vorgeht; die Zwiſchenfabel vom Patroklus ausgenommen. Aber von einer Verwirrung giebt wiederum die Odyſſee ein Exempel, wo nicht nur eine Verſtellung mit dem Ulyſſes geſchieht; ſondern auch ein Glückswechſel ſowohl mit dem Ulyſſes, als mit den Freyern ſeiner Gemahlinn vorgeht, indem ſeine Entdeckung zu gleicher Zeit geſchieht, als man ihm den Bogen zu ſpannen giebt, und ein gewiſſes Merkmaal an ihm findet, daß er Ulyſſes ſey. Doch hiervon muß in dem Hauptſtücke von der Tragödie weitläuftiger gehandelt werden. Nach dieſen Muſtern nun muß ein jeder Poet, der ein Heldengedicht machen will, ſeine Fabel auch einrichten: das iſt, er muß Wahrheit und Gedichte, Philoſophie und Poeſie, Nutzen und Luſt mit einander zu vermiſchen wiſſen.

27. §. Zweytens müſſen wir auch die Materie eines Heldengedichts, das iſt, die Handlung betrachten. Die Morale iſt nur die Abſicht des Poeten, die er ſeinen Leſer errathen läßt: das, was er deutlich heraus ſaget, iſt die Heldenthat, die er hat loben wollen: z. E. des Achilles Rache, des Ulyſſes Rückkunft, des Aeneas Ankunft in Italien. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich, es ſey Μιμησις πραξεως, eine Nachahmung einer Handlung, und Horaz ſpricht:

Res geſtæ, Regumque Ducumque & triſtia bella,
Quo ſcribi poſſent numero, monſtravit Homerus.

Eine Handlung ſetzt allezeit jemanden voraus, der ſie verrichtet: und das ſind hier ausdrücklich die Großen der Welt, Könige und Fürſten, Helden und Kriegsoberſten; ein Achilles und Agamemnon, ein Ulyſſes und Aeneas. Nach der obigen Regel, muß der Poet ſeine Handlung eher wiſſen, als den, der ſie gethan: denn jene muß vorher ausgedacht,

und nur unter einem bekannten und berühmten Namen verſtecket werden. Die Natur der Fabeln bringt ſolches mit ſich, wie im IV. Hauptſtücke von den dreyen Arten der poetiſchen Nachahmung gewieſen worden. **Aeſopus** ſagt uns viel vom Wolfe, vom Schafe, vom Hunde, u. ſ. w. nicht, als wenn er uns die Hiſtorien dieſer Thiere bekannt machen wollte; ſondern weil er uns unter ihren Bildern und Namen gewiſſe allegoriſche Handlungen erzählen, und dadurch unterrichten will. Alſo iſt denn die Handlung in einer Fabel viel wichtiger, als die Perſon, die ſie unternimmt und ausführet.

28. §. Daher hat man denn allezeit diejenigen **Dichter** mit Grunde verdammet, welche nicht eine Handlung, ſondern eine Perſon zur Materie ihrer Gedichte genommen haben. **Ariſtoteles** tadelt diejenigen, die eine Theſeis, Heracleis, und dergleichen gemacht, darinn ſie den Theſeus, Hercules, u. a. m. beſchrieben hatten. Des **Statius Achilleis** gehört eben dahin, wie oben gedacht worden, weil er nicht eine Handlung des **Achilles**, ſondern den ganzen **Achilles** darinn beſungen hat. Wenn nun gleich die **Odyſſee** vom Ulyſſes, und die **Aeneis** vom Aeneas den Namen hat: ſo zeigt doch der Inhalt zur Gnüge; daß es nicht Lebensläufe dieſer Helden ſeyn ſollen. Giebt doch auch **Aeſopus** z. E. ſeiner Fabel den Namen: der Löwe und die Maus; ob er gleich nur eine einzige Handlung von dieſen Thieren erzählt. Dieſe Handlung aber muß in einem Heldengedichte von großer Wichtigkeit ſeyn. Z. E. Die Stiftung eines neuen Reiches, die Befreyung eines Landes von ſeinen Feinden, die Gewinnung einer Schlacht, die Stürzung eines Tyrannen, u. d. m. Man ſieht alſo unſchwer, daß Kleinigkeiten nur ins komiſche Heldengedicht gehören: und ſelbſt ein ſolches Luſtlager, als Auguſt der II. angeſtellet hatte, gab keinen wichtigen Stoff zum Heldengedichte. Denn was gieng nun bey der ganzen Sache wichtiges vor? Nichts. Selbſt **Friſchlin**, der die Würtembergiſche Hochzeit lateiniſch beſungen hat, und die wir auch in deutſchen Knittelverſen haben, hatte noch was wichtigers zum Gegenſtande; indem der

der Bräutigam in einem Lanzenbrechen den Geiſt aufgab. Allein das war gleichwohl keine epiſche Handlung, ſondern ein bloßes Unglück zu nennen.

29. §. Es giebt aber dieſe Lehre von der Handlung auch dieſe Regel, was zu einem ſolchen Gedichte gehöret, und was nicht dazu gehöret. Alles, was nöthig iſt, dieſelbe recht zu begreifen, ihre Möglichkeit und ihre Wirkungen aus ihren Urſachen einzuſehen, das muß mit in die Fabel kommen: alles übrige aber muß heraus bleiben. So bekömmt denn ein Gedicht ſeine gehörige Größe. Ein Stümper würde alles hineinflicken, was er im Vorrathe hätte, und demſelben irgend eine gewiſſe Schönheit zu geben ſchiene, wie **Horaz** ſagt:

> Purpureus late qui ſplendeat unus & alter
> Aſſuitur pannus.

Allein das thut kein Meiſter. **Aeſopus** würde auslachenswürdig ſeyn, wenn er von dem Wolfe, der eine Heerde in währender Uneinigkeit ihrer Hirten zerſtreute, erzählet hätte: daß er ſich einmal einen Dorn in den Fuß getreten hätte, und nach vielen Schmerzen allererſt geheilet worden wäre. Das gehörte ja gar nicht zu der Handlung des Wolfes. Solche Fehler begeht **Rollenhagen** im Froſchmäuſeler unzählige. Aber wenn etwa der Wolf in der Fabel von den Hunden ergriffen werden ſollte; und wegen eines lahmen Fußes ihnen nicht hätte entgehen können: alsdann hätte **Aeſopus** dergleichen Umſtand gar wohl mit in die Fabel ziehen können. So hat es **Homer** mit dem Fuſſe des **Ulyſſes** gemacht, daran ihn ſeine Amme erkannte. Er erzählt, daß dieſer Held einmal auf dem Berge Parnaß daran verletzet worden: aber warum? weil eben die Narbe dazu diente, daß man ihn daran erkannte, nachdem er ſo lange abweſend geweſen war. Eben ſo verhält ſichs auch mit der verſtellten Narrheit des **Ulyſſes**; wie **Ariſtoteles** ſolches ſelbſt angemerket und gebilliget hat.

30. §. Solche Kleinigkeiten nun, die von ohngefähr in einem Heldengedichte berühret werden, ſind nicht die Materie eines Heldengedichtes ſelbſt; ſondern nur Nebendinge: die aber ſehr genau mit etwas nothwendigem zuſammen hängen, ſo, daß aus dem einen das andere nothwendig erfolgen muß. Ganz anders iſt es mit den Zwiſchenfabeln beſchaffen: dieſe müſſen zwar mit der Hauptſache auch zuſammen hängen, aber nicht ſo nothwendiger Weiſe. Der Poet hätte ſie auch auslaſſen, und andere an die Stelle ſetzen können. Z. E. die Fabeln von der Circe und Kalypſo in der Odyſſee, hängen ſehr wohl mit dem ganzen Gedichte zuſammen; aber ſie waren beyde nicht unentbehrlich. Ueberhaupt mußte zwar Ulyſſes, in ſeiner Abweſenheit von Hauſe irgendwo ſeyn: aber deswegen nicht eben bey der Circe. Voltaire hat in ſeiner Henriade ein ſolch Epiſodium gemacht, als er Heinrich den IV. nach England reiſen läßt. Und im Virgil iſt die ganze Geſchichte von der Dido für nichts anders anzuſehen. Aber wie ſchon ſonſt gedacht worden, ſo iſt dieſes eine fehlerhafte Zwiſchenfabel: weil es ſo unmöglich iſt, daß dieſe beyde Perſonen einander hätten ſprechen können; als wenn Voltaire Heinrich den IV. die Königinn Anna hätte beſuchen laſſen, die damals noch nicht gebohren war. Weit ſchöner iſt im Hermann, der Beſuch des Helden bey der Velleda, als einer Prophetinn. Denn ungeachtet dieſelbe noch zu des Tacitus Zeiten vorhanden war: ſo hat ſie doch auch in den letzten Jahren Kaiſers Auguſts ſchon im Anſehen ſeyn können, geſetzt, daß ſie nur 70. oder 80. Jahre alt geworden. Was von dem Knoten einer Fabel, und zwar theils von der Verwickelung, theils von der Auflöſung deſſelben zu ſagen iſt, das erſpare ich ins folgende Hauptſtück von Tragödien: weil es ſich daſelbſt bequemer wird abhandeln laſſen; ungeachtet es auch in den Heldengedichten, eben ſo wohl als dort, ſtatt findet.

31. §. Das dritte, was wir an einem Heldengedichte zu betrachten haben, iſt die Erzählung, oder die Art, wie der Poet ſeine Fabel vorträgt. Eigentlich beſteht das Weſen

eines epiſchen Gedichtes hierinn; ja vom Erzählen hat es den Namen epiſch bekommen. Man kann aber vergangene Sachen auf zweyerley Art zu verſtehen geben. Einmal erzählet man ſchlechterdings mit eigenen Worten, was dieſer und jener gethan oder geſaget; und begnüget ſich, alles der Wahrheit gemäß, ordentlich, deutlich und zierlich vorzutragen. Und ſo machen es die Hiſtorienſchreiber. Die Poeſie aber iſt mit dieſer einfältigen Erzählung nicht zufrieden. Man weis, daß eine gar zu einträchtige Rede endlich die Leute einſchläfert: daher ſuchet ſie ihren Vortrag lebhafter zu machen, und die Einbildung ihrer Leſer zu erhitzen. Sie weckt derowegen die Verſtorbenen gleichſam auf; ſie malt ſie ſo deutlich ab, als wenn ſie uns noch vor Augen ſtünden; ja läßt ſie reden und handeln, wie ſie bey ihrem Leben würden gethan haben. Dieſes iſt nun die dramatiſche Art zu erzählen, die ſonderlich in epiſchen Gedichten ſtatt findet. Man ſehe, was **Plato** im dritten Buche von der Republik, den **Sokrates** davon hat ſagen laſſen: denn dieſer hat **Homers** Kunſt in ſeinem Erzählen vollkommen eingeſehen. Sie heißen aber gleichwohl epiſche Gedichte, ob ſie der Poet gleich ſo dramatiſch, das iſt, ſo wirkſam machet, als es ihm möglich iſt: weil doch allezeit der Poet darzwiſchen erzählet, und nur zuweilen an die Stelle ſeiner Perſonen tritt, und in ihrem Namen alles ſagt. Und dadurch wird eben das epiſche Gedicht vom dramatiſchen unterſchieden, als wo der Poet in ſeinem eigenen Namen gar nichts ſagt; ſondern alles von den aufgeführten Perſonen reden und handeln läßt.

32. §. Ehe aber der Poet ſeine Erzählungen anfängt, gehen einige Stücke vorher, die man folglich auch muß kennen lernen. Das erſte iſt der **Namen** des Gedichtes; das andre der **Vortrag** ſeines Hauptſatzes, davon es handeln ſoll; das dritte aber die **Anruffung**. Einige möchten zwar noch die Zueignung des Gedichtes an einen Mäcenaten zum vierten Stücke machen wollen: weil etwa **Boileau** in ſeinem Pulte, Taſſo in ſeinem Gottfried, und ſelbſt **Virgil** in ſeinen Büchern vom Feldbaue dergleichen gethan. Allein

Homer

Homer hat dergleichen nicht gemacht, Virgil in ſeiner Aeneis auch nicht: und alſo iſt dieſes kein unentbehrliches Stück eines Heldengedichtes. Ein Dichter kann es damit halten, wie er will. Wir wollen jene drey nach der Ordnung betrachten.

33. §. Weil das Heldengedicht eine Fabel iſt; ſo taufet es ein Poet nicht anders, als Aeſopus die Seinigen getaufet hat. Er nennet ſie aber allezeit nach dem Namen der Thiere, die darinn vorkommen: z. E. der Wolf und das Schaaf; die Stadtmaus und Feldmaus u. d. gl. Eben ſo machte es Homer mit ſeiner Odyſſee, und Virgil mit ſeiner Aeneis. Jene hat vom Ulyſſes, und dieſe vom Aeneas ihren Namen: der Unterſcheid beſteht nur darinn, daß dort zwey, auch wohl gar drey Namen, das iſt, alle darinn vorkommende Perſonen genennet werden; hier aber nur eine einzige, und zwar die hauptſächlichſte genennet wird. Das geht aber nicht anders an, weil dort ſo wenige, hierinn aber ſo viele vorkommen: die man unmöglich alle nennen könnte. Hat aber Homer ſeine Ilias nicht eine Achilleis, von der Hauptperſon, ſondern eine Ilias von dem Orte genennt: ſo iſt ſonder Zweifel dieſes die Urſache, weil Achilles faſt in dem ganzen Gedichte müßig iſt; und alſo von ihm ſehr wenig zu erzählen vorfällt. Es ſind aber neben ihm der Helden, die ihm an Würde noch überlegen ſind, und denen er von rechtswegen gehorchen ſollte, ſo viele, daß man ihn faſt darunter verlieren könnte. Nach ſeiner Ausſöhnung wird er allererſt wirkſam und thätig; da aber das Gedicht bald zum Ende iſt. Homer hat alſo mit Recht ein Bedenken getragen, den Namen eines Helden über ſein Gedicht zu ſetzen, von dem am wenigſten darinn vorkömmt, und von dem nicht viel erzählet werden konnte: weil er nur deſſen Zorn und Enthaltung vom Streite, nicht aber ſeine Tapferkeit beſingen wollte. Taſſo iſt dem erſtern Exempel gefolget, weil er ſein Gedicht nach dem Heerführer der Chriſten, Gottfried von Bouillon, Gottfried nennt. Voltaire hat es auch ſo gemacht: denn da die erſte Auflage la Ligue hieß, ſo hat er die andere lieber Henriade nennen wollen. Der

Pucel-

Pucelle d'Orleans, und unſers Ottoberts, Wittekinds und Hermanns voritzo nicht zu gedenken.

34. §. Der Vortrag iſt nichts anders, als eine kurzgefaßte Anzeigung von demjenigen, was der Poet zu erzählen willens iſt. Da nun die Handlung der Fabel dasjenige iſt, was die Materie oder den Inhalt des Gedichtes ausmacht; ſo muß er auch dieſelbe namhaft machen. So machts Homer: er ſagt: ich beſinge den Zorn Achills, der ſo verderblich für die Griechen geweſen. Nun ſcheint zwar der Zorn keine Handlung, ſondern eine Leidenſchaft geweſen zu ſeyn: allein Achilles zürnte aus Rachgier; weil er wohl wußte, daß man ohne ihn nichts ausrichten würde. Und alſo war ſeine Leidenſchaft ſo thätig und wirkſam, als die eifrigſte Handlung. In der Odyſſee ſagt der Poet zwar, er wolle von einem Manne ſingen: allein er ſetzt gleich hinzu, daß es ein ſolcher ſey, der ſehr viel erlitten habe, als er in ſein Land zurücke kehren wollen. Virgil hat es nicht viel anders gemacht, und alſo darf man ſich dabey nicht aufhalten. Man merke nur, daß dieſer Vortrag auf keine praleriſche und hochtrabende Art geſchehen muß. Horaz verbiethet ſolches ausdrücklich, indem er des Mävius Beyſpiel zum Abſcheu vorſtellet:

Nec ſic incipies, ut ſcriptor cyclicus olim:
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum!
Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Er lobt dagegen den Homer, daß er ſeinen Vortrag in der Odyſſee ſo beſcheiden gemacht, als es möglich geweſen. Lucan iſt in dieſem Stücke auch zu tadeln, weil er einen überaus ſchwülſtigen Anfang zu ſeiner Pharſale gemacht hat. Und was würde Horaz geſagt haben, wenn er des Statius Achilleis hätte leſen ſollen, deren Anfang ſchon im vorigen angeführet worden? Virgil hergegen iſt in Homers Fußtapfen getreten, und hat kein ſo großes Geſchrey gemacht. Unſer Hermann hebt gleichfalls gut an.

35. §. Nun folgt endlich die **Anrufung** der Muſen, oder ſonſt einer Gottheit. **Homer** hat dieſelbe gleich mit ſeinem Vertrage vermiſchet, **Virgil** aber beſonders gemacht. Jener ſaget nicht, daß er die Thaten ſeiner Helden erzählen wolle; ſondern er bittet die Muſe, ſolches zu thun. Dieſer verſpricht es zwar für ſich zu thun, bittet aber die Muſen bald, ihn ſolches zu lehren. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Anrufung muß nicht vergeſſen werden: weil in einem ſolchen Gedichte Dinge vorkommen, die der Dichter wahrſcheinlicher Weiſe, ohne die Eingebung einer Gottheit, nicht wiſſen könnte. Er ſetzt ſich auch dergeſtalt durch ſeine Gottesfurcht bey ſeinem Leſer in ein gutes Anſehen; ja er bringt ihn in eine Verwunderung, und macht ihn begierig, dergleichen hohe Sachen zu vernehmen. Was für Fehler hiebey pflegen begangen zu werden, das iſt im fünften Hauptſtücke des erſten Theils ſchon ausführlich erinnert worden: daſelbſt kann man es nachſchlagen. Am beſten iſt es, wenn chriſtliche Dichter keine heidniſche Götter anrufen, als die heute zu Tage niemand glaubet oder ehret. Ich eile zur Erzählung ſelbſt.

36. §. Dieſe iſt der eigentliche Körper des ganzen Gedichtes; und muß alſo ganz beſondere Eigenſchaften haben. Fürs erſte muß die Erzählung einer epiſchen Fabel angenehm ſeyn: denn ſie muß gleichſam den Zucker abgeben, der die vorkommenden Wahrheiten verſüßet. Wir wiſſen, daß alles angenehm iſt, was gewiſſe Schönheiten an ſich hat: folglich muß die Erzählung eines Heldengedichtes alle Schönheiten der poetiſchen Schreibart in ſich haben, davon im erſten Theile ſchon gehandelt worden. Es können aber auch die Perſonen und Sachen angenehm ſeyn, von welchen man etwas erzählet. Jene gefallen uns alsdann, wann ſie gewiſſe wohlgetroffene Charactere haben, und ſo zu reden leben. Ja nicht nur die wirklichen Menſchen und geiſtliche Weſen, alles muß in einem Heldengedichte Sitten haben, ſagt **Ariſtoteles**; das iſt, es muß eine gewiſſe Gemüthsart zeigen. **Homer** macht alſo die Winde raſend, die Pfeile blutdürſtig,

und die See zornig. Der Poet macht es wie die Maler, die ihren Figuren dadurch ein großes Leben zu ertheilen wiſſen. Die Sachen endlich an ſich müſſen wunderbar und merkwürdig ſeyn; davon ebenfalls ſchon im fünften Hauptſtücke gehandelt worden. Eine Erzählung, der alle dieſe Stücke fehlen, iſt kalt und verdrüßlich. II. Muß die Erzählung wahrſcheinlich ſeyn. Oft iſt die Wahrheit ſelbſt unwahrſcheinlich; und oft iſt hergegen die Unwahrheit, ja ſelbſt das Unmögliche ſehr wahrſcheinlich. Der Poet aber will mit ſeiner Fabel Glauben finden: alſo muß er lieber wahrſcheinliche Dinge erzählen, geſetzt, daß ſie nicht wahr wären; als die Wahrheit ſagen, wenn man ſie nicht glauben würde. Doch auch davon habe ich ſchon im ſechſten Hauptſtücke gehandelt. III. Muß die poetiſche Erzählung wunderbar ſeyn. Die allergemeinſten Sachen ſind insgemein die wahrſcheinlichſten: allein dieſe erwecken keine Bewunderung: das Außerordentliche und Ungewöhnliche thut es weit beſſer. Das Unmögliche hingegen, oder was wir zum wenigſten allezeit dafür gehalten haben, kann ſolches gar nicht thun; man mag es uns ſo ſchön erzählen, wie man will. Es iſt alſo eine große Kunſt, das Wahrſcheinliche mit dem Wunderbaren geſchickt zu verbinden. IV. Muß die epiſche Erzählung auch beweglich ſeyn. Eine ſchläfrige Hiſtorie hat keine Anmuth: die lebhafte Schreibart des Poeten, voller Figuren und Affecten, bezaubert und entzücket den Leſer dergeſtalt; daß Horaz die Poeten, welche dieſe Kunſt verſtehen, mit den Hexenmeiſtern vergleicht, die ihn erſchrecken, beſänftigen, und aufbringen können. Und in der That wollen die menſchlichen Affecten ohne Unterlaß gerühret ſeyn: denn eine angenehme Unruhe iſt beſſer, als eine gar zu einträchtige Stille, worinnen nichts veränderliches vorkömmt. Ferner muß V. die Erzählung auch dramatiſch oder wirkſam ſeyn; das iſt, es müſſen viel redende Perſonen eingeführt werden. So oft es dem Poeten möglich iſt, muß er einen andern ſeine Rolle ſpielen laſſen; und ſich dadurch der Tragödie, ſo viel als ihm möglich iſt, zu nähern ſuchen: wie

34

dieſes abermal Plato in der oben angezogenen Stelle ſehr ſchön angemerket hat. VI. Endlich muß die Erzählung des Dichters, durch keine Vernunftſchlüſſe, und zufällige Betrachtungen unterbrochen werden. Es iſt ein großer Fehler im Lucan, Arioſt und Milton, daß ſie unaufhörlich von ſich ſelbſt ſchwatzen, und ganze Seiten lange Gedanken mit einſchalten, die niemand von ihnen zu wiſſen verlanget. Homer und Virgil thun dieſes nicht. Sie erzählen in einem fort, und wenn ſie ja einmal eine Betrachtung mit einſchalten, ſo geſchieht es gemeiniglich nur in einer Zeile. Zum Exempel:

Tantæne animis cæleſtibus iræ!

37. §. Es darf aber der Poet in ſeinen Erzählungen nicht immer der Zeitordnung folgen; ſondern auch zuweilen mitten in einer Begebenheit etwas nachholen, was lange zuvor geſchehen iſt: wie es Homer ſehr oft, und Virgil mit der Eroberung der Stadt Troja gemacht hat. Auch in unſerm Hermann erzählt der Held beym Könige Marbod, was er in Rom, und bey dem Heere des Druſus gemachet; auch warum er vom Varus abgetreten. Die Länge der Erzählung in einem Heldengedichte kann nicht größer ſeyn, als ein halbes Jahr. Homers Ilias dauret nicht länger, als 47 Tage, wie Ariſtoteles ſelbſt angemerket hat. Seine Odyſſee währet nur 58 Tage, wie der Pater le Boſſü ſolches nachgezählet hat: und alſo bedörfen beyde Gedichte noch nicht einmal zween Monate zu ihrer Dauer. Vom Virgil hat man ſonſt gemeiniglich dafür gehalten, ſein Gedicht dauerte ein Jahr und etliche Monate. Allein eben dieſer geſchickte Kunſtrichter hat es ſehr wahrſcheinlich erwieſen: daß auch die Aeneis nur einen Sommer und einen Herbſt in ſich begreift; in welcher Zeit Aeneas aus Sicilien nach Africa, von da wieder zurück nach Sicilien, endlich aber nach Italien geſchiffet, und durch den Sieg über den Turnus zur Ruhe gekommen. Man muß ihn ſelbſt deswegen nachſchlagen, um völlig davon überführet zu werden.

38. §. Zum V. kommen wir auf die Charactere der Perſonen in einem Heldengedichte, die von den Alten die Sitten genennet werden. Man verſteht aber nichts anders dadurch, als die ganze Gemüthsart eines Menſchen, ſeine natürliche Neigungen, ſeine angenommene Gewohnheit, und alles, was daraus entſteht; das ſind ſeine Art zu denken, ſeine Unternehmungen und Handlungen. Man theilet dieſe Charactere in gute und ſchlimme ein; weil ſie theils tugendhaft, theils laſterhaft ſind. Zuweilen ſcheint es auch, als ob es eine gleichgültige oder mittlere Art derſelben gäbe, die weder gut noch böſe ſind. Hier muß nun ein Poet die Sittenlehre verſtehen, daß er die Tugend vom Laſter, und wiederum die Scheintugend von der wahren zu unterſcheiden wiſſe. Man muß hier auch die bloßen Eigenſchaften der Menſchen, z. E. die Wiſſenſchaft, Klugheit, Erfahrung, Beredſamkeit, Stärke, Unerſchrockenheit u. ſ. w. mit wahren Tugenden nicht vermiſchen. Jene kann ſowohl ein Laſterhafter, als ein Tugendhafter beſitzen; denn ſie ändern eigentlich das Herz nicht. Indeſſen gehören ſie doch mit zum Character. Gewiſſe Tugenden oder Laſter zeigen ſich nur in gewiſſen Gelegenheiten; als z. E. die Gnade, das Mitleiden, die Liebe, die Rachgier: andere aber leuchten überall hervor; wie des **Achilles** Gewaltthätigkeit, des **Ulyſſes** Verſchlagenheit, des **Aeneas** Frömmigkeit. Und dieſe letztere Gemüthsarten ſind eigentlich dasjenige, was man Charactere nennet.

39. §. Alles trägt zur Gemüthsart eines Menſchen etwas bey; die Natur und ihr Urheber, das Land, da man gebohren iſt, die Aeltern und Vorfahren, das Geſchlecht und Alter, das Vermögen und der Stand, die Auferziehung, die Zeiten, darinn man lebt, die Glücks- und Unglücksfälle, die Perſonen, mit denen man umgeht, u. a. m. Dieſes alles, ſage ich, hilft die Neigungen und Sitten der Menſchen bilden. Wenn alſo ein Poet die Gemüthsart ſeiner Helden wahrſcheinlich machen will: ſo muß er aus dergleichen Urſachen dem Leſer begreiflich machen, wie und warum dieſer

oder jener Held dieſen und keinen andern Character gehabt? So hat es **Virgil** mit dem Aeneas gemacht, wie **Boſſü** nach der Länge erweiſet. Wie aber dieſes bey den Hauptperſonen nöthig iſt; alſo verſteht ſichs, daß es nicht bey allen übrigen angeht, die gleichwohl auch ihre Charactere haben müſſen: wie die Exempel der **Dido**, des **Turnus**, des **Mezentius**, u. d. gl. erweiſen. Wenn aber eine Perſon einmal dieſen oder jenen Character bekommen hat, ſo muß ſie dabey bleiben, und niemals dawider handeln.

40. §. Dieſes iſt nun die große Kunſt, die uns **Horaz** ſo ſorgfältig eingeſchärfet hat:

Intererit multum, Davusne loquatur an Heros,
Maturusne ſenex, an adhuc florente juventa
Fervidus; an matrona potens, an ſedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Aſſyrius; Thebis nutritus, an Argis.

Und hernach lehrt er ausdrücklich, wie man einen **Achilles**, einen **Jxion**, einen **Oreſtes**, eine **Medea**, eine **Jno**, und eine **Jo**, characteriſiren ſolle. Daher kann man denn, aus dem einmal bekannten Charactere einer Perſon, ſogleich wiſſen, was ſie in dieſen oder jenen Umſtänden thun oder laſſen werde. Z. E. **Aeneas** wird uns in dem erſten Buche als ſehr gottesfürchtig vorgeſtellt: und hernach reizt ihn **Dido**, wider den Befehl Jupiters, in Africa zu bleiben. Hier denkt man nun gleich, daß der fromme Held ſolches nicht thun werde: und ſiehe, er thut es auch wirklich nicht; welches eben die Schönheit wohlbeobachteter Charactere iſt. Ja dieſer fromme Character herrſchet im ganzen Gedichte, in allen Umſtänden, die ihm begegnen. Er ſelbſt bequemet ſich nie der Gemüthsart eines andern; ſondern geht unverrückt ſeinen Weg fort: alle andere Perſonen hergegen müſſen ſich oft nach ihm richten. Und dieſes iſt der Vorzug, den die Hauptperſon einer Fabel vor allen andern Nebenperſonen haben muß; daß nämlich das ganze Gedicht ſich nach ſeiner

Art richten, nicht aber hin und her ausſchweifen müſſe. Claudian in ſeinem Raptu Proſerpinæ, hat dieſe Regel ganz und gar nicht beobachtet: weil er bald die ſchrecklichſten, bald die angenehmſten Dinge von der Welt, durcheinander gemiſchet hat.

41. §. Zum VI. kommen wir auf die Erſcheinungen und den Beyſtand der Götter, welche Dinge man auf der Schaubühne Maſchinen zu nennen pflegt. Weil in dem Heldengedichte alles wunderbar klingen ſoll: ſo müſſen nicht nur gewöhnliche Perſonen; ſondern auch ungewöhnliche darinnen aufgeführt werden. Dieſes ſind nun die Gottheiten und Geiſter, die der Poet allegoriſcher Weiſe dichten, und ihnen eben ſo wohl, als den Menſchen, gewiſſe Charactere geben muß. So muß bey den Alten Jupiter die Allmacht, Minerva die Weisheit, das Verhängniß aber den unveränderlichen Willen Gottes vorſtellen, u. ſ. w. Im zehnten Buche der Aeneis ſtellt Virgil in einem Götterrathe auch die Juno, als die Gerechtigkeit, und die Venus, als die liebreiche Barmherzigkeit Gottes vor. Sind dieſe heidniſche Gottheiten bisweilen einander zuwider: ſo bequemet ſich hierinn der Poet unſern ſchwachen Begriffen, die ſich auch die göttlichen Eigenſchaften zuweilen als widerwärtig vorſtellen. Wollen wir einen Beweis davon, ſo dörfen wir nur die Furien betrachten, die Jupiter dem Turnus zuſchicket. Was glaubten nun die klugen Römer von den Furien? Cicero hat es in einer öffentlichen Rede wider den Piſo geſagt: nämlich ſo viel als nichts.* Kann man nun Homers Götter nicht allezeit auf dieſe allegoriſche Art, wegen ihrer Charactere entſchuldigen: ſo kann man doch die Fehler, die er begangen haben möchte, leicht auf die Grobheit ſeiner Zeiten ſchieben. Virgil hat ſchon geſundere Begriffe von der Gottheit haben können, und daher ſind auch ſeine Charactere von den göttlichen Perſonen viel beſſer eingerichtet.

* Nolite putare, ut in Scena videtis, homines ſceleratos impulſu deorum terreri furiarum tædis ardentibus. Sua quemque fraus, ſuum ſcelus, ſua audacia de ſanitate et mente deturbat. Hæ ſunt impiorum furiæ, hæ flammæ, hæ faces.

42. §. Ein Poet muß aber die Götter nicht ohne Noth in ſeine Fabeln miſchen, wie Horaz ausdrücklich erinnert hat:

Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
Inciderit.

Homer könnte hier leicht der Sache zu viel gethan haben, weil ſeine Götter überall mit dabey ſind. Taſſo, Marino, und Milton haben die Engel und Teufel in ihren Gedichten, anſtatt der alten Götter eingeführt. Hat nun Boileau jenen in ſeiner Dichtkunſt deswegen getadelt: ſo dörfen wir dieſen auch nicht ſchonen, zumal da er es auf eine ſo unvernünftige Weiſe gethan hat. In der That iſt es weit beſſer, allegoriſche Gottheiten zu dichten: als zum Exempel, die Zwietracht, die Politik, die Gottesfurcht und dergleichen, die Boileau in dem Lutrin eingeführet hat; derer zu geſchweigen, die im Voltaire auf eben die Art vorkommen. Am beſten aber iſt es, ſolche Weſen zu brauchen, die in dem Volke, wo der Dichter lebet, wirklich geglaubet werden. So ſind die Seelen der Verſtorbenen, mit ihren Erſcheinungen, ſonderlich in Träumen, eine Art der wahrſcheinlichen Maſchinen: weil faſt alle Völker die Unſterblichkeit der Seelen geglaubet haben; ja auch dafür halten, daß ſie nach dem Tode erſcheinen können. Koboldе, Bergmännchen, Waſſernixe, u. d. gl. gehören ins komiſche Fach. Im übrigen gilt hier eben das, was oben von den menſchlichen Charactern geſagt worden.

43. Endlich und zum VII. kommen wir auf den poetiſchen Ausdruck, oder auf die Schreibart eines Heldengedichtes. Wir wiſſen, daß die Schreibart überhaupt nur ein Vortrag unſerer Gedanken iſt; und folglich gehen wir hier auch auf die Art zu denken, die in einem Heldengedichte ſtatt findet. Viele bilden ſich ein, die Schönheit der Epopee beſtehe in ſchönen Worten und prächtigen Redensarten, in künſtlichen Gedanken, in vielen Gegenſätzen, in langen Beſchreibungen, in vielen Gleichniſſen und hohen Metaphoren, die nicht ein jeder verſtehen kann. Ein Gedicht

dicht derowegen, das ſo ausſieht, wie **Lucan** oder **Claudian**, das dünkt ihnen ein Meiſterſtück zu ſeyn: **Virgil** hergegen kömmt ihnen ganz wäſſerigt und froſtig vor. Und wenn man ſie fragt, warum ſie jene Poeten ſo lieben? ſo verweiſen ſie uns auf etliche hochtrabende, aber nach ihrer Meynung, ſcharfſinnige Stellen, die ſie bewundern. Schreiben ſie nun ſelber etwas: ſo ſuchen ſie, auch in einzelnen Zeilen, lauter ſolche geſammlete Blumen und Edelgeſteine anzubringen. Ueberall iſt was künſtliches, was gleißendes, was blendendes: nur überhaupt taugt das ganze Gedicht nichts. Wir haben auch im Deutſchen Dichter, die in dieſem Vorurtheile ſtecken, und wohl gar durch ihre anſteckende Exempel junge Leute verführen.

44. §. Das iſt nun die Schreibart, die ſich für ein Heldengedicht ſchicket. Der Poet erzählt eine Fabel, ſeine Leſer zu ergetzen, zu lehren und zu beſſern: er muß ſich alſo theils in ihren Verſtand, theils in ihren Willen ſchicken. Jenen zu unterrichten, muß er ſich einer ungezwungenen, aber doch reinen, deutlichen und zierlichen Art zu erzählen bedienen: wie wir in dem Hauptſtücke von der Schreibart gewieſen haben. Den Willen aber zu gewinnen, und die Affecten zu rühren, muß er die pathetiſche Schreibart gebrauchen, wenn er nämlich Leute, die im Affecte ſind, redend einführet. Der Poet muß ſich ſelber vergeſſen, nicht mit ſeinem Witze ſtolziren; ſondern nur auf ſeine Fabel, auf ſeine Perſonen und ihre Handlungen, auf ihre Wahrſcheinlichkeit und anmuthige Nutzbarkeit ſehen. Er muß es ſich nicht anders merken laſſen, daß er viel Witz und Scharfſinnigkeit beſitzet; als dadurch, daß er ſeine Leſer in der Aufmerkſamkeit erhält, ſie von einer Begebenheit auf die andere, von einem Wunder aufs andere, von einer Gemüthsbewegung auf die andere leitet; ſie bald nach Troja, bald nach Africa, bald in den Himmel, bald in die Hölle führet. Wer das kann, der wird für das Lob der Scharfſinnigkeit nicht ſorgen dürfen. Wer aber nur auf die Spitzfündigkeit in Worten und Redensarten, auf künſtliche Ein-

fälle und anderes Flittergold ſieht; der weichet von der Einfalt der Natur ab, darinn ihm **Homer** und **Virgil** in ihrer Schreibart vorgegangen ſind. Vielweniger muß er auf hochtrabende und überſteigende Ausdrückungen, ungeheure Vergrößerungen, und ſchwülſtige Anſpielungen ſinnen. Hierinn ſind ſonderlich **Marino**, **Milton**, nebſt andern von dem Schlage zu tadeln. **Taſſo** ſelbſt, der doch unter ſeinen Landesleuten noch am vernünftigſten ſchreibt, iſt von dem **Voltaire**, wegen ſeiner italieniſchen Künſteleyen in der Schreibart, mit Grunde getadelt worden. Auch **Kanitz** hat in ſeiner Satire von der Poeſie ſein Misfallen über dergleichen poetiſchen Schwulſt zu verſtehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter ſpottend ausruffen:

Ein Deutſcher iſt gelehrt, wenn er ſein Deutſch verſteht,
(nämlich des ſchwülſtigen Dichters ſeins.)
Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Und was wird man alſo von den übrigen ſagen, die lauter Ampullas und ſesquipedalia Verba zuſammen geraffet, und ihre Gedichte damit ausſtaffiret haben? Wer ausführlichere Regeln von dem allen verlanget, der muß den oft angezogenen Tractat vom **le Boſſu** nachſchlagen.

Des I. Abſchnitts V. Hauptſtück.

Von mileſiſchen Fabeln, Ritterbüchern und Romanen.

1. §.

Homer und Heſiodus waren eine lange Zeit in Griechenland geleſen worden, als ſich endlich ein Pherecydes und Herodot hervorthaten, die auch in ungebundener Rede zu ſchreiben anfiengen. Kaum wurden ihre Schriften recht bekannt, als ſie mehrere Nachfolger fanden, die das, was vorhin nur in Verſen geſchehen war, auch in Proſa thaten; ich meyne, die auch Fabeln und Gedichte, in einer freyen Schreibart zu Papiere brachten. Es kann ſeyn, daß ſie darinn die Hebräer zu Vorgängern gehabt, die das Buch Eſther, das Buch Judith, und das Buch vom Tobias geſchrieben haben: welches theils um die Zeiten des Cyrus, theils noch eher, theils etwas ſpäter geſchehen ſeyn mag. Dieſes ſind ſolche Gedichte, die mit den mileſiſchen Fabeln oder Romanen ſehr genau übereinkommen. Denn es liegt überall eine verliebte Geſchichte zum Grunde, die durch allerley geſchickte Nebenfabeln wahrſcheinlich gemacht, und erweitert wird. Allein da wir nicht verſichern können, daß die erſten Erfinder mileſiſcher Fabeln das Phöniziſche, oder Hebräiſche verſtanden: ſo können wir auch nicht ſagen, daß ſie ſich dieſe jüdiſche Bücher zu Muſtern genommen: es müßten denn die beyden letztern ſeyn, die griechiſch geſchrieben ſind. Doch was bedarf es fremder Muſter? Homer ſelbſt, giebt in ſeiner Odyſſee, theils durch die Geſchichte der Penelope und ihrer Freyer, theils in den Erzählungen von der Circe, Kalypſo und Nauſikaa, nur gar zu guten Anlaß, dergleichen Liebesfabeln zu ſchreiben. Es hat alſo in klein Aſien, einem blühenden und reichen Lande, wo es ſeit den älteſten Zeiten an witzigen Köpfen nicht ge-

fehlet, gar leicht jemand darauf fallen können, ſolche ausführliche Liebesgeſchichte zu ſchreiben; die entweder ganz, oder doch größtentheils erdichtet waren, und alſo unſtreitig zur Dichtkunſt gehören.

2. §. Die Jonier waren vor andern ſchon ein Volk, welches, weil es im Ueberfluſſe lebte, zu den Wollüſten geneigt war; als Cyrus den Kröſus ſchlug, und ganz klein Aſien eroberte. Die ſtrengen Sieger ſahen es gern, daß ſie bey dieſer Lebensart blieben, damit ſie keinen Aufſtand von ihnen zu beſorgen hätten. Sie ergaben ſich alſo nur immer mehr dem Wohlleben und Schmauſen: ſie ſchmückten ſich mit Blumen und wohlriechenden Salben, ſie bauten prächtig, und erfanden neue Zeuge zu Kleidungen und Teppichen; die von ihnen weit und breit verſühret wurden. Sie erfanden auch üppige Tänze, wodurch die Jugend weichlich und wollüſtig gemachet ward. Daher befahl Cyrus auf des Kröſus Rath, daß die ſtreitbaren Lydier, ihre Nachbarn, ihre Kinder auf Joniſch ſollten erziehen laſſen; das iſt, ſie zu Tänzern, Sängern und Spielleuten machen ſollten, wodurch ſie unfehlbar zur Wolluſt und Ueppigkeit gelangen würden. Dieß geſchah: und ſo wurden die Lydier weichlich und weibiſch. Man ließ ſie als Gaukler und Tänzer nach Griechenland, Hetrurien und Rom kommen, und auf öffentlichen Schaubühnen ſich zeigen: ja die Römer nannten von ihnen die Spiele Ludos. Doch die Mileſier übertrafen in allen dieſen Künſten ihre übrigen Landesleute noch: und ſie waren die erſten, die auch ſolche verliebte Fabeln zu ſchreiben begunnten. Daher bekamen ſie denn von ihnen den Namen der mileſiſchen: obwohl auch die Cyprier und Cilicier, ihre Nachbarn, gewiſſen Arten derſelben ihren Namen gegeben haben: als welche letztern wegen ihrer Gabe zum Lügen in Griechenland zum Sprüchworte wurden. Dieſe mileſiſchen Fabeln nun wurden allgemach ſehr frech und geil, ob ſie gleich im Anfange ziemlich ehrbar und beſcheiden geweſen ſeyn mochten.

3. §. Indeſſen ſind alle diejenigen, die zwiſchen dem **Cyrus** und **Alexandern** dem Großen geſchrieben worden, gänzlich verlohren gegangen. Findet man gleich bey den Alten einen **Dionyſius** von Milet, der unter dem erſten **Darius** gelebet, und fabelhafte Geſchichte geſchrieben haben ſoll: ſo iſt es doch nicht gewiß, ob es mileſiſche, das iſt, verliebte Fabeln geweſen. Eben ſo wenig kann man den **Hegeſipp** und andre hieher rechnen, deren mileſiſche Geſchichte **Parthenius** anführet; welcher um **Auguſts** Zeiten eine Sammlung verliebter Geſchichte geſchrieben: da die daraus angeführten Stücke ſattſam zeigen, daß ſie bloß die Hiſtorie von **Miletus** enthalten. Zu **Alexanders** Zeiten lebte **Klearchus** von **Soli**, in Cilicien, ein Schüler **Ariſtotels**; und dieſer hat verliebte Bücher geſchrieben: aber auch dieſe könnten leicht Sammlungen wahrer Begebenheiten geweſen ſeyn. **Theophraſt**, der gleichfalls **Ariſtotels** Lehrling geweſen, ſoll eben ſo wohl als ſein Lehrer erotiſche Sachen geſchrieben haben. Wer aber ihre Art zu denken kennet, wird viel eher glauben, daß ſie, als Weltweiſe, von der Liebe gehandelt. **Diogenes Laertius** redet von einem **Ariſton**, der auch erotiſche Abhandlungen verfertiget hat: und **Athenäus** nennet den Titel des Buches eines andern **Ariſtons** Liebesgleichniſſe. **Philipp** von Amphipolis, **Herodian**, und **Amelius** der Syrer, haben nach dem Berichte eines alten Arzneylehrers, auch verliebte Fabeln gemachet. Aber wer kann uns von ihrem Inhalte verſichern, ob ſie philoſophiſch, mythologiſch, hiſtoriſch, oder romanhaft geweſen? So bleibt uns denn nur **Antonius Diogenes** übrig, der nach des **Photius** Muthmaßung, bald nach **Alexandern**, einen wahrhaften Roman von den Reiſen und der Liebe des **Dinias** und der **Dercyllis** gemachet hat. Dieſer hat augenſcheinlich die Odyſſee nachgeahmet; und ob er wohl auch viel abgeſchmackte Mährchen und unwahrſcheinliche Erzählungen eingemenget, ſo iſt er dennoch ziemlich bey der Regel geblieben.

4. §. Dieſen Schriftſteller haben ſich nachmals **Lucius**, **Lucian**, **Achilles**, **Tatius**, **Jamblichus** und **Damaſcius**,

ſcius, zum Muſter dienen laſſen: wie **Photius** in ſeiner Bibliothek berichtet. Er hat aber ſelbſt einen **Antiphanes** genennet, der ſein Vorgänger in dergleichen Fabeln geweſen. Dieſer war ein komiſcher Dichter geweſen, von welchem **Stephanus**, der Erdbeſchreiber meldet, daß er unglaubliche und poſſirliche Erzählungen geſchrieben. Er war von **Berge** in Thracien; daher die Griechen Gelegenheit nahmen, zu ſagen, wenn jemand Lügen vorbrachte, daß er **bergenzete**. **Ariſtides** von **Miletus**, hat kurz vor dem Triumvirate des Marius, Cinna und Sylla gelebet: denn **Siſenna**, ein römiſcher Geſchichtſchreiber, hatte ſeine mileſiſche Fabeln ins Latein überſetzet. Daß ſelbige voller Unfläthereyen geweſen, können wir daraus ſchließen, weil **Surenas**, der parthiſche Feldherr, der den Römer **Craſſus** ſchlug, dieſes Buch in dem Geräthe des **Roſcius**, als eine Beute fand; und deswegen vor dem Rathe zu Seleucia über die römiſche Ueppigkeit ſpottete, als die auch im Felde ſolche wollüſtige Bücher mit ſich ſchleppete. Nun folgeten **Lucius** von Patras, und **Lucian** von Samoſata, faſt zu einer Zeit. Jener machte eine Sammlung von magiſchen Verwandlungen der Menſchen in Thiere, oder Hexenmährchen; die er aber ganz ernſtlich glaubte. **Lucian** hingegen war geſcheider, und erzählte eben dergleichen in ſeinem Eſel; den er nach jenem **Lucius** nennet, um darüber ſein Geſpött zu haben. Es hat noch einen ſolchen fabelhaften Eſel gegeben, welchen **Ammonius**, ein Sprachlehrer geſchrieben: und dieſer iſt ſo witzig geweſen, daß er das Freſſen und Saufen vergeſſen, wenn er einen ſchönen Vers leſen gehöret. **Lucian** hat überdem ſeine zwey Bücher wahrhaftiger Lügen gemachet, die gleichfalls hieher gehören; und die ſowohl **Rollenhagen**, als eine neuere Feder verdeutſchet hat: wie man in der kleinen Sammlung der lucianiſchen Schriften ſehen kann, die ich ans Licht geſtellet habe.

5. §. Um eben die Zeit, nämlich unterm Kaiſer **Antonin**, hat **Jamblichus** ſeine babyloniſchen Fabeln von der Liebe des **Rhodanes** und der **Sinonis** geſchrieben, darinn er

alle

alle ſeine Vorgånger übertroffen hat. **Photius** giebt uns einen Auszug davon, und hieraus ſieht man, daß er nur eine einzige Haupthandlung mit den gehörigen Zierrathen und Epiſodien ausgeſchmücket; und die Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet. Indeſſen iſt er der Zeitordnung gar zu hiſtoriſch gefolget, und hat den Leſer nicht gleich in die Mitte ſeiner Begebenheiten geworfen; wie **Homer** in der Odyſſee gethan. Es ſollen noch Manuſcripte davon vorhanden ſeyn. Man muß aber dieſen **Jamblichus** nicht mit dem Schüler **Porphyrs**, einem platoniſchen Weltweiſen vermengen, der erſt um **Julians** Zeiten gelebet hat. Das vollkommenſte Stück in dieſer Art aber, hat uns **Heliodor**, in ſeiner åthiopiſchen Hiſtorie vom **Theagenes** und der **Chariklea** hinterlaſſen. Nichts iſt züchtiger und tugendhafter, als die Liebe dieſes Paares; und dieſes ſollte billig allen Romanſchreibern nach der Zeit zum Muſter gedienet haben. Man könnte ſagen, dieſe Ehrbarkeit håtte man der chriſtlichen Religion zu danken, der **Heliodor** zugethan geweſen; und darinn er ſich durch beſondere Verdienſte bis zur biſchöflichen Würde geſchwungen: wenn es nicht unzåhlige andere ſchmutzige Nachfolger gegeben håtte, die ſich nicht weniger, als er, Chriſten genennet. Sein eigenes tugendhaftes Herz muß ihm alſo einen Abſcheu vor allen Unflåtereyen gemachet haben. Er war Biſchof zu Tricca in Theſſalien, und führte daſelbſt, wie **Sokrates** berichtet, die Gewohnheit ein, die Geiſtlichen abzuſetzen, die ſich nicht derjenigen Weiber enthielten, die ſie vor erlangtem Prieſterorden geheirathet hatten. Daher wird denn des leichtglåubigen **Nicephorus** Erzåhlung verdåchtig, als ob in einer provinzial Kirchenverſammlung, dem **Heliodor**, die Wahl vorgeſchlagen und auferleget worden: entweder ſein Buch verbrennen, oder ſein Biſthum fahren zu laſſen; davon er aber das letzte erwåhlet håtte. Seine Fabel indeſſen zeiget eine reiche Erfindungskraft; alles iſt darinn abwechſelnd, neu, unvermuthet, wahrſcheinlich, wohl eingefådelt, und glücklich aufgelöſet. Die Auswickelung iſt ſo ſchön, als natürlich, und beweglich; ja aus

der

der Sache ſelbſt hergefloſſen. Man kann die neue Ueberſetzung davon leſen, die uns vor kurzem Herr M. Agricola im Deutſchen geliefert hat. Huetius tadelt ſeine gar zu gekünſtelte Schreibart, und ſeine gar zu vielen Beſchreibungen. Allein wir glauben dem Photius lieber, der die erſte gelobet hat. Er hat zu des Kaiſers Theodoſius Zeiten gelebet.

6. §. Achilles Tatius, hat eine ſolche Erzählung von der Liebe Klitophons und der Leucippe, geſchrieben, und dem Heliodor ſtark nachgeahmet; doch auch viel eigenes hinzugeſetzet. Gleichwohl iſt er ihm weder in der Reinigkeit der Sitten, noch in der Mannigfaltigkeit, noch in der Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten zu vergleichen. Er hat auch viel aus dem Lucian und Philoſtratus geſtohlen, und es nicht einmal zu verbergen gewußt. Huet zieht ſeine Schreibart Heliodors ſeiner vor: ob er gleich zuweilen nach der Schule ſchmeckt, und gar zu ſehr mit ſeiner Beredſamkeit pralet; die doch damals ſehr im Verfalle war. Er ſchweiſet auch in Beſchreibungen öfters aus, wie mäßige Köpfe zu thun pflegen, ob ſie gleich öfters abgeſchmackt dadurch werden. Gleichwohl haben Taſſo und Herr von Urfe ihre Paſtorale mit ſeinen Erfindungen ausgeputzet. Tatius ſoll auch ein Chriſt, und endlich Biſchof geworden ſeyn: man muß alſo ſein üppiges Buch bald vergeſſen haben. Nichts iſt artiger zu leſen, als was Huetius von einem untergeſchobenen Buche des Athenagoras, von der vollkommenen Liebe, ſchreibet; welches ein gewiſſer Franzos geſchrieben, und für eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen ausgegeben. Hier ſieht man die feinſten Regeln der Kritik angewandt, dieſen Betrug ans Licht zu bringen. Ich übergehe es aber, weil es in Deutſchland nicht bekannt geworden. Mit beſſerm Rechte ſetze ich des Longus ſeinen Schäferroman hieher, ob er wohl dem Heliodor gar nicht gleich zu ſchätzen iſt. Die Tugend iſt bey weitem nicht ſo geſchonet, obwohl die Wahrſcheinlichkeit und Abwechſelung ziemlich darinn herrſchet. Seine Schreibart ſchmecket ebenfalls nach

dem Verfalle der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſeiner Zeit. Man kann in dem Biedermann einen Auszug daraus ſehen, weil wir ihn im Deutſchen ganz noch nicht haben. Des Damaſcius Werk von fabelhaften Geſchichten verdient nicht hieher gerechnet zu werden. Ein anders iſt es mit des Joh. Damaſcenus Geſchichte von Barlaam und Joſaphat; davon wir auch alte deutſche Ueberſetzungen in gebundener und ungebundener Rede haben. S. der krit. Beytr. VII. B. 657 S. Dieß iſt ſchon eine Legende zu nennen, weil es nur von der Liebe Gottes handelt, und endlich alles aufs Kloſterleben hinausläuft. Es ſoll einer wahren Geſchichte gleich ſehen, iſt aber gar zu fabelhaft gerathen.

7. §. Was Xenophon, der Epheſer, von ſeinem *Habrocomas*, und der Anthia für Liebesgeſchichte geſchrieben, das hat uns Herr Cocchi vor wenigen Jahren ans Licht geſtellet; ſo wie unlängſt Herr Dorville Charitons, des Aphrodiſiers, verliebte Begebenheiten des Chärea und der Kallirhoe, mit unſers Herrn D. Reiskens Ueberſetzung zu Amſterdam herausgegeben. S. des Bücherſ. der ſchön. Wiſſenſ. X. B. a. d. 124. S. Dieſer ſoll in der Mitte des fünften Jahrhunderts gelebet haben; und hat auch ſeine Erzählungen mehr hiſtoriſch, als poetiſch, oder romanhaft eingerichtet. Huet hat nichts mehr von ihm gewußt, als was Photius ſaget, und von dieſem, daß eine Handſchrift davon auf der Vaticaniſchen Bibliothek wäre. Theodorus Prodromus, hat von der Liebe des Doſikles, und der Rhodante; Euſtathius, Biſchof von Theſſalonich, aber ſoll vom Hysminias und der Hysmine, eben dergleichen geſchrieben haben. Dieſer lebte unter dem griechiſchen Kaiſer Emanuel Komnenus, im 12ten Jahrhunderte. Allein dieſes Werk iſt viel zu ſchlecht, als daß man es dem gelehrten Ausleger Homers zueignen könnte. Daher mögen diejenigen Abſchriften wohl recht haben, die den Namen Eumathius und nicht Euſtathius nennen. Er führet ſeinen Helden redend ein, und läßt ihn ſeine Begebenheiten erzählen. Das Frauenzimmer verliebt ſich zuerſt, erkläret

ſich

ſich auch zuerſt, und giebt ihm ohne alle Scham und Artigkeit alle mögliche Gelegenheit zur Ausſchweifung; die er aber ohne alle Empfindung und Gegenliebe ergreift. **Theodor** iſt etwas künſtlicher verfahren; kann aber doch den Wohlſtand und die Einträchtigkeit ſeiner Charactere nicht beobachten, und löſet alles durch Maſchinen; das iſt, Wunderwerke, auf. **Euſtathius** hat in etlichen Stücken den **Longus** nachgeahmet, z. E. wenn er den Liebhaber bey der Tafel aus dem Becher, den ihm die Geliebte reichet, auf eben derſelben Stelle trinken läßt, wo ſie vorher in dieſer Abſicht getrunken hatte. Noch iſt zu bemerken, daß **Prodromus** in Verſen geſchrieben; da alle übrige Griechen in ungebundener Rede gedichtet. Und ſo viel von den Griechen.

8. §. Was die Römer betrifft, ſo haben dieſelben zwar an Fabeln ſchon in den älteſten Zeiten ein Vergnügen gefunden; aber in der romanhaften Art wenig Muſter aufzuweiſen. So lange die Republik daurete, waren ihre Sitten zu ſtrenge: allererſt unter den Kaiſern fiengen ſie an, wollüſtiger zu werden, wozu die unermeßlichen Reichthümer Griechenlandes, Aſiens und Aegyptens den Grund geleget hatten. **Ovid** iſt der erſte Dichter, der etliche verliebte Hiſtorien in ſeine Verwandlungen mit einfließen laſſen. Er läßt, z. E. die Töchter des **Mineus** einander bey ihren Handarbeiten verliebte Fabeln erzählen, und dieſe ſind, 1.) die vom **Pyramus** und der **Thisbe**; 2.) die vom **Mars** und der **Venus**, 3.) die von der **Salmacis** und dem **Hermaphroditus**. Wo bleiben noch ſo viele andere, die er ſelbſt erzählet? Ob er nun wohl ſelbſt der Züchtigſte nicht ſeyn mochte: ſo hat er ſich doch ſehr in den Schranken gehalten, daß er ſie nicht gar zu ſchlüpfrig gemachet; ſondern die Ehrbarkeit und Tugend noch ziemlich geſchonet hat. **Virgil** läßt die Najaden, Töchter des Fluſſes **Peneus**, einander unterm Waſſer die Liebesgeſchichte der Götter erzählen: zu geſchweigen was er ſelbſt von der Liebe der **Dido**, und der **Lavinia** gegen den **Aeneas**, doch auf eine ſehr ſchamhafte Art mit einfließen laſſen. **Petron**, ein Conſul und ſehr artiger Weltmann um Nerons

Zeit,

Zeit, ſchrieb ein ſo genanntes Satiricon, aus Verſen und Proſe zuſammengeſetzet, das aber wirklich ein Roman heißen kann. Aber es iſt auch ſo viel ſchlüpfriger, als ſeine Zeiten, gegen Auguſts erſte Jahre, verderbter waren. Vieleicht ſind noch viel garſtigere Stücke davon verlohren gegangen, als wir übrig behalten haben. Seine Schreibart iſt indeſſen ſehr gezwungen; ob er gleich ein ſtrenger Kunſtrichter ſeyn wollen. Die Art ſeiner Erzählungen iſt gar nicht ſo natürlich, als die wir von Auguſts Zeiten, ſelbſt in Dichtern finden. Sogar ſeine Gedankenſpiele ſind oft ſehr froſtig, und nicht allemal richtig. Es iſt ſehr zu beſorgen, daß ihn ſeine Bewundrer nur um der Zoten halber ſo hochſchätzen; ob ſie es gleich nicht geſtehen wollen.

9. §. Unter den Antoninen hat **Apulejus** uns ſeine Verwandlung des Eſels, aus dem **Lucius** von **Patras** gezogen; wie auch **Lucian** ſchon gethan hatte: doch mit dem Unterſchiede, daß dieſer ſie abgekürzet, jener aber erweitert hat. Das Epiſodium von der **Pſyche** Liebe, ſo er eingeſchaltet hat, iſt ſchön: aber ſeine Schreibart iſt entſetzlich hart, wilde und gezwungen; kurz, recht africaniſch. Der Kaiſer **Clodius Albinus**, ſoll auch ſeine Feder ſo erniedriget haben, daß er mileſiſche Fabeln geſchrieben; die doch ziemlich ſchlecht gerathen ſind. Er ward vom **Severus** ermordet, und dieſer verwies es dem Senate, daß er einen Herrn für gelehrt geprieſen: ob er gleich nichts, als des **Apulejus** verliebte Fratzen geleſen, und ſich mit alten Weibermährchen und Kinderpoſſen beſchäfftiget hätte. Das war der Lohn ſolcher unkaiſerlichen Bemühungen, die ſowohl ſeine verderbte Sitten zeigten, als andre zu verderben dienten. Von andrer Art iſt des **Martianus Capella** Werk, das er auch ein **Satiricon** nennet; weil er es aus Proſa und Verſen vermiſchet, wie **Petron**. Er wollte von allen freyen Künſten handeln; darum verwandelt er ſie in Perſonen, und dichtet: daß **Mercur**, der ſie zu ſeinem Gefolge hat, die **Philologie** heirathet, und ihr die ſchönſten und koſtbarſten Sachen ſchenket. Dieſes iſt nun zwar eine allegoriſche Fabel,

35

aber keine Liebesgeſchichte. Die Erfindung iſt nicht die richtigſte; ſeine Schreibart aber iſt überaus barbariſch, voll unbändiger Tropen und Figuren, und ſo dunkel, daß man ihn kaum errathen kann. Er hat noch vor dem Juſtinian gelebt, und man weis nicht gewiß, ob er ein Africaner geweſen. Und hiermit haben alle lateiniſche Liebesgeſchichte der Alten ein Ende: man müßte denn des Boethius Troſt der Weisheit, weil er eine Fabel iſt, hieher rechnen wollen; welches aber nicht zureichend wäre.

10. §. Ehe ich nun weiter gehe, iſt es Zeit, aus allen dieſen Stücken der Alten, das wahre Weſen, und die vornehmſten Regeln einer rechten mileſiſchen Fabel feſt zu ſetzen, und ihren Unterſcheid von dem epiſchen Gedichte zu beſtimmen. Iſt eine äſopiſche Fabel eine Begebenheit, die nach dem itzigen Weltlaufe niemals hat geſchehen können; weil ſie Pflanzen, Thiere, ja lebloſe und allegoriſche Dinge, reden und handeln läßt: ſo ſind die ſybaritiſchen, epiſchen und mileſiſchen Erzählungen, Begebenheiten, die gar wohl hätten geſchehen können: weil ſie lauter Menſchen, und andere geiſtliche Weſen zu ihren Perſonen brauchen. Iſt aber eine ſybaritiſche Fabel von der äſopiſchen dadurch unterſchieden, daß dieſe mehr zum Nutzen der Leſer; jene aber mehr zur Luſt gemachet wird: ſo geht auch eine mileſiſche Liebesgeſchichte vom Heldengedichte darinn ab, daß jene mehr zum Vergnügen, dieſe aber mehr zum Unterrichte der Menſchen beſtimmet iſt. Daher kömmt es, daß das Heldengedicht, oder die Epopee, ſich an große Thaten berühmter Helden bindet; die Liebe aber nur beyläufig, als ein Nebenwerk brauchet. Die mileſiſche Fabel aber, machet aus der Liebe, auch wohl mittelmäßiger, ja ganz unbekannter und erdichteter Perſonen ihr Hauptwerk: die Heldenthaten aber werden nur zuweilen als Zierrathe mit eingeſchaltet, und als Epiſodien zur verliebten Abſicht gebrauchet. Haben nun beyde, nach dem großen Muſter der Natur, die Einheit der Handlung vor Augen; auf welche alles übrige ſich bezieht, wie die Theile auf ein Ganzes, oder wie die Mittel zum Zwecke: ſo

ſind

ſind ſie beyde regelmäßig. Weichet aber der epiſche Dichter von dieſer Einheit ab, ſo wird anſtatt einer Epopee, ein Ritterbuch daraus: ſo wie ein unwiſſender Dichter, der die Regeln nicht kennet, oder aus den Augen ſetzet, an ſtatt einer guten mileſiſchen Fabel, einen ſchlechten Roman machet, der aus dem hundertſten ins tauſendſte verfällt.

11. §. Ich weis wohl, daß viele ſich wundern werden, daß ich den Liebesgeſchichten eben das Joch auflegen wolle, welches die Heldendichter ſo drücket. Allein ich kann nichts dafür, daß die beſten unter den alten Romanſchreibern hierinn den **Homer** nachgeahmet. Sie folgen faſt alle dem Muſter der Odyſſee: wie ſonderlich **Heliodor** und **Achilles Tatius** gethan haben. Eine einzige Haupthandlung, die auf eine Liebe hinausläuft, iſt derjenige Zweck, wohin alles abzielet. Dieſes ahmet nun der Natur nach, die in allen ihren Meiſterſtücken, viele Glieder unter einem Haupte und Herzen vereiniget. Ja, wenn gleich eine doppelte Handlung in einem ſolchen Gedichte zu ſeyn ſcheint; ſo beziehet ſich doch die eine auf die andere, und macht ſie deſto vollkommener. Des **Longus** Schäferfabel hergegen, und des **Damaſcenus** Barlaam, ſind nichts weniger, als regelmäßig. Beyde verfolgen ihre Hauptperſonen von der Wiege bis ins Grab; wie die Scriptores Cyclici. Es ſind alſo Lebensläufe, nicht Gedichte zu nennen; zu denen nicht nur die Einheit der Perſon, ſondern der Handlung erfodert wird. Die Menge der ſchlechten Romane, die dieſes nicht beobachten, macht dieſen Fehler nicht gut: und wenn ſie noch ſo viel Beyfall gefunden hätten. Die meiſten Leſer geben ihren Beyfall unbedachtſamer Weiſe, um gewiſſer Kleinigkeiten halber, die ihnen gefallen. Der wahren Kenner hergegen giebt es wenige. Es geht nämlich bey den Romanen, wie bey andern Gedichten, davon **Horaz** ſagt:

> Non quivis videt immodulata poemata judex,
> Et data romanis venia eſt indigna poetis.

Und anderwärts:

> Interdum vulgus rectum videt; eſt ubi peccat.

12. §. Ich muß dieſes mit einer merkwürdigen Stelle des Biſchofs Huetius erläutern, dem wir einen gelehrten Tractat vom Urſprunge der Romane, zu danken haben; deſſen ich mich oben zum Theile bedienet habe. Er ſtreitet auf der 82. u. f. Seite der Ausgabe von 1693. wider den Giraldi; der dieſen Fehler der Romane, für eine Schönheit gehalten, und als eine beſondre Erfindung der Wälſchen gelobet hatte. „Wenn es wahr iſt, heißt es, daß ein Roman „einem vollkommenen Körper gleichen ſoll, wie er ſelbſt erkennet, und daß er aus verſchiedenen wohlgebildeten Theilen ſich in einem Haupte vereinigen muß: ſo folget, daß „die Haupthandlung, die gleichſam das Haupt des Werkes „iſt, nur einzeln ſeyn, und in Vergleichung der andern „hervorleuchten müſſe; daß hingegen die Nebenhandlungen, „ſich als Glieder zu dieſem Haupte fügen, ihm an Schönheit und Würde weit nachgehen, es zieren, unterſtützen, „und auf eine abhängliche Art begleiten ſollen: weil es ſonſt „ein ungeſtaltes zweyköpfigtes Ungeheuer ſeyn würde. „Ovids Beyſpiel, welches er zu ſeinem Behufe anführet, „und der andern cykliſchen Dichter ihres, die er auch anführen könnte; rechtfertigen ihn nicht. Denn da die „Verwandlungen der alten Fabeln, die Ovid in ein Gedicht ſammlen wollen, und die Fabeln der cykliſchen Gedichte, ganz abſonderliche und an Schönheit faſt ähnliche „Handlungen ſind: ſo war es ſo unmöglich, einen ſchönen „Körper daraus zu machen, als aus lauter Sande ein vollkommenes Gebäude aufzuführen. Der Beyfall, den dieſe „fehlerhaften Romane ſeiner Nation gefunden, und worauf „er ſo trotzet, ſchützet ihn noch weniger. Von einem Buche „muß man nicht aus der Zahl, ſondern aus der Gültigkeit „der Stimmen urtheilen, die es erhält. Alle Welt glaubt „das Recht zu haben, von Gedichten und Romanen zu „urtheilen. Alle Pfeiler * auf dem großen Saale des Pariſer Rathhauſes; und alle Schlafkammern des Frauenzimmers,

* Wo ſehr viele Kram- und Buchläden anzutreffen ſind, vor welchen die Käufer von Büchern urtheilen.

„zimmers, werfen ſich zu Tribunalien auf; wo man von „dem Werthe großer Werke entſcheidende Endurtheile ſpricht. „Daſelbſt beſtimmet man kühnlich den Werth eines ganzen „Heldengedichtes, bloß nach Durchleſung eines Gleichniſſes, „oder einer Beſchreibung: ja ein den Ohren etwas harter „Vers, wie ihn vieleicht Ort und Materie erfodert haben, „bringt es zuweilen um ſeinen guten Ruf. Eine einzige „zärtliche Leidenſchaft macht das Glück eines Romans; und „ein etwas gezwungener, oder altväteriſcher Ausdruck ſtürzet „ihn. Allein ihre Urheber unterwerfen ſich ſolchen Aus„ſprüchen nicht. Sie wiſſen, daß die Kenntniß und der „Geſchmack von ſolchen Werken, wie **Longin** von den „Werken der Beredſamkeit ſaget, die letzte Frucht eines „ſehr langen Umganges mit denſelben iſt. Sie erinnern „ſich des ciceroniſchen Grundſatzes: daß der Werth „eines Gedichtes, auf das Urtheil ſehr weniger Per„ſonen ankömmt; und des Horazianiſchen: daß es nicht „jedermanns Ding ſey, deſſen Fehler wahrzunehmen. Und „wie jene Komödiantinn, die der Pöbel von der Bühne „ſtieß, ſich auf des Adels Beyfall berief, und damit zufrie„den war: ſo ſind auch die Dichter vergnügt, wenn ſie den „feinſten Kennern, die nach ganz andern Regeln urtheilen, „gefallen. Dieſe Regeln nun, ſind ſo wenigen Leuten be„kannt; daß die guten Richter ſolcher Stücke ſo ſelten ſind, „als die guten Romanſchreiber und Dichter: und unter der „kleinen Zahl derer, die ſich auf Verſe verſtehen, findet „man kaum einen, der ſich auf die Dichtkunſt verſteht; „oder nur weis, daß Verſe und Poeſie zwey ganz verſchie„dene Dinge ſind.„

13. §. Als das römiſche Reich dem Verfalle des guten Geſchmackes und der Wiſſenſchaften nachfolgete; und unſre Vorfahren, die Gothen, Longobarden, Burgunder, Vandaler, Sueven und Franken, die Länder deſſelben unter ſich theileten, und darinn allerley Reiche anrichteten: fieng ſich auch, bey allmählich erfolgter Ruhe und guter politiſcher Verfaſſung, eine Art von Witz an hervorzuthun, der ſich in

Verſen, Fabeln und Gedichten an den Tag legte. Zwar hatten auch ſchon die alten Barden der Deutſchen, Gallier und Britten, ja die Scaldrer der nordiſchen Völker ſogar, ihre Geſänge und Heldenlieder gehabt: doch, da ſie nicht ſonderlich ſchreiben konnten, ſondern ſich mit dem Gedächtniſſe behelfen mußten; ſo giengen ſie allmählich verlohren. **Karl** der Große ſuchte ſie zwar durch eine Sammlung, die er davon machte, vor dem Untergange zu bewahren: allein umſonſt. Auch dieſe hat uns die lateiniſche Mönchsbarbarey der folgenden drey Jahrhunderte vernachläßiget; ſonſt würden wir vieleicht auch von den Liebesgeſchichten der alten Deutſchen einige Proben aufzuweiſen haben. Indeſſen entſtund, auch mitten in der Unwiſſenheit und Einfalt dieſer Zeiten, in Brittannien ein Fürſt, der den witzigen Köpfen Gelegenheit und Stoff an die Hand gab, ihre Dichtungskraft zu üben. Dieſes war König **Artus** in Kornwallien, Königs **Uterpendragons** Sohn, welcher durch ſeine runde Tafel, daran er alle tapfere Ritter zog, der Tapferkeit und der Liebe ein großes Feld öffnete, ſich um die Wette hervorzuthun. Ich will hiermit nicht behaupten, daß alles wahr ſey, was **Theleſin**, der im VI. Jahrhunderte unter ſeiner Regierung gelebet haben, und ein Barde geweſen ſeyn ſoll; und **Melkin**, ein anderer Schriftſteller, davon geſchrieben. Indeſſen muß doch etwas davon wahr geweſen ſeyn: da **Camden** berichtet, daß man den Grabſtein des Königes **Artus** gefunden; den er auch mit ſeiner alten Aufſchrift in Kupfer geſtochen, liefert. Von dieſer runden Tafel, oder ſogenannten **Tafelrunde** des Königes **Artus**, haben unzählige Ritterbücher und Romane der Provenzalpoeten und deutſchen Dichter ihren Urſprung genommen, wie wir hernach hören werden.

14. §. Faſt um eben die Zeit, ſoll **Hunibald**, ein Frank, gelebet haben, der gleichfalls ein Buch voller ungeſchickter Fabeln zuſammengeſtoppelt hat, wie der Witz, oder vielmehr die Unwiſſenheit ſeines Jahrhunderts es erlaubte. Daß auch der Gothen König, **Dieterich von Bern**, oder Theodo-

ricus

ricus Veronenſis, unſern deutſchen Dichtern viel Gelegenheit zu Ritterbüchern und Liebesgeſchichten gegeben, habe ich im vorigen Hauptſtücke ſchon erinnert; nur ſcheinen die Verfaſſer derſelben ſchon im XI. XII. und XIII. Jahrhunderte gelebt zu haben. **Karl der Große**, war der dritte Held, der den Dichtern Stoff zu Fabeln und Gedichten gab; und zwar hauptſächlich, nachdem der falſche **Turpin**, (der ein paar Jahrhunderte nach dem wahren gelebet, welcher um **Karls** Zeiten, Erzbiſchof zu Rheims geweſen;) von den Thaten dieſes Kaiſers eine ſehr fabelhafte Geſchichte geſchrieben hatte. Hier fanden nun unzählige Dichter in Frankreich und Deutſchland Stoff zu ihren Gedichten. In Frankreich hat man noch alte Manuſcripte von dergleichen Werken. (S. die Hiſtorie der Pariſ. Akad. der ſchönen Wiſſenſch. I. B. a. d. 364. u. f. S.) und bey uns hat ein ungenannter Dichter im X. oder XI. Jahrhunderte auf ihn und den großen **Roland**, ebenfalls ein ſolch Gedichte gemacht, welches **Striker** im XII. Jahrhunderte erneuert; **Schilter** aber in ſeinem Theſauro ans Licht geſtellet. S. des Neuen Bücherſ. der ſchönen Wiſſenſch. und fr. K. IV. B. a. d. 387. und folg. S. Und wo bleibt die ſchöne Geſchichte von den vier **Haymons** Kindern, **Adelhart**, **Ritſart**, **Writſart** und **Reynhold**, und ihrem ſtarken Roſſe, **Bayard**; darinn der große **Karl** von Anfang bis zum Ende eine ſehr luſtige Rolle ſpielen muß. Der Biſchof **Tulpin**, der große **Roland**, **Ogier**, oder **Holger**, der Däne, u. a. m. ſpielen ihre Perſonen auch darinn, ſo gut es die Einfalt der Zeiten dem Verfaſſer erlaubet hat, ſie zu ſchildern. Und das Ende läuft darauf hinaus, daß der unüberwindliche **Reynold** endlich ein Mönch und ein Heiliger wird, der auch ſogar Mirakel thun muß: wie die Legenden der mittlern Zeiten es mit ſich bringen. Wir haben auch im Deutſchen dieß ſchöne Werk unzähligemal aufgelegt; ja ich zweifle faſt, ob es einen andern als deutſchen Urſprung habe. Davon überredet mich das Ende des Buches hauptſächlich, wo Reinhold nicht nur in Cölln begraben, ſondern auch nach Dortmund, als Schutzpatron, gebracht

bracht worden; indem der Karren, ohne Pferde und menſchliche Hülfe, mit ſeinem Körper davon gelaufen ſeyn ſoll, ſobald man ihn darauf geſetzet: andrer Gründe zu geſchweigen. Indeſſen iſt dieſer Roman nicht regelmäßig, weil er den ganzen Lebenslauf **Reynolds** in ſich hält, ja ihn von der Wiege bis zur Heiligſprechung begleitet.

15. §. So haben auch ſchon zu **Karls** des Großen Zeiten, **Hanco**, **Solco**, **Sivard**, der weiſe **Johann**, der Sohn eines Königs der Frieſen, und **Adel Adelung**, gleichfalls ein Prinz aus königl. Frieſiſchen Geblüte, alle fünf Frieſen, dergleichen fabelhafte Bücher geſchrieben. So hat **Gildas**, ein brittiſcher Mönch aus der Provinz Wallis, vom König **Artus**, **Parcifall** und **Lancelot**, viel wunderbare Sachen erzählet. So hat auch **Ocko**, ein Urenkel des obigen **Solko**, um Kaiſer **Ottens** des Großen Zeit, und **Gaufried** von Monmouth, vom **Artus** und **Merlin**, viel alte Geſchichte oder Fabeln getreulich für wahr ausgegeben. Dieſe Wunderdinge gefielen den Leſern; und ſo wurde die Geſchichte in lauter Gedichte verſtellet. Die Poeten in der Provence, die im XI. Jahrhunderte entſtunden, und entweder von den Weſtgothen, die vorher daſelbſt und in Languedoc gewohnet; oder vom **Gottfried Rudel**, dem älteſten ihrer Zunft, als einem Deutſchen, wie ſein Namen zeiget, reimen gelernet, wurden in Troubadours, Contadours, Iongleurs, Violars, Muſars, u. d. gl. Leute mehr eingetheilet; und ihre Kunſt zu Dichten nannte man le guay Saber, oder die luſtige Wiſſenſchaft. Als nun der karolingiſche Stamm vor dem **Hugo Capet** erloſch, bekam dieſes poetiſirende Volk in ganz Frankreich freyen Lauf, und breitete auch ſeine Reimkunſt darinnen aus: darinnen ſie ihre Fabliaux, Paſtoraux, Romants, Chantarels, Virelays, Motets, Moraux, Tenſons, Aubades, Balades und Martegalles, alles in alter romaniſcher, das iſt, verderbter lateiniſcher Bauerſprache verfaſſeten. Am andern Ende von Frankreich hatten die Normänner, von ihren Vorfahren, den Deutſchen, Dänen und Norwegern auch reimen gelernet; und als Wilhelm der

Er-

Eroberer, ſich Brittanniens bemächtigte, ſchrieben ſie große Gedichte vom **Brutus**, **Alexander** dem Großen, und andern Helden mehr: die denn mit unzählichen Fabeln erfüllet waren, daran Heldenthaten und Liebe keinen geringen Antheil hatten. S. die Memoires de l'Acad. des bell. L. T. III. p. 465. der holländ. Auflage.

16. §. Indeſſen iſt des Meiſter **Euſtache** ſein **Roman von der Roſe**: beynahe der älteſte, der dieſen Namen **Roman** führet: und es iſt nöthig zu wiſſen, woher derſelbe ſeinen Urſprung hat. Einige haben ihn aus dem griechiſchen Ῥωμη, **die Stärke**, herleiten wollen: weil insgemein von der Tapferkeit der Helden darinn gehandelt ward. Andre wollten ihn von der Stadt **Rheims** herleiten, wo **Turpin** Erzbiſchof geweſen war, und wo es die meiſten Barden gegeben: weil die alten Belger, in deren Gebiethe ſie lag, die tapferſten unter den Celten geweſen; wie **Pigna**, ein Italiener, dafür hält. Allein das ſind bloße Anſpielungen. In Frankreich redeten die Könige von dem merovingiſchen und karolingiſchen Stamme noch die deutſche oder fränkiſche Sprache bey Hofe; und nur irgend in den Kanzeleyen und in Befehlen, die ins Land ergiengen, das Latein, ſo gut man es in den verfallenen Zeiten konnte: weil ganz Gallien unter der römiſchen Herrſchaft dieſe Sprache hatte annehmen müſſen. Weil nun die fränkiſchen Sieger und Herren der Gallier dieſes, für die Sprache der Römer anſahen; ſo nannten ſie dieſelbe **romaniſch**: ſo wie hingegen **Ottfried** ſeine und König **Ludewigs** deutſche Sprache, **frankisgo Zungo**, die fränkiſche Sprache, nennte. Alles was alſo in dem täglich mehr abfallenden Bauerlateine, oder der lingua romana ruſtica, geredet und geſchrieben ward, das hieß Romance. So führt **Menage** eine alte Ueberſetzung der Fabeln Aeſopi an, da die Verfaſſerinn ſagt:

Au finement de ceſt Eſcrit,
Qu'en *Romans* ay tourné et dit.

Allein was ſchrieb man damals viel anders, als Ritterbücher und Liebesgeſchichte? Dieſe Schriften bekamen daher unver-

merkt dieſen Namen; und daher wurden hernach alle fabelhafte Helden und Liebesbegebenheiten Romane genennet. S. davon des Neuen Büchersaals der ſchönen Wiſſenſ. und fr. K. V. B. a. d. 112. 128. S. wo aus **Maſſieus** Hiſtoire de la Poeſie françoiſe, und a. d. 317. u. folg. S. wo in der Einleitung zu Königs **Thiebauls** von Navarra Gedichten, der Urſprung der franzöſiſchen Poeſie erzählet wird. Siehe auch des **Creſcimbeni** Hiſtoria della volgar Poeſia T. I. lib. V. cap. I. p. 325. Ed. Ven. 1731. in 4.

17. §. Ob wir alſo gleich den Franzoſen den Urſprung des Namens der **Romane**, gern einräumen: ſo können wir doch ſo freygebig nicht ſeyn, als **Giraldi**, der ihnen auch die erſte Erfindung der Sache ſelbſt einräumet.* Denn zu geſchweigen, daß Griechen und Römer vor Alters unſtreitig ihre Vorgänger geweſen, wie wir oben geſehen: ſo ſind auch die brittiſchen und frieſiſchen Verfaſſer der Fabeln vom König **Artus**, **Triſtrant**, u. d. gl. viel älter, als die Provenzalpoeten, und Meiſter **Euſtachius**. Und wo bleiben noch die alten deutſchen und nordiſchen Fabeln, vom **Dietrich von Bern**, **Hildebrand**, gehörnten **Seyfried**, ſtarken **Renneward**, vom **Holger** dem Dänen, und andern mehr, die man in isländiſcher Sprache hat? **Salmaſius** hat indeſſen die Araber in Spanien, zu den Lehrern aller Europäer, in der Kunſt Romane zu ſchreiben, machen wollen: weil dieſe lange vorher den Fabeln und der Dichtkunſt ergeben geweſen. Allein die Araber kamen nicht eher, als bey der Rebellion des Grafen **Julians**, im 91ſten Jahre nach der Flucht **Mahomets**, d. i. im 712ten Jahre Chriſti nach Spanien. Sollte nun von ihnen die Poeſie auf die Franzoſen und Wälſchen kommen, ſo müßte man ihnen Zeit dazu geben. Allein, **Theleſin** und **Melkin**, und **Hunnibald** der Frank, hatten ſchon im 550ſten Jahre vom Könige

Artus

* Er ſchreibt: Mi par, di poter dire, che queſta ſorte di Poeſia habbia havuta la prima Origine et il primo principio, da Françeſi: dà il quali ha forſe anco havuto il nome. Da Franceſi poi é paſſata queſta maniera di poetaggiare a gli Spagnuoli, e ultimamente e ſtata accettata da gli Italiani.

Artus geſchrieben: und alſo kamen die Araber faſt 200 Jahre zu ſpät, als daß dieſe ihre Schüler hätten ſeyn können; wie Huetius ſehr gründlich angemerket hat. Mögen doch alſo die Mohren in Africa und Spanien, ja in Arabien ſelbſt gedichtet haben; ſo viel ſie wollen: die Britten, Franken, Frieſen, Normannen und andere nordiſche Völker konnten dieſe Kunſt von ſich ſelbſt: und Tacitus berichtet gar ſchon, daß die Deutſchen Herkuls Thaten beſungen, wenn ſie in den Krieg gegangen; wie Huetius ſelbſt auf der 153 S. ſeines Tractats geſteht. Alles, was alſo die Spanier vom **Amadis**, **Don Belianis**, **Kyrie Eleiſon von Montauban**, und allen den Helden haben, die der Barbier des Don Quiſchote, mit ſeiner Haushälterinn zum Feuer verdammet, ſind viel neuer; als daß ſie uns, oder den Franzoſen zu Muſtern gedienet haben könnten.

18. §. Wie indeſſen unſere Nation viel ernſthafter war, als die mittäglichen Völker, die ſich mehr der Wolluſt ergaben: ſo findet man auch, daß unſere alten Fabeln mehr Ritterbücher, als Romane geweſen. Die Heldenthaten haben immer die Oberhand darinnen: dadurch verdienen die Ritter die Liebe der Schönen. Dieſe ſchätzen auch keinen Liebhaber hoch, als der viele andere aus dem Sattel gehoben, und wohl gar ein Dutzend oder mehr Feinde erſchlagen, Drachen und ſchreckliche Lindwürmer aus dem Wege geräumet, Rieſen erleget, und Zauberzwerge, die zwölf Mannsſtärke hatten, im Kothe zertreten hatte. So bildet uns das alte Heldenbuch den Kaiſer **Ottnitt**, den **Hug** und **Wolf Dietrich**, und andere ſolche Helden ab. So lauten auch die meiſten Romane, die im 16ten Jahrhunderte **Feyerabend** zu Frankfurt am Mayn, unter dem Namen des Buches der Liebe, zuſammen drucken laſſen. Die Ritterſpiele, die **Heinrich der Vogler** eingeführet hatte, und die nachmaligen Kreuzzüge ins gelobte Land, wider die Saracenen, brachten dieſen Geſchmack auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit. Denn es iſt faſt kein Held in den alten Ritterbüchern, der nicht zum heiligen Grabe, oder gar nach

Babylon, Perſien, Indien, und zu den Mohren, ja zu ſolchen wunderlichen Völkern kömmt, die wohl gar lange Schnäbel in den Geſichtern haben, wie Störche; oder lange Storchshälſe und Vogelköpfe, u. d. g. m. Man wird die Beweiſe davon ſehen, wenn ich die Auszüge aus dergleichen Gedichten, in meiner Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie ans Licht ſtellen werde. Dieſer Geſchmack hat nun bis auf **Pfinzings** Ritter **Theuerdank** gewähret, der gleichſam den Beſchluß der Ritterbücher bey uns gemachet: da dieſelben in Wälſchland und Spanien erſt durch des **Cervantes** unvergleichlichen **Don Quixote** gedämpfet und ausgerottet worden.

19. §. Ohne uns viel um die alten Romane der Wälſchen und Franzoſen zu bekümmern, wollen wir nur von den unſrigen noch etliche nennen, die ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ans Licht getreten. Viele darunter ſind Ueberſetzungen, darunter ich **Wolframs von Eſchenbach**, eines Dichters aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte, **Parcifall**, den er aus Meiſter Chriſtians von Troyes, eines Provenzaldichters Originale überſetzet hat, für den älteſten halte. Dieſer iſt 1477. in Fol. gedruckt, ohne Meldung des Ortes und Druckers. Der zweyte iſt die Geſchichte **Tſchyonatulanders**, die gleichfalls von Meiſter **Albrechten** von Halberſtadt, der am Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen gelebet, aus dem Provenzaliſchen deutſch überſetzet worden. Beyde ſind in Verſen: und auf eben den Schlag haben wir auch das **Heldenbuch**, welches ich für eine Arbeit Heinrichs von **Affterdingen** halte, der um eben die Zeiten gelebet hat. Sein Namen ſteht auch am Ende des kleinen Roſengartens, als des letzten Stückes von dieſem Heldenbuche. Den Ritter **Seyfried**, haben wir auch in Verſen gedruckt, ſo wohl als den Ritter **Torelle**: davon ich jenen für ein deutſches Original halte. Die Geſchichte vom Herzog **Ernſt** von Bayern, die man noch unter dem Pöbel in Proſa lieſt, hat **Heinrich von Veldecke**, im XII. Jahrhunderte in Verſen beſchrieben: wie das Manuſcript auf der gothaiſchen

Bibli-

Bibliothek zeiget; und eben dieſer hat auch die Aeneis in einer Romansgeſtalt deutſch gereimet. Der Theuerdank iſt bekannt, und verwandelt Kaiſer Maximilians Geſchichte in ein Ritterbuch. Mehr geſchrieben vorhandene Ritterbücher in Verſen, habe ich im vorigen Hauptſtücke gemeldet. Proſaiſche alte Sachen haben wir an dem Kaiſer Octavian, und an den ſieben weiſen Meiſtern, denen Kaiſer Pontian ſeinen Sohn befohlen. Die vier Haymons-Kinder habe ich oben genennet, und das Buch der Liebe gleichfalls, darinn Ritter Triſtrant, und ſehr viel andre ſolche Bücher ſtehen; daraus Hans Sachs und Ayrer eine Menge Tragödien und Komödien gemachet: des verdeutſchten Amadis und unzählicher andern voritzo zu geſchweigen.

20. §. Bey der opitziſchen Aufklärung der ſchönen Wiſſenſchaften, bekamen wir zum Theil von ihm, die Arkadia der Gräfinn von Pembrok, die Philipp von Sidney geſchrieben, und Valentin Theokritus von Hirſchberg überſetzet hatte. Des Herrn von Urfe Schäferroman von der ſchönen Diana, haben wir auch deutſch bekommen. Dieſer Schäfergeſchmack zog mehr Nachahmungen nach ſich; z. E. der ſchönen Schäferinn Juliana, und die von Lyſandern und Kaliſten, welches als ein deutſches Original 1650. zu Amſterdam, bey Elzevieren gedrucket worden. Neumark gab 1648. zu Königsberg den Hirten Filamon mit ſeiner edlen Schäfernymphen Bellifloren heraus. Philipp von Zeſen ſchrieb nicht nur eine Aſſenath, ſondern auch einen Simſon und Holofernes, lauter Liebesgeſchichte. Der abentheuerliche Simpliciſſimus, der Landſtörzer Gußmann, die Dianea, die deutſche Argenis, und andre mehr, ſind auch bekannt und beliebt geweſen. Von einer andern Art iſt die Fabel vom Eſelkönig, eine wunderſeltſame Erzählung, wie nämlich die Monarchei und Gubernement über die vierfüßigen Thiere geändert, das Königreich umgefallen, und die Kron auf einen Eſel gerathen; von Adolph Roſen von Kreuzheim. Dieſe Fabel iſt nämlich ſatiriſch und politiſch. Schochs philyreniſche Kriegs- und Friedensſchäferey, iſt

die Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges in Meißen, nach Schäferart eingekleidet. Was ſoll ich von der aus dem Franzöſiſchen überſetzten Clelia, und Prinzeſſinn von Cleve ſagen? Den Don Quixote haben wir gleichfalls ſchon im vorigen Jahrhunderte, und vor etwa 20 Jahren von neuem überſetzet bekommen. Alle andere Romane aber übertreffen, an der Größe und Würde ihres Urhebers, Herzog Anton Ulrichs zu Braunſchweig, Octavia und Aramena. Nechſt ihnen ſind Buchholzens deutſcher Herkules mit ſeiner Valiska, ſein Herkuliskus und Herkuladisla, imgleichen Lohenſteins Arminius und Thusnelda, zu merken: denen ich noch Zieglers aſiatiſche Baniſe beyfügen muß. Von allen eine Kritik zu machen, das würde mich hier zu weit führen; noch weiter aber, wenn ich alle übrige deutſche Romane in ein Verzeichniß bringen wollte, die der fruchtbare, obwohl nicht allemal ordentliche Witz unſerer Landsleute zum Vorſcheine gebracht. Es iſt Schade, daß die meiſten ohne Regeln und Ordnung, auch mehrentheils in einer ſchwülſtigen und unrichtigen Schreibart abgefaſſet worden. Doch wäre es eine nicht ganz unnütze Arbeit, wenn irgend ein Liebhaber davon ein vollſtändiges chronologiſches Verzeichniß aller deutſchen Originale ſammlen und bekannt machen wollte.

21. §. Um aber meine Leſer in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſelbſt von den vorkommenden Romanen urtheilen können; ſo will ich ihnen folgende Regeln an die Hand geben. Was den Inhalt anbetrifft, ſo darf zum I. ein Roman eben nicht nach Art der Heldengedichte, einen berühmten Namen aus den Geſchichten haben. Denn Liebesbegebenheiten können auch Leuten aus dem Mittelſtande begegnen, und auch dieſe können durch falſche Namen noch verſtecket werden. Indeſſen ſchadet es nicht, daß man in der Geſchichte einen berühmten Held wählet, um ſeine Erzählungen deſto wichtiger zu machen. So haben es Lohenſtein mit dem Arminius, Plůche mit dem Sethos, Ramſay mit dem reiſenden Cyrus, die Urheber der Ruhe des Cyrus und des Memnons, und Prevot d' Exiles mit dem Cleveland, Cromwells Sohne, gemacht.

Dieſe

Dieſe letztern Bücher ſind die beſten Romane, die in neuern Zeiten geſchrieben worden. Die Urſachen ſind leicht zu ſehen; denn wenn man dergeſtalt einen bekannten Helden hat, deſſen Begebenheiten mit andern Geſchichten ſeiner Zeiten in eine Verbindung kommen: ſo erlangt der Roman einen weit größern Grad der Wahrſcheinlichkeit, als wenn man lauter erdichtete Namen nennet. Wie aber der Verfaſſer dadurch viel Stoff und Hülfe zu ſeinen Erdichtungen bekömmt: alſo muß er auch in den Alterthümern, oder Geſchichten damaliger Zeiten ſehr geſchickt ſeyn, um nichts zu dichten, das bekannten Sachen widerſpricht. Er muß aber auch die Charactere der Perſonen nicht verändern. Denn in dieſem Falle gilt **Horazens** Regel auch von dem Romanſchreiber, die wir oben a. d. 22 u. f. S. angeführet haben. Geſetzt aber, daß man auch lauter erdichtete Perſonen aufzuführen hätte: ſo iſt gleichwohl die Regel zu beobachten; daß man ſich genau nach den Sitten der Zeiten, der Oerter, des Standes, Geſchlechtes und Alters ſeiner Perſonen richten müſſe. Diejenigen Romanſchreiber ſind alſo ſehr verwerflich, die allen Perſonen die Sitten ihrer eigenen Zeit, ihres Landes, und ihres Standes geben. In der **Baniſe** ſollten aſiatiſche, in der **Octavia** römiſche, im **Arminius** deutſche Sitten herrſchen. Allein wie oft iſt dawider gefehlet worden? Wie oft läßt **Lohenſtein** ſeine alten Helden, wie beleſene Schulmeiſter reden? Und iſt nicht **Zieglers** Prinz Balacin ein ſo hochtrabender Sophiſt, als ob er aus **Chriſtian Schröters** Schule entlaufen wäre?

22. §. Was nun II. die Ordnung der romanhaften Erzählung betrifft, ſo iſt die einfältigſte die hiſtoriſche, der Zeit nach: wie **Homer** die Ilias, **Ramſay** den Cyrus, **Exiles** den Cleveland, u. ſ. w. beſchrieben hat. Allein die poetiſche iſt weit künſtlicher, die ebenfalls **Homer** in der Odyſſee, **Virgil** in der Aeneis, **Heliodor** im Theagenes, **Fenelon** im Telemach, und **Ziegler** in der Baniſe beobachtet haben. Hier führt der Dichter ſeinen Leſer gleich in die Mitte der Geſchichte, und holet im folgenden das vorhergegangene nach; indem er es von jemanden erzählen läßt. Dadurch kann auch ein Poet den Um-

Umfang ſeiner Geſchichte verkürzen, die ihn ſonſt zu weit führen würde. Denn ungeachtet man einem Roman ſolche enge Gränzen nicht ſetzet, als einer Epopee; ſo ſoll er doch kein Lebenslauf werden. Und dieſes giebt die III. Regel an die Hand: daß nämlich der Roman nicht von der Wiege bis ins Grab gehen; ſondern nur eine Haupthandlung des Romanhelden, nebſt allem, was dazu gehöret, erzählen ſolle. Auch darinn darf ein Roman dem Heldengedichte nicht gleich kommen, daß er den wunderbaren Einfluß der Götter, oder Geiſter, Hexen, u. d. m. nöthig hätte. Dieſe Stücke würden ihn mehr verunzieren, weil ſie ihn unglaublich machen würden. Denn wer machet ſich wohl viel aus den arabiſchen Geſchichten, Tauſend und eine Nacht; den franzöſiſchen Contes de Fées, oder Hexenmährchen, Prinz Titi u. d. gl. m.? Endlich IV. was die Schreibart betrifft, ſo iſt zwar lange in Deutſchland die Mode geweſen, ſie recht poetiſch, wie man glaubte, d. i. ſchwülſtig und hochtrabend zu machen; wie **Arminius**, die **Baniſe**, und unzähliche andre die Proben geben. Allein eine natürliche Art zu erzählen, die der Vernunft und Wahrheit gemäßer iſt, machet einen weit größern Eindruck in den Gemüthern, als ein ſo gefirnißter und gleißender Ausdruck; der insgemein die Schwäche ſeines Urhebers verräth. Je näher alſo die Schreibart in Romanen der hiſtoriſchen kömmt, deſto ſchöner iſt ſie: und ſie bleibt darum doch aller Schönheit fähig, die ein geläuterter Witz, und eine feine Sprache, wohlausgearbeiteten Schriften, z. E. dem **Sethos**, und der Ruhe des **Cyrus** geben. Schlüßlich muß ich noch V. erinnern, daß ein guter Roman auch den Sitten keinen Schaden thun muß. Die Liebe kann, nach **Heliodors** Exempel, auch eine unſchuldige und tugendhafte Neigung ſeyn. Dieſes zeiget auch das Exempel der **Pamela** in neuern Zeiten: ja ſelbſt dieſe iſt vielen Kunſtrichtern noch nicht von allen Buhlerkünſten frey genug. Wie unzählich vielen Romanen wird durch dieß Urtheil nicht der Stab gebrochen!

Des

Des I. Abſchnitts VI. Hauptſtück.

Von heroiſchen Lobgedichten.

1. §.

Wenn man vollſtändige Ausgaben vom Homer, z. E. Schrevels ſeine, nachſchlägt, ſo findet man verſchiedene Lobgedichte, unter dem Namen Ὕμνοι, auf die heidniſchen Götter, z. E. auf den Apollo und Merkur, auf die Venus, den Bacchus, und den Mars, imgleichen auf den Pan, die Diana, und Pallas, u. ſ. w. Es kann ſeyn, daß einige von dieſen Stücken nicht ganz unſtreitig vom Homer herrühren; wie denn die Kunſtrichter an vielen zweifeln. Alle miteinander aber, demſelben abzuſprechen, halte ich die Gründe nicht für zulänglich: weil wirklich ſowohl die Art zu denken, als der Ausdruck, den übrigen homeriſchen Schriften ſo nahe kömmt; daß ſchwerlich ein anderer ihn ſo genau hätte nachahmen können. Dieſe Gedichte nun haben mit den obigen epiſchen viel ähnliches. Denn ungeachtet ſie bey weitem ſo lang nicht ſind, als jene: ſo ſind ſie doch auch nicht eben ſo gar kurz. Z. E. das Lobgedicht auf die Venus, iſt ſo lang, als die Batrachomyomachie, das iſt auf die 300 Verſe: das auf den Apollo, enthält nah an ſechſtehalb hundert, und das auf den Merkur, 575 Verſe. Die Versart, die er darinn beobachtet, iſt auch die heroiſche; denn ſie beſtehen aus lauter Hexametern. Der Inhalt iſt auch größtentheils epiſch, das iſt erzählend; indem er die Geburt, die Erziehung, und die Thaten ſeiner Götter, und was ſonſt vor Alters von ihnen geglaubet ward, erzählet. Endlich kommen dieſe Lobgedichte auch darinn mit den epiſchen überein, daß er in etlichen die Muſen anruft, ihm beyzuſtehen. Z. E. in dem, auf den Merkur, heißt es gleich anfangs:

Ἑρμην ὑμνει Μȣσα Διος και Μαιαδος υἱον etc.
Mercurium lauda Muſa, Jovis ac Majæ filium etc.

Und das auf die Venus, hebt ſo an:

Μȣσα μοι ἐννεπε ἐργα πολυχρυσȣ Ἀφροδιτης etc.
Muſa mihi dic opera aureæ Veneris etc.

Dieſe Aehnlichkeit veranlaſſet mich, von dieſer Art von Gedichten, gleich nach den obigen zu handeln.

2. §. Es erhellet auch, ohne mein Erinnern, von ſich ſelbſt, daß dieſe Gedichte von den Oden gänzlich unterſchieden ſind. Weder die kurze Versart, noch die Abtheilung in Strophen, noch die Kürze der Oden, ſchicket ſich zu dieſen großen Lobgedichten: am allerwenigſten aber würde ſich der erzählende faſt hiſtoriſche Inhalt, den dieſe erfodern, zu den Oden ſchicken, die ihn, ſo viel als möglich iſt, fliehen müſſen. Man darf alſo nicht denken, daß ich die Arten der Gedichte ohne Noth vervielfältige: zumal da eine Menge neuerer Dichter dem Homer hierinn gefolget ſind, daß ſie eine Menge Lobgedichte auf Götter und Helden geſchrieben haben, die man unmöglich zu Oden machen kann. Von den Griechen zwar ſind uns, außer dem Kallimachus, wenige von dieſer Art übrig geblieben. In der großen Sammlung griechiſcher Dichter, die 1614. bey Petern de la Roviere, in Fol. herausgekommen, trifft man kein einziges Stück an, welches genau von derſelben Art wäre. Lykophrons Caſſandra, ſcheint dem Inhalte und der Abſicht nach, hieher zu gehören: allein es iſt ſelbige nicht in heroiſchen, ſondern jambiſchen Verſen geſchrieben, auch in einer ſo verſtrickten, dunkeln und ſchwülſtigen Schreibart abgefaſſet, daß man ſie gar nicht loben kann. Die zehn Hymni des Syneſius, ſind eben ſowohl als des Gregorius von Nazianz Lieder, mit beſſerm Rechte Oden zu nennen: weil ſie in den kürzeſten Versarten, nicht aber in heroiſchen Verſen abgefaſſet ſind. Johann von Damaſcus, hat die Theogonie auch in Jamben beſungen; Maximus Margunius aber ſeine Hymnos gar in anakreontiſchen Verſen geſchrie-

geſchrieben. Endlich ſind auch des ſogenannten Johannis Geometrä Hymni, auf die Jungfrau Maria, nicht in heroiſchen Verſen, ſondern als Elegien abgefaſſet. Es bleibt mir alſo der einzige Kallimachus übrig, der auf eben den homeriſchen Schlag, Hymnen auf den Jupiter und Apollo, die Diana und Ceres, und auf die Jnſel Delos gemachet. Auf das Bad der Pallas aber hat er ſein Loblied als eine Elegie eingerichtet. Jndeſſen finden wir ſonſt Nachrichten genug, daß alte Dichter Götter und Helden auf dieſe Art beſungen: wie z. E. dem großen Alexander, Chörilus, obwohl in ſehr ſchlechten Verſen, dergleichen Ehre erwieſen hat; nach Horazens Zeugniſſe: Lib. II. Epiſt. 1.

Gratus Alexandro Regi magno fuit ille
Chœrilus, incultis qui verſibus, et male natis,
Retulit acceptos regale numiſma Philippi.

Selbſt Ariſtoteles ſoll auf den Hermias ein ſolch Lobgedicht geſchrieben haben, das ſich angefangen:

Αγνε θεων, πρεσβευτ᾽ ἑκατηβολε etc.
Sancte Deûm, longeque ſenex jaculans etc.

3. §. Wenn wir auf die Lateiner kommen: ſo hat ſchon in alten Zeiten ein Ennius dergleichen heroiſche Lobgedichte gemacht: davon wir aber nur unvollkommene Stücke übrig haben. Um Cicerons Zeiten ſchrieb Catull ſeine Argonautica, ein heroiſches Gedicht, das gleichſam einem Virgil den Ton angab, wie die lateiniſche Epopee klingen müßte. Selbſt der Culex dieſes Dichters, gehört unter dieſe Zahl, weil er nicht ſcherzhaft genug war, unter die komiſchen Heldengedichte gezählet zu werden. Tibull beſang den Meſſalla, in einem ſogenannten Panegyricus. Darauf folgte Petronius, der uns in ſeinem Satiricon eine Probe gab, wie der Bürgerkrieg in Rom heroiſch beſchrieben werden müßte:

Orbem jam totum victor Romanus habebat etc.

Claudians Ruffinus, und Eutropius, imgleichen ſeine Bücher, de bello Gildonico und Getico, wider den Alarich;

ſeine Conſulate des Honorius, Mallius, Probinus, und Olybrius; ſeine Laudes Stiliconis, und ſeiner Gemahlinn Serena, u. ſ. w. gehören auch hieher. Ich übergehe, was in den Silvis des Statius für Stücke von dieſer Art vorkommen: ſie mögen nun zuweilen auf Todesfälle, oder auf andere Gelegenheiten gerichtet ſeyn, dabey man das Lob eines Großen, eines Freundes oder Blutsverwandten beſingen kann. Im X. Jahrhunderte, und alſo mitten in der barbariſchen Finſterniß des Occidentes, hat Hroswitha, eine gelehrte Kloſterjungfrau zu Gandersheim, eine Panegyrin Oddonum, das iſt, ein heroiſches Gedicht auf die ſächſiſchen Kaiſer, die Otten verfertiget: anderer geiſtlicher Stücke, die auf eben die Art geſchrieben ſind, zu geſchweigen. Ich würde noch den Joſeph Iſcanius hieher rechnen, der im XIII. Jahrhunderte den trojaniſchen Krieg in VI. Büchern heroiſcher Verſe beſchrieben hat: wenn er nicht für dieſe Claſſe von Gedichten zu groß und epiſch wäre, und alſo vielmehr unter die Scriptores cyclicos, oder fehlerhaften epiſchen Dichter zu zählen wäre; die ſich ganze lange Hiſtorien, nicht aber einzelne Thaten großer Helden, in Verſen zu beſchreiben vorgenommen haben. Dieſer nämlich beſchreibt erſtlich der Argonauten Zug nach Kolchis, hernach den Raub der Heſione, durch den Herkules, dann das Urtheil des Paris, den Raub der Helena, der Griechen ihren Zug wider Troja, den Tod der Zwillinge, Caſtor und Pollux ꝛc. ꝛc. bis ans Ende des ganzen Krieges.

4. §. Wollten wir auf die neuern lateiniſchen Dichter kommen, und dieſelben alle erzählen, ſo möchte mir ihr Verzeichniß zu groß werden. Doch will ich etliche nennen, die vor andern einen Vorzug verdienen. Ulrich von Hutten, iſt einer von den erſten in Deutſchland geweſen, die ſich in dieſer Art von Gedichten hervorgethan. In der ſtraßburger Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke von 1538. in 8. finde ich erſt auf die Fiſcherey der Venediger, ein heroiſches Gedicht; weit größer und ſchöner aber iſt das, worinn er zeiget, daß Deutſchland von ſeinem alten Ruhme nichts ver-

verlohren, Germania non degener. Sein Triumphus Capnionis, und der Panegyricus auf den Erzbiſchof, Albrecht zu Maynz, ſind noch weit wichtigere Stücke, die allerdings viel Lob verdienen. In den Gedichten der beyden Italiener Strozza, die beym Aldus Manutius, ohne Meldung der Jahrzahl in 8. gedruckt worden, ſtehen außer der Venatione ad Divam Lucretiam Borgiam, Ferrariæ Ducem, auch verſchiedene Epicedia, auf fürſtliche und andere Perſonen in heroiſcher Schreibart, die vortrefflich gerathen ſind. Sogar Joh. Secundus hat ſeine ſonſt zärtliche Muſe ein paarmal verlaſſen, um etwas heroiſches zu verſuchen, als er theils den Tod eines franzöſiſchen Delphins, König Franz des I. Erbprinzen, theils die Reginam Pecuniam beſungen. Des berühmten Dichters, Ge. Sabins, Gedichte, die 1563. hier in Leipzig bey Vögelin in 8. gedruckt worden, enthalten auch, auf die Vermählung des pohln. Königs, Sigismund Auguſts, mit einer kaiſerlichen Prinzeßinn, ein treffliches Stück von dieſer Art. Was ſoll ich von Friſchlins heroiſcher Muſe ſagen, welche eine wirtembergiſche Hochzeit, u. a. m. dergeſtalt beſungen hat? Was von des Elias Corvinus Gedichten, die gleichfalls mit Vögelins Schriften 1568. gedruckt worden, und deren erſtes Buch lauter heroiſche Sachen enthält. Pantaleon Candidus hat ſeine Bohemais, auf alle böhmiſche Herzoge und Könige; imgleichen ſeine Gothiberis, auf die gothiſchen Könige in Spanien, 1587. zu Straßburg in 4. ans Licht geſtellet. Im folgenden Jahrhunderte würde es noch ſchwerer fallen, alle lateiniſche Dichter dieſer Art zu nennen. Doch will ich ein paar nennen, die mir aus Liebe zu meinem Vaterlande gefallen haben. Der erſte iſt Chriſtoph Kaldenbach, ein Schleſier, deſſen Gedichte 1651. und alſo eben vor 100 Jahren zu Braunsberg in Preuſſen in 12. herausgekommen; daraus ſeine Aquila, Cupreſſus, und die Boruſſa Philænis hieher gehören. Der zweyte aber Joh. Auguſtin Faſch, der im Anfange dieſes Jahrhunderts, ſeine Pruſſiam triumphantem in 3 Büchern zu Helm-

ſtädt in 4. ans Licht geſtellet. Alle dieſe haben ſich als ſtarke heroiſche Lobdichter erwieſen; ohne jedoch andern ihr Verdienſt hiedurch im geringſten abzuſprechen.

5. §. Da ich nun dergeſtalt auf die Deutſchen komme, die, wie in andern Stücken, alſo auch in dieſem, in die Fußtapfen der Alten getreten, ſo muß ich zum voraus erinnern: daß ſie im Anfange unſerer älteſten Poeſie zwar ſolche große Lobgedichte, aber nicht in langen Verſen gemachet. Das Epinicion, oder Siegeslied, auf die von König **Ludewigen** geſchlagenen Normannen, welches uns **Schilter** zuerſt ans Licht geſtellet, iſt aus dem IX. Jahrhunderte, und gehört unſtreitig zu dieſer Art. Allein man liebte damals nur kurze Verſe; die ſo heroiſch freylich nicht klingen, als die ſechsfüßigen. Doch iſt man lange bey dieſer Art geblieben, und hat ſonderlich nach dem XII. Jahrhunderte ſehr viel ſolche Lobgedichte auf Kaiſer, Fürſten und Herren, ja wohl gar auf göttliche und geiſtliche Dinge gemachet. Eins davon hat uns **Opitz**, unter dem Titel, Rythmus de Sancto Annone, Archiepiſcopo Colonienſi, ans Licht geſtellet, daraus ein guter poetiſcher Geiſt hervorleuchtet. Was davon noch in Handſchriften vorhanden iſt, werde ich in meiner Geſchichte der deutſchen Sprachkunſt und Poeſie ausführlich erzählen. Wollte ich indeſſen alle Geſchichte in Reimen hier namhaft machen, ſo müßte ich ſowohl **Ottokars von Horneck** öſterreichiſche Hiſtorie, die **P. Petz** im III. Bande ſeiner Sammlung von Geſchichtſchreibern ans Licht geſtellet, als **Hanſen des Enenkels** Fürſtenbuch anführen; welches 1618. zu Linz, und abermal 1740. in 8. gedruckt worden, alſo nun ſchon über 500 Jahre alt iſt. Ferner müßte ich eines Ungenannten Leben der heil. **Eliſabeth**, Landgräfinn von Thüringen, das in **Menkens** Script. Rer. Germ. T. II. ſteht, und endlich Mareſchalci Thurii Geſchichte der meklenburgiſchen Herzoge anführen, das in der weſtphäliſchen Sammlung enthalten iſt. Allein magere Geſchichte ſind keine Gedichte, und gehen uns alſo nicht ſonderlich an. Mit weit beſſerm Rechte gehören **Matthias**

Holz-

Holzwarts von Harburg Luſtgart neuer Deutſcher Poeterei, zu Ehren dem fürſtlichen Hauß Würtemberg; und **Friſchlins von Beyern**, verdeutſchte würtembergiſche Hochzeit hieher: deren jene 1568. in Fol. dieſe aber 1578. in 4. ans Licht getreten. Wir wollen aber die Zeiten vor **Opitzen**, immer vorbey laſſen, und uns nur um diejenigen Dichter bekümmern, die ſeit der durch ihn verbeſſerten deutſchen Dichtkunſt, ſich durch deutſche heroiſche Gedichte gewieſen haben.

6. §. Unter dieſen nun, ſteht ſonder Zweifel **Martin Opitz** ſelbſt oben an. Sein Lobgedicht auf König **Vladisla** in Pohlen, iſt ſchon längſt von allen unſern Kunſtrichtern für ein Meiſterſtück gehalten worden. Er hebt ſo an:

Der Höchſte lebet ja, es wallet ſein Gemüthe,
Noch vor Barmherzigkeit und väterlicher Güte;
Er lenket deinen Sinn, dem ſeiner günſtig iſt,
Daß er, o Vladislav, für Krieg die Ruh erkieſt,
Und Langmuth für Geduld. Die falſchen Herzen klagen;
Die guten freuen ſich, daß du nicht ausgeſchlagen,
Der Waffen Stilleſtand; und daß dein Sinn, o Held!
Den Frieden höher ſchätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht. Die, ſo vorhin durch Kriegen
Nach Ewigkeit geſtrebt, und längſt begraben liegen,
Sind ſelbſt vermuthlich froh, daß itzund durch Verſtand
Und Glimpf erworben wird, was ihre ſtrenge Hand
Zu ſchaffen, nie vermocht. Herr! dieſes thun die Gaben,
Damit dich die Natur und Gott bereichert haben.
O du, des Himmels Wunſch, der Völker Troſt und Zier!
Du ſcheueſt keinen Streit; doch nimmſt du itzt dafür,
Was auf den Streit erfolgt. Sonſt biſt du zwar gebohren
Zu aller Tapferkeit, zum Strengeſeyn erkohren,
Zu kämpfen angewöhnt. Du kömmſt von Leuten her,
Die häufig vor der Zeit durch ihr ſo kaltes Meer
Mit heißer Brunſt geſetzt; und Rom, den Zaum der Erden,
Der Völker Königinn, gezwungen, zahm zu werden,
Zu tragen fremdes Joch; von Leuten, derer Macht
Noch bis auf dieſe Zeit in ihren Gliedern wacht;
Die nach der Ehre mehr, als nach dem Leben fragen ꝛc.

Daß aber **Opitz**, ausdrücklich die Alten in ihren **Hymnis** nachzuahmen geſuchet, das hat er durch ſeinen Lobgeſang des Kriegsgottes und des Bacchus erwieſen, den er aus des

Daniel Heinſius holländiſcher Urſchrift verdeutſchet hat. Ja als ein Chriſt, hat er uns auch einen Lobgeſang Jeſu Chriſti geliefert; aber allemal, anſtatt der Hexameter, die ſechsfüßigen Jamben gebrauchet, worinn ihm faſt alle unſere Dichter gefolget ſind. Sein nächſter Nachfolger war **Paul Flemming**, ein Meißner, der in der heroiſchen Schreibart ſo ſtark war, daß ihn auch **Morhof** zu einer Epopee für geſchickt gehalten. Sein Gedicht auf das Leiden Chriſti, giebt eine von den ſtärkſten Proben davon ab: wiewohl er deren noch mehrere, ſonderlich im II. B. ſeiner poetiſchen Wälder, an **Olearien** und **Grahmannen**, und an die fürſtlichen holſteiniſchen Geſandten verfertiget hat. Nun folgte **Simon Dach**, ein Preuße, der ſowohl auf ſeine Landesherren, **Georg Wilhelmen** und **Friedrich Wilhelmen**, als auf andere fürſtliche Perſonen, bey Einzügen und Beylagern; imgleichen auf das hundertjährige Jubelfeſt der Stadt Tilſit, und die Erbauung einer neuen Kirche in Königsberg, ſeine Stärke in der heroiſchen Dichtart gewieſen. **Martin Kempe**, übte ſeine heroiſche Feder zwar mehrentheils in geiſtlichen Materien; doch ſetzte er auch **das Lob der Unſterblichkeit**, und wagte dabey eine Neuerung: indem er es in fünffüßigen Jamben aufſetzte, da ſich die erſte und vierte Zeile reimet; die fünfte und ſechſte aber wieder zuſammen gehören. Da er nun dieſes durchgehends beobachtet, ſo wollte ichs lieber für eine Ode halten; die aber dergeſtalt 100 ſechszeilige Strophen lang ſeyn würde. Auch **Juſt Sieber**, hat ſowohl in ſeiner **Margenis**, über den weſtphäliſchen Frieden, als in ſeiner **Adelinne** über das Lob des Adelſtandes, und auf Herrn von Oppeln, der ihn zum Dichter gekrönet hatte, u. ſ. w. ſeine Stärke in dieſer Art gewieſen. **Johann Frankens** Suſanna gehört auch hieher. Und was ſoll ich von **Neumarken** ſagen, der in ſeinem poetiſch hiſtoriſchen Luſtgarten, den ſieghaften **David**, in der langen trochäiſchen Versart, die recht heroiſch klinget; imgleichen die verſtändige **Abigail**, die erhöhete **Fryne Bozene**, die **Kleopatra** und **Sophonisbe**, mit lauter heroiſchen Gedichten beſungen hat.

7. §.

7. §. Dieß waren nun Dichter des vorigen Jahrhunderts, die das itzige nicht erlebet haben, und alſo zu den alten gehören: die noch nicht die völlige Reinigkeit und Lieblichkeit erreichet hatten, welche ein feinerer Geſchmack dem itzigen Jahrhunderte verliehen. Hier habe ich nun vier große Dichter zu nennen, die alle ihre Vorgänger weit übertroffen haben. Der erſte war Beſſer, die Ehre des königl. Preuſſiſchen Hofes, bis er in ſeinem Alter denſelben verließ, und in Dresden ſeine Zuflucht fand. Wie er unter Friedrich Wilhelmen dem Großen, und Friedrichen dem I. ein Augenzeuge großer Thaten war: alſo konnte es ihm an Gelegenheiten nicht fehlen, ſeine Stärke in heroiſchen Gedichten zu zeigen. Aus ſeinem Lobgedichte auf den erſten, haben wir nur ein Stück, welches die Beſchreibung der Warſchauer Schlacht enthält, durch welche ſich der große Churfürſt den Weg zu der höchſten Oberherrſchaft von Preußen, und ſeinem Nachfolger zur königlichen Krone gebahnet. Dieſes Stück aber zeiget uns eine große Stärke des Dichters in dieſer Schreibart. Es hebt ſo an:

Der flüchtge Caſimir, der erſten Furcht entſtrickt,
War wieder in ſein Reich aus Schleſien gerückt:
Indeß daß groß und klein, bis auf die Tartarhorden,
Für ihn und ſeinen Thron, war aufgebothen worden.
Mit dieſen lag er erſt bey Warſchau an der Stadt;
Doch weil zu große Macht auch große Kühnheit hat:
War er den Weichſelſtrom dieſſeits herüber gangen,
Uns deſto ſchleuniger im Anmarſch zu empfangen.
Faſt hundert tauſend Mann bedecketen das Feld:
Sie hielten gegen uns als eine halbe Welt.
Wie man die Kranche hört bey ihren Zügen girren,
Und in der Sommerszeit die reifen Saaten ſchwirren:
So raſſelte der Klang von Pferden, Schild und Spieß,
Den dieſe große Schaar von weitem hören ließ.
Wie alles ſtäubt und bebt bey Ankunft einer Heerde:
So ſchwärzte ſich die Luft, und zitterte die Erde;
Als dieſer Völker Trifft, und deren Hinterhalt,
Auf unſre Läger drang mit ſtürmiſcher Gewalt.
Sechs gegen einen Arm, ſo ſollten unſre kämpfen;
Ja was man hört und ſah, ſchien uns den Muth zu dämpfen.

Des Feindes Grauſamkeit; die ungeheure Tracht,
Von Häuten und von Filz in eine Form gebracht;
Die theils mit Gold und Stahl gepanzerten Huſaren:
Das große Feldgeſchrey und Lermen der Barbaren,
So ſie aus aller Macht aus Erzt und Horn erweckt,
Hätt' auch die Tapferſten bey andern abgeſchreckt ꝛc.

Eben das beſtärket die Beſchreibung der Schlacht bey Fehrbellin, worinn die Schweden aufs Haupt geſchlagen wurden, imgleichen die Bombardirung von Stettin. Allein nicht weniger erweiſet ſolches die Dankſagung des befreyten Unterrheins, an Churfürſt **Friedrichen** den III. und das Verhängniß getreuer Liebe, womit er ſeine **Kalliſte** beehret hat; wiewohl in dem letzten die Traurigkeit durchgehends herrſchet.

8. §. In **Neukirchs** Gedichten, die ich ſelbſt ans Licht geſtellet habe, iſt das auf den Tod der Königinn **Sophie Charlotte**, imgleichen ſind etliche Lobgedichte auf den König ſehr hoch zu ſchätzen; darinnen er nämlich die ungetrennten heroiſchen Verſe gebrauchet hat. Das erſte hebt ſo an:

Ihr Muſen! die ihr mich, der Preußen Held zu ſingen,
Oft glücklich angefeurt, helft meine Feder zwingen,
Und führt ſie von der Höh', nach der ich lüſtern bin,
Von Friedrichs Siegesbahn zu ſeinen Thränen hin!
Sein unerſchöpfter Muth iſt weit genug erklungen,
Seit dem ihm Noth und Recht die Waffen abgedrungen,
Dem Franzen ſchüttert noch die kaum erlaufne Haut,
Wenn er auf Schwabens Feld betrübt zurücke ſchaut,
Und an den Tag gedenkt, da Ludwigs große Thaten
Mit Schrecken in die Nacht der Finſterniß gerathen,
Und auf einmal verlöſcht. Was Preußen da gethan,
Das zeigen, ſchweig ich gleich, viel andre beſſer an.
Dießmal betracht ich nicht, wie unſer König blitzet,
Wann ihm der Feinde Trotz, der Freunde Schmach erhitzet;
Nein! ſondern, wie er ſelbſt halb todt darnieder liegt;
Und dennoch über Tod und auch ſich ſelbſten ſiegt.

Charlott', ach! kann ich auch dieß große Wort noch ſprechen?
Charlotte liegt erblaſt: und unſre Augen brechen
Zugleich vor kalter Angſt. Wir ſehen nichts, als Nacht:
Und gleichwohl ſehen wir Europens Zierd' und Pracht,
Des größten Helden Luſt, der Damen Preis und Krone,
Das mütterliche Haupt von einem Königsſohne,

Miner=

Minervens Ebenbild, der keuſchen Liebe Sitz,
Und alles, was jemals, Natur, Verſtand und Witz
Nur herrliches gezeugt, nur ſchönes kann erdenken,
Ins Haus, ins ſchwarze Haus der bleichen Schaar verſenken.
Ach! leider! allzuviel! zuviel auf einen Schlag!
Wer iſt, der unſern Schmerz nur halb ergründen mag?
Und wer, der recht beſchreibt, was unſer König fühlet?
Wie dort, Euridice! dein Orpheus geſpielet,
Wenn er des Morgens ſchon mit ſeiner Zitter Klang;
Wenn er des Abends noch von deiner Liebe ſang;
So ſieht man Friedrichen ſich um Charlotten quälen:
So hört man ſeinen Mund ihr reiches Lob erzählen ꝛc.

Sein überſetzter **Telemach**, gehört ins Fach der Epopeen, und iſt nur überſetzet.

9. §. Nächſt ihm iſt ferner auch **Amthor** ein trefflicher heroiſcher Dichter geweſen, der ihn an erhabenen Gedanken und Ausdrückungen faſt noch übertroffen hat. Diejenigen Stücke, womit er 1713. den königl. Däniſchen Sieg über das Steenbockiſche Heer, und den Geburthstag Königs Friedrichs des IV. gefertiget, zeigen ſeine ganze Stärke.

Großmächtigſter, ſo iſts! vor deiner Waffen Blitzen
Kann in die Länge doch allein der Oelzweig ſchützen!
Der ungezähmte Feind entſagt dem ſtarren Sinn,
Und legt den Lorber gern vor deinen Palmen hin:
Vergnügt bey ſeinem Fall, daß er zu deinen Füſſen
Nur ſo gelinde mag den ſtolzen Frevel büſſen;
Und da ſonſt Noth und Tod ihm unvermeidlich ſind,
Er ſeine Rettung noch in deiner Gnade findt.
Der Vortheil, den er kaum durch ſchnöde Liſt errungen,
Wird mit gerechtem Lohn ihm dreyfach abgedrungen,
Und was durch ſeinen Schein der Schweden Muth erhub,
War eben, was die Gruft zu ihrem Fehltritt grub.
Die Trave mußte flugs den ungebahnten Rücken,
Durch Kunſt und Fleiß beſiegt, vor ihrem Anzug bücken:
Sie hielten Meklenburg für ihren Ruhm zu klein,
Und ſchloſſen die Begier in keine Gränzen ein.
Umſonſt trieb Boreas der Wolken ſtarke Düfte,
Den kalten Flockengraus, durch die bezognen Lüfte:
Je tiefer ſich der Froſt in Tellus Schooß gelegt,
Je mehr ward jedes Wuth erhitzt und angeregt.
Ihr Eifer ſchlug ſo gar durch angehetzte Flammen,
Mit fremdem Scheelſuchtstrieb in eine Glut zuſammen,

Die

Die zwar den Stiftern hat Neronens Luſt gebracht,
Doch ſie mit ihrem Dampf auf ewig ſchwarz gemacht.
Iſts möglich? hat der Neid zu dieſem Brand gerathen?
Erhält man ſo das Lob der alten Heldenthaten?
Kann unbewehrtes Volk, nebſt todtem Kalk und Stein,
Auch wohl der Gegenſtand beherzter Leute ſeyn ꝛc.

10. §. Endlich folgt Pietſch, der ſowohl in ſeinem Siege Karls des VI. über die Türken, in IV. Büchern, als in vielen andern Lobgedichten auf ſeinen König, und andere Großen, zur Gnüge bewieſen, daß er ein Meiſter in dieſer heroiſchen Art, ja faſt allein dazu gebohren geweſen. Z. E. auf Karl den VI. hebt er ſo an:

Wo kämpft, wo ſiegt mein Karl? Ihr Muſen führt mich hin!
Ein kriegriſches Geſchrey bewegt mir Geiſt und Sinn,
Rückt den verwöhnten Fuß von unſern ſanften Höhen,
Ihr ſollt auf Waffen, Blut und kalten Leichen gehen.
Was feſſelt mich und euch durch heimliche Gewalt?
Wird mein erloſchner Trieb auf blaſſen Körpern kalt?
Will der geweihte Brand nicht meine Bruſt durchdringen;
Und läßt mein Phöbus mir kein feurig Lied gelingen:
So ruf ich dich, o Mars! um deine Flammen an,
Wer weis, ob nicht ein Held mehr als die Muſen kann.

O Karl! ich ſehe dich. Nun bin ich ſchon erhitzet!
Wer glüht, wer brennet nicht, wo deine Rechte blitzet?
O Karl! ich ſehe dich, und deinen Muth zugleich.
Wer nur an dich gedenkt, iſt an Erfindung reich,
Wie du an Thaten biſt. Man darf ſie nicht erſt ſuchen,
Und wenn man ſie nicht findt, auf das Geſtirne fluchen,
Wie ſich ein armer Geiſt mit kleinen Werken quält;
Unſterblich großer Held! wer ſich dein Lob erwählt,
Wird ſtark durch deine Macht. Ein jeder darf ſich wagen,
Karl! Karl! man nennt dich nur, was kann man größers ſagen?

Sind die Triumphe nicht ein Anfang deiner Kriege?
So fähreſt du auch fort, und endeſt mit dem Siege.
Der Sieg hat nur bey dir die Flügel abgelegt,
Und dein gegründtes Glück die Kugel nicht bewegt.
Weil dieſes aber nicht von ungefehr geſchehen:
So läſſeſt du die Welt ein neues Schauſpiel ſehen,
Greifſt deinen Donner an, und häufeſt Streich auf Streich,
Und häufeſt Sieg auf Sieg. Das ausgeſtreckte Reich,

Das Achmets Zepter drückt, zieht alle Kraft zuſammen;
Doch du zertheileſt ſie mit ſchreckenvollen Flammen,
Und zehreſt alles auf, was dir entgegen zieht,
Bis alles untergeht, bis alles vor dir flieht ꝛc.

Ich ſchweige noch von **Wenzeln**, **Philandern**, und dem **Corvinus**, als die jenen vieren nicht gleichzuſchätzen ſind.

11. §. Sollte ich nun ferner auch auf die itztlebenden Dichter fortſchreiten: ſo würde ich noch viel berühmte Namen zu nennen haben, die ſich in dieſer Schreibart hervorgethan. Herrn Hofr. **Trillers** Prinzenraub, des Herrn von **Scheyb** Thereſiade, Herrn D. **Lindners** tartariſche Schlacht, des Herrn Secret. **Stöckels** Gedichte, auf die neulichen preußiſchen Siege in Schleſien und Böhmen, Herrn M. **Pantkens** Lobgedichte auf **Ludewigen** den Weiſen, von Anhalt-Köthen, u. a. m. würden mir ſolche Stücke darbiethen, die ich unmöglich übergehen könnte. Allein die Nachwelt wird ihnen, und allen andern, die ich verſchweige, auch ohne mich, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Nur ein Paar von den verſtorbenen, muß ich noch nachholen, die ich bald vergeſſen hätte, nämlich **Günthern** und **Königen**. Der erſte hat viel Feuer, und edle Gedanken beſeſſen, ein heroiſches Gedicht recht gut abzufaſſen: wie man aus dem Lobgedichte auf den hochſel. **König Auguſt** ſieht, welches er gleich darauf machte, als König ihn durch allerley Hofſtreiche, um die Stelle eines Hofpoeten gebracht hatte. Dieß einzige Gedicht iſt mehr werth, als alles, was König jemals geſchrieben: allein es war zu ſpät; und wenn es gleich Kenner bey Hofe gegeben hätte, **Günthers** Verdienſte recht zu ſchätzen. Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß die ſchmutzige Lebensart, darinn Günther ſich, aus Armuth und böſer Gewohnheit herumwälzete, auch in ſeine edelſten Gedichte allemal was niederträchtiges mit eingemenget: welches er vieleicht würde vermieden haben, wenn er bey Hofe hätte leben, und beſſere Sitten lernen können. **Königs** Feder aber war viel zu ſteif und hölzern, und ſein Geiſt viel zu ſchwer und kalt, als daß er ſich zu dem heroiſchen Schwunge

dieſer Art von Gedichten hätte erheben können. Man darf nur ſein Heldenlob, und hernach den **Auguſt** im Lager leſen: ſo wird man bald ſehen, daß es unmöglich iſt, ein Wohlgefallen an ſeinen Verſen zu haben. Ihre Härte und Rauhigkeit benimmt allen ſeinen, zuweilen noch leidlichen Gedanken, den ganzen Werth: und eben daher iſt es kein Wunder, daß ſein I. Geſang vom **Auguſt im Lager**, zu Maclatur geworden; den Verfaſſer aber von der Fortſetzung abgeſchrecket hat.

12. §. Aus **Homers** Exempel ſehen wir, daß es bey Verfaſſung eines heroiſchen Lobgedichtes fürs erſte rathſam ſey, ſich der langen Versart zu bedienen, die in jeder Sprache am prächtigſten klinget: ohne ſie in gewiſſe Strophen abzutheilen; als welches ſie den Oden ähnlich, und zu Geſängen machen würde. Die **Epopee** ſelbſt hat in dieſem Stücke nichts vor den Lobgedichten der Götter und Helden voraus: denn beyde ſind an Wichtigkeit des Inhaltes einander gleich. Daher ſagt **Horaz**:

Res geſtæ Regumque Ducumque et triſtia bella,
Quo poſſent numero ſcribi, monſtravit Homerus.

Könnten wir nun im Deutſchen die Hexameter ſchon mit derjenigen Anmuth ſetzen, die dem Leſer gefiele: ſo wäre es gar wohl erlaubt, auch Lobgedichte darinn abzufaſſen; wie **Heräus** ſolches auf Kaiſer **Karl den** VI. verſuchet hat. In Ermangelung deſſen aber, haben unſere Vorgänger ſich der ſechsfüßigen Jamben mit ungetrennten Reimen, oder theils auch wohl der achtfüßigen Trochäen bedienet. Außer **Neumarken**, deſſen ich oben erwähnet, hat auch **Zeſen**, und noch in dieſem Jahrhunderte **Wenzel** und Herr D. **Lindner**, ſolches mit gutem Erfolge gethan. Je prächtiger man nun den Wohlklang, und je reiner man das Sylbenmaaß in dieſen Gedichten machen kann, deſto beſſer wird es ſie zieren: da hingegen ein gezwungenes, hartes Weſen dieſelben ſehr verſtellet. Ferner lehrt **Homers** Beyſpiel, daß man in ſolchen wichtigen Gedichten auch den Beyſtand einer Gottheit

heit anrufen könne: zumal, wenn ſie lang und weitläuftig gerathen. Dieſes haben auch die meiſten alten und neuern Dichter nachgeahmet; ſonderlich, wenn ſie ihre Arbeiten gar in etliche Bücher abgetheilet haben, ſo daß ſie einigermaßen den Epopeen ähnlich geſehen. Allein auch hier haben die Anmerkungen ſtatt, die im erſten Theile bereits davon gegeben worden. Ein chriſtlicher Dichter thut beſſer, wenn er entweder den wahren Gott, oder den Geiſt Gottes, in geiſtlichen und ſehr ernſthaften Materien; oder in weltlichen, die Wahrheit, die Tugend, die Großmuth, die Dankbarkeit, die Freundſchaft, die Liebe, oder die Ehre anrufet; als wenn er immer bey der Muſe Klio, oder Kalliope bleibt. Unſere Vorfahren haben dieſes zwar gethan; und ich tadle ſie deswegen nicht gänzlich: ob ich gleich ſage, was beſſer iſt.

10. §. Was nun den Inhalt ſolcher Gedichte betrifft; ſo muß zuförderſt der, ſo jemanden loben will, wiſſen, was für Eigenſchaften eigentlich ein wahres Lob verdienen: denn ſonſt läuft er Gefahr, auch ſcheinbare Laſter als große Tugenden heraus zu ſtreichen, und dadurch bey den Verſtändigen zum Gelächter zu werden; bey Unverſtändigen aber viel Schaden zu ſtiften. Zweytens muß man den Character derjenigen Perſon wohl kennen, die man loben will; damit man ihr nicht unrechte Eigenſchaften beylege. Denn aus den allgemeinen Quellen der Lobſprüche ſolche Schmäucheleyen zu ſchöpfen, die ſich auf hundert andere eben ſo wohl ſchicken, als auf den, welchen man nennet; das heißt kein rechtes Lob, ſondern eine niederträchtige Lobeſucht,

Da keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Eßig iſt, als bloß der Fuchsſchwanz nur.

wie Rachel ſie beſchreibt. Eine rechte Lobſchrift muß ſich ganz ſonderbar auf denjenigen Helden ſchicken, den man lobt, und auf keinen andern gebraucht werden können. Es iſt gratulantenmäßig, wenn man auf alle ſeine Gönner gleichſam einerley Verſe macht; und ihre Gottesfurcht, Wohlthätig-

thätigkeit ꝛc. mit großem Geſchreye erhebt. Eben ſo verächtlich iſt der Kunſtgriff, in dem Lobe eines neuern allemal einen alten Helden herunter zu machen. **Venus** muß nicht mehr ſchön, **Alexander** kein Held, **Plato** kein Philoſoph, und **Cicero** kein Redner mehr ſeyn, wenn der Poet es ſo haben will. Oder man ſchmelzt gar alle große Leute des Alterthums zuſammen, um einen einzigen Neuern daraus zu gießen: der doch gemeiniglich kaum werth iſt, dem geringſten von jenen die Schuhe aufzulöſen. Ein rechtſchaffener Poet ſchämet ſich dieſer verächtlichen Schmäucheleyen, und lobet keinen, als von dem man was beſonders zu ſagen und zu rühmen weis.

14. §. Doch da die Gewohnheit es eingeführet hat, auf viele Leute Verſe zu machen, wenn uns gleich keine ſolche ruhmwürdige Eigenſchaften von ihnen bekannt ſind: ſo bediene man ſich des Kunſtgriffes, den **Pindar** erſonnen hat; wenn er auf die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen nicht viel zu ſagen wußte. Er lobte etwa einen andern griechiſchen Helden oder Gott, oder handelte eine ganz andere Materie ab, die nützlich und angenehm war: zuletzt aber dachte er nur mit wenigen Worten an denjenigen, dem zu Ehren es verfertiget wurde. Dieſe Erfindung hilft uns zuweilen ganze Bogen füllen, ehe mans gewahr wird. Man erzählet bey Königen und Fürſten das Alterthum ihres Hauſes, die Thaten ihrer Vorfahren, in Kriegs- und Friedenszeiten; oder man ſchildert überhaupt das Bild guter Regenten, Feldherren, oder anderer großer Männer ab. Man beſchreibt Tugenden und entgegengeſetzte Laſter, ſo viel ſich ohne Beleidigung deſſen, den man ehren will, thun läßt. Die Gedichte werden auch eben dadurch für andere Leſer erbaulicher, und kommen alſo eher bis auf die Nachwelt, als wenn ſie lauter kalte Lobſprüche in ſich halten. Zum wenigſten muß man hier und dar lehrreiche Ausſchweifungen zu machen bedacht ſeyn; um dem Ekel der Leſer zuvor zu kommen. Man ſehe nur zu, daß man nicht gar zu weit geſuchte Materien ausführe; die ſich auf keine andere Weiſe

auf unſern Helden deuten laſſen, als wenn man ſagt: **Doch, wo gerath ich hin?**

15. §. Die Schreibart aller dieſer Gedichte muß, nach Beſchaffenheit der Sachen und Perſonen, davon ſie handeln, bald prächtig und erhaben, bald ſinnreich und nachdenklich, bald pathetiſch, bald auch natürlich werden. Hofrath **Pietſch** hat in ſeinen meiſten Gedichten eine ſo edle Art des Ausdruckes, und ſo erhabene Gedanken gebrauchet, daß er zu ſolchen Lobgedichten faſt allein gebohren zu ſeyn geſchienen: wie man unter andern aus ſeinem Gedichte auf den Grafen zu Waldburg, und dem langen Geſange auf den Prinzen Eugen ſehen kann, der ſich anhebt: O feuriger Eugen! der aber einer Ode ähnlicher ſieht, als einem heroiſchen Gedichte. **Opitz** giebt in ſeinem Lobgedichte auf den König **Vladislas**, ein treffliches Muſter einer edlen Einfalt des Ausdruckes. Er geht nicht auf Stelzen, ſondern iſt von Natur durch die Art ſeiner Gedanken erhaben. Er kennet die Pflichten eines Königes, und alles deſſen, was ihn wirklich groß machet. Dieſes ſchildert er nun ſo natürlich, daß er ſeinen Leſer dahin reißt, und ihn in Bewunderung ſeines Helden ſetzet. Sein Herz, und nicht ſein Witz ſcheint die Feder zu führen, wenn er lobet. Nächſt ihm hat **Neukirch** in ſeinen Lobgedichten auf den König in Preußen die rechte Schreibart in ſeiner Gewalt gehabt. Auch er flößt lauter edle Bilder von ſeinem Helden ein: da hergegen **König**, wenn er den Auguſtus loben will, nur auf ſeine Stärke, große Naſe, und ſtarke Augenbraunen verfällt: gerade als ob ſolche Kleinigkeiten zu der Würde eines Königes etwas beytrügen. Auch das iſt tadelhaft, wenn Dichter in ihren Lobgedichten auf Fürſten, nur ihre Kronen, Gold, Edelſteine, Purpur, Sammt, Trabanten, Pracht und Gefolge loben. Dieß ſind Dinge, die zwar des Pöbels Augen blenden, aber keine wahre Größe zeigen. Ein Nero kann ſie eben ſowohl, als ein Titus und Trajan haben: aber dieſe wiſſen andere Mittel, ſich anſehnlich und beliebt zu machen. Ein Dichter muß die Gedanken ſeiner Leſer über die Vorurtheile des ge-

37

gemeinen Wahnes zu erheben, nicht aber darinn zu beſtärken ſuchen. Man hüte ſich endlich auch vor allen ſchwülſtigen Ausdrückungen, in welche die lohenſteiniſche Schule eine Zeitlang gerathen war; und wovon auch **Neukirch** in ſeiner Jugend angeſtecket geweſen. Eben deswegen habe ich aus der Sammlung ſeiner Gedichte, die ich ans Licht geſtellet, alle die Stücke ausgeſchloſſen, darinn dieſer böſe Geſchmack noch herrſchete.

16. §. Doch ehe ich dieſes Hauptſtück ſchließe, muß ich noch etwas erinnern, was zu dieſem und allen vorhergehenden Hauptſtücken dieſes andern Theiles gehöret. Es betrifft die Titel, die man zu ſeinen Gedichten machen ſoll. Hier fragt ſichs nun, wie man dieſelben einzurichten habe? Viele Leute lieben die gekünſtelten oder hochtrabenden, das iſt, die metaphoriſchen oder allegoriſchen Titel: und dieſe pflegen ihre vornehmſte Erfindungskraft ſchon auf der Ueberſchrift zu verſchwenden. **Neidhard** hat eine Cantate gemacht, deren Titel dieſer war: **die mit blauen Adlersflügeln gen Himmel geflogenen güldenen Sonnen.** Die Erfindung war aus dem Wappen desjenigen Grafen genommen, bey deſſen Leiche dieſes Stück zur Trauermuſik dienete. Wer ſieht aber nicht, wie ungereimt die Phantaſie des Poeten geweſen, der das Herz gehabt, die blauen Flügel an die Sonnen zu ſetzen, um ſie damit gen Himmel fliegen zu laſſen? In andern Gedichten findet man eben ſolche Ausſchweifungen: ja in ganzen Büchern der Poeten iſt es nichts ſeltſames, daß man poetiſche Trichter, Helikone, Parnaſſe, Tempel, Altäre, Roſenblätter, Roſengebüſche, Cedern- Lorbern- Myrten- und Cypreſſen-Häyne, Poſaunen, Harfen, Glocken, Cymbeln, und warum nicht auch Schällen? von ihnen zu ſehen bekömmt.

17. §. Allein, wenn ich die Wahrheit davon geſtehen ſoll; ſo machen alle dieſe metaphoriſche Titel einem Buche kein ſonderliches Anſehen. Die Alten haben ihren größten und beſten Gedichten ſehr einfache und ſchlechte Namen gegeben.

Die Ilias und Aeneis, nebſt allen Trauerſpielen der Griechen, können genugſam davon zeugen. Andere kleine Werke, hießen auch ſchlechtweg, Ode, Idylle, Satire, Elegie, Schreiben, Sinngedichte, u. ſ. w. ohne ein großes Geprale von dem wunderwürdigen Inhalte ſolcher Stücke zu machen. Und in den neuern Zeiten, haben auch die beſten Dichter ſich ſolcher hochtrabenden Titel enthalten. Man ſieht wohl, daß **Opitz, Flemming, Kanitz, Beſſer, Philander** und **Günther** ſich aller dieſer weitgeſuchten Ueberſchriften, ſowohl in einzelnen Stücken, als in ganzen Sammlungen enthalten haben. Bey denen aber, die ſich auf eine praleriſche Art mit ſeltſamen Ueberſchriften breit gemachet haben, hat es mehrentheils geheißen:

Quid tanto dignum feret hic promiſſor hiatu?
Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus.

Man bleibe alſo bey einer ungezwungenen natürlichen Kürze in den Titeln ſeiner Gedichte; und halte feſt dafür: daß es weit beſſer ſey, wann hernach im Gedichte oder im Buche mehr enthalten iſt, als man aus dem Titel vermuthet hätte; als wenn auf dem Titel mehr wäre verſprochen worden, als der Poet im Werke ſelbſt leiſten gewollt oder gekonnt:

Non fumum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut ſpecioſa dehinc miracula promat.

Des I. Abſchnitts VII. Hauptſtück.
Von Satiren oder Strafgedichten.

1. §.

Wie die Poeſie überhaupt von der Muſik und den erſten Liedern ihren Urſprung hat, ſo iſt es auch mit der ſatiriſchen beſchaffen. Man hat lange vor dem Homer ſpöttiſche und ſchimpfliche Geſänge gemacht, und abgeſungen; folglich iſt dieſe Art von Gedichten eben ſo neu nicht. Ariſtoteles, der uns dieſes im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt erzählet, ſetzet hinzu: daß dieſe Lieder ſehr unflätig und garſtig geweſen, und daß Homerus ſie zuerſt von dieſer Unart geſaubert, da er in heroiſchen Verſen auf den Margites eine Satire gemacht. Dieſer Margites, wie ſchon bey anderer Gelegenheit gedacht worden, mochte ein Müßiggänger geweſen ſeyn, der weder einen Schäfer, noch einen Ackermann, noch einen Winzer abgeben wollte; und alſo nach der damaligen Art ein unnützes Glied der menſchlichen Geſellſchaft war. Auf dieſen machte nun Homer ein Strafgedicht, welches er von den oben erwähnten Fehlern der Grobheit und Schandbarkeit befreyete; und gab uns alſo, nach Ariſtotels Urtheile, den erſten Begriff von einer guten Satire, wie er uns vom Heldengedichte das erſte gute Muſter gemacht. Da aber dieſes ſeinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben, die Tragödie zu erfinden; ſo hat auch jene, nämlich die Satire, zur Erfindung der Komödie Anlaß gegeben.

2. §. Was nun Homer in heroiſchen Verſen gethan hatte, das verſuchte, um des Gyges, oder Romulus Zeiten, wie Herodotus und Cicero bezeugen, oder im 3250ſten Jahre der Welt, Archilochus in Jamben; die er ſelbſt zu dieſer Abſicht erfand. Horaz ſagt deswegen von ihm:

Archilochum proprio rabies armavit iambo.

Dieſen Vers zu verſtehen, muß man die Geſchichte wiſſen, die er vorausſetzet. Lykambus hatte dem Archilochus

die **Neobule**, eine von ſeinen drey Töchtern verſprochen. Als dieſer nun Ernſt machen wollte, ſo ſchlug er ſie ihm wieder ab, und gab ſie einem andern. Das verdroß nun den **Archilochus** dergeſtalt, daß er aus Rachgier, in jambiſchen Verſen, die allerbeißendſte Satire auf ihn machte. Dieſe brachte nun den **Lykambus** zu ſolcher Verzweifelung, daß er ſich ſelbſt erhieng: ja ſeine drey Töchter, die er vieleicht auch nicht geſchonet hatte, ſollen, nach andern, eben das gethan haben. Von dieſes **Archilochus** Gedichten ſind nur wenige Verſe übrig, die **Heinr. Stephanus**, mit den Fragmentis Lyricorum ans Licht geſtellet hat. **Archilochus** ward darauf ein Soldat, und blieb in einer Schlacht. Außer dem aber, daß ſeine Gedichte ſo beißend geweſen, haben ſie auch viel unzüchtige und den guten Sitten zuwider laufende Dinge in ſich gehalten: weswegen die Lacedämonier ſie in ihrem Staate zu leſen verbothen. Sein Lobgeſang auf den Herkules aber, ward ſo beliebt, daß er bey den olympiſchen Spielen auf die Sieger allezeit dreymal abgeſungen ward. **Apollonius**, der Rhodier, hat ſein Leben beſchrieben, und **Heraklides** ein Geſpräch von ihm gemacht. So berühmt er aber dadurch geworden und geblieben, ſo wenig Nachfolger hat er in der jambiſchen Satire gefunden. Man weis keinen einzigen, der ihm darinn nachgeahmet hätte: vieleicht weil ſeine Schreibart zu viel Merkmaale der Rachgier gehabt, und eher einer perſönlichen Läſterſchrift, als einer allgemeinen Beſtrafung der Laſter ähnlich geſehen. Vieleicht hat aber ſonſt die unflätige Art des Ausdruckes einen Abſcheu vor ſeinen Gedichten erwecket. Die jambiſchen Verſe indeſſen, die er erfunden, ſind in vielen Arten der Gedichte gebrauchet, und beybehalten worden.

3. §. In eben dem Hauptſtücke erwähnt **Ariſtoteles**, daß man noch bis auf ſeine Zeiten, in vielen Städten ſatiriſche Lieder voller Zoten geſungen, ja daß ſie ſogar durch öffentliche Geſetze eingeführet geweſen. Indeſſen fielen doch die beſten Poeten, die zur Satire ein Naturell hatten, auf die Komödien, die anfänglich durch den **Pratinas**, **Eu-**

polis, **Kratinus** und **Ariſtophanes** in den Schwang; durch den **Philemon** und **Menander** aber zur Vollkommenheit gebracht wurde. Denn ſo beſchreibt ſie Horaz in ſeiner IV. Satire des I. Buchs:

> Eupolis atque Cratinus, Ariſtophanesque Poetæ,
> Atque alii, quorum Comœdia priſca virorum eſt,
> Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur;
> Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
> Famoſus; multa cum libertate notabant.

Dieſes zeigt uns nun ſattſam, was das innere Weſen ihrer Satiren geweſen. Sie waren Abſchilderungen laſterhafter oder thörichter Leute, die ſich durch ihre Bosheit und närriſche Lebensart ſchon ſelbſt bekannt gemacht hatten. In freyen Republiken, dergleichen in Griechenland überall waren, ſtund dieſes einem Poeten frey. Und da es zwiſchen den Vornehmen und Geringern allezeit Mishälligkeiten gab: ſo ſah es das Volk gern, wenn auch die obrigkeitlichen Perſonen, ja die Fürſten ganzer Städte wacker herumgenommen wurden. Als aber die Großen das Ruder des gemeinen Weſens in die Hände bekamen: ſo wurde dieſe poetiſche Freyheit ſehr eingeſchränket; wie unten in dem Hauptſtücke von der Komödie mit mehrerm vorkommen ſoll.

4. §. Bey den Lateinern ſind auch ſchon in alten Zeiten die feſcenniniſchen Lieder und Stachelgeſänge Mode geweſen. Das Landvolk beluſtigte ſich an den Feſttagen noch zu **Auguſts** Zeiten daran; und dieſe mögen wohl dem **Lucilius** die erſte Veranlaſſung zur Erfindung der lateiniſchen Satire gegeben haben. Dieſe iſt nun von der griechiſchen des **Archilochus**, in der Art von Verſen, ganz unterſchieden. Denn da jene ſich der jambiſchen bedienet hatten: ſo ſchrieb ſie **Lucilius** nach **Homers** Muſter, wieder in alexandriniſchen Verſen; und zwar mit ſolchem Erfolge, daß alle ſeine Nachfolger, **Horaz**, **Juvenal** und **Perſius**, auch dabey geblieben. Dieſe drey haben auch in ſatiriſchen Gedichten die höchſte Vollkommenheit erreichet: und wir müſſen ſie uns zu

Muſtern nehmen, wenn wir darinn was rechtes thun wollen. Denn ob ſich wohl auch nach ihren Zeiten **Lucianus** auf die ſatiriſche Schreibart mit gutem Erfolge geleget: ſo hat er doch nur in ungebundener Rede geſchrieben. Auch unter den Neuern haben **Erasmus**, **Ulrich von Hutten**, **Agrippa**, **Henrich Morus**, und viele andere, ſatiriſche Schriften genug verfertiget: allein mehrentheils nicht in Verſen, ſo daß wir ſie hieher nicht rechnen können. Und ungeachtet es auch an poetiſchen Satiren in lateiniſcher Sprache bey Wälſchen, Deutſchen und Franzoſen nicht gefehlet, die man insgemein Menippeas zu nennen pfleget: ſo iſt es doch allemal beſſer, bey den alten Muſtern zu bleiben; dagegen die neuen Lateiner nur allemal Copiſten und Stümper bleiben.

5. §. Unter den heutigen Völkern, hat ſich faſt jede Nation darinn hervorgethan. **Regnier** und **Boileau** ſind unter den Franzoſen die größten Satirenſchreiber geweſen, und **Rouſſeau** iſt ihnen nicht unglücklich gefolget. Unter den Italienern hat ſich **Aretin**, ſo wie in England der Graf **Rocheſter**, und in Rußland Prinz **Cantemir**, durch ſeine Satiren einen Namen gemacht; unzähliger andern, die nicht ſo berühmt ſind, zu geſchweigen. Bey uns Deutſchen, hat zwar **Opitz** in ſeinen Gedichten hier und da viel ſatiriſche Stellen mit einfließen laſſen: aber ich finde kein einziges Stück von ihm, das er eine Satire geheißen hätte. **Hans Wilmſen L. Roſt**, d. i. Laurenberg von Roſtock, gab 1655. in 12. ſeine vier Scherzgedichte heraus, die in der That Satiren waren. Sie handeln, von der Menſchen itzigen verborgenen Wandel und Manieren, von alamodiſcher Kleidertracht, von vermengter Sprache und Titeln, von der Poeſie und Reimgedichten; aber alles in plattdeutſcher meklenburgiſcher Sprache. Sie halten überaus viel Salz und Eſſig in ſich, und wären ſchon werth, einmal hochdeutſch eingekleidet zu werden. **Rachel** war alſo der erſte, der ſich bald nach ihm, durch zehn hochdeutſche Satiren ans Licht wagte: und ſich gleichſam dadurch, als unſern **Lucilius** erwies. Er verdient dieſen Namen, nicht nur wegen ſeiner ſehr beſ-

tigen und beißenden Schreibart, ſondern auch wegen der unreinen und harten Verſe, die Horaz jenem römiſchen vorgerücket. Er verdient indeſſen noch geleſen zu werden: weil er überall eine geſunde Vernunft, eine gute Moral, und einen ziemlichen Geſchmack zeiget; wie aus ſo vielen Stellen, die ich ſchon aus ihm angeführet, zur Gnüge erhellen kann. Wie aber Boileau ſich keine Schande daraus gemachet, zu geſtehen; daß er dem Horaz, Juvenal und Perſius fleißig nachgeahmet, ja bisweilen ganze Stücke daraus bloß überſetzet: alſo können wir dieſes auch vom Rachel geſtehen. In etlichen ſcheint er ein bloßer Ueberſetzer dieſer Lateiner, ſonderlich Juvenals zu ſeyn: und es wäre gut, wenn man einmal in einer neuen Auflage, alle die Stellen anmerkte. Zum Exempel ſoll uns der Anfang der fünften Satire vom Gebethe dienen, wo man Juvenals und des Perſius Geiſt leicht kennen wird.

Sey fröhlich, o Makrin! Halt dieſen Tag in Ehren,
Der deiner Jahre Zahl von neuem wird vermehren.
Gib Dank und Opfer her, bring nur ein Löffel Wein:
Mit unſerm Schaden will Gott nicht gedienet ſeyn.
Ein heiliges Gebeth, das nach dem Geiz nicht ſchmecket,
Sticht hundert Ochſen aus. Du trägeſt unverdecket
Den Wunſch des Herzens an, bringſt alles deutlich vor,
Und rauneſt insgeheim den Göttern nicht ins Ohr,
Wie ſonſten wohl geſchieht. Iſt jemand da zugegen,
So ruft man laut heraus: „Gib nur in allen Wegen,
„O Jupiter, ein Herz, daß dir zu Dienſte ſey,
„Mit Schanden unbefleckt, vergnüget, redlich, treu,
„Dem Geiz und Wucher feind!“ Das geht aus vollem Rachen:
Inwendig aber ſpricht das Herz von andern Sachen,
Und murmelt bey ſich ſelbſt: „O! daß das gute Glück
„Mir an Ducaten geb' ein hundert tauſend Stück!
„O daß mein alter Freund; daß meine reiche Baaſe,
„Gar ſanft und ſelig wär bedeckt mit grünem Graſe!
„O daß Nikanors Sohn, der näher erbt, als ich,
„Noch heute kriegen möcht den letzten Todesſtich:
„Denn wozu dienets ihm, ſo großes Gut zu erben,
„Deß Leben nichtes iſt, als nur ein täglich Sterben;
„Schwarz, mager, häßlich, bleich, vom Fieber ausgezehrt,
„Ein Schatten, ſonder Leib, nicht eines Hällers werth.

Ach

„Ach möcht ich nur ein Weib mit großem Gut' erwerben,
„Die heute käm' ins Haus, und morgen möchte ſterben!
„Sieh, wie es Nereus, dem reichen Filze glückt:
„Der ſchon die dritte Frau bereits zu Grabe ſchickt.“
Dieß iſt des Herzens Wunſch. Und daß nun ſolch Begehren,
Als heilig und gerecht der Himmel mög' erhören:
So gehſt du Morgens hin, thuſt dreymal einen Guß
Vom Tyber auf das Haupt, entſündigeſt den Fluß
Der hingelegten Nacht ꝛc.

6. §. Im 1676ſten Jahre, gab **Martin Kempe**, ſeine Siegspracht der Dichtkunſt in 12. heraus, darinn drey Strafgedichte, die meiſtentheils die Poeſie betreffen, vorkommen. Es ſind viel ſchöne Gedanken, und lebhafte Stellen darinn: doch iſt er bey weitem ſo ſcharf nicht, als **Rachel**, und alſo in keinen Ruff eines Satirenſchreibers gekommen. Bald darauf erwachte der **Freyherr von Kanitz**, ein viel feinerer Geiſt, der ſich durch Studien, Reiſen, und Umgang mit den artigſten Hofleuten nicht nur eine beſſere Lebensart, ſondern auch einen beſſern Geſchmack erworben hatte. Kurz, er ward unſer deutſcher **Horaz**. Dieſer brauchte ſeinen Trieb zur Poeſie nur insgeheim, zu ſeiner Beluſtigung, und gab ſich bey ſeinem Leben gar nicht bloß damit. Wir ſehen dieſes aus ſeiner Satire von der Poeſie, da er ſich ſelbſt die Gefahr vorrücket, wider ſeinen Willen, als ein Poet bekannt zu werden:

Du meynſt zwar, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken:
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misglücken?
Von deinem ſchönen Zeug entdeck, ich wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht.
So wirſt du ein Poet, wie ſehr du es verneineſt;
Wer weis, ob du nicht bald im offnen Druck erſcheineſt?
Vieleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der ſpäten Welt einmal hervor geſucht;
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löſchpapier gewunden.

Indeſſen ließ er doch zuweilen ſeine Gedanken über den Lauf der Welt, und ſonderlich das Hofleben, auf eine ſehr geſchickte und ſinnreiche Art aus: die noch heute zu Tage den Ein-

Eindruck macht, als ob ſie itzo geſchrieben wäre. Seine Verſe ſind rein, und doch nachdrücklich, fließend und doch nicht matt; voller Schärfe, und doch fein, aber allezeit ſchamhaft und der Tugend treu. Er überſetzte ſowohl aus dem Latein, als aus dem Franzöſiſchen ſehr glücklich; wie ein paar Stücke aus dem Horaz und Juvenal, und die Satire vom Adel aus dem Boileau zeigen. Von dieſer inſonderheit hat mich ein gelehrter Franzos, der hier ſoviel Deutſch gelernet hatte, daß er ſie ganz verſtund, verſichert: daß ſie ſtärker ſey, als das Original. Zum Exempel ſeiner Kunſt im Schildern, will ich aus der IV. Sat. vom Hofleben, ſeine Abbildung eines oberſten Staatsdieners herſetzen:

Wo aber iſt der Ort, der einen muntern Geiſt,
Geſchwinder, als der Hof, in ſeinem Vortheil weiſt;
Und täglich Anlaß giebt, bey ſo verſchiednen Fällen,
Was man begriffen hat, ans volle Licht zu ſtellen?
Was fehlet einem wohl, der es ſo weit gebracht,
Daß er in ſeiner Höh der Misgunſt Pfeil verlacht?
Wenn keiner, neben ihm, dem Fürſten geht zur Seiten,
Den er darf wie ein Freund, nicht wie ein Knecht, begleiten.
Er heißt des Fürſten Arm, der unſre Wohlfahrt ſtützt:
Sein Ohr, das uns erhört; ſein Auge, das uns ſchützt;
Die Seele, die ihn regt, auf unſer Heil zu ſinnen;
Sein Werkzeug, das er braucht, was großes zu beginnen.
Man ſchreibts dem Unglück zu, wenns etwan übel ſteht,
Und ihm, daß noch der Staat nicht ganz zu Drümmern geht.
Ihm dankt der Fürſt allein, daß er ſo wohl geſorget,
Wenn der Soldate ficht, und noch der Kauffmann borget,
Iſt das nicht folgens werth, wenns einem ſo gelingt,
Daß aller Ueberfluß durch Thür und Fenſter dringt;
Und daß er, ſein Geſchlecht in hohen Flor zu ſetzen,
Darf eines jeden Haupt, nach eignem Willen, ſchätzen?
Er ſieht ſein prächtig Haus, wie es von Marmel prahlt,
Sein Bild, wie es geprägt, aus hellem Golde ſtralt.
Die Leichenrede ſelbſt ſieht er bey ſeinem Leben,
Im Vorrath ſchon gedruckt, an allen Wänden kleben.
Ein ſolcher, der ſich ſchaut in ſo erwünſchtem Stand,
Hat nicht ſein Vatergut vergeblich angewandt,
Und darf der andern Luſt in Wahrheit nicht beneiden,
Die ihr Geſicht an Korn, an Schaaf und Kälbern weiden.

7. §. Wenn wir alſo an dieſem einen deutſchen Horaz aufzuweiſen haben, ſo iſt Benjamin Neukirch unſer Juvenal zu nennen. Seine männlichen und recht feurigen Satiren, erwerben ihm dieſen Namen mit Rechte: zumal, da er nicht mit Scherzen und Lachen, ſondern im Ernſte und mit brennendem Eifer die bitterſten Wahrheiten heraus ſaget. Zuerſt ſtellte uns dieſelben Secr. Hanke unter ſeinen Gedichten, noch bey des Verfaſſers Leben, ans Licht: hernach habe ich ſie in der Sammlung ſeiner Gedichte wieder auflegen laſſen. Er hat gleichfalls eine Weile in Berlin das Hofleben, und alle Lüſte und Beſchwerden deſſelben kennen gelernet. Sein Verdruß brach alſo zuweilen darüber aus; ſonderlich, wenn er erwog, daß er mit ſeiner Muſe, ſo lange Beſſer daſelbſt am Hofe war, nicht empor kommen konnte. Man lobte ſeine Gedichte, und ließ ihn darben, wie er ſelbſt öfters klaget: da er doch ein Geiſt war, der wie ein Virgil in Rom, einem neuen Königreiche zu einer der vornehmſten Zierden gereichen konnte. Allein auch ſonſt hat er ſeine Gedanken über die Kinderzucht, über die drey Hauptlaſter, u. a. m. ſehr bitter, und nachdrücklich ausgelaſſen. Zur Probe will ich ein Stück aus der VII. Satire, auf unverſtändige Poeten herſetzen; darinnen zugleich ein Theil ſeines berliniſchen Schickſals, unter Friedrichen dem Weiſen, und ſeinem Nachfolger zu ſehen iſt.

So hab ich manchen Tag und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Luſt in Zucker zugemeſſen;
Betrüger reich gemacht, mich aber gar vergeſſen.
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut;
Und Preußens Salomo, den ich mit Recht geprieſen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewieſen:
Ward doch durch ſeinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wucherſchaar, bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen;

Die

Die Zungendreſcherey den Muſen nachgeſetzt,
Und wahre Weisheit mehr, als Geld und Gut, geſchätzt;
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht noch zu rechter Zeit in Schulenſtaub geſprungen;
Die matte Dürftigkeit im Mantel eingehüllt,
Mit leerer Wiſſenſchaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wöchentlich ein Lied für Thaler hingeſchrieben.
Hiebey verbleibt es nicht. Die ſchwärmende Vernunft
Der von der Hungerſucht bethörten Dichterzunft,
Die ſich durch falſche Kunſt auf den Parnaß geſchlichen,
Von der geſetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen ſchmiert,
Und alle Meſſen faſt ein todtes Werk gebiehrt;
Wird ſo verwegen ſchon, daß ſie Geſetze ſtellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderclaſſen weiſt,
Horazens Dichterkunſt verrauchte Grillen heißt,
Und alles, was ſich nur nach alter Kraft beweget,
Auf lüſternem Papier mit Dinte niederſchläget.
Da nun dieß Weſpenheer von Tag zu Tage wächſt,
Und jeder Knabe ſchon nach Narrenwaſſer lechzt:
Was Wunder iſt es denn, wenn Ruhm und Ehre ſtirbet,
Die Kunſt zu Grabe geht, und Tugend gar verdirbet?

8. §. **Philander**, **Menantes** und **Corvinus**, haben uns zwar ſatiriſche Gedichte geliefert, allein, ſie ſind mehrentheils zu matt, und zu wäſſerig gerathen: **Günther** aber iſt zu jung in das Strafamt getreten, daher ſeine Satiren nur Rhapſodien heißen können, die ihm eine ausſchweifende Jugendhitze eingegeben. Er denket zwar bisweilen ſehr munter, feurig und glücklich; allein mehrentheils ohne Ordnung und Regel: denn er fällt von einem aufs andere, das ſich zu keiner Hauptabſicht zuſammen reimet. Ja oft ſcheinen gar die Reime ſeine Verſe gemacht zu haben; weil die Sachen ſich nicht beſſer zuſammen ſchicken, als ob er ſie zuſammen gewürfelt hätte. Indeſſen verdient er ſo gut, als ein **Rouſſeau** geleſen zu werden, mit dem ihn der Herr von **Bar** verglichen hat. Wie ſehr iſt es zu bedauren, daß dieſer ſtarke Dichter ſeine Epitres diverſes, nicht in deutſcher Sprache geſchrieben hat: ſo würden wir ihn mit Recht für unſern

unſern ſtärkſten Satirenſchreiber ausgeben können, der allen Ausländern Trotz zu biethen im Stande wäre. Die geſunde Vernunft und die Wahrheit ſcheinen ihm ſelbſt die Feder geführet zu haben: ſo richtig ſind alle ſeine Ausſprüche. Die Materien, davon er ſchreibt, ſind viel wichtiger, als des Boileau ſeine; der ſich mehrentheils nur mit den elenden Scribenten herumzanket. Itzo aber, da er franzöſiſch geſchrieben, hat er das Schickſal, daß er den meiſten ſeiner Landsleute unverſtändlich iſt; von den Franzoſen aber dennoch, aus bloßem Neide nicht gelobet, ja wohl gar noch wegen einiger, obwohl ſehr geringen Sprachfehler getadelt wird. Von unſerm dunkeln und gezwungenen Perſius könnte ich auch wohl etwas ſagen, indem es uns an dieſem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, ſo läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateiniſchen Dichter kennt, wird ſchon wiſſen, wen ich im Deutſchen meyne.

9. §. Nach dieſer kurzen Hiſtorie der Satire, wird es leicht ſeyn, eine Beſchreibung derſelben zu geben. Sie iſt nämlich ein moraliſches Strafgedicht über einreißende Laſter, darinn entweder das Lächerliche derſelben entdecket; oder das abſcheuliche Weſen der Bosheit, mit lebhaften Farben abgeſchildert wird. Man ſehe das obenangezogene vierte Hauptſtück der Poetik Ariſtotels nach, ſo wird man eben dergleichen Beſchreibungen davon antreffen. Man kann alſo ſagen, die Satire ſey eine Abſchilderung laſterhafter Handlungen, oder das Gegentheil von den Lobgedichten: welche nur die guten und löblichen Thaten der Menſchen abſchildern und erheben. Beyde ſind alſo zu Ausbreitung und Fortpflanzung der Tugend erfunden, ob ſie wohl verſchiedene Mittel dazu wählen. Lob und Tadel haben bey den Menſchen viel Kraft: wenn ſie nur in den rechten Händen ſind, und zum Behuf des Guten, und zu Unterdrückung des Böſen recht angewendet werden. Dieſe Abſicht ſoll nun ein Satirenſchreiber haben. Indeſſen könnte man die Satire auch den Schäfergedichten entgegen ſetzen, welche den unſchuldigen Zuſtand des gülde-

nen Weltalters abſchildern. Man kann ſie aber auch in zwo Hauptgattungen eintheilen, nämlich in die luſtige oder ſcherzhafte, und in die ernſthafte oder beißende Satire. In jener iſt Horaz, und bey uns Kanitz; in dieſer aber ſind Juvenal, und bey uns Neukirch Meiſter geweſen.

10. §. Dacier in ſeinem Tractate von der Satire, hält dafür, man müſſe den Grund der Satiren in der chriſtlichen Lehre von der brüderlichen Beſtrafung ſuchen. Allein vergebens. Dieſe wird gegen einzelne Perſonen ausgeübet, mit welchen man noch dazu in beſonderer Freundſchaft und Vertraulichkeit ſteht; und hat ſo vieler Behutſamkeit vonnöthen, daß man erſt allerley Stuffen durchgehen müßte, ehe man bis zu einer ſo öffentlichen Beſchreibung des Laſters fortſchreiten könnte. Die ſatiriſche Poeſie aber ſtraft die herrſchenden Laſter überhaupt, und zwar öffentlich, ohne alle Umſchweiſe, oder beſondere Erlaubniß. Einen ordentlichen Beruf, die Sittenlehre zu predigen, und das Böſe zu ſtrafen, hat ein Poet auch nicht: und daher glauben viele, es ſtünde den geiſtlichen Lehrern allein zu, wider die öffentlichen Laſter zu eifern. Allein, auch dieſe irren, wenn ſie meynen, daß man zu Beförderung des Guten, und zu Ausrottung des Böſen im gemeinen Weſen einen beſondern Beruf haben müſſe. Iſt nicht ein jeder rechtſchaffener Bürger verbunden, für ſich ſelbſt, zur Aufnahme und Wohlfahrt der Republik ſo viel beyzutragen, als er kann? Und was bedarf er alſo einer neuen Beſtallung, ſeine Einſicht in moraliſchen Dingen, zur gemeinen Beſſerung in Schriften zu zeigen? Hierzu kömmt noch die Liebe zur Tugend, und der heftige Abſcheu vor den herrſchenden Laſtern, der einen ehrlichen Juvenal ſo lange innerlich quälet, bis er endlich losbricht:

Difficile eſt, Satyram non ſcribere. Nam quis iniquæ
Tam patiens urbis, tam ferreus, ut teneat ſe?

Und bald darauf, in eben der erſten Satire:

Quid referam, quanta ſiccum jecur ardeat ira,
Cum populum gregibus comitum premat, hic ſpoliator
Pupilli proſtantis?

So

So lange es alſo recht ſeyn wird, das Böſe zu haſſen; ſo lange werden auch die Satirenſchreiber keiner weitern Vertheidigung nöthig haben: wenn ſie ſich nur nicht an unſchuldige Leute machen, und Dinge für Laſter ausſchreyen, die keine ſind. Denn in ſolchem Falle werden ſie Läſterer und Pasquillanten. Man ſehe hiervon nach, was in der vernünftigen Tadl. II. Th. XXX. St. von dem Unterſchiede der wahren Satire und ehrenrühriger Pasquille ausführlicher geſaget worden.

11. §. Und in der That muß man ſich wundern, warum man denen, die in gebundener Schreibart wider die Laſter eifern, das Handwerk, ſo zu reden, legen wollen: da mans doch den Philoſophen niemals unterſaget hat, ſolches in ungebundener Rede zu thun. Wer lobt nicht die Schriften eines **Theophraſts**, des **Seneca**, des **la Bruyere**, des Zuſchauers, **Philanders von Sittewald**, und anderer Moraliſten von dieſer Art? Wer weis aber nicht, daß ſie ſich ſehr oft einer weit ſchärfern ſatiriſchen Schreibart bedienet haben, als die heftigſten Poeten? Soll es nun proſaiſch nicht ſchädlich ſeyn, die Auslachenswürdigkeit und Abſcheulichkeit der Laſter und ihrer Sklaven abzuſchildern: warum ſoll dieſes nur poetiſchen Geiſtern nicht frey ſtehen? Einmal ſind beyde Moraliſten; beyde Liebhaber der Tugend, und Feinde der Bosheit; beyde Vertheidiger der Geſetze, und redliche Bürger. Das Sylbenmaaß und die Reime können zum höchſten nichts mehr bey der Sache ändern, als daß die Strafpredigten der Poeten deſto lieber geleſen und wohl gar auswendig gelernet werden: welches aber nur ihre Nutzbarkeit vergrößert, und ihnen einen deſto größern Vorzug vor allen andern Sittenſchriften einräumet.

12. §. Wie man leicht ſieht, ſo ſetze ich hier zum voraus: daß ein Satirenſchreiber ein Weltweiſer ſey, und die Lehren der Sitten gründlich eingeſehen habe. Dieſe Eigenſchaft deſſelben iſt leicht zu erkennen, wenn man nur zehn oder zwanzig Zeilen einer ſolchen Satire lieſt. Es gehört aber auch ſonſt ein reifes Urtheil und eine gute Einſicht in alles, was wohl, oder übel ſteht, für einen ſatiriſchen Dichter.

Denn nicht nur das moraliſche Böſe; ſondern auch alle Ungereimtheiten in den Wiſſenſchaften, freyen Künſten, Schriften, Gewohnheiten und Verrichtungen der Menſchen, laufen in die Satire. Horaz und Boileau haben viele Proben davon gegeben, und Pope hat in ſeinem Eſſay on Criticism, ob dieß gleich ein dogmatiſches Gedicht ſeyn ſoll, viel ſatiriſches wider den verderbten Witz mit einfließen laſſen. Ein anderer Engländer hat einen Harlequin-Horace, in der Abſicht geſchrieben, und die horaziſche Dichtkunſt, auf eine ironiſche Art, ganz umgekehrt vorgetragen. Eine geſunde Vernunft und ein guter Geſchmack iſt alſo demjenigen unentbehrlich, der andere ſtrafen will; damit ſich nicht ein Blinder zum Führer des andern aufwerfe. Man ſieht aber hieraus, auch ohne mein Erinnern ſchon, daß unſchuldige natürliche Fehler nicht unter die Satire fallen. Z. E. ein Höckerichter, Lahmer, Einäugigter, u. d. gl. müſſen von keinem rechtſchaffenen Poeten, ihrer Gebrechen halber, verſpottet werden: es wäre denn, daß ſich ein ſolcher Menſch für einen Adonis hielte, oder an ſeinem verſtümmelten Leibe, durch ſeine Laſter ſelbſt Schuld hätte, und dadurch beſtrafenswürdig wäre. Noch thörichter wäre es, jemanden ſeine lange oder kurze Perſon vorzurücken: gerade, als ob es in eines Menſchen Vermögen ſtünde, ſeiner Länge etwas zuzuſetzen, oder abzunehmen! Ja, wenn ein kleiner Kerl ſich gar zu hohe Abſätze machte, oder deſto höhere Perrücken trüge, um größer zu ſcheinen, als er iſt; oder wenn ein langer Menſch krumm und gebückt einher gienge, um kleiner auszuſehen: ſo wäre beydes werth, ausgelacht zu werden.

13. §. Es erhellet auch aus dem obigen, daß derjenige nicht den Namen eines ſatiriſchen Poeten verdienet; der bloß aus Neid, Rachgier, oder andern Gemüthsbewegungen angetrieben, jemanden in Schriften angreift. Solche Niederträchtigkeit widerſpricht dem Begriffe, den wir von einem Weltweiſen haben: und wo dieſer aufhöret, da höret auch der Satiricus auf; oder da wird er vielmehr zum Läſterer. Es iſt alſo eine thörichte Sache, wenn man fraget: was

doch

doch dieſer oder jener dem Poeten gethan haben müſſe, dadurch er bewogen worden, ihn abzuſchildern? Die Antwort iſt leicht. Je weniger er dem Poeten zuwider gethan, deſto mehr iſt derſelbe zu loben: weil er ihn ohne Rachgier, und ohne Partenlichkeit, bloß ſeiner Laſter halber, zum Abſcheu und Gelächter gemacht. Die Satire würde ihren ganzen Werth verlieren, wenn ſie nur eine Vergeltung der ihrem Verfaſſer wiederfahrnen Beleidigungen wäre. Und ich würde den gewiß für einen Pasquillanten halten, der, wie **Archilochus** gethan, auf ſeinen Feind ein Spottgedicht ſchriebe; geſetzt, daß er das größte Recht dazu hätte. Indeſſen ſcheint **Rachel** auf die Art verſtoßen zu haben. Seine achte Satire hebt ſo an:

So ſoll ich nicht einmal empfindlich mich erzeigen?
Und wie ein ſtummer Fiſch dem Midas = Bruder ſchweigen?
Wer hat denn eben ihm zum Schmähen nur vergunnt,
Und mir zur Noth und Schutz verſchloſſen meinen Mund?

Auch **Günther** ſcheint mir in dieſem Stücke tadelhaft zu ſeyn, weil er den Criſpin ſo grauſam geſtriegelt, der ihm vorher ſo manches mochte in den Weg gelegt haben. Eben ſo dünkt mich **Neukirchs Aſinius** nicht den Namen einer Satire zu verdienen. Auch **Pietſchens** Abſchilderung eines obwohl häßlichen Vorbildes, ſcheint eher ein Pasquill, als eine Satire zu ſeyn; da ſie nicht herrſchende Laſter, ſondern einen einzigen Menſchen zum Gegenſtande hat. Hingegen **Claudians Ruffinus**, den jener nachgeahmet hat, dünkt mir eine weit beſſere Satire zu ſeyn: weil ſie nach **Ruffins** Tode gemachet worden, und ich keine Spur darinn finde, daß der Verfaſſer ſich an demſelben habe rächen wollen.

12. §. Noch eins wird man fragen, ob es nämlich auch erlaubt ſey, die beſtraften Perſonen mit Namen zu nennen? Ich antworte: die Alten haben es ohne Scheu gethan, und **Boileau** iſt ihnen darinn gefolget, hat ſich auch in ſeiner Abhandlung über die Satiren deswegen verantwortet. In der That zieht ſolches zwar viel Gutes, aber auch viel Böſes nach ſich. 1) Hindert der Poet dadurch, daß man ſeine

38

Verſe nicht auf die unrechten Perſonen deute; welches ſonſt gemeiniglich geſchieht. Zum 2) fürchten ſich die Laſterhaften deſto mehr: denn

Enſe velut ſtricto, quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus; tacita ſudant præcordia culpa.
Inde iræ, et lacrimæ.

Zum 3) aber iſt es für den Poeten mehrentheils gar zu gefährlich, ſonderlich, wenn es vornehme Leute ſind. Nun hat man zwar einen Kunſtgriff erfunden, unter erdichteten Namen, die kein Menſch hat, das Laſter zu beſchreiben. Wiewohl, dieſem gedachten Uebel vorzubeugen, iſt auch dann kein Mittel, wenn man gleich erdichtete Namen braucht. Je größer nämlich die Perſonen ſind, deſto bekannter ſind auch ihre Fehler, und man erkennet alſo die Abbildung derſelben, auch ohne Namen ſchon. Die Engländer bedienen ſich der Art, den erſten und letzten Buchſtaben, ja wohl ganze Sylben davon auszudrucken, und den Zwiſchenraum mit ein paar Strichen auszufüllen. Denn nach ihren Geſetzen ſind ſie nicht eher ſtraffällig, als bis ſie den ganzen Namen deſſen, den ſie durchziehen, hingeſetzet haben. Man mag es aber machen, wie man will; ſo iſt der Unwillen der Getroffenen nicht zu vermeiden: und wer dieſen nicht erdulden kann, der muß ſich entweder mit keiner Satire ans Licht wagen; oder doch nur ſolche Laſter beſchreiben, die kein Menſch begeht, das heißt, eine vergebliche Arbeit thun.

13. §. Die Art von Verſen, die man zu Satiren brauchet, iſt bey uns die lange jambiſche, mit ungetrennten Reimen. Dieſe kömmt den griechiſchen Jamben näher, als die lateiniſchen alexandriniſchen Verſe der Lateiner. Wir haben auch nur den einzigen **Harpax von Kanitzen**, und irgend ein Paar von **Günthers** Satiren, die in verſchränkten Reimen, nach Art der Elegien, gemacht ſind. Die ſatiriſche Schreibart aber, welche die natürlichſte und ungezwungenſte von der

Welt

Welt ſeyn muß, wie Horaz vielmals erinnert hat, erfodert eine gewiſſe Freyheit, die ſich für jene Art am allerbeſten, für dieſe aber gar nicht ſchicket. Nun haben zwar einige auch ſatiriſche Oden gemacht, deren verſchiedene in den hofmannswaldauiſchen Gedichten, und in der Poeſie der Niederſachſen ſtehen. Horaz ſelbſt hat die Muſter dazu gegeben, und darinnen der Gewohnheit der älteſten Griechen, ſonderlich in den Chören der alten Komödie; imgleichen der feſcenniniſchen Lieder bey den Lateinern nachgeahmet. Auch vom König Laber, berichtet Aventin, daß er gebothen, des Abends, bey angezündeten Lichtern, ſatiriſche Lieder auf die Laſterhaften zu ſingen. Warum ſollte es denn einem heutigen Dichter verbothen ſeyn? Allein, ein Handwerk daraus zu machen, will ich keinem rathen.

14. §. Ich kann nicht umhin, auch hier, wie ſchon etlichemal geſchehen, des Boileau Gedanken von der Satire anzuführen: dem ſo wohl der Herr von Valincourt, in einer Rede, ſo er nach deſſen Tode in der franzöſiſchen Akademie gehalten; als der Herr Des Maizeaux in der Lebensbeſchreibung deſſelben das Zeugniß gegeben, daß ihn ſein rechtſchaffenes, tugendhaftes und ehrliebendes Gemüth zum Satirenſchreiber gemachet habe. Er beſchreibt uns auch die Satire nicht anders:

L'Ardeur de ſe montrer, et non pas de medire,
Arma la Verité du Vers de la Satire.
Lucile le premier oſa la faire voir,
Aux Vices des Romains preſenta le Miroir,
Vangea l' humble Vertu de la Richeſſe altiere,
Et l' honnête Homme à pied, du Faquin en Litiere.
Horace à cette Aigreur mêla ſon Enjoûment,
On ne fut plus ni Fat ni Sot impunement.
Et Malheur à tout Nom, qui propre à la Cenſure,
Put entrer dans un Vers, ſans rompre la Meſure.

Perſe en ſes Vers obſcurs, mais ſerrés et preſſans,
Affecta d'enfermer moins de Mots, que de Sens.

De ces Maitres ſavans Diſciple ingenieux,
Regnier ſeul parmi nous formé ſur leurs Modelles,
Dans ſon vieux Stile encor a des graces nouvelles.
Heureux! ſi ſes Diſcours craints du chaſte Lecteur,
Ne ſe ſentoient des Lieux où frequentoit l' Auteur;
Et ſi du Son hardi de ſes Rimes cyniques
Il n'allarmoit ſouvent les Oreilles pudiques.

Le Latin dans les Mots brave l' Honnetteté,
Mais le Lecteur françois veut étre reſpecté.
Le moindre Sens impur la Liberté l'outrage,
Si la Pudeur des Mots n'en adoucit l' Image.
Je veux dans la Satire un Eſprit de Candeur,
Et fuis un Effronté qui préche la Pudeur.

D. i. Die Begierde, ſich ſehen zu laſſen, und nicht zu läſtern, bewaffnete die Wahrheit mit den ſatiriſchen Verſen. Lucil war der erſte, der ſich erkühnte, ſie zu zeigen. Er hielt den Laſtern der Römer einen Spiegel vor, und rächete die demüthige Tugend an dem ſtolzen Laſter; den ehrlichen Mann zu Fuße, an dem Gecken in der Sänfte. Horaz miſchte in dieſe Bitterkeit ſein luſtiges Weſen. Keiner konnte mehr ungeſtraft ein Thor oder ein Narr ſeyn; und wehe jedem Namen, welcher, da er eines Tadels fähig war, ſich in den Vers ſchickte, ohne das Sylbenmaaß zu ſtören.

Und nachdem er dergeſtalt noch den Perſius, Juvenal und Regnier beſchrieben, bezeigt er ſeinen Ekel und Abſcheu vor den unzüchtigen Ausdrückungen und groben Unflätereyen derſelben:

Wie gut wäre es für ihn (den Regnier) wenn ſeine Reden, die ein keuſcher Leſer ſcheuet, nicht nach den Oertern röchen, die der Urheber beſuchte; und wenn er durch ſeine cyniſchen Reime, ſchamhafte Ohren nicht ſo oft beunruhigen möchte.

Das Latein trotzet, mit ſeinen Redensarten, aller Ehrbarkeit: allein heute zu Tage will ein Leſer damit geſchonet werden. Die allergeringſte Unreinigkeit verletzet ihn mit ihrer Frechheit; wenn nicht die Schamhaftigkeit in Worten, die Vorſtellungen mildert. Ich fodre in der Satire einen aufrichtigen Schriftſteller, und fliehe einen Unverſchämten, der mir die Schamhaftigkeit prediget.

Dieſen Text kann man bey uns auch **Racheln**, und ſonderlich **Günthern** leſen, die ſich ebenfalls beſcheidener hätten verhalten ſollen; und denen man alſo nicht darinn zu folgen, befugt iſt. Wer andern ein Sittenlehrer ſeyn will, der muß ſelbſt nicht durch ſeine Schreibart zu verſtehen geben, daß er laſterhaft iſt: ſonſt wird man von ihm urtheilen, wie **Quintilian** vom **Afranius** ſchreibt: Togatis excelluit Afranius; utinamque non inquinaſſet argumenta, puerorum fœdis amoribus, mores ſuos faſſus!

Lib. X. c. 1.

Des I. Abſchnitts VIII. Hauptſtück.

Von dogmatiſchen Gedichten.

1. §.

Wir haben in dem erſten Hauptſtücke des erſten Theils geſehen, daß die Dichter die älteſten Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes geweſen; und daß alſo die Dichtkunſt die Weltweisheit der rohen Völker abgegeben. Dieſen Begriff beſtätiget nichts ſo ſehr, als die Betrachtung einer großen Menge von eigentlichen Lehrgedichten, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben; und die uns **H. Stephanus**, unter dem Titel, Poeſis Philoſophica, ans Licht geſtellet. Nun leidet es zwar mein Raum hier nicht, von allen denſelben zu reden: allein von den vornehmſten muß ich doch einige Nachricht geben, um die Regeln der dogmatiſchen Poeſie daraus zu ziehen. Dieſes wird zugleich deutlich zeigen, daß die Poeten nicht nur das **Beluſtigen**, ſondern auch ganz eigentlich das **Unterrichten** ihrer Leſer zum Zwecke gehabt:

> Aut prodeſſe volunt, aut delectare Poetæ;
> Aut ſimul & jucunda, & idonea dicere vitæ.

Aus den fabelhaften Gedichten allein wollen dieſes einige Feinde der Dichtkunſt, z. E. **Le Clerc**, noch nicht ſattſam einſehen: wie denn dieſer in ſeinen **Parrhaſianen** die Poeten mit geſchickten Kegelſpielern vergleicht, und nicht begreifen kann, wozu ſie einer Republik nütze wären. Siehe in der kritiſch. Beytr. VI. B. a. d. 572. u. f. S. meine Ueberſetzung, von dieſer Abhandlung, nebſt den Anmerkungen dazu. Allein aus den eigentlichen Lehrgedichten muß die Sache ſo deutlich ins Auge fallen, daß die Abſicht der Dichter auch das eigentliche Lehren geweſen ſey, und ſeyn könne: wie ich in der lateiniſchen Abhandlung, die ich vor der leipziger

Ausgabe von des Card. Polignac, Antilucrez, deutlich erwieſen habe. Man ſehe auch in der Geſchichte der pariſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften VI. B. XII. Art. a. d. 132. u. f. S. was Racine daſelbſt ſehr gelehrt von dieſer Sache geſchrieben hat.

2. §. Die allerälteſten Gedichte dieſer Art würden unſtreitig die ſybilliniſchen Orakel ſeyn: wenn es nur ausgemacht wäre, daß dieſelben nicht in neuern Zeiten untergeſchoben worden. Allein ihr Inhalt zeiget zur Gnüge, daß die noch vorhandenen Bücher derſelben von denen ganz unterſchieden ſind, deren **Livius** und andere Alten gedenken. Dieſe zielten nämlich zu Beförderung der Abgötterey, und des Heydenthums ab: dahingegen jene allenthalben das klare Chriſtenthum im Munde führen; und auf den Götzendienſt los ziehen. Zudem findet man, daß die wahren ſybilliniſchen Bücher, die zu Rom bis auf des ältern **Theodoſius** Zeiten, von den Zehnmännern zu Rathe gezogen werden mußten, unter dem **Honorius** vom **Stilicon** verbrannt worden: worüber denn die Heyden ſehr bittere Klagen geführet. **Rutilius Numatianus** ſchreibt davon im XI. Buche:

Nec tantum Geticis graſſatus proditor armis,
Ante Sybillinæ fata cremavit Opis.
Odimus Althæam conſumti fœdere torris;
Niſæum crimen flere putantur aves.
At Stilicho æterni fatalia pignora libri,
Et plenas voluit præcipitare colus.

Und wie ungereimt iſt es nicht, zu glauben, daß die blinden Heyden, ein größeres Licht vom künftigen Meſſias gehabt haben ſollten, als die Juden; denen die Propheten nur räthſelhaft davon geweiſſaget. Die Sybille nennet ausdrücklich den Namen der Mutter Chriſti, **Maria**, und ihres Sohnes **Jeſus**; die ein Eſaias nicht wußte. Kein Prophet hatte vorher geſaget, daß Jeſus im Jordan getaufet werden würde: aber die Sybille weis es; ja ſie ſetzet auch hinzu, die ganze Dreyeinigkeit werde ſich dabey offenbaren. Wo bleibt

nun noch die ſo berufene Dunkelheit der ſybilliniſchen Schreibart; die ſich in den vorhandenen Gedichten gar nicht findet? Ja dieſer ihr Ausdruck iſt nicht einmal recht griechiſch, ſondern wimmelt von Fehlern. Endlich zeiget der Inhalt, daß die Verfaſſer derſelben allererſt um die Zeit der Antoninen gelebet: ob gleich die vermeynte Sybille vorgiebt, ſie ſey mit ihrem Manne beym Noah im Kaſten geweſen. S. den **Voſſius** de Poetis græcis Cap. I. a. d. 3. u. f. S.

3. §. Die heilige Schrift liefert uns alſo an dem Buche Hiobs, an den Sprüchen, und dem Prediger Salomons unſtreitig die allerälteſten Lehrgedichte, die nur vorhanden ſind. Daß nämlich Hiobs Buch das älteſte Stück der Schrift ſey, bekennen alle Ausleger; und daß es poetiſch geſchrieben ſey, geſtehen ſie gleichfalls; wenn man den Eingang davon ausnimmt. Doch ſo verſchieden die Schreibart deſſelben klingt, ſo gewiß iſt auch dieſer poetiſch; ſo gar, daß **Joſephus** deswegen dieß Buch für ein epiſches Gedicht ausgegeben hat. Es würde ſich auch ſo ziemlich zu dieſer Claſſe rechnen laſſen: wenn nicht die Zahl der Geſpräche und moraliſchen Unterredungen, die Erzählungen bey weitem überträfe; als die nur im erſten und letzten Kapitel hauptſächlich vorkommen. Der Hauptinhalt iſt alſo unſtreitig dogmatiſch; indem Hiob mit ſeinen Freunden von den Wegen der Vorſehung, von der Gerechtigkeit Gottes, von der Tugend und dem Laſter, und von beyder Belohnungen und Strafen handelt. Seine Lehrart aber wird dadurch deſto lebhafter, daß ſie ganz dramatiſch, oder geſprächsweiſe abgefaſſet iſt. Kurz, es iſt ein Meiſterſtück in ſeiner Art. **Salomons** Vortrag hingegen iſt in ſeinen Schriften ganz davon unterſchieden. Er redet lauter Sprüche, und drücket ſeine Sittenlehren ſehr kurz aus: nicht anders, als ob er die Regel **Horazens** vor Augen gehabt hätte:

Quidquid præcipies eſto brevis! ut cito dicta,
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

Dieſes

Dieſes iſt nun durchgehends im Oriente, bis nach China hin, die älteſte Lehrart geweſen. In ſeinem Prediger ſuchet Salomon zwar hauptſächlich die Wahrheit zu behaupten, daß alles eitel ſey: doch kommen noch viel andere vortreffliche Lehren vor, die er ſehr rührend einzuſchärfen weis. Wenn das Buch der Weisheit, und das Buch Sirachs poetiſch abgefaſſet wären: ſo würde man ſie ebenfalls in dieſe Claſſe rechnen können. Allein ſie würden auch in neuern Zeiten, lange nach dem Heſiodus gehören.

4. §. Der älteſte heydniſche Lehrdichter bleibt alſo wohl **Heſiodus**, aus Cuma gebürtig, der um **Homers** und des **Eumelus**, eines andern Dichters Zeiten gelebet, in **Aſcra** einem Flecken am Fuße des Berges Helikon erzogen, ja ſelbſt ein Prieſter Apollons geweſen ſeyn ſoll. Ein großer Beweis ſeines Alters iſt es, daß er ſelbſt anmerket, das Geſtirn **Arkturus** ſey zu ſeiner Zeit in Böotien, den 8 März, ακρονυχος aufgegangen: woraus Joſ. Scaliger, in ſeinen Anmerkungen über den **Euſebius** beobachtet: man könne in Beſtimmung ſeiner Zeit über ſiebenzig Jahre nicht fehlen. Er muß nämlich um die Zeit der erſten Olympiaden, oder um des Romulus Zeiten gelebet haben. Sein vornehmſtes Werk, das hieher gehöret, ſind ſeine Εργα και Ἡμεραι, wiewohl auch ſeine **Theogonie**, und ſein Schild des Herkules zu dieſer Claſſe gerechnet werden können. In dem erſten muntert er zuförderſt den **Perſes** zum fleißigen Ackerbaue auf; nachdem er ihn aus der Fabel vom **Prometheus**, dem **Epimetheus**, und der **Pandora** belehret: woher es komme, daß es dem Menſchen itzo ſo ſauer werde, ſeine Lebensmittel aus der Erde zu ziehen? Ferner lehret er dieſen Freund, alle Tage im Jahre, daran gewiſſe Feldarbeiten, oder andere Beſchäfftigungen eines Landmannes vorgenommen werden müſſen: als welche Kenntniß in den alten Zeiten, ein großes Stück der allernützlichſten Weisheit der Menſchen ausmachete. In der **Theogonie** lehret er ſeine Leſer gleichſam den Urſprung aller Dinge, d. i. der Götter und der Welt nach ſeinem und anderer Weiſen damaligen Begriffe. Es iſt

wahr, daß hier viel Fabeln mit vorkommen, die ſich ſehr ſchwer erklären laſſen. Allein wer will es von ſeinen Zeiten fodern, daß ſie eine beſſere Einſicht gehabt haben ſollen? Die Welt riß ſich damals erſt aus ihrer Rauhigkeit und Dummheit; darinn ſie ſo viel Jahrhunderte begraben gelegen hatte. Es war alſo ſchon viel, daß es nur einige gab, die an ſolche erhabene Dinge zu denken anfingen, und auch andere auf ſolche Gedanken bringen konnten.

5. §. Ferner finden wir, daß **Xenophanes**, **Parmenides**, und **Empedokles**, der Sicilianer, von der Naturlehre in Verſen geſchrieben. **Theognis** hat ſchöne Sittenlehren in kurze Sprüche poetiſch eingekleidet; **Timon**, der Phliaſier, ein pyrrhoniſcher Weltweiſer, und **Kleanthes**, des zittiſchen Zenons Nachfolger in der Schule, haben gleichfalls philoſophiſche Gedichte geſchrieben; und von dieſem letzten habe ich oben im XII. Hauptſtücke des I. Th. a. d. 404. und 405. S. eine Probe gegeben. **Aratus**, ein Sternkundiger, hat ſeine ganze Wiſſenſchaft des Himmels in einem poetiſchen Werke vorgetragen; welches den ſamiſchen **Ariſtarch**, zweene **Ariſtyllen**, zweene **Krates**, zweene **Eueneten**, den **Numenius**, den magneſiſchen **Pyrrhus**, einen gewiſſen **Thales**, und den **Zeno** zu Auslegern, den **Cicero** aber zum Ueberſetzer bekommen; wie wir noch in ſeinen Schriften finden. Unter dem **Ptolomäus Auletes**, oder dem Flötenſpieler, lebte ein **Alexander**, der eine Kosmographie in Verſen hinterlaſſen: und um **Cicerons** Zeiten lebte **Philodemus**, ein Epikurer und Dichter. Unter dem **Nerva** und **Trajan**, ſchrieb der Epheſer **Rufus** ſechs Bücher in heroiſchen Verſen von Kräutern, wie **Galenus** erwähnet; und unter dem **Antoninus** blühete **Marcellus Sidites**, der die ganze Arzneykunſt in 42. poetiſchen Büchern beſchrieben. **Amphilochius**, Biſchof in Ikonien, ſchrieb ein jambiſches Gedicht, darinn er einem Freunde rieth, was für Bücher der heiligen Schrift er leſen ſollte. Und wird man endlich nicht auch den **Tzetzes** hieher rechnen müſſen, der uns in ſeinen Chiliaden eine Menge alter Begeben-

gebenheiten gelehret hat, die wir ſonſt nicht wiſſen würden? wiewohl er auch viel abgeſchmacktes Zeug mit eingeſtreuet hat.

6. §. Kommen wir auf die Lateiner, ſo ſteht hier **Lucretius** billig oben an, der in Hexametern die ganze epikuriſche Naturlehre beſchrieben, und ſie ſo viel möglich, mit poetiſchen Zierrathen ausgeputzet hat. Allein hin und wieder iſt ſeine Schreibart zu proſaiſch und matt, auch mit vielen unnützen Umſchweifen erfüllet, die ſich für Verſe nicht ſchicken. Ungleich edler hat **Virgil** den Feldbau beſchrieben, darinn er gewiß auch den **Heſiodus** übertrifft, und alle Künſte der edelſten poetiſchen Schreibart bey einer Materie angebracht, die derſelben am wenigſten fähig zu ſeyn ſchien. S. die oben angeführte Abhandlung des **Racine**, von den dogmatiſchen Gedichten, in der Hiſtorie der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſenſ. VI. B. **Ovidius** hat nicht nur von der Kunſt zu lieben, und den Gegenmitteln wider die Liebe, dogmatiſche Gedichte geſchrieben, ſondern ſelbſt ſeine Verwandlungen und Zeitbücher, oder Faſtorum Libri, gehören hieher; darinn er nämlich ſeine Leſer von den älteſten Dingen, dem Urſprunge der Welt, u. d. m. belehren will. **Horaz** ſchrieb ſeine Dichtkunſt, auch als eine dogmatiſcher Poet. Des **Cato** moraliſche Diſticha ſind jedermann bekannt. **Boethius** ſtreuete in ſeine philoſophiſchen Troſtbücher ſehr viel dogmatiſche Gedichte von den wichtigſten Lehren der Weltweisheit in allerley Versarten ein: **Prudentius** aber brauchte gar die Dichtkunſt, die Lehren des Chriſtenthums darinn vorzutragen. Seine **Apotheoſis**, widerlegt die Secte derer, die da lehrten, Gott der Vater hätte im Sohne gelitten. Seine **Hamartigenia** iſt wider die Marcioniten gerichtet, und erkläret den Urſprung des Böſen. Seine **Pſychomachie** lehret den Streit wider die Sünde, in einer beſtändigen allegoriſchen Fabel, die faſt einer epiſchen Erzählung eines Krieges ähnlich ſieht. Endlich auch das Gedicht wider den Symmachus, gehört hieher. Was würde ich nicht aus den mittlern Zeiten für eine Menge dogmatiſcher Dichter anführen müſſen, wenn ich mir **Leyſers** Hiſtorie derſelben

zu Nutze machen wollte? Ich will aber nur aus dem XII. Jahrhunderte den **Marbodeum** de Lapidibus pretioſis anführen, den Herr **Brückmann** 1704. wieder in 4. drucken laſſen; davon wir auch alte deutſche Ueberſetzungen haben. Unter neuern Dichtern fallen mir itzo **Daniel Hermanns**, eines Preußen, Werke in die Hände, den ich ſchon, wegen ſeines epiſchen Gedichtes, auf die Stiftung der ſtraßburgiſchen Univerſität 1567. und vieler andern Lobgedichte wegen, unter die heroiſchen Dichter hätte rechnen können. Aber er hat auch auf den Fall Adams und die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes, imgleichen ein anders von dem Begräbniſſe Chriſti, und noch ein anders de Vita Litterata, ſive Scholaſtica, ein langes Lehrgedicht zu Straßburg öffentlich hergeſaget. Die ganze Sammlung iſt 1604. zu Riga in 4. gedruckt. Des **Palingenius** Zodiacus Vitæ iſt ebenfalls ein philoſophiſch moraliſches Gedicht, das ſehr angenehm zu leſen iſt. Endlich hat **Schotanus** ein metaphyſiſches aus des **Carteſius** Meditationen, unſer Herr D. **Hebenſtreit** eine metriſche Phyſiologie; Milcolumbus Flemyng zu Amſt. 1741. in 8. die Neuropathiam, Poema medicum; und Bened. Stay endlich zu Rom 1747. eine ganze Philoſophie in Verſen in VI. B. ans Licht geſtellet. Des Cardinals **Polignac** Antilucrez, welchen ich ſelbſt vor wenigen Jahren, hier neu wieder herausgegeben habe, iſt eins von den wichtigſten Stücken in dieſer Art.

7. §. Auf die Ausländer zu kommen: ſo ſind unter den Engländern folgende die berühmteſten. **Denham** hat den Cato major unter dem Titel Old Age, in ein ſolch Gedicht gebracht. **Philipps** hat vom **Cyder** ein ausführliches Lehrgedicht geſchrieben, worinn er lehret, wie man ihn recht machen ſoll. **Cowley** hat lat. vier Bücher von Pflanzen geſchrieben, die man in engliſchen Verſen überſetzet hat. **Pope** hat nicht nur ſein Eſſay on Men, oder die Ethic Epiſtles, ſondern auch das Eſſay on Criticism, und den Temple of Fame geſchrieben; wo man nicht dieß letztere unter die heroiſchen Gedichte rechnen will: alsdann aber werde

ich

ich ſeinen Windſorer-Wald dafür hieher ziehen, der voll lehrreicher Gedanken iſt. **Thomſons** vier Jahreszeiten, die Brockes ſehr ſchlecht überſetzet hat, gehören auch unter dieſe Claſſe. Ein gewiſſer Ungenannter hat eine umgekehrte Artem Poeticam, unter dem Titel, Harlequin Horace, auf eine ironiſche Art geſchrieben: und **Yong** hat in ſeinen Night-Thoughts, vom Leben, Tode, und der Unſterblichkeit, auf eine ſehr philoſophiſche Art gehandelt. Unter den Franzoſen hat **Bartas** in ſeiner Woche, die Schöpfung der Welt, nach der moſaiſchen Geſchichte derſelben, poetiſch abgehandelt. **Pibrac** hat in vierzeilichten Verſen allerley Sittenlehren abgefaſſet. **Boileau**, hat die Dichtkunſt, in ein ordentliches Lehrgedicht gebracht; an deſſen Ordnung und Einrichtung gleichwohl ein holländiſches Frauenzimmer, Jungf. **Hoogbard** in ihren Lettres Antipoetiques ſehr viel auszuſetzen gefunden. Der Abt **Geneſt** hat in ſeinen Principes de Philoſophie, den Beweis vom Daſeyn Gottes und von der Seelen Unſterblichkeit ausführlich beſchrieben; welches wir gleichfalls von Brockſens matter Feder deutſch haben. Der jüngere **Racine** hat von der Religion ein ſchönes Lehrgedicht verfertiget, welches wir auch ſchon deutſch haben. Der Abt **Berni** hat ſich in dieß Feld auch glücklich gewaget, als er ein Stück eines Gedichtes wider die Freygeiſter ans Licht geſtellet. Von wälſchen Sachen dieſer Art kommen mir des **Dantes** Hölle und des **Petrarcha** Triumphe, imgleichen des **Taſſo** Mont Oliveto in die Hände; davon ich eine einzelne Ausgabe von 1605. in 4. beſitze: wiewohl man dieſes auch leicht zu der heroiſchen Art zählen könnte. Nach dieſem hat vor etlichen 20. bis 30. Jahren ein Sicilianer die ganze Naturlehre in einem poetiſch abgefaßten Folianten ans Licht geſtellet. Und **Riccoboni**, der Vater, hat von der guten Ausſprache eines Schauſpielers auf der Bühne, ein ausführliches Gedicht im Wälſchen gemacht: welches bey ſeiner Hiſtorie der wälſchen Schaubühne mit verkaufet wird.

8. §. Es iſt Zeit, auf die Deutſchen zu kommen: und was könnte ich hier nicht für ein Verzeichniß machen, wenn ich aus

allen

allen Zeiten die Lehrgedichte unſerer Poeten erzählen wollte? Ottfrieds Evangelien würden hier oben an ſtehen: ja ich würde ganze überſetzte Bibeln in Menge aus den ältern Zeiten, u. a. ſ. Dinge anführen müſſen. Doch weil dieſe noch nicht gedruckt ſind, ſo verſchiebe ich ſie in meine Hiſtorie der deutſchen Sprache. Der **Freydank** und **Hugens** von **Trymberg Renner** hergegen, ſind gedruckt, obwohl ſelten zu haben, und gehören unſtreitig zu den moraliſchen Lehrgedichten. Das **Memorial** der Tugend des von **Schwarzenberg**, der getreue **Eckard**, **Morsheims** Hofleben, und das Gedicht von Frau **Untreu**, das im **Reineke Fuchs** ſo fleißig angeführet wird; **Sebaſtian Brands** Narrenſchiff; **Burcards Waldis** Pabſtthum, **Ringwalds** lautere Wahrheit, imgleichen ſein Gedicht von Himmel und Hölle, auch **Räbmanns** Geſpräch von Bergen und Bergleuten; und endlich **Jamsthalers** ſpagiriſches Buch von der Kunſt Gold zu machen, gehören zu den alten Werken in dieſer Art. Von Ueberſetzungen haben wir nicht nur **Dedekinds** Grobianus, und **Catons** Diſticha, nebſt **Pibracs** vierzeilichten Verſen, und des **Bartas** Woche; ſondern auch den ganzen Palingenius von **Sprengen** verdeutſchet. Allein von neuern iſt **Opitz** an die Spitze aller guten Lehrdichter zu ſetzen. Sein großes Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges iſt moraliſch; ſein Veſuv phyſikaliſch; ſein Vielgut, und von Ruhe des Gemüthes, imgleichen ſein Zlatna, oder Lob des Feldlebens, gehören völlig hieher. Ein Engländer, mit Namen **Teate**, hat ein poetiſches Werk unter dem Titel Ter tria geſchrieben, welches wir von **Wagnern** auch deutſch haben. **Philander** hat aus Sam. **Slaters** Gedichten, ein Geſpräch des Glaubens und der Seele verdeutſchet. **Eckard**, Herr M. **Lange**, und ich ſelbſt, haben **Horazens** Dichtkunſt überſetzet; und von **Brück** hat in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft allhier eine eigene gemacht. **Brockes** und Herr Hofr. **Triller** haben ſehr viel phyſikaliſche Gedichte geſchrieben, und überſetzet; derer zu geſchweigen, die ich ſchon oben genennet habe. Herr D. **Lindner** und Herr

D. Tral-

D. **Tralles** endlich haben verſchiedene ſchleſiſche Merkwürdigkeiten von Flüſſen und Bergen überaus glücklich in Verſen beſchrieben, die allerdings zu den Lehrgedichten zu zählen ſind.

9. §. Daß es alſo angehe, dergleichen philoſophiſche, theils natürliche, theils ſittliche Materien in Verſen abzuhandeln, lehret der Augenſchein ſelbſt: und daß es nicht uneben ſey, zeigen die angeführten Exempel der größeſten Männer. Das fraget ſich nur, ob man dieſe und dergleichen Schriften Gedichte nennen könne? Nach der oben feſt geſtellten Beſchreibung der Poeſie überhaupt, kann man ihnen dieſen Namen ſo eigentlich nicht einräumen. Alle dieſe großen und weitläuftigen Werke ſind zwar in Verſen geſchrieben; in der That aber keine Gedichte: weil ſie nichts gedichtetes, das iſt, keine Fabeln ſind. **Ariſtoteles** hat daher in dem erſten Capitel ſeiner Poetik, dem **Empedokles**, den Titel eines Poeten abgeſprochen, und ihm nur den Namen eines Naturkündigers zugeſtanden: ob er wohl wußte, daß die Unverſtändigen ihn, ſeiner alexandriniſchen Verſe halber, mit dem **Homer** in eine Claſſe zu ſetzen pflegten. Was er von dem **Empedokles** geurtheilet hat, das müſſen wir von allen übrigen oberwähnten Büchern und Schriften ſagen. Es ſind philoſophiſche Abhandlungen gewiſſer Materien, Vernunftſchlüſſe, Unterſuchungen, Muthmaßungen der Weltweiſen, Ermahnungen zur Tugend, Troſtreden im Unglücke; aber keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur. Alſo würden denn wohl alle dieſe Stücke gar nicht in die Poeſie laufen, wenn ſie in ungebundener Schreibart abgefaſſet wären: da hingegen die Heldengedichte, Romane, Trauerſpiele, Komödien, Schäferſpiele, und überhaupt alle Fabeln, dennoch Gedichte bleiben, und in die Poeſie gehören; wenn ſie gleich nur in ungebundener Rede abgefaßt werden. Indeſſen, da wir gleichwohl Oden, Elegien und Briefe, bloß wegen der poetiſchen Schreibart, darinn ſie abgefaßt werden, zur Poeterey rechnen; obgleich ſelten eine Fabel darinn vorkömmt: ſo können wir auch dieſen größern Arten poetiſch abgefaßter Schriften hier die Stelle nicht verſagen. Die Einkleidung, der Auspuß,

die Zierrathe, der geiſtreiche und angenehme Vortrag der allerernſthafteſten Lehren, machet, daß ſie Poeſien werden: da ſie ſonſt ihn ihrem gehörigen philoſophiſchen Habite ein ſehr mageres und oft verdrüßliches Anſehen haben würden.

10. §. Es fragt ſich ferner hier, ob es rathſam ſey, dergleichen dogmatiſche Sachen, inſonderheit aber Künſte und Wiſſenſchaften, poetiſch abzuhandeln? Vor einigen Jahren kamen in Holland die Lettres Antipoetiques von der Jungfer Hooghard heraus, darinn des Boileau Art Poetique mit großer Heftigkeit, und nicht geringer Gründlichkeit angegriffen wurde. Dieſes gelehrte Frauenzimmer, welches noch wirklich in Amſterdam leben ſoll, will es durchaus nicht zugeben, daß man vollſtändige Künſte, dergleichen die Dichtkunſt iſt, in einer poetiſchen Schreibart vortragen ſolle: weil ſie der Meynung iſt, die Regeln des Sylbenmaaßes und der Reime, inſonderheit aber das Feuer der Poeten, wäre einer ſyſtematiſchen Ordnung und rechten Verbindung der Lehren ſchnurſtracks zuwider. Sie unterſucht auch in der That den guten Boileau nach den Regeln ihrer lieben Logik, wie ſie ſelbſt ſchreibt, mit ſo vieler Einſicht und Scharfſinnigkeit; daß man ihr größtentheils Recht geben muß. Und endlich vergleicht ſie den erſten Geſang ſeiner Dichtkunſt mit einem zerdrümmerten Tempel Apollons, wo hier ein ſchöner Pfeiler, da ein prächtiger Altar, dort ein treffliches Gemälde, hier wieder ein köſtliches Marmorbild u. ſ. f. ohne Ordnung und Verbindung, über und durch einander geworfen, läge. Ja, ſie macht ſelbſt eine ganz neue Einrichtung dieſes zerſchlagenen Gebäudes. Sie ordnet ſeine Materien ganz anders; und zeiget, daß hier und da manche Lücke auszufüllen, anderwärts aber viel Ueberflüßiges wegzuwerfen wäre. Und was dieſelbe, von dieſem Meiſterſtücke des berühmten Deſpreaux mit ſo gutem Grunde behauptet, daß ließe ſich freylich von allen übrigen dogmatiſchen Poeſien ebenfalls darthun, wenn man ſie ſo genau auf die Probe ſtellen wollte.

11. §. Ich gebe es alſo zu, daß man eine Wiſſenſchaft mit völliger Gründlichkeit, weder ſynthetiſch, noch analytiſch in

Poeſien abhandeln könne. Wer ein Freund einer ſo ſtrengen Lehrart iſt, wo man nichts unerklärt und unerwieſen annimmt; der muß ſolche poetiſche Abhandlungen nicht leſen. Die Poeten beſcheiden ſichs auch gar leicht, daß ſie keine geometriſche Methode in Ausführung ihrer Materien beobachten. Das würde ſehr trockne Verſe und einen ſchläfrigen Vortrag geben. Die tiefſinnigſten philoſophiſchen Geiſter mögen ſich alſo nur an ihre ordentliche proſaiſche Schreibart halten. Wenn ſich die Poeten in ihre Wiſſenſchaften mengen, ſo thun ſie es bloß, den mittelmäßigen Köpfen zu gefallen, die nur einiger maßen etwas davon wiſſen wollen; und ſich um den höchſten Grad der Gründlichkeit nicht bekümmern. Dieſe machen allezeit den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus: und da iſt es genug, wenn man ihnen nur nichts Falſches ſagt; die Wahrheit in ſolcher Ordnung vorträgt, daß man ſie ziemlich verſtehen und ihren Zuſammenhang wenigſtens klar einſehen könne; dabey aber alles mit Zierrathen einer poetiſchen Schreibart ſo lebhaft und ſinnreich ausbildet, daß man es mit Luſt und Vergnügen leſen könne. Da nun auch die bitterſten Wahrheiten, ſonderlich in moraliſchen Sachen, auf ſolche Art gleichſam verzuckert und übergüldet werden: ſo ſieht man wohl, daß es nicht undienlich ſey, dergleichen Schriften zu verfertigen; und alſo Erkenntniß und Tugend der Welt gleichſam ſpielend beyzubringen.

12. §. Es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß ein ſolch dogmatiſches Gedicht entweder den ganzen Inbegriff einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, oder nur einzelne dahin gehörige Materien abhandeln könne. Jenes haben die meiſten obberührten Alten; dieſes aber hat unſer **Opitz** gethan. **Vida** hat die ganze Poeſie in III. Büchern; imgleichen den Seidenwurm und das Schachſpiel; **Ulrich von Hutten** aber nur die lateiniſche Verskunſt allein beſchrieben. In beyden Fällen ſetzet man zum Grunde, daß der Poet die Sache wohl verſtehe, und ſich nicht unterfange, etwas auszuführen, dem er nicht gewachſen iſt. Denn hier gilt auch inſonderheit, was **Horaz** von allen Poeten fodert.

Sumite materiam, veſtris qui ſcribitis aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Denn ſich in Dingen, die man nicht verſteht, zum Lehrer aufzuwerfen, das würde in der Poeſie eben ſo ſchädlich ſeyn, als anderwärts. Die Wahrheit und Tugend muß, wie allezeit, alſo auch hier, der einzige Augenmerk eines Poeten ſeyn: und es wäre zu wünſchen, daß **Ovidius** philoſophiſch genug geſinnet geweſen wäre, ſo würde er ſeine Kunſt zu lieben nicht geſchrieben haben. Dieſe ſeine Schrift gehört ſonſt auch hieher, und er hat ſich darinn bemüht, eine ohnedem gar zu liebliche Sache durch ſeine angenehme Schreibart noch beliebter zu machen; das iſt, ein ſchädliches Gift zu überzuckern. Er ſcheint, ſolches nach der Zeit ſelbſt bereuet zu haben, da er auf eben die Art remedia amoris geſchrieben, die gewiß mit ſo vielem Nutzen, als Vergnügen geleſen werden können.

13. §. Viel vernünftiger hat unſer **Opitz** in ſeinen dogmatiſchen Poeſien gehandelt. Er zeiget überall eine philoſophiſche Stärke der Vernunft, einen großen Eifer für alles Gute, ein geſetztes männliches Herz, das die Eitelkeit der menſchlichen Dinge verachtet, und den hohen Adel der Weisheit und Tugend allein hochſchätzet. Sonderlich wären ſein **Vielgut**, **Zlatna** und die vier Bücher der Troſtgedichte werth, daß ſie der Jugend beyzeiten in die Hände gegeben, erkläret, und von derſelben von Wort zu Wort auswendig gelernet würden. Dieſes würde derſelben mehr edle Grundſätze der Tugend und Sittenlehre geben, als die lateiniſchen Sprüchelchen, die ſie mehrentheils ohne Verſtand herbethen lernt,

Und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyenart,
Sie zu der Aeltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen.

Die alten Griechen hieltens mit ihrem **Homer** ſo; und ich weis nicht, warum wir gegen den Vater unſrer Poeten noch ſo undankbar ſind: da doch ſeine oberwähnten Gedichte mehr

mehr güldene Lehren in ſich faſſen, als die ganze Ilias und Odyſſee.

14. §. Ob man in dieſer Gattung von Gedichten die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit, um ihren Beyſtand anrufen könne, das iſt im V. Capitel des I. Theils bereits gewieſen worden. Vom **Lucretius** iſt bekannt, daß er die Venus angerufen, weil ſie der Erzeugung der Dinge vorſteht. **Virgil**, in ſeinen Büchern vom Feldbaue, ruft ein ganzes Dutzend Götter an, die beym Feldbaue was zu thun haben. **Opitz** ruft in ſeinem Veſuvius die Natur an, weil er von natürlichen Wundern ſchreiben will:

Natur, von deren Kraft Luſt, Welt und Himmel ſind,
Des höchſten Meiſterrecht, und erſtgebohrnes Kind,
Du Schweſter aller Zeit, du Mutter aller Dinge,
O Göttinn! gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas ſagen mag,
Davon kein deutſcher Mund noch bis auf dieſen Tag
Poetiſch hat geredt.

Hätte er es nun dabey bewenden laſſen, ſo wäre es gut geweſen: aber er fährt fort, und ruft auch den Apollo nebſt allen Muſen herbey, die doch bey dieſer Materie vom Veſuvius nichts zu ſagen haben:

Ich will mit Wahrheit ſchreiben,
Warum Veſuvius kann Steine von ſich treiben,
Woher ſein Brennen rührt, und was es etwa ſey,
Davon die Glut ſich nährt. Apollo, komm herbey!
Mit deiner Muſenſchaar; laß ihre Hand mich leiten
Auf dieſer neuen Bahn: ſo will ich ſicher ſchreiten,
Wohin mein Geiſt mich trägt.

Indeſſen wenn man ihn entſchuldigen will, ſo darf man nur ſagen: daß gleichwohl die Form des ganzen Werkes poetiſch ſey, und alſo des Beyſtandes der Muſen nicht entbehren könne. In ſeinem **Vielgut** macht er ſeine Anrufung gerade zu Gott ſelbſt:

So komm, o höchſtes Gut! du Urſprung guter Sachen,
Des Böſen ärgſter Feind, erwecke mir Verſtand;

Verleihe kecken Muth, und ſchärfe meine Hand,
Zu dringen durch den Neid des Volkes auf der Erden,
Das ſonſt mit ſeiner Schaar mein Meiſter möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt.

Eben das hat er in den Büchern der **Troſtgedichte** gethan, wo er ſich den heiligen Geiſt, als den höchſten Troſt der Welt zum Helfer und Beyſtande erbittet. Wie nun hieran nichts auszuſetzen iſt: alſo iſt es auch nicht allzeit nöthig, dergleichen Anrufung zu machen. **Horaz** und **Boileau** haben in ihrer Dichtkunſt keine gemacht. **Opitz** in ſeinem Buche von der Ruhe des Gemüths, thut es auch nicht; ob es gleich eben ſo groß iſt, als eins von den vorhergehenden.

15. §. Was für Verſe man zu ſolchen dogmatiſchen Gedichten brauchen ſolle, das können die Exempel der Alten und Neuern lehren. Jene haben die Hexameter für geſchickt dazu gehalten, und **Opitz** hat die langen jambiſchen dazu bequem gefunden. Und in der That ſchicken ſich zu einem langen Lehrbuche keine kurze Verſe. **Corneille** hat dieſes wohl gewußt, daher hat er den **Thomas von Kempis** durchgehends in einerley zwölf- und dreyzehnſylbigte Verſe, nicht aber in andere Arten derſelben gebracht. Auch **Philander von der Linde** hat das lange geiſtliche Gedicht **Sam. Slaters**, welches ein Geſpräch der Seele mit dem Glauben vorſtellt, in keine andere Art von Verſen überſetzt. Und es wäre zu wünſchen, daß man ſolches in der deutſchen Ueberſetzung des **Thomas von Kempis** auch gethan hätte: da hingegen die eine, die wir davon haben, bald aus Elegien, bald aus heroiſchen, bald aus trochäiſchen Verſen beſteht; die andere aber, die nicht längſt heraus gekommen, gar wie ein Geſangbuch ausſieht. Wenn jemand Zeit und Luſt hätte, ein ſolches dogmatiſches Werk in unſre Sprache zu überſetzen, der dürfte nur den Palingenius dazu wählen, welcher in dieſer Claſſe gewiß eins von den ſchönſten und erbaulichſten Büchern iſt, die ich je geleſen habe.

Des I. Abſchnitts IX. Hauptſtück.

Von Idyllen oder Schäfergedichten.

1. §.

Man kann gewiſſermaßen ſagen, daß dieſe Gattung von Gedichten die alleràlteſte ſey. Denn ob ich wohl in dem Capitel von Oden, im Abſehen auf dieſelben eben das behauptet habe: ſo widerſpreche ich mir doch nicht, wenn ich ſage, daß die allererſten Lieder, Schäferlieder oder Hirtengedichte geweſen. Die erſten Einwohner der Welt nährten ſich bloß von der Viehzucht, Der Ackerbau, die Jagd, der Fiſchfang und das Weinpflanzen ſind viel ſpäter erfunden und in Schwang gebracht worden. Die Kaufmannſchaft und alle andere Künſte ſind noch viel jünger. Da nun die Erfindung der Poeſie mit den erſten Menſchen gleich alt iſt, ſo ſind die erſten Poeten, oder Liederdichter, Schäfer oder Hirten geweſen. Ohne Zweifel haben ſie ihre Geſänge nach ihrem Character, und nach ihrer Lebensart eingerichtet: folglich ſind ihre Gedichte Schäfergedichte geweſen.

2. §. Ich will damit nicht behaupten, daß die älteſten Gedichte, die wir noch übrig haben, Schäfergedichte wären. Nein, was wir vom **Theokritus**, **Bion** und **Moſchus** in dieſer Art haben, das iſt ſehr neu. Die allererſten Poeſien ſind nicht bis auf unſre Zeiten gekommen: ja ſie haben nicht können ſo lange erhalten werden; weil ſie niemals aufgeſchrieben worden. Was nur im Gedächtniſſe behalten und mündlich fortgepflanzet wird, das kann gar zu leicht verloren gehen. Daß aber vor **Theokrits** Zeiten wirklich Schäfergedichte müſſen gemacht worden ſeyn, das kann aus ſeinen eigenen Idyllen erwieſen

wieſen werden. Er berufft ſich immer auf die arkadiſchen Hirten, als auf gute Poeten, die ihre Muſik vom Pan gefaſſet hätten. Es müſſen doch alſo unter den damaligen Schäfern mancherley Lieder im Schwange gegangen ſeyn, die zum Theile ſehr alt geweſen ſeyn mögen. Haben ſie ſo ſchön und ſo zierlich nicht ausgeſehen, als **Theokrits** Gedichte, ſo iſt es kein Wunder. Die Natur allein war ihre Lehrmeiſterinn geweſen, und die Kunſt mochte noch keinen Theil daran gehabt haben. **Theokritus** hat beydes zu vereinigen geſucht, und alſo ſeine Vorgänger weit übertroffen.

3. §. Will man nun wiſſen, worinn das rechte Weſen eines guten Schäfergedichtes beſteht; ſo kann ichs kürzlich ſagen: in der Nachahmung des unſchuldigen, ruhigen und ungekünſtelten Schäferlebens, welches vorzeiten in der Welt geführet worden. Poetiſch würde ich ſagen, es ſey eine Abſchilderung des güldenen Weltalters; auf chriſtliche Art zu reden aber: eine Vorſtellung des Standes der Unſchuld, oder doch wenigſtens der patriarchaliſchen Zeit, vor und nach der Sündfluth. Aus dieſer Beſchreibung kann ein jeder leicht wahrnehmen, was für ein herrliches Feld zu ſchönen Beſchreibungen eines tugendhaften und glücklichen Lebens ſich hier einem Poeten zeiget. Denn die Wahrheit zu ſagen, der heutige Schäferſtand, zumal in unſerm Vaterlande, iſt derjenige nicht, den man in Schäfergedichten abſchildern muß. Er hat viel zu wenig Annehmlichkeiten, als daß er uns recht gefallen könnte. Unſere Landleute ſind mehrentheils armſelige, gedrückte und geplagte Leute. Sie ſind ſelten die Beſitzer ihrer Heerden; und wenn ſie es gleich ſind: ſo werden ihnen doch ſo viel Steuren nnd Abgaben auferlegt, daß ſie bey aller ihrer ſauren Arbeit kaum ihr Brod haben. Zudem herrſchen unter ihnen ſchon ſo viel Laſter, daß man ſie nicht mehr als Muſter der Tugend aufführen kann. Es müſſen ganz andere Schäfer ſeyn, die ein Poet abſchildern, und deren Lebensart er in ſeinen Gedichten nachahmen ſoll. Wir wollen dieſelben etwas näher betrachten.

4. §. Man ſtelle ſich die Welt in ihrer erſten Unſchuld vor. Ein freyes Volk, welches von keinen Königen und Fürſten weis, wohnet in einem warmen und fetten Lande, welches an allem einen Ueberfluß hat; und nicht nur Gras, Kräuter und Bäume, ſondern auch die ſchönſten Früchte von ſich ſelbſt hervorbringet. Von ſchwerer Arbeit weis man daſelbſt eben ſo wenig, als von Drangſalen und Kriegen. Ein jeder Hausvater iſt ſein eigener König und Herr; ſeine Kinder und Knechte ſind ſeine Unterthanen, ſeine Nachbaren ſind ſeine Bundesgenoſſen und Freunde; ſeine Heerden ſind ſein Reichthum, und zu Feinden hat er ſonſt niemanden, als die wilden Thiere, die ſeinem Viehe zuweilen Schaden thun wollen. Eine hölzerne Hütte, oder wohl gar ein Strohdach, iſt ihm ein Pallaſt, ein grüner Luſtwald ſein Garten, eine kühle Höhle ſein Keller, eine Lauberhütte ſein Sommerhaus: Pelz und Wolle und ein Strohhut ſind ſeine Kleidung; Milch und Käſe ſind ſeine Nahrung; die Feld- und Gartenfrüchte ſeine Leckerbiſſen; ein hölzerner Bächer, ein Korb, eine Flaſche, ein Schäferſtab und ſeine Hirtentaſche ſein ganzer Hausrath. Sein Hund iſt ſein Wächter, eine Blume ſein Schmuck und ſeine Erquickung, die Muſik aber ſein beſter Zeitvertreib.

5. §. Im Abſehen auf den Verſtand, ſind dieſe glückſeligen Schäfer zwar einfältig, aber nicht dumm. Sie können nach ihrer Art mancherley Künſte, ſie flechten ſchöne Körbe und künſtliche Hüte, ſie ſchälen bunte Stäbe, ſie ſchnitzen Figuren und Bilder auf ihre Flaſchen und Bächer, ſie winden Blumenkränze, und pflanzen Bäume. Gelehrt ſind ſie zwar nicht: doch wiſſen ſie aus den Erzählungen ihrer Vorfahren, von einigen alten Geſchichten; und aus dem Unterrichte der klügſten unter ihnen, von einigen Geheimniſſen der Natur, von dem Laufe der Geſtirne u. d. m. doch allezeit mit einer gewiſſen Einfalt, zu reden. Sie haben einen gewiſſen natürlichen Witz, aber keine gekünſtelte Scharfſinnigkeit. Sie machen auch Vernunftſchlüſſe, aber von metaphyſiſchen Abſonderungen wiſſen ſie nichts. Sie halten

ſich allezeit an das, was ſie empfinden, und ihre Unterredungen handeln von dem, was geſchieht, was ſie geſehen oder gehöret haben. Daher lieben ſie die Erzählungen, und vertiefen ſich, nach Art einfältiger Leute, zuweilen in beſondern Umſtänden, und ſolchen Kleinigkeiten, die nicht eben ſo nöthig zu wiſſen wären.

6. §. Ihren Willen anlangend, haben ſie zwar, als Menſchen, Affecten; aber keine unordentliche und ausſchweifende Begierden, dadurch ſie einander beleidigen könnten. Der Geiz und Ehrgeiz verleitet ſie zu keiner Ungerechtigkeit; und man weis bey ihnen weder von Schimpfworten noch von Schlägereyen zu ſagen. Ihre Streitigkeiten beſtehen darinn, daß ſie im Singen oder Spielen, oder in andern Künſten, einander überlegen ſeyn wollen: und dieſe werden allezeit durch einen unparteyiſchen Schiedsmann, den beyde Parteyen zum Richter erwählen, entſchieden. Sie ſcherzen mit einander, aber ohne Zoten zu reißen: denn die Ehrbarkeit iſt bey ihnen zu Hauſe. Ihr Handel beſteht im Tauſchen; und ob ſie wohl zuweilen durch eine kleine Liſt einander hintergehen, ſo geſchieht es doch nur zur Kurzweil: denn der Betrug iſt ihnen ſo abſcheulich, als das Stehlen und Rauben. Ihr Umgang iſt von aller Grobheit ſo weit, als von allen Complimenten und von der Falſchheit, entfernet. Sie ſind offenherzig, aber beſcheiden; freygebig, aber nicht verſchwenderiſch; ſparſam, aber nicht karg; ehrliebend, aber nicht ſtolz. Endlich ſind ſie auch mäßig und nüchtern, und mit einem Worte, ganz tugendhaft und vergnügt.

7. §. Ich habe noch nichts von der Liebe gedacht, weil dieſes eine beſondere Beſchreibung verdienet. Dieſe Leidenſchaft herrſchet am meiſten unter ihnen, aber auf eine unſchuldige Weiſe. Sie iſt die einzige Quelle ihres größten Vergnügens, aber auch ihrer größten Unruhe. Ihre Muße auf den Fluren und bey ihren Heerden, läßt ihnen Zeit genug, zu verliebten Gedanken und Unterredungen: aber ihre Einfalt verbeut ihnen alle gar zu künſtliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ihre guten Eigenſchaften machen

chen ſie liebenswürdig, und ihre Liebeserklärungen geſchehen mehr durch ſchamhafte Blicke, als durch viel zärtliche Worte. Ihre Geſchenke beſtehen aus Blumen und Früchten, jungen Lämmern und ſchönen Hunden, künſtlichen Hüten, Bächern und Stäben. Sie putzen ſich, aber nach ihrer Einfalt, die von Seide, Gold und Silber nichts weis. Sie ſind eiferſüchtig und empfindlich; aber auch leicht zu beſänftigen. Sie beklagen ſich über die Unempfindlichkeit ihrer Schönen; henken ſich aber deswegen nicht auf. Sie ſind ſehr treu in ihrer Liebe, und man weis bey ihnen von keinem größern Laſter, als von der Unbeſtändigkeit. Ihre Nebenbuhler ſuchen ſie durch neue Gefälligkeiten, nicht aber durch Rachgier und Gewalt zu überwinden. Kurz, die unſchuldige Schäferliebe muß von allen Laſtern frey ſeyn, die ſich durch die Bosheit der Menſchen allmählich eingeſchlichen haben.

8. §. Ich zweifle nicht, daß ein jeder, der dieſen Character der Schäfer recht erweget, geſtehen wird: daß Schäfergedichte, die auf dieſen Fuß verfertiget worden, eine beſondere Anmuth haben müſſen. Denn ich habe ihren Abriß mit Bedacht in der größten Vollkommenheit gemacht, ungeachtet noch kein Poet denſelben völlig beobachtet hat. **Theokritus** hat ſeine Schäfer zuweilen ſehr grob und plump abgeſchildert; das iſt, wie ſie etwa zu ſeiner Zeit waren, nicht wie ſie hätten ſeyn ſollen: zuweilen aber machte er ſie gar zu ſinnreich. Sie zanken ſich bisweilen auf eine recht bäuriſche Art, und kriegen einander faſt darüber bey den Köpfen. Sie beſchuldigen einander des Diebſtahls und noch wohl ärgerer Laſter, die unter den Griechen und Römern im Schwange waren; ſich aber für unſere feinern poetiſchen Schäfer nicht ſchicken. Man ſehe des Herrn von **Fontenelle** Diſcurs von Schäfergedichten, der bey meiner Ueberſetzung ſeiner auserleſenen Schriften befindlich iſt: wo man auch vom **Bion** und **Moſchus** eine gründliche Beurtheilung antreffen wird.

9. §. **Virgil**, der ſich den **Theokritus** in ſeinen Idyllen zum Muſter genommen, hat zwar ſeine Hirten viel arti-

ger gemacht, als jener; doch aber nicht allezeit die rechte Art der Schäfer erreichet. Sie ſind nicht alle ſo tugendhaft und unſchuldig, als ſie ſeyn ſollten; wie davon der Vers

Novimus et qui te, transverſa tuentibus hircis, etc.

zeugen kann. Zuweilen giebt ſein Haberrohr einen gar zu hohen Ton, wenn er z. E. die ſicilianiſchen Muſen des **Theokritus** anrufft, dem Pollio zu Ehren etwas erhabeners anzuſtimmen. Er foderte, wie ſchon gedacht worden, etwas Unmögliches von ihnen: denn ſie können auf ihrer Flöte keinen Trompetenklang erzwingen. Gleichwohl prophezeiet er nicht anders, als die kumäiſche Sybille, von künftigen Zeiten. In der ſechſten Ekloge läßt ers ſich vom Phöbus erſt ſagen: Es ſchicke ſich für Hirten nicht, von Königen und Helden zu ſingen:

Cum canerem Reges et prœlia, Cynthius aurem
Vellit et admonuit: Paſtorem, Tityre, pingues
Paſcere oportet oves.

Gleichwohl läßt er ſeinen **Silenus**, da er ein paar Knaben, nebſt der ſchönen Najade, **Aegle**, vom Schlafe aufgewecket, die ganze epikuriſche Lehre vom Urſprunge der Welt herſingen: welches ihm ſo wenig anſtund, als von Kriegen und Helden Lieder zu machen. Es herrſcht auch in der ganzen Ekloge eine ſolche Verwirrung der Sachen und Zeiten, daß man nicht weis, wo man iſt. Nach den philoſophiſchen Meynungen **Epikurs**, kömmt die Fabel von der **Paſiphae** und den Schweſtern **Phaetons**, die gar nicht dahin gehörete. Mitten darunter ſteht **Cornelius Gallus**, der zu **Virgils** Zeiten lebte; und darauf kömmt wiederum die Fabel von der Scylla und Charybdis, imgleichen von der Philomele. Alles das ſingt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, daß er vorigen Tag einen Rauſch gehabt. Es könnte, wie **Fontenelle** ſcherzet, nach dem itztbeſchriebenen Inhalte ſeines Geſanges, leicht ſeyn, daß er etwas zu frühe aufgewecket worden. Wir haben eine feine Ueberſe-

zung

ſetzung der virgiliſchen Hirtengedichte von dem Herrn **Overbeck** erhalten: wiewohl es auch an vielen ältern nicht fehlet, die ich in der Vorrede dazu angemerket. Doch iſt mir nachmals noch eine in die Hände gefallen, die folgenden Titel hat: **Zehn Hirtengeſpräche vom Vergilius, erſtlich lateiniſch beſchrieben, itzund in unſere teutſche Sprache übergeſetzet. Gedruckt zu Glückſtadt 1643.** in Quer 8.

10. §. Unter den neuen Poeten, die lateiniſche Schäfergedichte gemacht haben, ſind **Calpurnius**, **Nemeſianus**, **Vida** und **Baptiſta Mantuanus** zu merken. Sie ſind eben nicht gänzlich zu verachten; und ungeachtet ſie an Schönheit der Verſe dem **Virgil** weichen müſſen, ſo haben ſie doch zuweilen hübſche Erfindungen. Sie fehlen aber auch zuweilen ſehr grob, wie denn der letztere z. E. ſeine Schäfer einmal, als ein Paar Carmeliter aufführet, deren einer der ſtrengen, der andere der gelindern Ordensregel zugethan iſt. Er läßt ſie ſo heftig mit einander ſtreiten, daß der Richter, dazu er den **Bembus** macht, ihnen die Stäbe wegnimmt. Ob es nun wahrſcheinlich ſey, daß die Schäfer wie Mönche ſprechen? das iſt leicht zu ſehen. Viel ärger aber macht ers in einer andern Stelle, wo der Schäfer gar einen Epikurer vorſtellt, der weder Himmel noch Hölle glaubet. Der Poet will dieſes zwar entſchuldigen, und ſagt: **Amyntas** habe ſich lange in der Stadt aufgehalten. Herr von **Fontenelle** aber will dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen: und in der That iſt es anſtößig, ſeine Schäfer als gottloſe Leute aufzuführen.

11. §. **Sannazar** hat es verſuchen wollen, ob man nicht Fiſchereklogen machen könne. Er hat den **Theokritus** zum Vorgänger, der auch einmal dergleichen gethan hat. Zween Fiſcher ſchlafen in einer Strohhütte am Ufer beyſammen, und der eine wecket in der Nacht den andern auf, und erzählt ihm ſeinen Traum; darinn es ihm vorgekommen war, als ob er einen goldenen Fiſch gefangen hätte. Allein die Fiſcherarbeit iſt viel zu beſchwerlich, gegen das ruhige

hige und glückſelige Leben, das wir uns im Schäferſtande vorſtellen. Die See iſt bey weitem ſo angenehm nicht, als eine ſchöne Aue: und die Schnecken oder Auſtern geben ſolche beliebte Geſchenke nicht ab, als Blumen und Früchte. Es würde nicht beſſer herauskommen, wenn man anſtatt der Schäfer, Bergleute, in Gedichten nachahmen wollte, wie einige Poeten bey uns verſuchet haben. Dieſe Lebensart iſt gleichfalls viel zu rauh, und die Arbeit zu ſauer, als daß man viel Vergnügen dabey haben könnte. Zu dem ſchicket ſich das Gold und Silber zu dem güldenen Weltalter nicht. Noch beſſer würden ſich die Winzer zu ſolchen Vorſtellungen brauchen laſſen; als deren Arbeit ſo beſchwerlich nicht iſt, und mehr angenehme Gegenſtände hat, als die vorige. Es käme auf den Verſuch eines guten Dichters an, der dieſe Lebensart kennete.

12. §. Unter den Italiänern haben **Taſſo**, **Guarini**, **Bonarelli** und **Marino**, ſich mit Schäfergedichten hervorgethan: aber alle mit einander haben ihre Hirten viel zu ſcharfſinnig gemacht. **Taſſo**, der noch am leidlichſten iſt, hat dennoch in ſeinem **Amyntas**, den wir auch deutſch haben, die Sylvia gar zu künſtlich denken laſſen. Sie hat ſich mit Blumen geſchmücket, und da ſie ſich in einem Brunnen ſpiegelt, ſagt ſie zu ihnen: ſie trage dieſelben, nicht ſowohl ſich ſelbſt dadurch zu putzen, ſondern vielmehr ſie, durch ihre eigene Schönheit, zu beſchämen. **Bouhours** hat dieſe Stelle mit gutem Rechte verworfen: aber gegen andere italieniſche Künſteleyen und Spitzfündigkeiten ihrer Schäfer, iſt das noch nichts zu rechnen. **Guarini** läßt z. E. in ſeinem treuen Schäfer, eine Schäferinn, mitten in der Heftigkeit ihrer Liebe, auf eine ſehr philoſophiſche Art, die Götter zur Rede ſetzen: warum ſie uns doch durch ſo ſcharfe Geſetze eingeſchränket; zu gleicher Zeit aber dem Menſchen ſolche unüberwindliche Begierden gegeben? Wer hätte dergleichen tiefes Nachſinnen bey einer Schäferinn geſuchet? **Hofmannswaldau** und **Abſchatz** haben dieſes Stück bey uns um die Wette verdeutſchet.

13. §. Unter den Franzoſen haben **Marot**, **Ronſard**, **Segrais** und **Fontenelle** ſich mit Schäfergedichten bekannt gemacht. Der erſte hat außer einer Ueberſetzung von **Virgils** I. Ekloge nur eine einzige Idylle auf die Geburt des Prinzen vom Dauphin gemacht, darinn er auch **Virgils** Ekloge an den **Pollio** nachahmet. Der andere hat ſechs Eklogen gemacht, wo man den verliebten Cyklopen nicht auch dazu rechnet, und gemeiniglich hohe Materien in ſeine Eklogen gebracht, indem er fürſtlichen Perſonen nur Schäfernamen giebt. Heinrich I. heißt **Henriot**, Carl IX. **Carlin**, und Catharine von Medicis **Catin**. Ja, er läßt einmal die Schäferinn **Margot** das Lob des **Turnebus**, **Budeus** und **Vatablus** anſtimmen, der größten Griechen und Hebräer ihrer Zeiten; von welchen ſeine Schäferinn billig nichts hätte wiſſen ſollen. Das beſte iſt, daß er ſelbſt geſteht, er habe ſeine Eklogen nicht nach Regeln gemacht. **Segrais** hat eben das im Abſehen auf ſeine Schreibart geſtanden, welche er hier und da zu künſtlich und gleißend für Schäfer gemacht; ſonſt aber doch gewieſen hat, daß er auch ihren wahren Character wohl treffen könne. Auch **Desportes** hat unter den alten franzöſiſchen Dichtern ſogenannte Bergeries gemacht, die nichts anders als Schäfergedichte heißen können. Doch ſind ſie bald als Lieder in kurze, bald als Ueberſchriften in allerley Arten von Verſen, bald als Nachahmungen, bald als Klagen abgefaſſet: weswegen man ihn eben ſo leicht übergehen kann.

14. §. Herr von **Fontenelle**, dem ich dieſe Anmerkungen mehrentheils abborge, geſteht auch von ſich ſelbſt, daß er ſeine Schäfergedichte eher gemacht, als er ſich um die Regeln derſelben bekümmert gehabt. Er bekennet aber bey der Unbeſtändigkeit des Geſchmackes ſeiner Zeiten: es ſey beſſer, ſich an die Regeln zu halten, und den wahrhaften Begriffen von einer Sache zu folgen. In der That hat er ſeine Schäfer zu ſcharfſinnigen Pariſern gemacht. Sie ſind oft ſo ſinnreich, als **Fontenelle** ſelbſt, und einige neuere Kunſtrichter haben nicht unrecht, wenn ſie es ihm vorrücken,

cken, daß er ſeine Hirten eine Metaphyſik über Liebesſachen gelehret habe. Vieleicht hat er auch, bloß in der Abſicht dieſen Fehler zu entſchuldigen, geſagt: Die Schäfer der Eklogen müßten gleichſam ſeidene Kleider haben, die nur ſchäfermäßig geſchnitten wären. Sonſt ſehe ich aus ſeiner vernünftigen Kritik über andre, daß er in dieſer Art von Gedichten unverbeſſerlich würde geworden ſeyn; wenn er ſich nicht eher an dieſe Arbeit gemacht hätte, bis er ſich die wahre Natur derſelben beſſer bekannt gemacht gehabt. Mir gefällt es nicht, daß er ſich darinn der ſogenannten Poeſie der Faulen, oder der vermiſchten kurzen und langen Verſe bedienet hat. Wir haben einen ausführlichen Tractat davon im Franzöſiſchen, den der Abt **Geneſt** geſchrieben, und den man bey **Fenelons** Gedanken von der Redekunſt und Poeſie 1717. zu Amſterdam gedruckt hat; welchen ich hier nachzuleſen anrathen will.

15. §. Unter den Engländern haben ſich ſonderlich **Philips** und **Spenzer** in dieſer Art von Gedichten gewieſen. Graf **Rocheſter** hat ein paar Schäfergeſpräche in kurzen Verſen gemacht. **Pope** aber hat ſie ohne Zweifel alle übertroffen. Denn außer ſeiner Abhandlung von den Paſtoralgedichten, hat er vier Eklogen auf die vier Jahreszeiten, und ſodann noch eine geiſtliche Ekloge, die er Meßias nennet, gemacht, worinn er **Virgils** Pollio nachgeahmet. Selbſt ſein Windſor Foreſt kann gewiſſermaßen hieher gerechnet werden. Außer ihm, hat man im Engliſchen auch als eine neue Erfindung, Town-Eclogues, deren ein Frauenzimmer Maria Worthley Mountague, eine geweſene gute Freundinn des **Pope** VI. Stücke, 1747. in 4. herausgegeben. **Richard Steele** macht in ſeinem Guardian ſehr viel von den erſten beyden, und hält ſie unter allen Neuern allein für würdig, dem **Theokritus** und **Virgil** an die Seite geſetzt zu werden. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht dieſer gelehrte Scribent eine gute Einſicht in die Eigenſchaften dieſer Gedichte erwieſen habe. Sein 28ſtes, 30ſtes und 32ſtes Blatt des I. Theils, handeln ausführlich davon, und ſon-

derlich

derlich iſt das letzte merkwürdig, wo er alle ſeine Gedanken von Schäfergedichten, in einer Fabel von dem Schäfer Damon und ſeiner Tochter Amaryllis vorgetragen hat. Ich will am Ende dieſes Hauptſtücks einen Auszug davon hieherſetzen: weil dieſe allegoriſche Vorſtellung die wahre Natur der Schäfergedichte, und alle Fehler, die man darinn begehen kann, ſehr lebhaft vorſtellet. Allein, wem die Eigenliebe der engliſchen Nation gegen ſich ſelbſt bekannt iſt, der wird leicht ſchließen können, was davon zu halten ſey, daß er nur ſeine Landsleute für würdige Nachfolger der Alten ausgiebt.

16. §. Unter uns Deutſchen haben ſich zuerſt einige in lateiniſchen Eklogen gewieſen. **Georg Sabinus** hat unter andern ein Paar auf des Königs in Frankreich Franz des I. Gefangenſchaft, und auf Herzog **Albrechts** in Preußen Vermählung gemachet, die recht artig ſind. **Opitz** hat unter andern in dem IVten Buche ſeiner poetiſchen Wälder ſeinen Begriff von der Schäferpoeſie ſehr fein ausgedrücket, wo er beweiſen will, daß die Poeterey unſterblich ſey. Es heißt:

Cupido führet mich in eine grüne Wüſten,
Da der Poeten Volk, weit von Begier und Lüſten,
Vorzeiten hat gelebt, wie noch die erſte Welt
Nichts von den Städten wußt, und wohnte um das Feld.
Die Nymphen werden mir den Lorberkranz aufſetzen,
Mit meinen Verſen wird ſich Erato ergetzen:
So weit die grüne Luſt und hohen Wälder gehn,
So weit wird mein Gedicht an allen Bäumen ſtehn.
Ihr Oerter voller Freud! du Aufenthalt der Hirten!
Ihr Bäch, ihr Ahornbäum, ihr Quell, ihr zarten Myrten!
Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Blumen und ihr Stein,
Ihr Wohnhaus voller Ruh, bey euch wünſch ich zu ſeyn. ꝛc.

Unter ſeinen Oden iſt gleich die erſte eine Schäferode auf ſeine Galathee. Die andre auf die Phyllis, und die dritte auf eben dieſelbe ſind eben ſo ſchön, und man kann ſich ſelbige zu Muſtern dienen laſſen. Auch in ſeiner Schäferey von der Nymphe Hercinie, kommen einige feine Stücke von ſeiner Arbeit

vor,

vor, die hieher gehören. **Simon Dach** hat auch dergleichen mit gutem Fortgange verſuchet, wie ich in **Kindermanns** deutſchem Poeten etliche Proben von ihm finde. Seiner **Sorbuiſe**, als eines Schäferſpiels itzo nicht zu gedenken.

17. §. **Flemming** hat zwar hin und wieder in ſeinen Oden gewieſen, daß er die Schönheiten des Landlebens vortrefflich beſchreiben könne. Doch hat er kein eigentlich ſogenanntes Schäfergedicht gemacht. **Schoch** hergegen hat in ſeinem Blumengarten durch ſeine Hirtenlieder viel Ehre eingelegt, obgleich die Verſe zuweilen etwas hart ſind. Es ſind in der That auch nur Lieder, und keine in langen Verſen abgefaßte Gedichte, wie **Virgils** ſeine. Es kommen auch zuweilen Sachen darinn vor, die für Schäfer nicht ehrbar genug klingen. Bisweilen aber geräth es ihm ziemlich gut. Z. E. auf der eilften Seite ſteht eins: Wie kannſt du mich doch, edle Phyllis, lieben? welches ganz ungemein iſt. Ein Paar Strophen können zur Probe dienen. Der Schäfer redet ſeine Geliebte an:

Du aber biſt der Ausbund unſrer Matten,
Du, Schöne! biſt an allen Schätzen reich:
Der Himmel wünſcht mit dir ſich zu begatten,
Die Sonne wird vor deinen Augen bleich.
Du nennſt dich her vom hohen Schäferſtande,
Und haſt dazu den beſten Sitz im Lande.

Dein Vieh muß dir in vollen Eitern ſtehen,
Der Heerde Mann, der große Ziegenbock,
Der täglich pflegt der Heerde vorzugehen,
Der ſchält nach Luſt den pappelweiden Stock.
Der Klee, auf dem die müden Lämmer tiſchen,
Macht, daß voll Milch faſt alle Gelten giſchen.

Gleichwie der Thau, aus ſeinen naſſen Wolken,
Sich bey der Nacht in unſre Saaten geußt:
So weiß biſt du, wenn du das Vieh gemolken,
Wenn du es haſt mit Futter abgeſpeiſt.
Die Auen die, und alle deine Triften,
Die werden dir ein ewig Weſen ſtiften.

Such

Such einen dir aus unſern meißner Hirten,
Such einen dir, der nett, polit und reich,
An meiner ſtatt, der dich recht kann bewirthen,
Such einen dir, der dir an Mitteln gleich.
Die braune Fauſt darf ſich ja nicht erkühnen,
Dich, ſchönes Kind, nach Würden zu bedienen.

Doch ſag ich dieß, die Wahrheit nicht zu ſchonen:
Ich bin zwar nur ein ſchlechter Schäferknecht,
Doch frömmer noch, als die in Städten wohnen,
Bin ohne falſch, und fein gerecht und ſchlecht.
Ich kann nicht hoch die hohen Worte treiben,
Doch mag man mir in meiner Einfalt gläuben ꝛc. ꝛc.

18. §. Doch dieſe alle haben noch keine ſolche Eklogen verfertiget, als wovon wir bisher gehandelt haben. Hier kann ich alſo keinen beſſern nennen, als **Neukirchen**, der uns etliche ſchöne Proben davon gegeben hat, und alſo unſer deutſcher **Theokrit** zu heißen, verdienet. Sie ſtehen in der Sammlung ſeiner Gedichte, die ich herausgegeben, imgleichen in den Hofmannswaldauiſchen. Die erſte heißt Sylvia, und iſt faſt durchgehends ſchön: nur ein Paar Stellen ſind nicht eben zu billigen. Der erſte Gedanken iſt für einen Schäfer gar zu romanhaftig:

Ja, wenn ich endlich dich
Im Felde nirgends ſeh, ſo übereil ich mich,
Und denk: Iſt nun ihr Geiſt gen Himmel gar geſtiegen;
Und kann ſie denn zugleich bey Sternen und bey Ziegen,
Des Abends Sylvia, und früh Aurora ſeyn?

Die andere Stelle iſt nicht nach den Sitten der Schäfer eingerichtet: denn er will ſeiner Sylvia einen bürgerlichen Haarputz ſchenken.

Ach! ſtolze Sylvia, laß deinen Zorn ſich wenden!
Ich will dir, wo du willſt, auch wohl Geſchenke ſenden;
Nicht etwa, die der Wald und unſer Garten hegt,
Nicht, wie das reife Feld uns in die Scheuren legt:
Nein, ſondern einen Putz, mit Puder überſchlagen,
Wie in der Stadt itzund die Bürgertöchter tragen.

410

Was ſollte die Schäferinn mit einem ſolchen Puderputze machen? würde ſie denſelben aufzuſetzen wiſſen? oder würde ſie es für gut finden, ſich auf dem ganzen Dorfe zum Gelächter zu machen? Ein hübſches Lamm, ein ſchönes Körbchen, ein bunter Stab, oder ein künſtlicher Strohhut, wären beſſere Geſchenke für dieſe Schäferinn geweſen. Endlich die dritte iſt wider die Tugend ſelbſt: denn Thyrſis will ſich ſelbſt das Leben nehmen.

Doch, wo du auch hiedurch nicht zu bewegen biſt,
So weis ich Aermſter nicht, was weiter übrig iſt;
Als daß ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke:
Vieleicht liebſt du mich todt, weil ich dich lebend kränke.

Ein ſolch ſtrafbares Verfahren ſteht keinem Schäfer an: und Sylvia würde ihm aus gerechtem Eifer, über ein ſo unvernünftiges Bedrohen, gewiß bloß deswegen, ihre Liebe verſagen müſſen. Weit beſſer iſt ihm das auf den vermeynten Tod dieſer Sylvia gerathen.

19. §. Auf dem 75 Blatte des I. Th. der Hoffmannsw. Gedichte, ſteht eines andern unbekannten Poeten Geſpräch zweyer Verliebten, welches auch, ſeiner Abſicht nach, ein Schäfergedicht bedeuten ſoll. Dieſes iſt aber ſo abgeſchmackt und garſtig, daß es nichts weniger, als dieſen Namen führen kann. Hergegen ſind im VI. Theile dieſer Gedichte, auf der 78 und 85 Seite von C. H. noch ein Paar, die mir ſehr gut gefallen, weil eine gewiſſe Einfalt und Unſchuld darinn herrſchet, die mit keiner Grobheit vermenget iſt. Z. E. auf der 79 S. ſteht ein kleiner Umſtand ſehr natürlich beſchrieben:

Ich glaub, es hatte mirs der Pan ſo eingegeben;
Der Pan, der Hirten Gott, der für der Schäfer Leben,
Als wie für ſeines ſorgt: damit ich, Saladin,
Dir möchte dieſen Dorn aus deinem Fuße ziehn.
Da ſtund ein Eichenbaum mit ſehr gekrümmten Zweigen,
(Ich dächt, ich wollt ihn dir noch dieſe Stunde zeigen;
Es war ein junger Baum, ſonſt gleich und ziemlich breit,
Und auf der Rinde noch mit Mooſe nicht beſtreut.)
Da ſah ich ꝛc.

Imgleichen kömmt auf der 82 Seite eine ſehr artige Stelle, die wohl werth iſt, daß ich ſie anmerke.

Zudem gefallen mir auch hier die Schäferhütten,
Der Hirten Lebensart, der Schäferinnen Sitten
Faſt im geringſten nicht: und wärſt du nicht bey mir,
Ich glaub, ich wäre ſchon vorlängſten nicht mehr hier;
Es giebt gar kahle Trift am Ufer dieſer Elbe,
Die Schäferinnen ſind auch mehrentheils ſehr gelbe,
Und etwas baurenſtolz: ſie bilden ſich was ein,
Und meynen, Wunder! was ſie für Geſichter ſeyn.
Zudem ſo giebt es hier auch naſenweiſe Hirten,
Die ſoll nun unſer Eins bey Tag und Nacht bewirthen:
Die tadeln oftermals auch unſrer Flöte Klang,
Doch klinget ihr Geſchrey, ſo wie ein Froſchgeſang.
Nächſt ließ ein ſolcher Mann ein Lied bey mir beſtellen,
Ich macht es; da wollt er ein kluges Urtheil fällen,
Und ſprach: Das Lied gefällt mir im geringſten nicht;
Es iſt nicht hoch genug, nicht prächtig eingericht.
Darüber mußt ich nun wohl recht von Herzen lachen,
Daß ſich der Korydon ſo mäuſig wollte machen,
Der doch ſo viel davon, als jener Bock verſteht;
Der forne vor der Heerd, aus Stolz und Hoffart geht.
Es iſt in dieſer Flur nun leider dahin kommen,
Wenn man nicht ihren Sinn in Obacht hat genommen,
Und Marmor, Purpur, Gold und Sonn hinein gebracht,
So wirds aus Unverſtand von ihnen ausgelacht.

20. §. Innerlich kann man die Eklogen in epiſche und dramatiſche eintheilen. In jenen redet der Poet ſelbſt durchgehends, ob er gleich zuweilen auch andere redend einführen kann. In dramatiſchen redet der Poet gar nichts, ſondern ſtellet nur das Geſpräch und die Handlungen anderer Schäfer und Hirten vor. Beyde Arten können größer und kleiner gemacht werden. Ein großes epiſches Schäfergedicht iſt z. E. des **Longus** Hiſtorie von **Daphnis** und **Chloe**, davon ich im erſten Theile des Biedermanns einen kurzen Auszug gegeben habe; imgleichen des Herrn von **Urfe** Aſträa, die ſchöne Diana, **Philipps** Arkadia, die ſchöne Schäferinn Juliana rc. wiewohl das letzte nichts taugt. Von großen dramatiſchen Schäfergedichten, die man auch Paſtorale

nennt, ſind des **Taſſo** Amyntas, des **Guarini** treuer Schäfer, des **Corneille** ſchwärmender Schäfer, den **A. Gryphius** deutſch überſetzt hat, und des Herrn von **Fontenelle** Endimion bekannt, welchen letztern ich bey den auserleſenen Schriften deſſelben, überſetzt habe. Im Deutſchen haben wir **Dünnehaupts** gedrückten und erquickten Jacob, der in den Beyträgen zur krit. Hiſtorie der deutſchen Sprache beurtheilet worden. Des **A. Gryphius** Zwiſchenſpiel, welches er in das verliebte Geſpenſt eingerücket hat, iſt mehr ein Bauerſtück, als ein Schäferſpiel zu nennen; zumal, da es in der heutigen Bauerſprache geſchrieben iſt, und ſehr plump klingt. Seit meiner Atalanta haben wir auch verſchiedene neue Schäferſpiele in Verſen zu leſen bekommen, die weit beſſer, als jene alten gerathen ſind. Die Regeln von beyden Arten kommen in den Hauptſtücken von mileſiſchen Fabeln und Schäferſpielen vor. Hier aber handeln wir nur von den kleinen Schäfergedichten, die wir Idyllen und Eklogen zu nennen pflegen; und da finden wir im **Virgil** und unſerm **Neukirch** ſowohl epiſche als dramatiſche Muſter, die wir nachahmen können.

21. §. Wir habens oben geſagt, daß die Schäfer nichts von Königen und Fürſten wiſſen ſollen. Dieſes iſt aber nur von ihnen ſelbſt zu verſtehen, nicht von benachbarten Ländern. Denn man kann ſich einbilden, daß noch ein Ueberreſt der alten Unſchuld, in einer gewiſſen glückſeligen Landſchaft, geblieben; nachdem man ſonſt ſchon allenthalben Städte gebauet, Obrigkeiten geordnet, Geſetze gegeben, und dadurch der einreißenden Bosheit zu ſteuren geſucht. Da müſſen aber die Schäfer von einem ſolchen republikaniſchen, oder monarchiſchen Zuſtande eines Landes, allezeit mit einiger Verabſcheuung reden, und ihre güldene Freyheit allem Prachte der Städte weit vorziehen. So hat es **Neukirch** in dem Schäfergedichte auf den Herzog zu Coburg gemacht. Da es aber angeht, auch allegoriſche Eklogen zu machen: ſo kann man freylich auch unſere Könige und Fürſten in Schäfergedichte bringen. **Virgil** hat ſolches in ſeiner erſten Ekloge

gethan,

gethan, wo er von Auguſts Freygebigkeit gegen den Schäfer Tityrus handelt. Er redet daſelbſt durchgehends von dem Kaiſer, als von einem Gotte: weil er wohl ſah, daß ſich der Namen eines Fürſten für Schäfer nicht ſchickte. Allein ich wollte lieber, daß er dieſe ſo hochgetriebene Schmäucheley vermieden, und den Kaiſer, als den reichſten, klügſten und anſehnlichſten Schäfer in der ganzen Gegend beſchrieben hätte: wie es gleichfalls **Neukirch**, in einem ſolchen Gedichte auf den König in Preußen, gemacht, das man hieben nachleſen mag. Dieſes würde eine weit angenehmere Abbildung von demſelben gemacht haben: und wir haben um deſto mehr Urſache, unſere Regenten unter ſolchen Bildern vorzuſtellen, da ſie ſelbſt in der Schrift, und in **Xenophons** Cyropädie, als Hirten ihres Volkes, beſchrieben werden.

22. §. Wegen der Namen in Schäfergedichten fragt ſichs, ob man die alten griechiſchen brauchen; oder ſeinen Hirten heutige Namen, die auf dem Lande gewöhnlich ſind, geben ſolle? **Richard Steele** iſt der letzten Meynung zugethan, und er glaubt gar, man müſſe die Schäfergedichte in einer bäuriſchen Mundart machen: ſo wie **Theokritus** ſich im Griechiſchen des doriſchen Dialektes bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden, als in den heutigen. Dieſe würden zu verſtehen geben, daß man von itzigen Bauren, wie wir ſie auf unſern Dörfern haben, reden wolle; welche gewiß zu poetiſchen Eklogen zu grob ſind. Jene hergegen zeigen ſogleich an, daß man von ganz andern Schäfern, als die heutigen ſind, reden wolle. Mit der doriſchen Mundart war es auch ein ganz anders, als mit unſerer heutigen Bauerſprache. Jene hatte ihre gewiſſe Regeln, und herrſchete in einem großen Theile von Griechenland, ſowohl in Städten als auf dem Lande. Unſre Bauerſprache aber iſt auf allen Dörfern anders. Selbſt die Niederſächſiſche ſchicket ſich nicht dazu, da ſie ſelbſt in allen Städten ſich alle zwey oder drey Meilen ändert, und alſo zu keiner Gewißheit zu bringen iſt. Man leſe nur in der Poeſie der Niederſachſen, die plattdeutſchen

Gedichte, die bald holſteiniſch, bald braunſchweigiſch, bald hannöveriſch reden; dagegen **Laurenberg** meklenburgiſch ſchreibt, und **Caſpar Abel** wieder anders dichtet. Wer indeſſen nur ſeines Ortes Beyfall erwerben wollte, der könnte es auch in ſeiner beſondern Mundart verſuchen. Wer ganz Deutſchland gefallen will, der muß bey der hochdeutſchen Sprache bleiben; doch ſo, daß allezeit etwas dorfähnliches und einfältiges mit unterlauſe.

23. §. Die Schreibart der Eklogen muß niedrig und zärtlich ſeyn. Ihre Zierrathe müſſen nicht weit geſucht ſeyn, ſondern ſehr natürlich herauskommen. Die Gleichniſſe müſſen nicht gar zu oft vorkommen: obwohl **Virgil** ſie ſehr zu häufen pflegt. Sprüchwörter ſtehen den Schäfern viel beſſer an. Aber den ſchmutzigen, oder zotenhaften Ausdruck gewiſſer Erzählungen muß man fliehen, die dem unſchuldigen Weltalter gar nicht ähnlich klingen; und alſo mit Unrecht den Namen von Schäfern führen. Und lacht gleich die Unvernunft,

„Wenn er ſich luſtig macht mit ſolchen Bubenpoſſen,
Die auch kein Hurenwirth möcht hören unverdroſſen.“

Rachel.

So haben doch wohlgeſittete Gemüther einen Abſcheu davor. Man bedienet ſich darinn am liebſten der ſechsfüßigen jambiſchen Verſe mit ungetrennten Reimen, wie **Neukirch** gethan: wiewohl ich mich durch das Exempel einiger Neuern auch einmal verleiten laſſen, ein Paar in der Poeſie der Faulen zu verfertigen, ich meyne in madrigaliſchen oder recitativiſchen Verſen. Das erſte iſt allezeit beſſer: doch wollte ich eben nicht wehren, daß nicht ein Schäfer zuweilen eine kleine Arie oder Ode von etlichen Strophen darzwiſchen ſingen: oder wohl gar eine Elegie anſtimmen könnte, um ſein Betrübniß worüber auszudrücken. Ein Exempel von einem ſchönen Schäferliede giebt **Beſſers, Eleonora die Betrübte** ꝛc. ab; ja ich habe auch dergleichen eins ſingen hören: **Ob ich gleich ein Schäfer bin** ꝛc. welches mir ſehr

ſehr wohl gefallen hat. Nun will ich die obige Fabel des Gardians herſetzen, zuvor aber des **Boileau** Regeln davon, wiewohl überſetzt mittheilen.

Wie eine Schäferinn am ſchönſten Feſttage, ihr Haupt nicht mit ſtolzen Rubinen putzet, und ohne den Glanz der Diamanten mit dem Golde zu vermiſchen, ihre beſten Zierrathe auf dem nächſten Felde pflücket: ſo muß auch eine ſchöne Idylle von lieblichem Anſehen, von niedriger Schreibart, und ohne alle Pracht glänzend ſeyn. Ihr natürlich einfältiger Ausdruck, hat nichts pralendes an ſich, und liebet den Stolz kühner Verſe nicht. Ihre Gelindigkeit muß nur ſchmäucheln, kützeln und erwecken; aber niemals mit neugemachten Wörtern das Ohr erſchrecken.

Allein ſehr oft pflegt ein Reimenſchmidt, der in dieſer Schreibart nicht fortkann, Flöte und Schalmey aus Verdruß wegzuwerfen, und in ſeiner unbeſonnenen Hitze, auf eine thörichte Pracht zu gerathen. Mitten in der Ekloge ſtößt er in die Trompete: Pan erſchrickt vor dieſem Tone, und flieht in ſein Schilf; und die ſcheugewordenen Nymphen, verſtecken ſich unterm Waſſer.

Jener andere hingegen, deſſen Sprache niederträchtig iſt, läßt ſeine Schäfer ſprechen, wie man auf dem Dorfe ſpricht. Seine groben und pöbelhaften Verſe, die nichts von Anmuth wiſſen, küſſen immer die Erde, und kriechen jämmerlich einher. Man ſollte denken, daß Ronſard ſelber noch auf ſeinen bäuriſchen Pfeifen, ſeine gothiſchen Lieder hertrillerte, und ohne Klang und Ohr zu fragen, den Lycidas in Petern, und die Phyllis in Greten verwandelte. Zwiſchen dieſen beyden Abwegen, iſt die Mittelſtraße ſchwer. Folge, wenn du ſie finden willſt, dem **Theokrit** und **Virgil!**

R. Steels Schäfergedicht, über die Natur der Schäfergedichte.

Vorzeiten lebte in einem angenehmen Thale Arkadiens, ein reicher Mann, mit Namen **Menalkas**, der vom Gotte Pan herſtammen wollte, und daher ſehr ſtrenge auf die Regeln des Schäferlebens hielt, ſo, wie es im güldenen Weltalter geweſen war. Er hatte eine einzige Tochter, die Amaryllis hieß. Sie war ein Mägdchen von bezaubernder Schönheit, und ungezwungener Stellung; nur, da ſie auf dem Lande erzogen war, ſo war ſie überaus ſchamhaft. Ihre Stimme war überaus ſanft, hatte aber auch etwas dorfmäßiges in ihrem Tone; welches gleichwohl allen, die ſie hörten, eine neue Anmuth zu ſeyn ſchien. War ſie gleich in ihrem Umgange

überhaupt ſehr geſellig, ſo bezeigte ſie ſich doch gegen ihre häufigen Liebhaber ſo ſchüchtern: daß viele, aus Verdruß über ihre vergebliche Mühe, ſie verließen, und ihre Liebe andern zuwandten, wo ſie beſſer aufgenommen wurden. Menalkas war indeſſen nicht nur entſchloſſen, einen Eidam zu wählen, der die Gewohnheiten des Hauſes unverletzlich beybehalten ſollte; ſondern hatte auch einen Abend, als er im Felde geweſen, eine Pfeife von alter Art, von einem Waldgotte bekommen: mit dem ausdrücklichen Befehle, ſeine Tochter niemanden zu geben, der nicht eben ſo drauf ſpielen könnte, als er ihn darauf ſpielen gehöret.

Als die Zeit der Verheirathung herbeygekommen war, machte er ſeinen Entſchluß bekannt, dadurch er die benachbarte Jugend einlud, einen Verſuch auf dieſem Inſtrumente zu thun; mit dem Verſprechen: daß der Ueberwinder ſeine Tochter bekommen ſollte, und unter der Bedingung; daß die Ueberwundenen ſich einer willkührlichen Strafe unterwerfen ſollten. Wer ſich nun dadurch nicht abſchrecken ließ, ſondern eine hohe Meynung von ſeinen Vorzügen hatte, der erſchien an dem beſtimmten Tage, in einem Aufzuge und Putze, der ſeinem Sinne gemäß war.

Der Kampfplatz war eine beblümte Wieſe, durch welche ein heller Bach mit krummen Wendungen hin und her murmelte. Die Schäfer machten einen großen Kreis, um die kämpfenden Liebhaber: und auf einer Stelle darinn, ſaß auf einer kleinen Raſenbank, unter einem Schwiebogen von blühendem Roſendorn, und Königskerzen, der Vater des Mägdchens, und zu ſeiner Rechten die Schöne ſelbſt, mit Roſen und Liljen gekränzet. Sie hatte einen weiten Rock von ſchlechtem grünem Zeuge an, und hielt den Schäferſtab in einer, die wunderliche Pfeife aber in der andern Hand.

Der erſte, der ſich ihr näherte, war ein angenehmer und artig erzogener Jüngling, der ſich aber reicher gekleidet hatte, als es in Arkadien jemals erhöret worden. Er hatte einen Cramoſinfarbnen Rock an, der zwar nach Schäferart gemacht, aber ſo ſehr geſticket, und mit Edelgeſteinen beſetzt war, daß die Zuſchauer, von dem Glanze geblendet, vor allen Zierrathen, den Schnitt des Kleides nicht gewahr wurden. Sein Haupt war mit einem Federhute bedecket, und ſein Schäferſtab glänzte von Golde und Silber. Er trat auf eine ſehr höfliche Art zu der Schönen, und ſprach: Madame, ſie brauchen keinen Spiegel, ſich auf heute zu putzen: ſie können ihre Schönheit ſchon aus der Menge ihrer Eroberungen ſehen.* Amaryllis hatte eine ſo artige Schmäucheley noch niemals gehöret; daher wußte ſie ihm nichts zu antworten; ſondern gab

* Fontenelle.

gab ihm die Pfeife hin. Er ſetzte dieſelbe an den Mund, und hub an, mit ſo vielen Bebungen, Läufern und Trillern zu ſpielen, daß die Schäfer und Schäferinnen, die ſich paarweiſe zum Tanze geſtellet hatten, ſeinem Liede nicht folgen konnten; weil ſie zu ſolchen ordentlichen und abgemeſſenen Schritten, als er erforderte, niemals angeführet waren. Menalkas befahl, ihm ſeine köſtlichen Kleider auszuziehen, ihn in ein dunkelbraun Gewand zu kleiden, und ihn auf Jahr und Tag ins Thal zu den Schafen zu ſchicken.

Der andere, der da erſchien, ſah ganz anders aus. Er hatte einen Rock von rauchen Ziegenfellen an. Sein Haar war verwirrt, ſein Bart ungeputzt; von Perſon war er grob, von Sitten tölpiſch. Er trat ganz frech zu der Nymphe, und ſagte: **Er hätte ſeine Lämmer geherzet, und ſeine jungen Böckchen geküſſet; er hoffete aber eine zu küſſen, die viel ſanfter wäre.** * Die Schöne erröthete vor Schamhaftigkeit und Verdruß, und that einen Seufzer wider ihn, als ſie ihm die Pfeife hingab, Er riß ſie ihr aus der Hand, konnte aber ſchwerlich einen Ton zuwege bringen; ſein Klang war ſo rauh und kreiſchend, daß alle Schäfer riefen: Er verſtünde keine Muſik. So fort ward ihm befohlen, in die felſichten Theile Arkadiens zu gehen, und die Ziegen zu hüten, auch Lebenslang keine Pfeife mehr anzurühren.

Der dritte, der ſich näherte, kam in ſehr engen und unbequemen Kleidern, ſo, daß er nicht ohne Mühe einherzutreten ſchien. Er trat zu der Schäferinn mit tiefſinnigen Blicken, und ſprach nach einem kurzen Stillſchweigen: **Göttliche Amaryllis! ihr tragt eure Roſen, nicht eure Schönheit zu vermehren, ſondern dieſelben zu beſchämen.** ** Da ſie nun nicht verſtund, was er damit haben wollte, ſo überreichte ſie ihm ſtillſchweigend das Inſtrument. Sein Spielen war ſo verworren, und ſo gekünſtelt, daß die Schäfer ſtockſtill ſtunden, und ganz erſtarret und erſtaunet waren. Er entſchuldigte ſich damit, daß dieß die vollkommenſte Muſik von dem größten Tonkünſtler aus Heſperien wäre. Menalkas trug mit ihm, als einem Fremden, ein Mitleiden, und übergab ihn einem alten Schäfer, dem er befahl, ihm bequemere Kleider zu ſchaffen, und ihn deutlich reden zu lehren.

Der vierte, der hinzu trat, war der junge Amyntas, der ſchönſte von allen arkadiſchen Schäfern, den auch Amaryllis ſchon heimlich liebte. Er trug dieſen Tag dieſelbe Farbe, als die Schäferinn, nach der er ſeufzete. Er trat zwar mit ungezwungenen, doch blöden Schritten zu ihr. Als er ihr näher kam, erröthete ſie, und als ſie ihm die gefährliche Pfeife gab, ſo zitterten ſie beyde: aber keiner

* Theokritus. ** Taſſo.

konnte ein Wort ſprechen. Nachdem er endlich zu den Göttern geſeufzet, ſo blies er in ſolchen wohlklingenden Tönen; daß, ob ſie gleich etwas wild und unregelmäßig waren, ſie dennoch alle Herzen mit Vergnügen erfüllten. Die Schäfer fingen ſogleich an zu tanzen, und die Alten bezeugten, daß ſie oftmals bey Nacht dergleichen Muſik gehöret hätten, die, wie ſie glaubten, von irgend einem Feldgotte gemacht worden. Der ehrliche alte Mann ſprang von ſeinem Sitze auf, und übergab ihm, nachdem er ihn umarmet, ſeine Tochter, bey allgemeinem Freudengeſchreye.

Mitten in dieſer Freude, wurden ſie durch eine wunderbare Erſcheinung erſchrecket. Ein Mann, in einem blauen Mantel, deſſen Haupt mit Binſen und Riedgras gekrönet war, ſprang mitten in den Kreis. Er hatte eine Angelruthe in der Hand, und einen Korb auf dem Rücken. Ein magerer armſeliger Kerl, in naſſen Kleidern, trug einige Auſtern vor ihm her. Auf die Frage, von wannen er käme, und wer er wäre? ſprach er: er käme, die Amaryllis, von den Gefilden an das Seeufer einzuladen. Sein Vermögen beſtünde in Meerkälbern, und er wäre mit den Nereiden und Najaden bekannt. **Biſt du mit den Najaden bekannt: ſo gehe auch wieder hin zu ihnen!** ſprach **Menalkas** zu ihm. Die Schäfer rafften ihn ſogleich, als einen Feind Arkadiens auf, und ſchmiſſen ihn in den Fluß, wo er untergieng, und niemals wieder zum Vorſcheine kam.

Amyntas und Amaryllis führten ein langes und glückſeliges Leben, und beherrſchten die arkadiſchen Thäler. Ihre Nachkommen ſind ſehr alt geworden; und haben in 2000 Jahren nur viere derſelben gehabt. Ihr erſter Erbe hieß Theokritus; der ſeine Herrſchaft dem Virgil überließ. Dieſem folgte ſein Sohn Spencer; und Spencern folgte ſein älteſter Sohn Philipps.

Ich habe oben im 16 §. vergeſſen, unter den Verfaſſern lateiniſcher Eklogen den Pet. Lotichius, und den Joh. Stigelius zu nennen: die doch gewiß geleſen zu werden verdienen; ob ſie gleich in Elegien noch ſtärker geweſen ſind.

Des I. Abſchnitts X. Hauptſtück.

Von Tragödien, oder Trauerſpielen.

1. §.

Wie vorzeiten die ganze Poeſie mit der Muſik vereinbaret geweſen: alſo hat auch die Tragödie ihren Urſprung aus gewiſſen Liedern, die dem Bacchus zu Ehren geſungen worden. Es traten an Feſttagen etliche Sänger zuſammen, die ein ganzes Chor ausmachten, dieſe ſpielten, tanzten und ſungen nach Art der heidniſchen Religion, dem Weingotte dadurch ſeinen Gottesdienſt zu leiſten. Wie ſie aber gemeiniglich, ſowohl als die Zuhörer, ein Räuſchchen hatten: alſo waren auch ihre Lieder ſo ernſthaft nicht; ſondern es liefen allerley Poſſen mit unter. Jemehr man ſich in ſolchen Geſängen übte, und je weiter mans darinn brachte: deſto lieber hörte man auch ſolchen Sängern zu. Daher kam es nun, daß ſich ihre Zahl vermehrte; und daß es eine Rotte der andern zuvor zu thun ſuchte. Sie giengen wohl gar einen Wettſtreit darüber ein, und der Preis war nach der alten Art ſchon groß genug, wenn man dem beſten Sänger einen Bock zum Gewinnſte zuerkannte. Ein Bock heißt auf griechiſch Τραγος, und ein Lied ωδη; daher kömmt das Wort Tragödie, ein Bocklied: wie ſolches theils Ariſtoteles in ſeiner Poetik, theils Horaz in ſeiner Dichtkunſt bezeuget, wenn er den Theſpis ſo beſchreibt:

Carmine qui tragico vilem certavit ob Hircum.

2. §. Man ward aber des beſtändigen Singens mit der Zeit überdrüßig, und ſehnte ſich nach einer Veränderung. Theſpis, der mit ſeinen Sängern in Griechenland von einem Orte zum andern herumzog, erdachte etwas neues; als er die Lieder in Theile abſonderte, und zwiſchen zweyen und zweyen allemal eine Perſon auftreten ließ, die etwas ungeſungen erzäh-

erzählen mußte. Mehrerer Bequemlichkeit halber machte er ſeinen Wagen zur Schaubühne; indem er Breter darüber legte, und ſeine Leute droben ſingen und ſpielen ließ: damit ſie deſto beſſer zu ſehen und zu hören ſeyn möchten. Damit man aber dieſelben nicht erkennen könnte: ſo ſalbte er ihnen die Geſichter mit Hefen, welche ihnen anſtatt der Larven dienen mußten. Um dieſer Veränderung halber wird Theſpis für den Erfinder der Tragödie gehalten.

Ignotum tragicæ genus inveniſſe Camœnæ
Dicitur, & plauſtris vexiſſe Poemata Theſpis:
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.

Allein das war in der That noch ein ſchlechter Anfang dazu. Aeſchylus, ein neuerer Poet, ſah wohl, daß auch die Erzählungen einzelner Perſonen, die man zwiſchen die Lieder einſchaltete, noch nicht ſo angenehm wären; als wenn ein paar Perſonen mit einander ſprächen: darinn ſich mehr Mannigfaltigkeit und Veränderung würde anbringen laſſen. Und da ihm ſolches nach Wu..,che ausſchlug; ſo dachte er auch auf mehrere Zierrathe ſeiner Tragödien. Er erfand die Larven, gab ſeinen Leuten ehrbare Kleidungen, und bauete ſich eine beſſere Schaubühne: ja, welches das merkwürdigſte war, ſo machte Aeſchylus, daß die Geſpräche ſeiner auftretenden Perſonen mit einander zuſammen hingen. Kurz, er erfand zuerſt die Idee der Hauptperſon in einem ſolchen Spiele: welches vorher nur ein verwirrtes Weſen, ohne Verknüpfung und Ordnung, geweſen war. Das bezeuget abermal Ariſtoteles im IV. Capitel ſeiner Poetik, und Horaz in folgenden Worten:

Poſt hunc perſonæ & pallæ repertor honeſtæ
Aeſchylus, & modicis inſtravit pulpita tignis,
Et docuit magnumque loqui, nitique cothurno.

3. §. Dieſer letzte Vers zeigt noch an, daß man auch um dieſe Zeit die erhabene Schreibart in die Tragödie eingeführet habe: denn vorher war ihr Vortrag voller Zoten und gemeinen Poſſen geweſen; ſo, wie auch ihr Inhalt ganz

ſatiriſch

ſatiriſch war. Die Poeten hatten ſich hierinn nach den Zuſchauern gerichtet, die in ihrer erſten Grobheit an etwas ernſthaftem noch keinen Geſchmack finden konnten; ſondern nur allezeit lachen wollten. Allmählich aber fanden ſich auch verſtändigere Zuſchauer, die an den gewöhnlichen Fratzen ein Misfallen hatten, und lieber etwas kluges ſehen wollten. **Sophokles** brachte die Schaubühne noch zu größerer Vollkommenheit. Er ſtellte anſtatt der vorigen zwo Perſonen; nach Gelegenheit, auch wohl drey zugleich auf, die mit einander ſprechen mußten, und erfand noch beſſere Verzierungen für die Bühne; dadurch die Augen der Leute mehr gefüllet wurden. Ja, er richtete auch die Lieder des Chores, die allezeit zwiſchen jeder Handlung geſungen wurden, ſo ein, daß ſie ſich mit zur Tragödie ſchicken mußten: da ſie vorher von ganz andern, mehrentheils luſtigen Materien zu handeln pflegten. **Euripides** erhielt dieſes alles in ſeiner Vollkommenheit, und ſuchte nur den Inhalt ſeiner Stücke rührender und philoſophiſcher zu machen; weswegen auch Sokrates ſie gern ſehen mochte. Vor Alters hatte man die vierfüßigen jambiſchen Verſe, die ſehr bequem zum Singen waren, und, ſo zu reden, recht zum Sprunge giengen, gebraucht; nachmals aber wurden die ſechsfüßigen jambiſchen eingeführt: eben ſo, wie es bey uns Deutſchen gegangen, wo man vor **Opitzen** lauter vierfüßige Verſe zu Schauſpielen gebraucht hat, wie aus **Hans Sachſen** und andern zu erſehen iſt.

4. §. Aus dem allen erhellet nun wohl zur Gnüge: daß die Tragödie in ihrem Urſprunge ganz was anders geweſen iſt, als was ſie hernach geworden. Aus den abgeſchmackteſten Liedern beſoffener Bauern, iſt das ernſthafteſte und beweglichſte Stück entſtanden, welches die ganze Poeſie aufzuweiſen hat. Was vorhin ein Nebenwerk war, und von den Griechen **Epiſodium** genennet wurde, nämlich die eingeſchalteten Erzählungen und Geſpräche, zwiſchen den Liedern; das iſt hernach das Hauptwerk geworden. Kurz, das vorige ſatiriſche Scherzen hat ſich in ein recht prächtiges und lehrreiches Weſen verwandelt. Da ſich nun die anſehnlichſten

Leute

Leute nicht mehr ſchämen dorften, Zuſchauer ſolcher Schauſpiele abzugeben: ſo wurden die Athenienſer dergeſtalt darauf erpicht, daß ſie ſich faſt eine Schuldigkeit daraus machten, die Tragödien zu beſuchen. Ja, weil ſich die Poeten in allen Stücken der Religion bequemeten, und die vortrefflichſten Sittenlehren und Tugendſprüche darinn häufig einſtreueten: ſo ward dieſe Art von Schauſpielen eine Art des Gottesdienſtes; die auch in der That für das Volk viel erbaulicher war, als alle Opfer und übrigen Ceremonien des Heidenthumes. Dazu trug nun hauptſächlich der Chor viel bey, der allezeit in ſeinen Liedern ſolche moraliſche Betrachtungen, Gebethe und Lobgeſänge anſtimmete, die ſich zu der unmittelbar vorhergehenden Handlung ſchicketen. Dieſe lernte man damals gar auswendig, und pflegte ſie im gemeinen Leben bey Gelegenheit, als Lehrſätze und Denkſprüche anzubringen; ſo, wie wir itzo die Schrift, und unſere geiſtliche Lieder anzuziehen pflegen.

5. §. Bey den Griechen war alſo, ſelbſt nach **Ariſtotels** Urtheile, die Tragödie zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Sie konnte in dieſem ihrem Zuſtande gar wohl ein Trauerſpiel heißen: weil ſie zu ihrer Abſicht hatte, durch die Unglücksfälle der Großen, Traurigkeit, Schrecken, Mitleiden und Bewunderung bey den Zuſchauern zu erwecken. **Ariſtoteles** beſchreibt ſie derowegen, als eine Nachahmung einer Handlung, dadurch ſich eine vornehme Perſon harte und unvermuthete Unglücksfälle zuzieht. Der Poet will alſo durch die Fabeln Wahrheiten lehren, und die Zuſchauer, durch den Anblick ſolcher ſchweren Fälle der Großen dieſer Welt, zu ihren eigenen Trübſalen vorbereiten. Z. E. **Oedipus**, eins der berühmteſten Trauerſpiele des **Sophokles**, ſtellt das klägliche Ende vor, welches dieſer thebaniſche König um ſeiner abſcheulichen Thaten halber, genommen; wiewohl er faſt ohne ſeine Schuld darein gefallen war. Und das will eben **Ariſtoteles** haben, wenn er ſaget; die Helden einer Tragödie müßten weder recht ſchlimm, noch recht gut ſeyn: nicht recht ſchlimm, weil man ſonſt mit ihrem Unglücke kein Mitleiden haben, ſondern

ſich darüber freuen würde; aber auch nicht recht gut, weil man ſonſt die Vorſehung leicht einer Ungerechtigkeit beſchuldigen könnte, wenn ſie unſchuldige Leute ſo hart geſtrafet hätte. So war nun **Oedipus** beſchaffen. Als ihm das Orakel in ſeiner Jugend antwortete: Er würde ſeinen Vater erſchlagen, und mit ſeiner Mutter Blutſchande treiben: ſo hatte er einen ſolchen Abſcheu vor dieſen Laſtern, daß er Korinth verließ, wo er als königlicher Prinz erzogen war, und ſich alſo der Krone begab, die er zu hoffen hatte; bloß weil er den Mord an ſeinem Vater, und die Unzucht mit ſeiner Mutter zu begehen, fürchtete. Da er aber in Griechenland, als ein Flüchtiger, herum ſchweifete, und ihm in einem ſchmalen Wege ſein rechter Vater, **Lajus**, begegnete, der ihn in ſeiner Kindheit zu tödten, befohlen hatte, und nicht wußte, daß es ſein Sohn wäre; gleichwie dieſer nicht wiſſen konnte, daß **Lajus** ſein Vater wäre: ſo griff er allein, den König nebſt ſeinen Leuten an, und ermordete dieſelben, bis auf einen, der ihm entlief.

6. §. Hier iſt nun **Oedipus** zwar ſtrafbar, daß er ſo hitzig, gewaltſam und eigenſinnig geweſen: gleichwohl iſt es ſeine Meynung nicht, einen Vatermord zu begehen; als welchen zu vermeiden, er ſeine vermeynte Vaterſtadt verlaſſen hatte. Als er nachmals die **Jokaſta** heirathet, ja etliche Kinder mit ihr zeuget; iſt er abermals mehr unglücklich als laſterhaft: weil er es nicht weis, daß es ſeine Mutter iſt, auch nach ſeinen Umſtänden es nicht wiſſen kann; bis es nach etlichen Jahren, und zwar in eben dieſer Tragödie, wunderlich ans Licht kömmt. Wer hier ſagen wollte, daß **Oedipus** ganz unſchuldig, oder ganz ſchuldig wäre, der würde in beydem irren. Er iſt ſo, wie die Menſchen insgemein zu ſeyn pflegen, das iſt, von mittlerer Gattung; er hat gewiſſe Tugenden, aber auch gewiſſe Laſter an ſich: und doch ſtürzen ihn bloß die letzten ins Unglück. Denn hätte er nur niemanden erſchlagen, ſo wäre alles übrige nicht erfolget. Er hätte ſich aber billig vor allen Todtſchlägen hüten ſollen: nachdem ihm das Orakel eine ſo deutliche Weiſſagung gegeben hatte. Denn er ſollte billig allezeit gedacht haben: Wie? wenn dieß etwa mein Vater

wäre!

wäre! Da er nun alſo beſchaffen iſt; ſo wird dadurch die Tragödie den allermeiſten Zuſchauern erbaulich: weil nämlich die meiſten Menſchen von eben der Art ſind, als er; das iſt, weder recht gut, noch recht böſe. Man hat einestheils Mitleiden mit ihm; anderntheils aber bewundert man die göttliche Rache, die gar kein Laſter ungeſtraft läßt.

7. §. Nach dieſem allgemeinen Vorſchmacke von der Tragödie wollen wir ſie noch etwas genauer betrachten. Aeußerlichem Anſehen nach, konnte ſie bey den Alten in zweyerley Stücke eingetheilet werden: nämlich in das, was von dem Chore geſungen, und in das, was nur ſchlechtweg geſprochen wurde. Der muſikaliſche Theil beſtund aus Oden, und die Sänger derſelben hießen alle zuſammen der Chor. Dieſer beſtund, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald aus einer guten Anzahl von Weibern oder Männern, welche die Bürger einer Stadt vorſtelleten; bald aus einer Schaar von Prieſtern und Aelteſten des Volkes; bald aus einer Menge von Jungfrauen; bald aus einem Schwarme hölliſcher Furien, u. ſ. w. Dieſer Chor nun fand ſich gleich in der erſten Handlung auf der Schaubühne ein, und behielt ſeinen Platz bis ans Ende des ganzen Spieles. Er vertrat daſelbſt die Stelle der Zuſchauer, die bey der Handlung, welche man ſpielete, zugegen geweſen ſeyn konnte, als ſie wirklich geſchehen war. Denn das muß man wiſſen, daß die wichtigſten Handlungen der alten griechiſchen und morgenländiſchen Fürſten nicht zwiſchen vier Wänden, ſondern öffentlich, vor ihren Palläſten, oder auf den Märkten ihrer Städte vorgiengen. Da war nun allezeit eine Menge von Zuſchauern zugegen, die an dem Thun und Laſſen ihrer Könige Theil nahmen; auch wohl nach Gelegenheit ihre Meynung davon ſagten, gute Anſchläge gaben, oder ſonſt ihre Betrachtungen darüber anſtelleten. Da nun die Poeten die ganze Natur ſolcher öffentlichen Handlungen vorſtellen wollten und ſollten; ſo mußten ſie auch Zuſchauer derſelben auf die Bühne bringen: und das war dann der Chor.

8. §. Man muß aber wiſſen, daß dieſer Chor nicht nur zum Singen, ſondern auch ſonſt, als eine ſpielende Perſon, mit gebraucht worden. Denn der Koryphäus oder Führer deſſelben, redete im Namen aller übrigen, ſo gut als eine andere Perſon, darzwiſchen. Das heißt beym Horaz:

Actoris partes Chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non propoſito conducat, & hæreat apte &c.

Doch war freylich wohl das Singen die vornehmſte Pflicht des Chores, welches zu vier verſchiedenen malen, nämlich zwiſchen allen fünf Aufzügen geſchah. Denn im Anfange und am Ende der Tragödie ſang er nicht; ſondern es traten ſogleich die ſpielenden Perſonen hervor, machten auch mit ihrer Handlung den Beſchluß: wo nicht irgend der Chor, doch ohne Geſang, das letzte Wort behielt; indem er eine erbauliche Betrachtung, oder Nutzanwendung über das ganze Schauſpiel, in wenigen Worten beyfügte. Alles nun, was zwiſchen dem erſten und letzten Liede geſpielt und geſungen wurde, das nennte man das Epiſodium; was vor dem Singen vorhergieng, den Eingang oder die Vorrede; und was darauf zuletzt folgte, den Ausgang oder Beſchluß: ſo daß auf dieſe Art eine Tragödie in drey ſehr ungleiche Theile unterſchieden wurde. (Siehe Ariſt. Poet. im 12. Cap.)

9. §. Was den andern Theil der Tragödie, der nicht geſungen ward, anlanget: ſo beſtund derſelbe aus den Unterredungen der auftretenden Perſonen, die eine gewiſſe Fabel vorſtelleten. Ungeachtet nun dieſe Fabel nur eine einzige Haupthandlung haben muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll: ſo theilte man doch der Abwechſelung halber, dieſelbe in fünf Theile ein, die man Actus, Thaten, oder noch beſſer, Aufzüge nennte:

Neve minor quinto, neu ſit productior actu
Fabula, quæ vult ſpectari & ſpectata reponi;

ſaget Horatius. Die Urſache dieſer fünffachen Eintheilung iſt wohl freylich willkührlich geweſen: indeſſen iſt dieſe Zahl

47

ſehr bequem, damit dem Zuſchauer nicht die Zeit gar zu lang werde. Denn wenn jeder Aufzug ohngefähr eine Viertelſtunde daurete, ſo dann aber der Chor ſein Lied darzwiſchen ſang: ſo konnte das Spiel nicht viel länger als zwo bis drittehalb Stunden dauren; welches eben die rechte Zeit iſt, die ſich ohne Ueberdruß einem Schauſpiele widmen läßt. Es waren aber dieſe fünf Aufzüge untereinander eben durch den Chor der Sänger verbunden: und alſo wurde die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die geſpielte Fabel, nie ganz unterbrochen: welches bey uns durch die Muſikanten geſchieht, die allerley luſtige Stücke darzwiſchen ſpielen; oder auch wohl gar durch Tänzer, die ſich zwiſchen den Aufzügen ſehen laſſen. Dieſer Zuſammenhang des ganzen Stückes that ſehr viel dazu, daß die ganze Tragödie einen ſtarken Eindruck in die Gemüther machte: und **Racine** hat auch in neuern Zeiten etliche Stücke von der Art, nämlich die **Athalia** und **Eſther**, auf die Bühne gebracht, die nicht wenig Beyfall deswegen erhalten haben. Ich wundere mich nur, daß man dieſes nicht durchgehends wieder aufgebracht hat.

10. §. Von dieſen äußerlichen Stücken einer Tragödie, die auch einem Ungelehrten in die Augen fallen, komme ich auf die innere Einrichtung derſelben, die nur ein Kunſtverſtändiger wahrnimmt. Hier bemerket man nun, daß das Trauerſpiel einige Stücke mit dem Heldengedichte gemein hat; in andern aber von ihm unterſchieden iſt. Es hat mit ihm gemein die Fabel, die Handlung, die Charactere, die Gedanken und die Schreibart, oder den Ausdruck. Es iſt aber von demſelben unterſchieden in der Größe der Fabel, oder in ihrer Dauer; in der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie vorgehen muß; und in der Art des Vortrages, welche hier ganz dramatiſch iſt, da dort die Erzählung herrſchet. Hierzu kömmt noch, daß in der Tragödie, durch die lebendige Vorſtellung, die Gemüthsbewegungen weit lebhafter und ſtärker gerühret werden; daß man die Muſik dabey brauchet, und daß man einer Schaubühne nöthig hat, die auf verſchiedene

Art verzieret werden muß. Von allen dieſen Stücken ins beſondere muß kürzlich gehandelt werden.

11. §. Wie eine gute tragiſche Fabel gemacht werden müſſe, das iſt ſchon im vierten Hauptſtücke des erſten Theils einigermaßen gewieſen worden. Der Poet wählet ſich einen moraliſchen Lehrſatz, den er ſeinen Zuſchauern auf eine ſinnliche Art einprägen will. Dazu erſinnt er ſich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit eines Satzes erhellet. Hiernächſt ſuchet er in der Hiſtorie ſolche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet iſt: und von dieſen entlehnet er die Namen, für die Perſonen ſeiner Fabel; um derſelben alſo ein Anſehen zu geben. Er erdenket ſodann alle Umſtände dazu, um die Hauptfabel recht wahrſcheinlich zu machen: und das werden die Zwiſchenfabeln, oder Epiſodia nach neuer Art, genannt. Dieſes theilt er dann in fünf Stücke ein, die ohngefähr gleich groß ſind, und ordnet ſie ſo, daß natürlicher Weiſe das letztere aus dem vorhergehenden fließt; bekümmert ſich aber weiter nicht, ob alles in der Hiſtorie wirklich ſo vorgegangen, oder ob alle Nebenperſonen wirklich ſo, und nicht anders geheißen haben. Zum Exempel kann die oberwähnte Tragödie des **Sophokles**, oder auch mein **Cato** dienen. Der Poet wollte dort zeigen, daß Gott auch die Laſter, die unwiſſend begangen werden, nicht ungeſtraft laſſe. Hierzu erſinnt er nun eine allgemeine Fabel, die etwa ſo lautet:

12. §. Es war einmal ein Prinz, wird es heißen, der ſehr viel gute Eigenſchaften an ſich hatte, aber dabey verwegen, argwöhniſch und neugierig war. Dieſer hatte einmal, vor dem Antritte ſeiner Regierung, auf freyem Felde einen Mord begangen; ohne zu wiſſen, daß er ſeinen eigenen Vater erſchlagen hätte. Durch ſeinen Verſtand bringt er ſich in einem fremden Lande in ſolches Anſehen, daß er zum Könige gemacht wird, und die verwittibte Königinn heirathet; ohne zu wiſſen, daß ſelbige ſeine eigene Mutter iſt. Aber dieſes alles geht ihm nicht für genoſſen aus. Seine Laſter kommen ans Licht, und es treffen ihn alle die Flüche, die er

ſelbſt auf den Mörder ſeines Vorfahren im Regimente, ausgeſtoßen hatte. Er beraubet ſich ſelbſt des Reiches, und geht ins Elend; nachdem er ſich ſelbſt aus Verzweifelung der Augen beraubet hatte. Zu dieſer allgemeinen Fabel nun findet **Sophokles** in den alten thebaniſchen Geſchichten, den **Oedipus** geſchickt. Er iſt ein ſolcher Prinz, als die Fabel erfodert: er hat unwiſſend einen Vatermord und eine Blutſchande begangen; er iſt dadurch auf eine Zeitlang glücklich geworden: allein, die Strafe bleibt nicht aus; ſondern er muß endlich alle Wirkungen ſeiner unerhörten Laſter empfinden.

13. §. Dieſe Fabel iſt nun geſchickt, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und alſo die Gemüthsbewegungen der Zuſchauer, auf eine der Tugend gemäße Weiſe, zu erregen. Das erſtere erregen ſeine Schandthaten, und die unverhoffte Entdeckung derſelben: dieſes aber, die Betrachtung, daß er ſie unwiſſend begangen hat. Durch ſeine guten Eigenſchaften erwirbt ſich **Oedipus** die Liebe der Zuſchauer; und da er ſeine Laſter wider Willen ausgeübet hat, ſo beklaget man ihn deswegen. Da er aber gleichwohl ſehr unglücklich wird, ſo bedauret man ihn um deſtomehr; ja man erſtaunet über die ſtrenge Gerechtigkeit der Götter, die nichts ungeſtraft laſſen. Man ſieht auch, daß der Chor in dieſer Tragödie dadurch bewogen wird, recht erbauliche Betrachtungen, über die Unbeſtändigkeit des Glückes der Großen dieſer Welt, und über die Schandbarkeit der Laſter des **Oedipus** anzuſtellen, auch zuletzt in dem Beſchluſſe die Thebaner ſo anzureden: „Ihr Einwohner von Theben, ſeht hier den **Oedipus**, der durch ſeine Weisheit Räthſel erklären konnte, „und an Tapferkeit alles übertraf; ja der ſeine Hoheit ſonſt „keinem, als ſeinem Verſtande und Heldenmuthe, zu danken hatte: ſeht hier, in was für ſchreckliche Trübſalen er „gerathen iſt! und wenn ihr dieſes unſelige Ende deſſelben „erweget: ſo lernt doch, niemanden für glücklich zu halten, bis „ihr ihn ſeine letzte Stunde glücklich habt erreichen geſehen. Wer auf gleiche Art die Trauerſpiele aus unſrer deutſchen

Schau-

Schaubühne mit Bedacht durchgehen will, der wird überall eine ſolche Hauptlehre antreffen, ob ſie gleich nicht immer ſo deutlich im Schluſſe ſteht.

14. §. Eine ſolche Fabel nun zu erdichten, ſie recht wahrſcheinlich einzurichten, und wohl auszuführen, das iſt das allerſchwerſte in einer Tragödie. Es hat viele Poeten gegeben, die in allem andern Zubehöre des Trauerſpiels, in den Charactern, in dem Ausdrucke, in den Affecten ꝛc. glücklich geweſen: aber in der Fabel iſt es ſehr wenigen gelungen. (Wer Exempel davon ſehen will, der ſehe, was von **Schakeſpears** Cäſar im VII. B. und vom **Telemach** im VI. B. der kritiſchen Beyträge ſteht.) Sonderlich iſt das engländiſche Theater insgemein in der Einrichtung der Fabel fehlerhaft, als welche größtentheils nichts beſſer ſind, als die altfränkiſchen Haupt- und Staatsactionen der gemeinen Komödianten unter uns. Das kömmt aber daher, daß ein Trauerſpiel eine dreyfache Einheit haben muß, wenn ich ſo reden darf: Die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Ortes. Von allen dreyen müſſen wir inſonderheit handeln.

15. §. Die ganze Fabel hat nur eine Hauptabſicht; nämlich einen moraliſchen Satz: alſo muß ſie auch nur eine Haupthandlung haben, um derentwegen alles übrige vorgeht. Die Nebenhandlungen aber, die zur Ausführung der Haupthandlung gehören, können gar wohl andere moraliſche Wahrheiten in ſich ſchließen: wie zum Exempel im **Oedipus** die Erfüllung der Orakel, darüber **Jokaſta** vorher geſpottet hatte, die Lehre giebt: Daß die göttliche Allwiſſenheit nicht fehlen könne. Alle Stücke ſind alſo tadelhaft und verwerflich, die aus zwoen Handlungen beſtehen, davon keine die vornehmſte iſt. Ich habe dergleichen im 1717. Jahre am Reformationsfeſte in einer Schulkomödie vorſtellen geſehen, wo der ganze Inhalt der Aeneis **Virgils**, und **Luthers** Reformation zugleich vorgeſtellet wurde. In einem Auftritte war ein Trojaner; in der andern der Ablaßkrämer **Tetzel** zu ſehen. Bald handelte **Aeneas** von der Stiftung des römiſchen Reichs: bald kam **Lutherus** und reinigte die

Kirche. Bald war Dido, bald die babyloniſche Hure zu ſehen u. ſ. w. Und dieſe beyden ſo verſchiedenen Handlungen hiengen nicht anders zuſammen, als durch eine luſtige Perſon, Momus genannt, die zwiſchen ſolchen Vorſtellungen auftrat, und z. E. den auf der See beſtürmten Aeneas, mit dem in Gefahr ſchwebenden Kirchenſchifflein verglich. Das iſt nun ein ſehr handgreiflicher Fehler, wann zwey ſo verſchiedene Dinge zugleich geſpielet werden. Allein die andern, die etwas unmerklicher ſind, verdienen deswegen keine Entſchuldigung. Insgemein ſündigen die engliſchen Stücke wider dieſe Regel: wann ſie zwey ganz verſchiedene Fabeln in einander wirren.

16. §. Die Einheit der Zeit iſt das andere, das in der Tragödie unentbehrlich iſt. Die Fabel eines Heldengedichtes kann viele Monate dauren, wie oben gewieſen worden; das macht, ſie wird nur geleſen: aber die Fabel eines Schauſpieles, das mit lebendigen Perſonen in etlichen Stunden wirklich vorgeſtellet wird, kann nur einen Umlauf der Sonne, wie Ariſtoteles ſpricht; das iſt einen Tag, dauren. Denn was hätte es für eine Wahrſcheinlichkeit, wenn man in dem erſten Auftritte den Helden in der Wiege, etwas weiter hin als einen Knaben, hernach als einen Jüngling, Mann, Greis, und zuletzt gar im Sarge vorſtellen wollte: wie Cervantes ſolche thörichte Schauſpiele, an ſeinen ſpaniſchen Poeten, im Don Quixote ausgelachet hat. Haben es die Engländer nicht völlig ſo ſchlimm gemacht; ſo iſt es doch nicht viel beſſer. Schakeſpears Cäſar hebt vor der Ermordung Cäſars an, und dauret bis nach der philippiſchen Schlacht, wo Brutus und Caſſius geblieben. Oder wie iſt es wahrſcheinlich, daß man es auf der Schaubühne etlichemal Abend werden ſieht; und doch ſelbſt, ohne zu eſſen, oder zu trinken, oder zu ſchlafen, immer auf einer Stelle ſitzen bleibt? Die beſten Fabeln würden alſo eigentlich diejenigen ſeyn, die nicht mehr Zeit nöthig gehabt hätten, wirklich zu geſchehen, als ſie zur Vorſtellung brauchen; das iſt etwa zwey oder drey Stunden: und ſo ſind die Fabeln der

meiſten

meiſten griechiſchen Tragödien beſchaffen. Kömmt es hoch, ſo bedörfen ſie ſechs, acht, oder zum höchſten zwölf Stunden zu ihrem ganzen Verlaufe: und höher muß es ein Poet nicht treiben; wenn er nicht wider die Wahrſcheinlichkeit handeln will.

17. §. Es müſſen aber dieſe Stunden bey Tage, und nicht bey Nachte ſeyn, weil dieſe zum Schlafen beſtimmet iſt: es wäre denn, daß die Handlung entweder in der Nacht vorgegangen wäre; oder erſt nach Mittage anfienge, und ſich bis in die ſpäte Nacht verzöge; oder umgekehrt, frühemorgens angienge, und bis zu Mittage daurete. Der berühmte **Cid** des **Corneille** läuft in dieſem Stücke wider die Regeln: denn er dauret eine ganze Nacht durch, nebſt dem vorigen und folgenden Tage, und braucht wenigſtens volle vier und zwanzig Stunden: welches ſchon viel zu viel iſt, und unerträglich ſeyn würde, wenn das Stück nicht ſonſt viel andere Schönheiten in ſich hätte; die den Zuſchauern faſt nicht Zeit laſſen, daran zu gedenken. S. den erſten B. meiner Schaubühne. Das iſt nun eben die Kunſt, die Fabel ſo ins kurze zu bringen, daß keine lange Zeit dazu gehöret; und eben deswegen ſind auch bey uns Deutſchen die Tragödien von **Wallenſtein**, imgleichen die alten Stücke von der **Baniſe**, von der böhmiſchen **Libuſſa** ganz falſch und unrichtig: weil ſie zum Theil etliche Monate, zum Theil aber viele Jahre zu ihrer Dauer erfordern. Meine obige Schultragödie hub ſich von dem Urtheile des Paris über die drey Göttinnen an, und daurete bis auf die Glaubensverbeſſerung durch Luthern. Das war nun eine Zeit, etwa von zwey bis drittehalb tauſend Jahren: davon die zwey Heldengedichte, Ilias und Aeneis, nicht den tauſendſten Theil einnehmen: und ich zweifle, ob man die Ungereimtheit höher hätte treiben können.

18. §. Zum dritten gehöret zur Tragödie die Einigkeit des Ortes. Die Zuſchauer bleiben auf einer Stelle ſitzen: folglich müſſen auch die ſpielenden Perſonen alle auf einem Platze bleiben, den jene überſehen können, ohne ihren Ort zu ändern. So iſt z. E. im **Oedipus** der Schauplatz auf

dem Vorhofe des königlichen thebaniſchen Schloſſes, darinn Oedipus wohnet. Alles, was in der ganzen Tragödie vorgeht, das geſchieht vor dieſem Pallaſte: nichts, was man wirklich ſieht, trägt ſich in den Zimmern zu; ſondern draußen auf dem Schloßplatze, vor den Augen alles Volks. Heute zu Tage, da unſre Fürſten alles in ihren Zimmern verrichten, fällt es alſo ſchwerer, ſolche Fabeln wahrſcheinlich zu machen. Daher nehmen denn die Poeten gemeiniglich alte Hiſtorien dazu; oder ſie ſtellen uns auch einen großen Audienzſaal vor, darinn vielerley Perſonen auftreten können. Ja ſie helfen ſich auch zuweilen mit dem Vorhange, den ſie fallen laſſen und aufziehen; wenn ſie zwey Zimmer zu der Fabel nöthig haben. Man kann alſo leicht denken, wie ungereimt es iſt, wenn, nach des Cervantes Berichte, die ſpaniſchen Trauerſpiele den Helden in dem erſten Aufzuge in Europa, in dem andern in Africa, in dem dritten in Aſien, und endlich gar in America vorſtellen: oder, wenn meine obgedachte Schulkomödie uns bald in Aſien die Stadt Troja, bald die ungeſtüme See, darauf Aeneas ſchiffet, bald Karthago, bald Italien vorſtellete, und uns alſo durch alle drey Theile der damals bekannten Welt, führte; ohne daß wir uns von der Stelle rühren dorften. Noch was lächerlichers fällt mir von einem italiäniſchen Dichter ein, der in einem Schauſpiele, den Himmel, die Erde, und die Hölle brauchete; und die Einheit des Ortes mit einer bleyrechten Linie behaupten wollte, die vom Himmel durch die Erde, bis in die Hölle gienge. Es iſt alſo in einer regelmäßigen Tragödie nicht erlaubt, den Schauplatz zu ändern. Wo man iſt, da muß man bleiben; und daher auch nicht in dem erſten Aufzuge im Walde, in dem andern in der Stadt, in dem dritten im Kriege, und in dem vierten in einem Garten, oder auf der See ſeyn. Das ſind lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit: eine Fabel aber, die nicht wahrſcheinlich iſt, taugt nichts, weil dieſes ihre vornehmſte Eigenſchaft iſt.

19. §. Es ſind aber die Fabeln der Trauerſpiele ebenfalls entweder einfache und ſchlechte; oder verworrene, die einen

einen Glückswechſel und eine Entdeckung unbekannter Perſonen haben. In beyden nun hat ein Knoten, oder die ſogenannte Verwirrung ſtatt, die ſich im Anfange des Schauſpieles in einander zu ſchlingen anfängt, und allmählich immer mehr und mehr verwickelt; bis der letzte Aufzug, oder wo möglich, der letzte Auftritt, alles auf einmal auflöſet. Dieſer Knoten iſt in der Fabel nöthig, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu erwecken, und ſie auf den Ausgang ſolcher verwirrten Händel begierig zu machen. Im **Titus** des **Racine** iſt ein Exempel von der erſten Claſſe zu ſehen; wo alles ohne eine andere Verwirrung der Umſtände, bloß deswegen einen Knoten ſchürzet: weil die Königinn **Berenice** nicht weis, was ſie hoffen oder fürchten ſoll; der Kaiſer ſelbſt aber bey ſich anſteht, ob er ſeiner Liebe, oder dem Willen des römiſchen Volkes gehorchen ſolle? Dieſes iſt alſo eine einfache oder ſchlechte Fabel, worinn kein Glückswechſel, keine Entdeckung verborgener Perſonen vorgeht. Denn beyde bleiben, was ſie ſind; jene Königinn von Paläſtina, dieſer römiſcher Kaiſer. Eben ſo ſind **Cinna** und **Porus** beſchaffen. Ganz anders aber iſt es in der **Elektra** des **Sophokles**. Hier kömmt der junge Prinz **Oreſtes** in verſtellter Kleidung nach **Mycene**; läßt ſich für todt ausgeben, und bringt ſelbſt den Aſchentopf getragen, in welchem, ſeinem Vorgeben nach, ſein eigener Ueberreſt iſt. Seine Mutter, **Klytemneſtra**, die ſich darüber freuet; weil ſie nur von ihrem Sohne die Rache, wegen ſeines, von ihr und ihrem neuen Gemahle **Aegiſthus** ermordeten Vaters, **Agamemnons**, zu befürchten hatte, wird dergeſtalt hintergangen; und nachdem ſich **Oreſtes** ihr entdecket hatte, ums Leben gebracht. Ihrem **Aegiſthus** gehts nicht beſſer: und da alſo die glückſeligen Perſonen des Trauerſpiels unglücklich werden: ſo wird der vorhin flüchtige **Oreſtes**, nebſt ſeiner geplagten Schweſter **Elektra**, auf einmal glücklich. Eben ſo iſt die Tragödie **Iphigenia** beſchaffen: **Eriphile** ſtirbt, ſo bald es entdecket wird, daß ſie der Helena Tochter iſt; **Achilles** aber mit ſeiner geliebten Prinzeßinn wird auf einmal glück-

lich. Im Cato iſt es nichts anders: indem Arſene, da ſie erfährt, daß ſie Catons Tochter iſt, weder eine Königinn ſeyn, noch Cäſarn heirathen kann. Die Schönheit in dergleichen Fabeln beſteht darinn, daß dieſer Glückswechſel ganz zuletzt, und zwar unvermuthet geſchieht: indem die Entdeckung der verkleideten oder unbekannten Perſonen, wenn dergleichen vorhanden ſind, unmittelbar vorhergeht.

20. §. Ich komme nunmehr auf die Charactere der Tragödie, dadurch die ganze Fabel ihr rechtes Leben bekömmt. Man darf hier nur wiederholen, was im Hauptſtücke vom Heldengedichte davon geſaget worden: denn alles das muß hier auch gelten. Es muß alſo der Poet ſeinen Hauptperſonen eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit geben, daraus man ihre künftigen Handlungen wahrſcheinlich vermuthen, und wenn ſie geſchehen, leicht begreifen kann. Sogleich in dem erſten Auftritte, den ſie hat, muß ſie ihr Naturell, ihre Neigungen, ihre Tugenden und Laſter verrathen; dadurch ſie ſich von andern Menſchen unterſcheidet. So zeiget, zum Exempel, Racine den Porus, gleich im Anfange, als einen großmüthigen Helden, der allein das Herz hat, dem Alexander die Spitze zu biethen: worüber ihn zwar St. Evremont getadelt hat, aber ohne Grund; weil ſelbſt Curtius demſelben dieſen Character beygeleget hat. So hat auch Cinna gleich im erſten Auftritte den Character eines verwegenen Rebellen, und freyheitliebenden Römers; ſowohl als Aemilia die Gemüthsart eines rachgierigen und unverſöhnlichen Frauenzimmers hat. Roderich ſtellet durchgehends einen ehrliebenden und unverzagten Helden vor; und Chimene eine rechtſchaffene Tochter ihres Vaters, zugleich aber eine treue Liebhaberinn ihres Roderichs. Nicht minder zeigt Cato gleich bey ſeinem erſten Auftritte, wie er geſonnen iſt: nämlich Freyheit und Tugend auch mit ſeinem Blute zu verſiegeln. Siehe der deutſchen Schaubühne I. Theil. Und in der Iphigenia, im II. Theile, iſt Achilles ſo abgeſchildert, wie Horaz es haben will, wenn er ſchreibt:

Honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget ſibi nata: nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, triſtis Oreſtes.

21. §. Dieſe letzten Zeilen wollen ſo viel ſagen, daß ein Poet die Perſonen, die aus der Hiſtorie ſchon bekannt ſind, genau bey dem Charactere laſſen müſſe, den man von ihnen längſt gewohnt iſt. Das hat Corneille in ſeiner Sophoniſbe gethan. Er beobachtet genau, was Livius von ihrer Gemüthsbeſchaffenheit erzählet; den Maſiniſſa und den Syphax läßt er auch ſo, wie er ſie fand. Unſer Lohenſtein aber hat alles verkehret. Ein anders iſt es, wenn man ganz neue Perſonen dichtet. Dieſe kann man zwar machen, wie man ſelber will, und wie die Fabel es erfodert. Nur folgende Regel des Horaz iſt zu beobachten:

Si quid inexpertum ſcenæ committis, et audes
Perſonam formare novam; ſervetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, et ſibi conſtet.

Ein widerſprechender Character iſt ein Ungeheuer, das in der Natur nicht vorkömmt: daher muß ein Geiziger geizig, ein Stolzer ſtolz, ein Hitziger hitzig, ein Verzagter verzagt ſeyn und bleiben; es würde denn in der Fabel durch beſondere Umſtände wahrſcheinlich gemacht, daß er ſich ein wenig geändert hätte. Denn eine gänzliche Aenderung des Naturells oder Characters iſt ohnedieß in ſo kurzer Zeit unmöglich.

22. §. Nichts iſt von den Characteren mehr übrig zu ſagen, als daß nur die Hauptperſonen dergleichen haben müſſen. Dieſer giebt es in einem Stücke ſelten mehr, als drey, oder vier: alle andere ſind Nebenperſonen. Dieſe und die Bedienten der erſtern, die faſt allezeit in fremdem Namen handeln oder thun, dörfen keine beſondere Gemüthsart haben: zum wenigſten haben ſie ſelten Gelegenheit, dieſelbe blicken zu laſſen. Sie thun nur, was ihnen befohlen wird, oder richten

ten ſich doch von ſich ſelbſt, nach den andern. Doch iſt es in ſolchen Fällen, wo ſie Gelegenheit dazu hätten, auch unverbothen. Die Exempel zu dieſer Regel wird man in allen Trauerſpielen antreffen, die in meiner Schaubühne ſtehen. Z. E. Artaban und Phocas, Phönize und Domitius im ſterbenden Cato ſind in Anſehung des Cato, Cäſars, der Arſene, und des Pharnaz, nur Nebenperſonen. Arkas und Doris aber in der Iphigenia, ſind es in Anſehung Agamemnons, und Achills, der Klytemneſtra und Iphigenia, u. d. g.

23. §. Ich komme auf die Gedanken und den Ausdruck, oder auf die Schreibart der Tragödien. Dieſe muß eben ſo beſchaffen ſeyn, als die Gedanken und Schreibart in Heldengedichten, wenn der Poet daſelbſt andere redend einführet. Die Alten nannten dieſe Art des Ausdruckes Kothurnus; von den hohen Schuhen, die vormals von vornehmen Standesperſonen getragen wurden. Weil nun dergleichen vornehme Leute in der Tragödie vorgeſtellet wurden, und es ſich für ſie nicht anders ſchickte, als daß ſie ſich auf eine edlere Art, als der gemeine Pöbel ausdrücken mußten; zumal, wenn die gewaltigſten Affecten ſie beſtürmeten: ſo bekam ihre Sprache eben dieſen Namen. Die guten Poeten nun, die ihre Einbildungskraft durch die Vernunft in den Schranken zu halten, und die hohe Schreibart durch die Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu mäßigen gewußt haben, ſind auch bey einer vernünftigen hohen Art des Ausdruckes geblieben. Die ſchwachen Geiſter aber, die ihrer Phantaſie folgen mußten, wohin ſie wollte, verſtiegen ſich oftmals gar zu hoch: ſo daß Horaz ſie beſchuldiget, ſie hätten bisweilen ſolche Räthſel, als die delphiſche Prieſterinn, gemacht:

Et tulit eloquium inſolitum facundia præceps,
- - - et divina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.

Ja er verbeut gleich darauf ausdrücklich, daß man die tragiſchen Perſonen weder zu niedrig, noch zu hochtrabend ſolle reden laſſen:

Ne,

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas:
Aut dum vitat humum, nubes et inania captet.

24. §. In dieſer falſchen Hoheit ſind nun, bey den Lateinern, **Seneca** in ſeinen Tragödien; und bey uns, **Lohenſtein** ganz unerträglich. Faſt alle ihre Perſonen, die ſie aufführen, reden lauter Phöbus: wie bereits in dem allgemeinen Theile im Capitel von der poetiſchen Schreibart angemerket worden. Unſer **Andreas Gryphius** iſt doch weit vernünftiger in dieſem Stücke. Ich mag, die Weitläuftigkeit zu meiden, keine Exempel von beyden anführen: man darf aber nur gleich des erſten **Agrippina**, mit **Carl Stuarten** von dieſem; oder auch **Sophonisbe** mit dem **Leo Arminius** zuſammen halten, ſo wird man den Unterſcheid gleich merken. Man ſehe auch, was bey Gelegenheit des aus dem **Schakeſpear** verdeutſchten **Cäſars**, in dem VII. B. der kritiſchen Beyträge von ihm geſaget worden. Sonderlich drucken die lohenſteiniſchen Perſonen niemals den Affect recht natürlich aus: ſondern, da ſie im Schmerze aufhören ſollten, auf Stelzen zu gehen, ſo bleiben ſie unverändert bey ihren ſcharfſinnigen Sprüchen und künſtlichen Spitzfündigkeiten. Ja ſelbſt **Corneille** und **Racine**, haben ſich in dieſem Stücke oft genug verſehen: wie **Fenelon** in ſeinen Gedanken von der Tragödie beobachtet hat: welcher auch anmerket, daß **Sophokles** ſeinen **Oedipus** nichts ſchwülſtiges ſagen laſſen. Siehe den I. Th. meiner Schaubühne, gleich nach der Vorrede. Dieſes hat uns **Horaz** ausdrücklich gelehret:

Et tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri
Telephus et Peleus: cum pauper et exſul uterque
Projicit ampullas et ſesquipedalia verba.
Si curat cor ſpectantis tetigiſſe querela.

Die beſte allgemeine Regel, die man hier geben kann, iſt: die Natur eines jeden Affects im gemeinen Leben zu beobachten, und dieſelbe aufs genaueſte nachzuahmen. Nun findet man

man aber, daß auch die vornehmſten Standesperſonen, zwar ihrer Würde gemäß denken und ſprechen, ſo lange ſie ruhiges Gemüthes ſind: ſo bald ſie aber der Affect übermeiſtert, vergeſſen ſie ihres hohen Standes faſt, und werden wie andere Menſchen. Wenn wir nun einen wahrhaftigen Traurigen ſehen, dem vergeht die Luſt wohl, ſcharfſinnige Klagen auszuſtudiren. Er wird ſo kläglich und beweglich ſprechen, als es ihm möglich iſt: denn wo er ſelbſt nicht weinet, ſo wird gewiß niemand zum Mitleiden bewogen werden:

Ut ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſe tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe vel Peleu! Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo.

25. §. Hier fraget ſichs unter andern, ob ſich in die Schreibart der Tragödien auch viele Gleichniſſe ſchicken? Ich antworte, man darf nur auf die Natur ſehen. Nun finde ich nicht, daß man im gemeinen Leben, wenn wir von ernſtlichen und wichtigen Dingen reden, lange Vergleichungen zu machen pfleget. Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält ſich mit ſolchen Spielen des Witzes nicht auf; ſondern er dringt gerade auf die Sache ſelbſt. So unzulänglich einem unſrer Kunſtrichter dieſe Regel geſchienen, wenn er dieſelbe umzuſtoßen geſucht; ſo gegründet iſt ſie doch. Könige, Fürſten und Helden pflegen in ernſthaften Geſchäfften nicht lange mit künſtlichen Vergleichungen zu ſpielen, ſondern reden mit Ernſte und Nachdrucke. Auf dieſe Natur nun muß man ſehen. Ein anders iſt es, mit einem Poeten, in einem Heldengedichte. Dieſer iſt ſelbſt in der Fabel nicht mit verwickelt, die er erzählt; ſondern gleichſam nur ein Zuſchauer oder Herold derſelben. Der kann ſich alſo wohl bey kaltem Blute die Zeit nehmen, Gleichniſſe zu machen, und ſo weitläuftig auszuführen, als er will. Allein in der Tragödie kömmt der Poet gar nicht zum Vorſcheine: ſondern es reden lauter andere Leute, die mit an den Begebenhei-

benheiten Theil haben, und als ordentliche Menſchen eingeführet werden müſſen. Die Exempel der Alten ſind mir auch nicht zuwider. Ich finde, daß **Sophokles** nicht über zwey oder drey Gleichniſſe in ſeinem **Oedipus** angebracht hat; und zwar nur ganz kurz, und gleichſam im Vorbeygehen. Dieſen meinen Zuſatz hat obgedachter Kunſtrichter muthwillig ausgelaſſen, um meine Meynung deſto leichter zu verdrehen. Hergegen **Lohenſtein** und **Seneca** ſind faſt überall voll davon: wodurch denn abermal ihre Schreibart die unnatürlichſte von der Welt wird. Eben das iſt von der Gelehrſamkeit und Beleſenheit zu merken, welche dieſe beyden Tragödienſchreiber ihren Perſonen zu leihen pflegen. Sie ſchicket ſich für dieſelben durchaus nicht, zumal wenn ſie im Affecte reden; und könnte an bequemere Oerter verſparet werden.

26. §. Wir kommen auf die Muſik, die bey den Alten in der Tragödie einer von den beſten Zierrathen war. Woher das gekommen, das iſt aus dem obigen leicht abzunehmen. Die Lieder, die der Chor ſang, wurden mit Inſtrumenten begleitet: und weil dieſe einen weſentlichen Theil ihrer Schauſpiele ausmachten; ſo rechneten ſie die Muſik mit zur Tragödie. Daß dieſe Muſik aber ſehr ſtark geweſen ſeyn müſſe, erhellet aus der Zahl der Perſonen im Chore, die zuweilen bis funfzig hinan lief. Und dieſe ſtarken Chöre daureten ſo lange, bis **Euripides** in dem Trauerſpiele, **Eumenides**, einen ſehr zahlreichen Chor raſender Furien mit ſchwarzen Pechfakeln aufführete: denn dadurch entſtund ein ſolches Entſetzen in dem Schauplatze, daß die Kinder vor Schrecken todt blieben, die ſchwangern Weiber aber auf der Stelle niederkamen. Darauf wurde von der Obrigkeit befohlen, daß der Chor künftig nur aus 15. Perſonen beſtehen ſollte. Bey uns ſind die Chöre nicht mehr gewöhnlich, obgleich unſere erſten Tragödienſchreiber ſie, nach der alten Art, bey jedem Aufzuge angehänget haben. Die Muſik der Stimmen fällt alſo gänzlich weg; nur die Inſtrumente laſſen ſich zwiſchen jedem Aufzuge mit allerhand luſtigen Stücken hören. Weil

ſie aber die Zuſchauer ganz aus der Aufmerkſamkeit auf die vorigen Vorſtellungen bringen: ſo fraget ſichs, ob es nicht möglich wäre, anſtatt der alten Oden des Chores, eine nach unſerer Art eingerichtete Arie, oder Cantate, von etlichen Sängern abſingen zu laſſen; aber eine ſolche, die ſich allezeit zu den kurz zuvor geſpielten Begebenheiten ſchickte, und folglich moraliſche Betrachtungen darüber anſtellete? Ich meines theils wäre ſehr dafür. Dieſes würde ohne Zweifel die Zuhörer in dem Affecte, darinn ſie ſchon ſtünden, erhalten, und zum bevorſtehenden deſto beſſer zubereiten. Und eine ſolche Tragödie würde zehnmal ſchöner ſeyn, als eine Opera, die den Liebhabern der Muſik zu gefallen alles durchgehends muſikaliſch vorſtellen läßt; aber dabey ganz und gar von der Natur abgeht, und die ganze Wahrſcheinlichkeit aufhebt.

27. §. Endlich und zuletzt müſſen wir noch von den Maſchinen und andern Zierrathen der Schaubühne handeln. Durch Maſchinen verſteht man die Erſcheinungen der Götter, die vom Himmel herunter kommen. Weil die Tragödie menſchliche, nicht aber göttliche Handlungen nachahmet: ſo kann auch ihre Hauptperſon niemals eine Gottheit ſeyn. Weil aber der Held zuweilen in ſolche Umſtände gerathen kann; daß er eines ſichtbaren göttlichen Beyſtandes benöthiget iſt: ſo kann freylich wohl der Poet ſich der Maſchinen zuweilen bedienen, ſeiner Fabel dadurch auszuhelfen. Allein er muß auch wohl zuſehen, daß dieſes wahrſcheinlich heraus komme. Die Erſcheinungen der Götter in neuern Zeiten kommen uns ſehr unglaublich vor. Wir haben ſelbſt dergleichen nie geſehen; und können uns nicht einbilden, daß es vor hundert oder zweyhundert Jahren anders geweſen ſeyn ſollte. Aber aus der alten fabelhaften Zeit, ſind wir es längſt gewohnt, von Erſcheinungen zu hören: und alſo nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir davon leſen. Wenn alſo **Perſeus** etwa die **Andromeda** erlöſen; oder **Diana** zum **Endymion** in die Höle des Berges Latmos kommen; oder die drey Göttinnen dem **Paris** erſcheinen ſollten, u. d. gl. ſo

müßten

müßten wir ſchon die Götter auf der Schaubühne für nöthig anſehen, und ſie nach ihrer Art kleiden und characteriſiren. Aber wer ſolches allezeit und ohne die größte Nothwendigkeit thun wollte; der würde wider die Regel des **Horaz** handeln:

> Nec Deus interſit, niſi dignus vindice nodus
> Inciderit.

Es iſt nämlich keine Kunſt, durch einen unmittelbaren Beyſtand des Himmels, und durch Wunderwerke, eine Fabel glücklich auszuführen; daher ſich auch die berühmteſten Tragödienſchreiber unter den Alten, dieſes Kunſtſtückes ſelten bedienet haben.

28. §. Eben dahin gehören auch die Zaubereyen, welche man die Maſchinen der neuern Zeiten nennen könnte. Sie ſchicken ſich für unſre aufgeklärte Zeiten nicht mehr, weil ſie faſt niemand mehr glaubt: alſo enthält ſich ein Poet mit gutem Grunde ſolcher Vorſtellungen, die nicht mehr wahrſcheinlich ſind, und nur in der ernſthafteſten Sache ein Gelächter erwecken würden. Wenn alſo **Gryphius** in ſeinem **Leo Armenius** den Geiſt des Patriarchen von Conſtantinopel, und den hölliſchen Geiſt ſelbſt, ja ein Geſpenſt in Geſtalt **Michaels**; in der Katharina von Georgien die Ewigkeit, etliche Geiſter der Verſtorbenen, die Tugenden, den Tod und die Liebe als Perſonen aufführet: im **Cardenio** gleichfalls ein Paar Geiſter; im **Carl Stuart** abermal drey Geiſter, und ſodann noch Krieg, Ketzerey, Peſt, Tod, Hunger, Zwietracht, Furcht, Eigenmord, die Geiſter der ermordeten Könige in England u. a. m. vorbringt: ſo ſind gewiß der Erſcheinungen zuviel eingemengt. Unter Ausländern hat von neuern Poeten der Cardinal **Giovanni Delfino** gleichfalls in ſeiner **Cleopatra** den Geiſt des **Antonius** und die **Megära** bald in dem I. Auftritte erſcheinen laſſen. Es ſind die Tragödien dieſes wälſchen Dichters 1733, zu Padua herausgekommen. Der ganze Titel heißt: Le Tragedie di Giovanni Delfino Senatore Venetiano, poi Patriarca d'Aquile-

42

d' Aquileja e Cardinale di S. Chieſa, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creſo, il Medoro. Wie luſtig Schakeſpear den Geiſt Cäſars in ſeinem Trauerſpiele aufgeführet, das ſehe man in der deutſchen Ueberſetzung deſſelben nach. Wer aber etwas recht luſtiges von dieſer Art ſehen will, der leſe den deutſchen Polyeuktes von Kormarten, oder den Auszug davon in den Crit. Beyträgen, imgleichen das Trauerſpiel Telemach eben daſelbſt. Die Engländer halten ſehr viel auf die Erſcheinungen.

29. §. Einen beſſern Zierrath geben die Veränderungen der Schaubühne ab, dadurch dieſelbe allemal denjenigen Ort vorſtellig macht, wo das ganze Stück vorgegangen ſeyn ſoll. Dieſer muß nun zwar die ganze Tragödie hindurch einerley bleiben: allein in verſchiedenen Trauerſpielen muß ſich bald eine Straße der Stadt, bald ein königlich Zimmer, ein Feldlager, ein Wald, ein Dorf, ein Garten, u. ſ. w. vorſtellen. Die Griechen und Römer haben auf dergleichen Einrichtungen der Bühne erſtaunliche Summen verwandt; und wie hoch man heute zu Tage auf den Opernbühnen die Sache treibe, liegt, zumal in Deutſchland, am Tage. Doch dieſes geht den Poeten nicht weiter an, als in ſo weit er ſagt, wo der Schauplatz des Stückes geweſen, worauf ſich denn der Inhalt allemal bezieht; und darnach ſich der Theaternmeiſter nachmals richten muß. Nun weis ich zwar, daß dieſe Regel vielen zu hart ſcheint, und daß andere durch die Veränderungen des Schauplatzes der Schwäche ihrer Stücke aushelfen wollen. Allein die Nachahmung der Natur läßt gleichwohl nichts anders zu. Siehe des Abts Hedelin von Aubignac Ausübung der theatraliſchen Schaubühne. Hierwider hat Corneille in ſeinem Cid ſehr verſtoßen, welches uns deſto behutſamer machen muß.

30. §. Eben das iſt von den Kleidungen zu ſagen. Hier ſollen von Rechtswegen die Perſonen nach Beſchaffenheit der Stücke, bald in römiſcher, bald in griechiſcher, bald in perſianiſcher, bald in ſpaniſcher, bald in altdeutſcher Tracht auf der Schaubühne erſcheinen; und dieſelbe ſo natürlich nach-

nachahmen, als es möglich iſt. Je näher man es darinn der Vollkommenheit bringet, deſto größer wird die Wahrſcheinlichkeit, und deſtomehr wird das Auge der Zuſchauer vergnüget. Daher iſt es lächerlich, wenn einfältige Komödianten die alten römiſchen Bürger in Soldatenkleidern mit Degen an der Seite vorſtellen: da ſie doch lange weite Kleider von weißer Farbe trugen. Noch ſeltſamer aber iſt es, wenn man z. E. alten griechiſchen oder römiſchen Helden im Lager, gar Staatsperrücken und dreyeckigte Hüte mit Federn aufſetzet, und weiße Handſchuh anzieht; eine amerikaniſche Prinzeßinn mit einem Fiſchbeinrocke, und eine flüchtende Zaire im Oriente, mit einer drey Ellen langen Schleppe; ja endlich einen alten deutſchen Hermann, Siegmar, u. a. m. wie ihre Todtfeinde, die Römer; aber doch mit Perücken, weißen Handſchuhen und kleinen Galanteriedegen aufführet, u. d. gl. Die Franzoſen machen es hierinn nicht geſcheider, als die Deutſchen; ob ſie gleich auf ihren Kupferſtichen mehrentheils Zeichnungen nach der Natur liefern. Nur des Hrn. **Voltaire** Brutus iſt mit alten römiſchen Kleidungen aufgeführet worden, und wo mir recht iſt, auch **Crebillons** Catilina 1750. Hier muß ein verſtändiger Aufſeher der Schaubühne ſich in den Alterthümern umgeſehen haben: und die Trachten aller Nationen, die er aufzuführen willens iſt, in Bildern ausſtudiren.

31. §. Endlich kömmt der Vortrag ſelbſt, das iſt die Ausſprache und die Gebärden der ſpielenden Perſonen. Hierauf kömmt in der Vorſtellung eines Trauerſpieles faſt alles an. Das beſte Stück wird lächerlich, wenn es ſchlecht und kaltſinnig hergeſagt wird: hergegen das elendeſte Zeug klingt zuweilen erträglich, wenn eine gute Ausſprache ihm zu ſtatten kömmt. Bey den Alten hat es eigene Lehrmeiſter gegeben, die den jungen Komödianten Anleitung dazu gaben, wie ſie eine Rolle gut ſpielen ſollten. In Rom haben **Roſcius** und **Aeſopus** ſich zu **Cicerons** Zeiten eine allgemeine Bewunderung erworben: denn dieſe hatten es in ihrer Kunſt ſo weit gebracht, daß **Cicero** ſelbſt in ihren Schau-

platz gieng, um ihnen im guten Vortrage was abzulernen: hingegen kamen dieſe wiederum in Cicerons öffentliche Reden, in gleicher Abſicht. Weil auch in der That ein Redner und Komödiant in dieſem Stücke einerley Pflicht haben: ſo können ſich dieſe auch aus dem Tractate des le Faucher, de l'action de l'Orateur, der unter Conrarts Namen heraus gekommen iſt, auch ins Deutſche überſetzt worden, manche gute Regel nehmen. Riccoboni hat in italieniſcher Sprache ein langes Lehrgedicht für Komödianten geſchrieben, darinn er ihnen Regeln von der guten Ausſprache giebt; welches bey ſeiner Hiſtorie des italieniſchen Theaters befindlich iſt. Noch neulich hat er auch im Franzöſiſchen eine neue Anleitung dazu gegeben, die als ein Anhang bey ſeinen Reflex. Hiſtor. et Critiques ſur tous les Theatres de l'Europe befindlich iſt: und ſein Sohn hat nach der Zeit ein kleines Werck l'Art du Theatre, ans Licht geſtellet, das wir in der Stutgardiſchen Monatſchrift auch deutſch haben. Auch der Abt von Aubignac hat es in ſeiner Pratique du Theatre, wie in andern Stücken, alſo auch hierinnen nicht an einer guten Vorſchrift fehlen laſſen: und unſre Deutſchen ſind dem Herrn Hofrath von Steinwehr vielen Dank ſchuldig, daß er ihnen dieſes höchſtnützliche Buch in unſere Mutterſprache überſetzet, und es alſo dadurch gemeiner und brauchbarer gemachet hat. Endlich hat Horaz dieſes Stück für ſo wichtig gehalten, daß er in ſeiner Dichtkunſt eine beſondere Regel davon gemacht hat:

Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Triſtia moeſtum
Vultum verba decent; iratum plena minarum,
Ludentem laſciva, ſeverum ſeria dictu.
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat & impellit ad iram,
Aut ad humum mœrore gravi deducit et angit.
Poſt effert animi motus interprete lingua.

32. §. Hierinn ſteckt nun hauptſächlich die Regel: ein guter Komödiant müſſe dasjenige erſt bey ſich zu empfinden bemüht ſeyn, was er vorzutragen willens iſt; welches in der That das beſte Mittel iſt, eine lebhafte Ausſprache und Stellung zu erlangen. Schlüßlich muß ich erinnern, daß die Auftritte der Scenen in einer Handlung allezeit mit einander verbunden ſeyn müſſen: damit die Bühne nicht eher ganz ledig werde, bis ein ganzer Aufzug aus iſt. Es muß alſo aus der vorigen Scene immer eine Perſon da bleiben, wenn eine neue kömmt, oder eine abgeht: damit der ganze Aufzug einen Zuſammenhang habe: Die Alten ſowohl, als Corneille und Racine, haben dieſes fleißig beobachtet: wenn man nur des erſtern erſte Stücke ausnimmt. Zum Exempel, ſein Cid iſt in dieſem Stücke ſehr fehlerhaft, weil faſt immer Perſonen auftreten und abgehen, ohne zu wiſſen, warum? Daher kömmt es auch, daß die Einheit des Ortes nicht recht beobachtet wird; und darum hat ſchon Boileau geſagt:

Que l'action marchant où la Raiſon la guide,
Ne ſe perde jamais, dans une Scene vuide.

Der einzige Fall iſt nur auszunehmen, wenn die Perſonen, die auf der Bühne ſtehen, denen, die ſie ankommen ſehen, ausweichen wollen. Hier hängen nämlich die Auftritte, auch durch eben dieſe Flucht der erſten, ſattſam zuſammen. Und ſo viel mag auch von der Tragödie genug ſeyn. Wer mehr wiſſen will, der muß die hin und her angeführten Scribenten, ſonderlich den obgedachten Hedelin, von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, und des P. Brumois Theatre des Grecs, nebſt des Riccoboni ſämtlichen Schriften von der Schaubühne, endlich auch die Vorreden leſen, die Corneille und Racine vor ihre Stücke geſetzt haben.

33. §. Die Geſchichte der Trauerſpiele, in benachbarten und unſern Landen, habe ich in dieſem Hauptſtücke mit Fleiß nicht mitnehmen wollen. Denn erſtlich iſt dieſelbe

viel zu weitläuftig, als daß ſie ſich ſo ins Kurze bringen ließe. Wer den **Voſſius** de Poetis græcis und latinis lieſt, wird finden, daß es vormals etliche hundert tragiſche Dichter gegeben. Eben das kann man von Engländern im **Winſtanley**, von Wälſchen im **Riccoboni** und von Franzoſen in der Bibliotheque des Theatres erſehen. Von der Deutſchen theatraliſchen Poeſie, oder der tragiſchen inſonderheit war ich willens, eine ausführliche Geſchichte zu ſchreiben; zu welchem Ende ich denn eine Sammlung von mehr als 1600 gedruckten Schauſpielen zuſammen gebracht. Ich habe aber aus bewegenden Urſachen, dieſes Vorhaben, einem gelehrten und überaus geſchickten Manne in Wien, Hrn. **Weißkern** abgetreten, und ihm alles, was ich dahin gehöriges zuſammen gebracht, überlaſſen. Dieſer wird uns, als ein deutſcher **Riccoboni**, in kurzem dieſes Verlangen erfüllen. Indeſſen kann man theils die Verzeichniſſe alter deutſcher Schauſpiele, die ich bey der erſten Ausgabe meiner deutſchen Schaubühne vorgeſetzet; theils von neuen Stücken, die ſeit zwanzig Jahren, ſeit dem mein Cato dieſe Art von Dichtkunſt rege gemachet, das Regiſter nachleſen, das ich davon in dem Maymonate des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, dieſes 1751. Jahres, bekannt gemachet habe.

Des I. Abſchnitts XI. Hauptſtück.

Von Komödien oder Luſtſpielen.

1. §.

Die Komödie iſt, wenigſtens dem Namen nach, jünger, als das Trauerſpiel: denn in der That waren ſie vor Alters einerley; da man noch, dem Bacchus zu Ehren, die ſchimpflichſten Lieder an Feſttagen zu ſingen pflegte, und ſelbige Tragödien nannte. Als aber die geſcheideſten Köpfe ſich allmählich von dem niederträchtigen und unflätigen Zeuge entfernten, und ernſthaftere Sachen in ihren Schauſpielen aufführeten: ſo wurden ſie auch in Städten beliebt, ja die Obrigkeit ſelbſt nahm die Komödianten in ihren Sold, und ließ auf öffentliche Koſten Schauplätze bauen, die nöthigen Sänger zum Chore unterhalten, und alles nöthige Zubehör der Schaubühne anſchaffen. Wenn nun ein Poet ein neues Stück fertig hatte: ſo gab man ihm den Chor; wie ſie redeten: das iſt, man kaufte es ihm ab, und ließ es von den Komödianten aufführen. Indeſſen waren die Ueberbleibſel der alten unflätigen Tragödien noch auf den Dörfern und Flecken im Schwange geblieben. Das gemeine Volk findet allezeit mehr Geſchmack an Narrenpoſſen und garſtigen Schimpfreden; als an ernſthaften Dingen. Den witzigen Stadtleuten in Athen ſchien dieſe Art der Beluſtigungen zu abgeſchmackt; weil ſie ſchon etwas Edleres in der Tragödie gefunden hatten. Sie mögen alſo wohl dieſen bäuriſchen Luſtbarkeiten, zum Schimpfe, den Namen der Komödien gegeben haben, als welcher von κωμη und ωδη herkömmt, und alſo ein Dorflied bedeutet. Allmählich wurden doch auch die Verfertiger dieſer Stücke gewahr, daß die Tragödienſchreiber ihre Spiele beſſer einrichteten. Sie ahmeten denenſelben alſo mehr und mehr nach, bis ihre

Schaubühnen endlich ein beſſer Geſchick bekamen. Doch weis man insbeſondere denjenigen, oder diejenigen nicht zu nennen, die am erſten Hand ans Werk geleget haben.

2. §. **Ariſtoteles** berichtet bloß, daß **Epicharmus**, ein Sicilianer, der neuer als **Thespis**, aber älter als **Aeſchylus** geweſen, zuerſt angefangen, ordentlichere Stücke zu ſpielen, und eine gewiſſe Hauptabſicht in ſeine komiſche Vorſtellungen zu bringen. Ihm folgte bald ein Athenienſer, **Krates** nach. Dieſer befreyete die angefangene Komödie von der alten Grobheit der Bauren, und ſauberte ſie von ihren vorigen Unfläthereyen: und darauf fand ſie denn auch in der Stadt Beyfall. Dahin gehören die Verſe des **Horaz**, die von dem **Pratinas** handeln:

> Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
> Mox etiam agreſtes Satyros nudavit; et aſper
> Incolumi gravitate jocum tentavit: eo quod
> Illecebris erat, et grata novitate morandus
> Spectator, functusque ſacris, et potus, et exlex.

Hier finden wir alles beyſammen, den Urſprung, den Inhalt, auch die Abſicht der älteſten Komödien. Aus den tragiſchen Liedern ſind ſie entſtanden, und zwar bey Gelegenheit der Feſttage. Ihr Inhalt iſt ein ſcharfer oder beißender Scherz geweſen, den ſie von lauter bäuriſchen Satiren, das iſt, halbnacketen Bauren, haben abſingen oder ſpielen laſſen. Und die Abſicht war, dem Volke, nach vollbrachtem Gottesdienſte und vollendetem Schmauſe, durch eine neue Luſtbarkeit die Zeit zu vertreiben. Dieſes war nun die alte Komödie. Man leſe davon nach **Nicolai Calliachii** Tractat de ludis ſcenicis mimorum et pantomimorum, welchen **Marc. Anton. Madero** 1730. aus einer Handſchrift zuerſt zu Padua ans Licht geſtellet; und wo im IV. und V. Cap. der Urſprung der älteſten Luſtſpiele überhaupt ſehr gelehrt erkläret iſt.

3. §. So bald ſie nun von dem alten **Krates** etwas ins Geſchick gebracht worden, fanden ſich bald **Eupolis**, Krati-

Kratinus und Ariſtophanes, die ihr ein ganz anderes Anſehen gaben. Die vorige Heftigkeit nackter Satiren, wurde in eine lächerliche Vorſtellung gewiſſer Perſonen verwandelt, die man ſich nicht ſcheuete, mit Namen zu nennen. So finden wir, daß die vornehmſten Leute in Athen vor den Poeten nicht ſicher geweſen. Selbſt Sokrates iſt von ihnen öffentlich verſpottet worden; da ihn Ariſtophanes in dem Stücke, das er die Wolken nennet, als einen wunderlichen Naturforſcher und gottloſen Atheiſten vorſtellet. Sonderlich ſungen die Chöre dieſer Komödien nichts als ehrenrührige Schmähliеder, dadurch die Unſchuldigſten angegriffen wurden. Daher kam es auch, daß die Obrigkeit dieſer Frechheit Einhalt that, und die Chöre abzuſchaffen, auch keine Perſon mehr mit Namen zu nennen geboth. Horaz ſchreibt:

Succeſſit vetus his comœdia, non ſine multa
Laude: ſed in vitium libertas excidit, et vim
Dignam lege regi. Lex eſt accepta, chorusque
Turpiter obticuit, ſublato jure nocendi.

4. §. Da nun dergeſtalt die mittlere Komödie der Griechen aufhörete: ſo gieng die neue an, darinn ſich Philemon und Menander vor andern hervorgethan. Dieſer fing nunmehr an, rechte Fabeln zu erdenken, die ſich auf die komiſche Schaubühne ſchickten. Er gab denenſelben weder von lebendigen Leuten, noch von den Helden in Geſchichten, die Namen; ſondern er nannte ſie ſelbſt, wie es ihm gut dünkte. Seine Spiele aber blieben deswegen doch eben ſo angenehm und erbaulich, als ſie vorher geweſen waren. Dieſe Veränderung oder Verbeſſerung der Komödie, hat Ariſtoteles nicht erlebet; weil die mittlere bis nach Alexanders Zeiten gewähret. Daher hat auch dieſer große Kunſtrichter wohl geſehen: daß zwar die Tragödie zu ſeiner Zeit, zur Vollkommenheit gebracht worden; aber nicht die Komödie: deren Wachsthum er alſo vorher ſagen konnte; wie es auch in der That erfolget iſt. Man ſehe hier

des Abts **Brumois** Abhandlungen, von der griechiſchen Schaubühne nach, die vor ſeinem Theatre des Grecs ſtehen; imgleichen die ſchönen Unterſuchungen hieher gehöriger Dinge, die in den Memoires de l' Academie des belles Lettres hin und wieder vorkommen. Indeſſen hat es eine ungeheure Menge komiſcher Dichter in Griechenland gegeben, von denen alles verlohren gegangen. Man kann ihre Namen theils beym **Ariſtoteles**, in der Dichtkunſt; theils beym **le Fevre**, des Poetes grecs, theils im **Voſſius** de Poetis Græcis nachſehen.

5. §. Die Römer müſſen Leute von ganz anderm Naturelle geweſen ſeyn, als die Griechen: denn bey ihnen hat die Komödie ein ganz widerwärtiges Glück gehabt. Dort war ſie zuletzt in Aufnehmen gekommen; hier aber, ward ſie zuerſt beliebt. Man kann ſie hier ebenfalls in die alte, mittlere und neue eintheilen; und jene zu des **Livius Andronicus**, die andere zu des **Plautus**, die dritte zu des **Terenz** Zeiten antreffen. Die erſte war noch ziemlich ungeſtalt und grob; wie aus des **Horazens** Zeugniſſe von des **Ennius** Verſen erhellet. **Plautus** trieb die Kunſt in ſeinen Komödien etwas höher; aber er bequemte ſich zu ſehr nach dem Geſchmacke des Pöbel, und mengte viel garſtige Zoten und niederträchtige Fratzen hinein. Dieſe mochten auch noch zu **Horazens** Zeiten vielen gefallen: weil ſie gemeiniglich die alten Poeten lobten, die neuen aber verachteten; wie er darüber in ſeinem langen Schreiben an den Auguſt klaget. Auch in der Arte poetica ſagt er davon:

Non quivis videt immodulata poemata judex,
Et data Romanis venia eſt indigna Poetis.
- - - - - -
At noſtri Proavi Plautinos et numeros et
Laudavere ſales, nimium patienter utrumque,
Ne dicam, ſtulte mirati: ſi modo ego et vos
Scimus inurbano lepidum ſeponere dicto.

Plautus muß alſo ſehr viel Selbſtliebe beſeſſen haben, wann er ſich ſelbſt eine ſo praleriſche Grabſchrift gemacht hat: Daß die Muſen über ſeinen Tod weinen und klagen ſollten; weil alle Scherzreden und hübſche Einfälle mit ihm verlohren gegangen. In der That iſt Terenz ſchon von den alten Kunſtrichtern dem Plautus weit vorgezogen worden. Ob er gleich ein Afrikaner war: ſo beſaß er doch die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprache im höchſten Grade; welches er ſonder Zweifel dem Umgange mit den vornehmſten Römern zu danken hatte. Scipio und Lälius haben ihn ihrer Freundſchaft gewürdiget, ja wohl ſelbſt bey ſeinen Komödien Hand angeleget. Dieſes ward ihm ſchon damals von ſeinen Feinden vorgerückt, wie er den Vorredner zu der Komödie von den zweenen Brüdern, ſagen läßt.

Nam quod iſti dicunt malevoli, homines nobiles
Eum adjutare, aſſidueque una ſcribere;
Quod illi maledictum vehemens eſſe exiſtumant,
Eam laudem hic ducit maximam: cum illis placet,
Qui vobis univerſis et populo placent,
Quorum opera in bello, in otio, in negotio
Suo quisque tempore uſus eſt ſine ſuperbia.

6. §. Indeſſen iſt es wahr, daß Terenz ſowohl, als ſeine Vorgänger nicht viel neue Fabeln gemacht; ſondern die meiſten aus Menanders, des Diphilus u. a. griechiſchen Komödien entlehnet hat. Er geſteht ſolches ſelbſt in den Vorreden, und alſo kann es ihm zu keinem Vorwurfe eines Diebſtahls gereichen. Soviel iſt gewiß, daß ſeine Sachen regelmäßig ſind, und die artigſten Scherzreden voller Salz und Schärfe in ſich faſſen. Haben ihn gleich viele Kunſtrichter wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, daß er mehr als 24. Stunden, ja zween Tage zu dieſem Stücke genommen, und alſo wider Ariſtotels Vorſchrift gehandelt habe: ſo hat ihn doch der Abt von Aubignac und ſelbſt Menage ſehr gelehrt vertheidiget, indem dieſer gewieſen, daß nicht mehr als 15. volle Stunden, nämlich von einem

Abende

Abende bis zum folgenden Morgen dazu gehören. Man ſehe die gelehrten Streitſchriften davon, und von andern Stücken der ſchönen Wiſſenſchaften, die bey der Pratique du Theatre im Franzöſiſchen den II. Theil ausmachen. Die Charactere ſind darinn unvergleichlich beobachtet; und die Natur iſt überall ſo vollkommen nachgeahmet, daß man kein Bild davon, ſondern ſie ſelbſt zu ſehen glaubet, wenn man ſeine Perſon reden höret. Es iſt nichts unflätiges oder zweydeutiges darinnen; ſondern ein ganz ehrbarer Ausdruck herrſchet auch in dem Munde der Buhldirnen, ja der geringſten Knechte und Mägde.

7. §. In neuern Zeiten haben ſich die Deutſchen, Italiäner, Franzoſen und Engländer, ſo zu reden, um die Wette in Komödien hervor gethan. Eine jede Nation iſt ihrem Geſchmacke gefolget, und alſo ſind auch verſchiedene Arten dadurch zum Vorſcheine gekommen; die entweder beſſer oder ſchlechter gerathen, nachdem ſie den alten Griechen oder Römern mehr oder weniger gefolget ſind. Unſere Deutſchen ſind in ganz Europa die erſten geweſen, die auch mitten in dem Verfalle der ſchönen Wiſſenſchaften die Schauſpiele geliebet. Kaiſer Karln den Großen iſt ſchon in frieſiſcher Sprache ein Schauſpiel aufgeführet worden: welches eine plattdeutſche Mundart war, wie wir aus den Rechten dieſes Volkes ſehen, die uns Hr. Reichshofr. von Gärtner ans Licht geſtellet hat. Im X. Jahrhunderte ſchrieb **Rhoswita**, eine adeliche Kloſterjungfrau in Gandersheim, nach dem Muſter des Terenz, wie ſie ausdrücklich ſaget, ſechs Komödien. Taubmann gedachte dieſer Stücke in ſeiner Vorrede zum Culice Virgilii, daß er ſie in ſeiner Bibliothek gehabt; vermuthlich wie **Conrad Celtes** ſie zuerſt aus der Bibliothek des Emeramerſtifts zu Regensburg ans Licht geſtellet. Henr. Leonh. **Schurzfleiſch** aber hat ſie 1707. zu Wittenberg wieder auflegen laſſen. Im 1450ſten Jahre lebte zu Nürnberg **Hans Roſenblüt**, der unter andern Gedichten auch ſechs Faſtnachtsſpiele, von 5. 6. 7. und mehr Perſonen in Verſen hinterlaſſen, davon ich eine Abſchrift beſitze. Im 1486. Jahre gab Hans **Nythard** zu Ulm

den Eunuchus allein, 1499. aber den ganzen Terenz verdeutſcht ans Licht, den ich ſelbſt beſitze. So hatten nun die deutſchen Dichter das beſte Muſter vor Augen, dem ſie folgen konnten. Das that nun 1517. bis etliche 60. zuerſt Hans Sachs, der gewiß etliche hundert Schauſpiele von allerley Art, und alſo auch Komödien genug gemachet hat. Um gleiche Zeit haben mit ihm Sigism. Grym in Augſpurg, Thom. Murner, Rinckart, Heinr. Ham, Joach. Graff, und Joh. Rebhuhn zu Zwickau, Val. Bolz, der abermal den Terenz überſetzte, Greg. Wagner, Matth. Forchheim, Laurent. Rappolt, Wolfg. Künzel, Georg Böhmichen, Franz Omich, Joh. Epiſcopius, der uns abermal den Terenz überſetzt, Thomas Brunner, Mich. Druide, Chriſtian Zug, Georg Roll, Conrad Porta, Barth. Leſchke, Chriſtian Berthold, Henr. Rätel, Phil. Agricola, Nic. Friſchlin, Mart. Hoyneck, der des Plautus Captivos verdeutſchet, Joh. Bitter, Ambr. Lobwaſſer, Mich. Pabſt, der die Iphigenia in Aulis, und den ganzen Terenz überſetzet, Chriſtoph Laſius Ayrer, der allein über hundert Stücke gemacht, davon kaum die Hälfte gedruckt ſind, Joh. Strizer, Joh. Sanders, Jac. Friſchlin, Joh. Wilh. Roſenbach, Cyr. Spangenberg, Matth. Scharſchmidt, Fridr. Dedekind, Joh. Schreckenberger, Thomas Bircke, Hans Rud. Klauber, Barth. Ringwald, u. a. m. und zwar alle dieſe vor 1590, ſich durch deutſche Komödien gewieſen, die ich mehrentheils alle beſitze. Es würde zuviel werden, wenn ich hier alle aus den folgenden Zeiten nennen wollte. Ich habe hier nur zeigen wollen, daß die Ausländer nicht eben Urſache haben, mit dem Alterthume ihrer Schaubühne gegen uns zu pralen; indem wir ihnen gewiß in dieſem Stücke der ſchönen Wiſſenſchaften nicht gefolget, ſondern mit gutem Exempel vorgegangen ſind. Aus der am Ende des vorigen Hauptſtückes erwähnten Geſchichte der deutſchen Schaubühne, wird dieſes mit mehrem erhellen.

8. §. Die erſten Italiäner, die uns die freyen Künſte im Occidente zuerſt wieder hergeſtellet, haben ſich freylich auch angelegen

gelegen ſeyn laſſen, der guten Spur der alten Griechen und Römer zu folgen. Riccoboni erzählt uns in ſeiner Hiſtorie der italieniſchen Schaubühne, eine große Menge guter Komödien, die von verſchiedenen Poeten des 15ten Jahrhunderts gemacht worden. Er ſetzt hinzu, daß man ſie dazumal alle in Verſen gemacht, und daß die Komödianten alſo genöthiget geweſen, ſie von Wort zu Wort auswendig zu lernen. So lange dieſe Gewohnheit gedauret, wäre auch der gute Geſchmack noch erhalten worden. Allein, ſo bald die Komödianten aus Faulheit und Unwiſſenheit, das Auswendiglernen unterlaſſen hätten: ſo wären auch, anſtatt der vorigen guten Stücke, die abgeſchmackteſten Poſſen auf der Schaubühne eingeriſſen. Denn es hätten ſich erſtlich einige mit proſaiſchen Stücken verſuchet; die aber von nachläßigen Komödianten ſehr wären verſtümmelt worden. Hernach aber hätte man gar nur den Inhalt aller Scenen mit wenigen Worten entworfen, und es den ſpielenden Perſonen und ihrer natürlichen Fähigkeit überlaſſen, was ſie dabey für Einfälle haben würden. Daraus wären nun die allerabgeſchmackteſten Dinge entſtanden, die nur zur Beluſtigung des unterſten Pöbels hätten dienen können: und dieſes wäre der Urſprung von dem Verfalle der wälſchen Schaubühne geweſen. Eben dieſes beſtätiget er noch ausführlicher in ſ. Remarques Hiſtor. & Critiq. ſur tous les Theatres de l'Europe. Siehe auch des Herrn Muratori Vorrede zu den zwölf italieniſchen Trauerſpielen, die er unter dem Titel Theatro italiano, im Jahr 1728. zu Verona in drey Octavbänden herausgegeben hat. Man ſehe auch des Creſcimbeni Hiſtor. della volgar Poeſia Vol. I. L. IV. cap. 6. wo er doch kein älteres Stück, als die Calandra des Lud. Arioſt von 1524. anführen kann.

9. §. Und in der That hat man aus der Erfahrung geſehen, daß das italieniſche Theater ſeit etlichen Jahrhunderten nicht viel kluges hervorgebracht hat. Ihre beſten Komödien enthalten nichts, als Romanſtreiche, Betrügereyen der Diener, und unendlich viel abgeſchmackte Narrenpoſſen. Harlekin und Scaramutz ſind die ewigen Hauptperſonen ihrer Schaubühne; und dieſe ahmen nicht die Handlungen des gemei-

meinen Lebens nach; ſondern machen lauter ungereimte Streiche, die einem nicht ſo arg träumen könnten. Ein Mondenkaiſer, ein Spirito Foletto, ein Lederhändler von Pergamo, und unzählige andere, davon das Théatre Italien voll iſt, können uns dieſen Geſchmack ſattſam bekannt machen. Sie binden ſich an keine Einheit der Zeit und des Orts, ja oft iſt nicht einmal eine rechte Haupthandlung in ihren Fabeln. Sie machen in Paris Parodien auf die ernſthafteſten Stücke, mitten zwiſchen ihren andern Scenen: und erfüllen alles mit Geiſtern, Zaubereyen und Geſpenſtern. Kurz, man kann von den unſinnigen Phantaſien und Schwärmereyen ihrer Komödianten ſagen:

Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies, vt nec pes, nec caput uni
Reddatur formæ.

Man iſt auch dieſer italieniſchen Art ſchon ſo gewohnt, daß man von dergleichen Burlesken nichts kluges mehr vermuthet: und wenn man in dergleichen Komödien lachet; ſo geſchieht es nicht ſowohl über die Thorheiten der darinn aufgeführten Perſonen, als über die närriſchen Einfälle des Verfaſſers ſolcher Spiele. Man leſe nur, was St. **Evremont** von der Komödie der Wälſchen, in einer beſondern Abhandlung für ein Urtheil gefället hat; welche in den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeſſen haben ſich Herr **Muratori** in ſeiner Poeſia perfetta italiana, und der Marcheſe **Maffei** zu unſern Zeiten bemühet, auch die komiſche Bühne ihrer Nation wieder von dem Unweſen zu ſaubern, darein ſie gerathen war: wiewohl es noch ſchlecht damit von ſtatten gehen will.

10. §. Die Engländer haben zwar auch kein regelmäßiges Theater, indeſſen ſind ſie doch den Italiänern weit überlegen. Sie rühmen vor andern ihren Etherege, Wicherley und **Congreve**, in dieſem Stücke; und **Dryden** ſelbſt hat ſich in Komödien verſuchet. Sonderlich pralen ſie mit ihrem Humour, darinn ſie alte und neue Nationen übertroffen zu haben

haben glauben. **Dryden** beſchreibt denſelben: The ridiculous Extravagance of Converſation, wherein one Man differs from all others, d. i. Die lächerliche Art im Umgange, darinnen ein Menſch ſich von allen andern unterſcheidet. Da die engliſche Nation viel ſolche Originale, von beſondern Arten des Eigenſinnes und der Grillen, aufzuweiſen hat; wie aus dem Zuſchauer erhellet: ſo iſt es gewiß, daß dieſe ſonderbare Thorheiten lächerliche Vorſtellungen genug auf die Schaubühne verſchaffen werden. Allein, da es das Werk der Komödie nicht iſt, einzelne Perſonen zu ſpotten, oder ſchlechthin ein Gelächter zu erwecken; ſondern allgemeine Thorheiten lächerlich zu machen, wie hernach erwieſen werden ſoll: ſo ſehen wir wohl, daß die Engländer, nach ihrer Gewohnheit, von ihrer Nation zu großſprecheriſch urtheilen. Ihr **Johnſon** hat ihnen Regeln der Schaubühne geſchrieben, daraus **Dryden** auch viel Werks macht: ob er gleich ſelbſt in den Vorreden zu ſeinen Schauſpielen die Regeln allezeit nach ſeinen Exempeln verdreht. So viel müſſen wir indeſſen mit St. **Evremonden** und **Voltairen** geſtehen: daß die engliſche Komödie ſehr viel moraliſche laſterhafte Charactere glücklich aufführet; und darinn an Reichthum und Nachdruck allen andern Nationen vorgeht: es wäre nur zu wünſchen, daß nicht eine ſo wilde Verderbniß der Sitten auf ihrer Bühne herrſchen möchte, die eher die Zuſchauer anzuſtecken, als zu erbauen geſchickt iſt; wie der Zuſchauer an vielen Orten Klage geführet hat. Siehe auch **Colliers** Critique du Theatre anglois, comparé au Theatre d' Athene de Rome et de France etc. traduit de l' Anglois Mr. Collier. Par. 1715. oder des Bücherſ. VII. B. 213. S.

11. §. Die Franzoſen haben es unter den Neuern wohl unſtreitig, wie in der Tragödie, alſo auch in der Komödie, am höchſten gebracht. **Moliere** hat ſeine Stücke einestheils nach den Regeln und Exempeln der Alten eingerichtet, anderntheils aber auch den Italiänern und Spaniern manche Erfindung abgeborget, wie Herr **Riccoboni**, in ſeinen Reflexions ſur Moliere entdecket hat; zu geſchweigen, daß ihm auch ſonſt **Terenz** weit vorzuziehen iſt.

Er

Er iſt zwar daher viel reicher an Materien, als dieſer: welches aber kein Wunder iſt, weil dieſer nur ſechs, er aber wohl drey- bis viermal ſo viel Komödien geſchrieben. Aber er iſt gleichwohl von allen Fehlern nicht frey. Kaum ſechs von ſeinen Stücken ſind recht regelmäßig. Seine Schreibart, ſonderlich die poetiſche, iſt nicht allezeit ſo natürlich, als ſie für Komödien wohl ſeyn ſollte: wie ihm der Erzbiſchof **Fenelon** in ſeinen Gedanken über die Komödie, die vor meiner Schaubühne ſtehen, dieſes mit Recht vorrücket. Er macht oft große Umſchweiſe, ſehr wenig damit zu ſagen; und kömmt dem **Galimatias** ſehr nahe. Hernach treibt er ſeine Charactere zuweilen ſehr hoch, ſo, daß ſie endlich unnatürlich werden. Z. E. Er läßt ſeinen Geizhals ſo argwöhniſch werden, daß er einem Bedienten, der aus der Stube geht, nicht allein die Taſchen und beyde Hände beſucht: ſondern auch fodert, daß er ihm die dritte Hand zeigen ſolle: gerade als ob jemals ein Menſch ſo närriſch ſeyn könnte, zu glauben, daß jemand drey Hände habe. Er hat dieſes zwar aus dem **Plautus** gelernt, der auch einmal ſagt: Cedo tertiam! Allein das entſchuldigt ſeinen Fehler nicht. Noch mehr iſt er deswegen zu tadeln, daß er oft das Laſter gar zu angenehm, die Tugend aber gar zu ſtörriſch, unartig und lächerlich gemacht hat. Die Buhlerey junger Leute hat immer den Vorzug, vor der ſorgfältigen Aufſicht der guten Aeltern; die für ihrer Kinder Tugend beſorget ſind; da hergegen jene entweder ſchon laſterhaft ſind: oder es doch leicht werden können. Er ſpottet der betrogenen Männer oft ohne alle ihr Verſchulden. Denn was kann doch in Frankreich ein guter rechtſchaffener Ehegatte davor, daß ſein Weib ausſchweiſet: da es eine galante Mode iſt, die Ehe zu brechen, und neben einem Manne noch ein halb Dutzend Anbether zu haben. Endlich hat ſich **Moliere**, dem Pöbel zu gefallen, gar zu tief herunter gelaſſen; wenn er, die italieniſchen Narrenpoſſen nachzuahmen, die Betrügereyen Scapins aufgeführet hat. **Boileau** ſelbſt hat ihm dieſes nicht vergeben können; ob er gleich ſonſt ſein guter Freund war: indem er ſchreibt:

Dans ce ſac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope.

Art. Poet. Chant. 3.

Von den neuern Franzoſen iſt ſonder Zweifel **Destouches**, der beſte Komödienſchreiber.

12. §. Bey uns Deutſchen hat es vor und nach **Opitzen** an Komödienſchreibern zwar niemals gefehlt: aber nichts deſtoweniger haben wir aus dem vorigen Jahrhunderte nichts rechtes aufzuweiſen, was unſerer Nation Ehre machen könnte. **Andreas Gryphius** hat es ohne Zweifel in Komödien oder Luſtſpielen noch am weiteſten gebracht. Seine Säugamme, ſein Horribilicribrifax und Peter Squenz ſind ziemlich wohl gerathen, und ſtellen ſolche lächerliche Thorheiten vor, die dem Zuſchauer viel Vergnügen und Nutzen ſchaffen können. Nur in dem Zuſammenhange der Auftritte, in der Menge der ſpielenden Perſonen, und in der Einheit des Ortes, hat er es, nach Art aller unſerer Alten, ſehr verſehen. **Chriſtian Weiſe** hat ihm nachfolgen wollen; und kein übles Talent dazu gehabt: allein, wie ihm überhaupt die Regeln der alten Redekunſt und Poeſie unbekannt geweſen; ſo iſt er auch bey ſeinem ſelbſtgewachſenen Witze geblieben, und hat lauter unrichtige Stücke gemacht. Man will ihn mehrentheils damit entſchuldigen, daß er ſich genöthiget geſehen, allen ſeinen Schülern etwas zu thun zu geben: allein, wer nöthigte ihn dazu, ſie alle in einer Komödie zu brauchen? Er hätte ſie wechſelsweiſe in verſchiedenen anbringen, und etwas rechtes machen können. Das war aber wohl die wahre Urſache nicht, warum er nichts regelmäßiges gemacht. Indeſſen iſt es doch gut, wenn man ihn lieſt; um dadurch auf manchen guten Einfall zu kommen, der ſich nach unſerer Art in der Komödie anbringen läßt. Was ſonſt von den beſten deutſchen Komödianten geſpielet ward, das war gemeiniglich aus dem Franzöſiſchen überſetzt; welches auch ſo lange ganz gut war, bis wir mit der Zeit eigene komiſche Poeten bekamen, die was geſcheidtes machen konnten. Denn was manche Komödianten ſelbſt zuſammen ſtümpeln, das iſt nichts beſſer,

als

als die Geburten der italieniſchen Schaubühne; und zeigt ſo viele Proben von dem Mangel ihrer Einſicht, als Auftritte ein Schmarutzer, Kuchenfreſſer oder altenburgiſcher Bauer, nur aufzuweiſen hat. Seitdem ich aber die deutſche Schaubühne herausgegeben, und ſo viele andere gute Federn dieſem Beyſpiele gefolget, haben wir nun ſchon eine kleine theatraliſche Bibliothek gedruckter Schauſpiele bekommen; darunter auch verſchiedene hübſche Originale befindlich ſind, die ſchon an vielen Orten fleißig aufgeführet werden.

13. §. Die Komödie iſt nichts anders, als eine Nachahmung einer laſterhaften Handlung, die durch ihr lächerliches Weſen den Zuſchauer beluſtigen, aber auch zugleich erbauen kann. So hat ſie **Ariſtoteles** beſchrieben, und zugleich erkläret, was er durch das Lächerliche verſtünde. Er ſagt aber ſehr wohl, daß es was ungeſtaltes oder ungereimtes ſey, das doch demjenigen, der es an ſich hat, keinen Schmerz verurſachet: wobey er aus dem **Homer** das Geſicht des **Therſites** zum Exempel anführet. Es iſt alſo wohl zu merken, daß weder das Laſterhafte, noch das Lächerliche für ſich allein, in die Komödie gehöret; ſondern beydes zuſammen, wenn es in einer Handlung verbunden angetroffen wird. Vieles läuft wider die Tugend; iſt aber mehr ſtrafbar und widerlich, oder gar abſcheulich, als lächerlich. Vieles iſt auch lächerlich; wie zum Exempel die Harlekinspoſſen der Italiener: aber darum iſt es doch nicht laſterhaft. Beydes gehört alſo nicht zum Weſen eines rechten Luſtſpiels: denn

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

Nun weis ich zwar, daß ein gelehrter Mann, in einer Einladungsſchrift neulich auch die Möglichkeit einer ganz tugendhaften Komödie hat behaupten wollen, die doch luſtig ſeyn ſollte. Allein ſeine Einwürfe gegen dieſe meine Erklärung der Luſtſpiele, laſſen ſich gar wohl beantworten: wie ich im letzten Stücke des VII. Bandes, meiner kritiſchen Beyträge gewieſen habe. Noch andere wollen aus der beweglichen

und traurigen Komödie, die von den Franzoſen Comedie larmoyante genennet wird, eine eigene neue Art machen. Allein wenn es ja eine ſolche Art von Schauſpielen geben kann und ſoll: ſo muß man ſie nur nicht Komödien nennen. Sie könnten viel eher bürgerliche, oder adeliche Trauerſpiele heißen; oder gar Tragikomödien, als ein Mittelding zwiſchen beyden, genennet werden. **Destouches** hat verſchiedene von der Art gemacht, z. E. den Verſchwender, den Ruhmredigen, u. ſ. w. Ja auch die Cenie der Frau von **Graphigny**, gehört hieher, die wir neulich deutſch haben vorſtellen geſehen.

14. §. Nach dieſer Regel iſt es leicht, alle Komödien zu beurtheilen: wo man denn finden wird; daß eine große Menge nicht nach den Regeln der Vernunft gemacht iſt. Z. E. **Machiavell** hat die Mandragola gemacht: die zwar ſonſt ziemlich regelmäßig iſt; aber weiter nichts, als einen durch viele Spitzfindigkeiten betrogenen Ehmann vorſtellet. Der gute Kerl wird im höchſten Grade lächerlich gemacht; indem er ſeinen Nebenbuhler ſelbſt zu ſeiner Frauen ins Bette führet, ihn nackend auszieht, hineinlegt, und in der Kammer verſchließt: alles in der Abſicht, daß ſelbiger das Gift von ſeiner Ehegattinn an ſich ziehen möge, welches eine Wirkung der Arzeney bey ihr ſeyn ſollte, die man derſelben, ihrer Unfruchtbarkeit halber, eingegeben hatte. Allein, was fließt denn aus dieſer lächerlichen Handlung für eine Lehre? Keine andere, als daß man keinen Galan zu ſeiner Frauen führen ſolle. Ich unterſuche hier nicht einmal die Wahrſcheinlichkeit der Fabel, die zwar auf der Schaubühne gut genug ausgekünſtelt iſt; aber gewiß im gemeinen Leben nicht angehen würde. Will man etliche molieriſche Komödien, z. E. L'Amour peintre, L'Amour medecin, George Dandin, u. d. m. auf dieſe Art unterſuchen: ſo wird man eben dieſen Fehler auch bey denenſelben, ſehr häufig und handgreiflich antreffen. Alles läuft entweder auf eine freywillige, oder dumme Hahnreyſchaft, oder auf die Entführung einer Tochter wider des Vaters Willen hinaus: welches die Sitten der Welt mehr zu verderben, als zu beſſern, geſchickt iſt.

15. §. Zu einer komiſchen Handlung nun kann man eben ſo wenig, als zu tragiſchen, einen ganzen Character eines Menſchen nehmen, der ſich in unzähligen Thaten äußert; als z. E. einen Cartouſche mit allen ſeinen Spitzbübereyen. Es muß eine einzige, recht wichtige That genommen werden, dazu viele Anſtalten gehören, ehe ſie ausgeführet werden kann; die aber, vieler Schwierigkeiten ungeachtet, gelinget, und alſo eine Handlung ausmacht. Dieſen Erfolg derſelben lächerlich zu machen, dazu gehöret, daß entweder Cartouſche, oder der, ſo von ihm betrogen wird, auslachenswürdig werde. Dieſes letztere zu verſuchen, müßte man etwa dichten, es hätte ſich jemand in Paris ſo klug dünken laſſen: daß ihn Cartouſche mit aller ſeiner Liſt nicht ſollte betrügen können. Dieſes hätte er ſich in einer Geſellſchaft gerühmet, wo dieſer Räuber ſelbſt, doch unerkannt, zugegen geweſen; und dadurch demſelben Luſt gemacht, ſeine Kunſt an ihm zu erweiſen. Man könnte nun einen von den liſtigen Streichen dieſes Spitzbuben wählen; und den ſo überklugen Mann, zum Ueberfluſſe, erſt durch gewiſſe Leute warnen laſſen, wohl auf ſeiner Hut zu ſtehen; endlich aber doch betrogen werden laſſen. Hier würde nun freylich wohl die Komödie ein luſtiges Ende nehmen: aber nicht die Spitzbüberey; ſondern die eingebildete Klugheit des Betrogenen, würde dadurch zum Gelächter werden; und die Morale würde heißen: Man ſollte ſich nicht zu weiſe dünken laſſen, wenn man mit vrrſchmitzten Leuten zu thun hat; vielweniger mit ſeiner vorſichtigen Behutſamkeit pralen, weil dieſes uns die Leute nur deſto aufſätziger macht. Die Beſtrafung der Spitzbuben nämlich, iſt kein Werk der Poeten, ſondern der Obrigkeit. Die Komödie will nicht grobe Laſter, ſondern lächerliche Fehler der Menſchen verbeſſern.

16. §. Die Fabeln der Komödie werden alſo auf eben die Art gemacht, als die tragiſchen; und können eben ſowohl in ſchlechte, einfache oder gemeine, dergleichen die obige iſt; und in **verworrene**, die eine Entdeckung, oder doch einen Glückswechſel (**Peripetie**) haben, eingetheilt werden. Ein Exempel von dieſer giebt des Terenz **Andria** ab, die für

eines athenienſiſchen Bürgers Tochter erkannt, und alſo durch eine gute Heirath auf einmal glücklich wird. In meiner Schaubühne, halten der politiſche Kanngießer, der deutſche Franzos, das Geſpenſt mit der Trummel, der poetiſche Dorfjunker, die Hausfranzöſinn, die ungleiche Heirath, imgleichen das Teſtament, ſolche Entdeckungen unbekannter Perſonen in ſich. Der Menſchenfeind aber, die Spielerinn, der Bramarbas, der Verſchwender, der Müſſiggänger, der Hypochondriſt, u. a. m. ſind Fabeln von der erſten Art. Dem ungeachtet haben doch alle ihren gewiſſen Knoten, der ſich im Anfange der Komödie einwickelt, und hernach geſchickt und wahrſcheinlich auflöſet. Dieſes iſt nun die ganze Kunſt. Die Italiener machen gemeiniglich gar zu viel unnatürliche Künſteleyen. Sie verkleiden ſich unzähligemal. Bald iſt der Liebhaber eine Säule, bald eine Uhr, bald eine Trödelfrau, bald ein Geſpenſt, bald gar eine Baßgeige; um nur zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Denn weiter iſt bey ihren Komödien ohnedieß, an nichts zu gedenken, als an Liebesſtreiche; da man entweder die Aeltern oder die Männer betrüget. Dieſe Materie aber iſt ſchon ſo abgedroſchen, daß ich nicht begreifen kann, wie man ſie nicht längſt überdrüßig geworden. Eben ſo kömmt es mir vor, wenn ſich alle Stücke mit dem Heirathen endigen. Iſt denn weiter nichts in der Welt, als das Hochzeitmachen, was einen fröhlichen Ausgang geben kann? Moliere ſelbſt hat ſich dieſes Kunſtgriffes zu oft bedienet: da er doch fähig geweſen wäre, hundert andere Verwickelungen und Auflöſungen ſeiner Fabeln zu erfinden. Wir haben itzo einen Tractat von dem Herrn Riccoboni, darinn er zu einer gänzlichen Verbeſſerung der Schaubühne, Vorſchläge thut, und Mittel an die Hand giebt, ſie mit der Vernunft, Politik und Religion in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen. In meiner Schaubühne haben wir ſchon ein Paar Stücke von meiner Freundinn, darinn theils eine Heirath zurück geht; theils gar an keine Liebe gedacht wird: wie die ungleiche Heirath, und die Hausfranzöſinn zeigen.

17. §.

17. §. Die Perſonen, die zur Komödie gehören, ſind ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl zur Noth Baronen, Marquis und Grafen ſind: nicht, als wenn die Großen dieſer Welt keine Thorheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, ſondern weil es wider die Ehrerbiethung läuft, die man ihnen ſchuldig iſt, ſie als auslachenswürdig vorzuſtellen. In Griechenland machte ſich zwar **Ariſtophanes** nichts daraus, den **Xerxes** mit einer Armee von 40000 Mann auf einen ganz güldenen Berg marſchieren, und ihn alſo in einer königlichen Pracht ſeine Nothdurft verrichten zu laſſen. Allein, das war ein republikaniſcher Kopf, der wohl wußte, daß die Griechen am liebſten über die Könige lachten: zu geſchweigen, daß er auch die Thorheit des **Xerxes** auf eine unnatürliche Weiſe vergrößert hat. **Plautus** hat ſeinen Amphitryon eine Tragikomödie genennt; weil er glaubte, daß königliche Perſonen allein für die Tragödie gehöreten. Allein eine Tragikomödie in dieſem Verſtande, giebt einen ſo ungereimten Begriff, als wenn ich ſagte, ein luſtiges Klagelied. Es iſt ein Ungeheuer; und da der Ausgang ſeines Amphitryons luſtig iſt: ſo hätte ers nur immer ſchlechtweg eine Komödie nennen dörfen. Eben das iſt von des **Bourſault** Aeſopus bey Hofe zu ſagen, den derſelbe aus gleicher Urſache Comedie Heroique betitteln wollen; aber auch eben darum, ohne alle Noth einen neuen Namen erſonnen hat.

18. §. Die ganze Fabel einer Komödie muß, ihrem Inhalte nach, die Einheit der Zeit und des Ortes, eben ſo wohl, als die Tragödie, beobachten. Ein Haus, oder ein Platz auf öffentlicher Straße muß die Schaubühne werden, wenn ſie in der Stadt vorgeht: ſonſt könnte es auch wohl ein adelicher Pallaſt, oder ein Garten ſeyn. Aber wie ſie einmal iſt; ſo muß ſie das ganze Stück durch bleiben, wie oben ſchon erwieſen worden. In dieſem Stücke nun iſt Herr Baron Hollberg in ſeinem Kannengießer, deutſchen Franzoſen, und Bramarbas nicht bey der Regel geblieben; indem einige Auftritte vor, andere aber in den Häuſern vorgehen. Die Zeit darf

auch nicht länger, als etliche Stunden, nicht aber ganze Tage und Nächte dauren. Die Eintheilung derſelben muß eben ſowohl, wie oben in Trauerſpielen, in fünf Aufzüge geſchehen; ungeachtet die Italiener nur dreye zu machen pflegen. Denn auf dieſe Art werden ſie gemeiniglich gar zu lang, und bekommen ſo viel Auftritte hinter einander, daß man ſich verwirret. Man zählt aber die Scenen nach dem Auf- und Abtritte einer Perſon. So bald eine kömmt, oder eine weggeht, ſo rechnet man einen neuen Auftritt: und nachdem ſie kurz oder lang gerathen, nachdem müſſen ihrer auch viele, oder wenige zu einem Aufzuge ſeyn. Das merke ich hier abermal an, daß die Schaubühne niemals ganz leer werden muß, als bis der Aufzug aus iſt. Es läßt häßlich, wenn hier ein Paar Perſonen davon laufen, und dort ein Paar friſche hervor treten, die mit einander kein Wort zu wechſeln haben: und da kann es leichtlich kommen, daß die Zwiſchenfabeln nicht recht mit der Hauptfabel zuſammen hängen. Wenn alſo jemand auftritt, ſo muß er allezeit jemanden finden, mit dem er redet: und wenn jemand weggeht, ſo muß er einen da laſſen, der die Bühne füllet, es wäre denn, daß er mit Fleiß dem Neuankommenden ausweichen wollte. Das heißt beym Boileau:

Et les Scenes toujours l'une à l'autre liées.

19. §. Da ich von Auftritten handele, ſo muß ich auch der einzelnen gedenken, wo nur eine Perſon auftritt. Bey den Alten zwar hatten dieſe mehr Wahrſcheinlichkeit, als bey uns; weil nämlich damals der Chor allezeit auf der Bühne ſtund, und mit für eine Perſon anzuſehen war: folglich redete da die einzelne Perſon nicht mit ſich ſelbſt. Bey uns aber iſt die Bühne leer; und die Zuſchauer gehören nicht mit in die Komödie: folglich hat die Perſon niemanden, den ſie anreden könnte. Kluge Leute aber pflegen nicht laut zu reden, wenn ſie allein ſind; es wäre denn in beſondern Affecten, und das zwar mit wenig Worten. Daher kommen mir die meiſten einzelnen Scenen ſehr unnatürlich vor; und außer

der

der erſten im eingebildeten Kranken, wüßte ich faſt keine zu nennen, die mir gefallen hätte. Eben darum habe ich auch aus des Herrn von Hollbergs Bramarbas den erſten Auftritt, den Schlaukopf allein hatte, und der ziemlich lang war, ganz weggelaſſen; auch in dem Kannengießer an einigen Stellen ſolche kleine Fehler zu vermeiden geſucht. Man hüte ſich alſo davor, ſo viel man kann; welches auch mehrentheils angeht: wenn man dem Redenden nur ſonſt jemand zugiebt, der als ein Vertrauter, oder Bedienter, das, was er ſagt, ohne Gefahr wiſſen und hören darf. Eben ſo übel ſteht es, wenn jemand für ſich auf der Schaubühne redet, doch ſo, daß der andere, der dabey ſteht, es nicht hören ſoll; gleichwohl aber ſo laut ſpricht, daß der ganze Schauplatz es verſtehen kann. Was hierinn für eine Wahrſcheinlichkeit ſtecke; das habe ich niemals ergründen können: es wäre denn, daß die anweſenden Perſonen auf eine ſo kurze Zeit ihr Gehör verlohren hätten. Siehe von beyden Stücken des Abts Hedelin von Aubignac Buch, von Ausübung der theatraliſchen Dichtkunſt, nach des Herrn von Steinwehr Ueberſetzung.

18. §. Von den Characteren in der Komödie iſt weiter nichts beſonders zu erinnern; als was bey der Tragödie ſchon vorgekommen iſt. Man muß nämlich die Natur und Art der Menſchen zu beobachten wiſſen, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geſchlechte, und jedem Volke ſolche Neigungen und Gemüthsarten geben, als wir von ihnen gewohnt ſind. Kömmt ja einmal was außerordentliches vor; z. E. daß etwa ein Alter nicht geizig, ein Junger nicht verſchwenderiſch, ein Weib nicht weichherzig, ein Mann nicht beherzt iſt: ſo muß der Zuſchauer vorbereitet werden, ſolche ungewöhnliche Charactere für wahrſcheinlich zu halten; welches durch Erzählung der Umſtände geſchieht, die dazu etwas beygetragen haben. Man muß aber auch die lächerlichen Charactere nicht zu hoch treiben. So bald der Zuſchauer glauben kann, ſo gar thöricht würde wohl kein Menſch in der Welt ſeyn: ſo bald verliert der Character ſeinen Werth. Darinn verſtoßen

es zuweilen auch die beſten Poeten; wie oben von Molierens Geizhalſe bemerket worden. Terenz iſt hierinn überaus geſchickt geweſen: denn alle ſeine Bilder leben. Boileau ſchreibt davon:

Contemplez, de quel air un Pere dans Terence,
Vient d'un Fils amoureux gourmander l'Imprudence.
De quel air cet amant écoute ſes Leçons,
Et court chez ſa Maitreſſe oublier ces Chanſons.
Ce n'eſt pas un Portrait, une Image ſemblable,
C'eſt un Amant, un Fils, un Pere veritable.

Eben das Zeugniß hat ihm Fenelon in ſeinen Gedanken über die Komödie, vor dem I. B. meiner Schaubühne gegeben. Siehe auch in dem erſten Theile der eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft, des Herrn von Brück Gedicht von der Dichtkunſt, an verſchiedenen Orten, ſonderlich auf der 20. und folgenden Seite, wo von der Komödie gehandelt wird.

21. §. Von den Affecten iſt hier ebenfalls nichts neues zu ſagen; als daß man die tragiſchen, nämlich die Furcht, das Schrecken und Mitleiden zu vermeiden habe. Daher hat Destouches viel gewaget, da er in ſeinem Verſchwender dieſen Affect zu erregen geſucht; doch ſo, daß er ſich endlich wieder in Freude verwandelt. Indeſſen haben Stücke dieſer Art in Paris ziemlichen Beyfall gefunden; und faſt eine neue Art von Komödien zu machen angefangen, die man die heulende, (larmoyante) nennet. So hat man denn des Boileau Regel ganz vergeſſen, wenn er in ſeiner Dichtkunſt ſchreibt:

Le Comique, ennemi des Soupirs & des Pleurs,
N'admet point, dans ſes Vers de tragiques Douleurs.

Allein, wenn man dergleichen Stücke, wie ich oben gedacht, bürgerliche Trauerſpiele nennet; oder Tragikomödien taufet: ſo könnten ſie ſchon bisweilen ſtatt finden. Siehe der deutſchen Schaubühne III. Theil. Alle übrige Leidenſchaften

finden

finden in der Komödie auch ſtatt. Ein zorniger Chremes, ein verliebter Pamphilus, ein ſtolzer Thraſo, ein luſtiger Davus, u. d. m. das ſind ſolche Gemüthsbewegungen, die eben kein Schrecken, auch keine Verwunderung erwecken. Menedemus im Terenz iſt zwar ſo beſchaffen, daß er gleich ein Mitleiden bey uns erwecket: doch da ſolcher Affect nur gelinde bleibt; ſo iſt es eben kein Fehler. Von der Liebe und Luſtigkeit darf man wohl keine Regeln geben: denn darauf verfallen die gemeinſten Komödienmacher von ſich ſelbſt. Sie mögen ſich nur in acht nehmen, daß ſie in der erſten, nicht die Geſetze der Schamhaftigkeit und Zucht; in der andern den Wohlſtand nicht aus den Augen ſetzen. Das will Boileau:

> Mais ſon emploi n'eſt pas d'aller dans une place,
> De mots ſales & bas charmer la populace.
> Il faut que ſes Acteurs badinent noblement.

Dieſe Regel iſt um deſto nöthiger zu wiederholen, und einzuſchärfen; da auch Leute, die ſich einer verbeſſerten Schaubühne rühmen, ja ſich ſelbſt für die Verbeſſerer derſelben ausgeben, mit ſolchen Fratzen aufgezogen kommen; und durch das niedrigſte Zeug ihre Zuhörer zu beluſtigen ſuchen. Ja ſie mengen wohl in ſolche Stücke Zoten ein, die von ihren Verfaſſern aufs ehrbarſte abgefaſſet worden: wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel gegangen, welches im II. Theile der deutſchen Schaubühne ſteht.

22. §. Und dieſes führet mich endlich auf die Schreibart der Komödien. Sie beſteht aus den Gedanken und Ausdrückungen derſelben: und hierinn iſt die Komödie von der Tragödie ſehr unterſchieden. Das macht, daß dort faſt lauter vornehme Leute; hier aber Edelleute, Bürger und geringe Perſonen, Knechte und Mägde vorkommen: dort die heftigſten Gemüthsbewegungen herrſchen, die ſich durch einen pathetiſchen Ausdruck zu verſtehen geben; hier aber nur lauter lächerliche und luſtige Sachen vorkommen, wovon man in der gemeinen Sprache zu reden gewohnt iſt.

Es muß alſo eine Komödie eine ganz natürliche Schreibart haben, und wenn ſie gleich in Verſen geſetzt wird, doch die gemeinſten Redensarten beybehalten. Hierinn iſt Terenz abermal unvergleichlich. **Molieren** hat **Fenelon** in ſeinen Reflex. ſur la Rhetorique & la Poetique deswegen getadelt; wie ich oben aus ihm bereits angeführet habe. Siehe die deutſche Ueberſetzung davon vor dem erſten Theile der deutſchen Schaubühne. Diejenigen machen es alſo nicht gut, die ſich in ihren Komödien, nach dem böſen Muſter der heutigen Franzoſen, einer gekünſtelten, und durchgehends ſinnreichen Schreibart bedienen. Ein ſo gedrechſelter Ausdruck iſt der täglichen Sprache des Umganges gar nicht ähnlich, und ſtellet alſo ein Stück aus einer andern Welt vor. Dabey entſteht nun die Frage: Ob man auch in Verſen Komödien ſchreiben könne? **Menander**, Terenz und **Moliere** habens gethan; warum ſollte es denn bey uns nicht angehen? Wir haben auch im Deutſchen ſchon etliche Exempel davon erlebet, die nicht übel gerathen ſind. Nur muß keine poetiſche Schreibart darinnen herrſchen, und außer dem Sylbenmaaße ſonſt nichts gleißendes, oder gekünſteltes dabey vorkommen. Es ſchicken ſich aber nach dem Muſter der Alten, keine andere, als jambiſche Verſe dazu, und zwar lange ſechsfüßige, oder gar achtfüßige, mit ungetrennten Reimen; oder welches noch beſſer wäre, ohne alle Reime, wie auch die Italiener des XV. Jahrhunderts ſie gemacht haben, und die Engländer ſie noch dieſe Stunde machen. Man ſehe, was davon im VI. und VII. Bande der kritiſchen Beyträge für Streitſchriften gewechſelt worden.

23. §. Von der Luſtigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten beſtehen. Die ſeltſame Aufführung närriſcher Leute, macht ſie auslachenswürdig. Man ſehe einen **Bramarbas** und **Stiefelius**, einen deutſchen Franzoſen und politiſchen Kannengießer in unſerer Schaubühne an: ſo wird man ſich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein

Wort

Wort an ſich lächerlich iſt. So macht auch der Bock im Proceſſe und der Hypochondriſt gewiſſe Fehler der Juriſten und Aerzte höchſtlächerlich: der ungleichen Heirath zu geſchweigen, die den Stolz auf die Wapen und den alten Adel, imgleichen die ausſchweifende Luſt zum Jagen, auch ohne poſſirliche Worte, durch ſich ſelbſt, zum Gelächter macht. Dieſes iſt nun das wahre Beluſtigende in der Komödie. Allein kleine Geiſter, die keine Einſicht in die Morale beſitzen, und das ungereimte Weſen in den menſchlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch ſatiriſch vorſtellen können, haben ſich auf eine andere Art zu helfen geſucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, ſondern in närriſchen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramutz die Hauptperſonen ihrer Luſtſpiele werden müſſen. Dieſe müſſen durch bunte Wämſer, wunderliche Poſituren und garſtige Fratzen, den Pöbel zum Gelächter reizen. Von dieſen allen haben die Alten nichts gewußt: und es gehört mit unter die phantaſtiſchen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer franzöſiſchen Komödie, Harlequin aux Champs Eliſées, verſpottet hat. Siehe des Pater **Poree** Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſeyn kann? ſo, wie der Herr Profeſſor **May** dieſelbe überſetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

24. §. **Terenz** hat ſeine Komödie, ohne eine luſtige Perſon, lächerlich genug zu machen gewußt: das neue franzöſiſche Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuſchauer zu beluſtigen; obgleich **Moliere** darinn ein böſes Exempel gegeben hatte. **Deſtouſches**, und einige andere nämlich, haben ſich gar wohl ohne dieſe phantaſtiſche Perſon behelfen können: und ein Poet ſetzet ſich wirklich in Verdacht, als verſtünde er ſein Handwerk, das iſt, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Poßenreißers, nichts luſtiges auf die Schaubühne bringen kann. **Boileau** hat dieſe ſchmutzigen Zoten ſeinen Schülern ernſtlich unterſagt; und den **Moliere** ſelbſt nicht geſchont,

der

der ſich auch oft dem Pöbel in dieſem Stücke bequemet hatte. Er ſchreibt:

Etudiez la Cour, & connoiſſez la Ville:
L'une & l'autre eſt toujours en Modéles fertile.
C'eſt par là, que Moliere, illuſtrant ſes ecrits,
Peut-être de ſont Art eût remporté le prix;
Si moins Ami du Peuple, en ſes doctes Peintures,
Il n'eut point fait ſouvent grimacer les Figures;
Quitté pour le bouffon, l'agreable & le fin,
Et ſans Honte à Terence allié Tabarin.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, was von dem Theatre Italien und Theatre de la Foire, wo lauter abgeſchmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen ſey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder ſich doch ſchämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutſchen Narren zu halten ſey, ſie mögen nun von alter Erfindung ſeyn, wie Hans Wurſt oder Pickelhering, deſſen ſich Weiſe noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der ſogenannte Peter, oder Criſpin, oder wie ſie ſonſt heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene ſtreiten, ſind auch allen dieſen Geſchöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muſter in der Natur haben.

25. §. Maſchinen müſſen in Komödien nicht vorkommen: weil die Götter ſich in die thörichten Handlungen ſchlechter Leute nicht miſchen. Eben darum iſt Timon der Miſanthrop nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutſchen Geſellſchaft überſetzt iſt; weil hier der Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das iſt auch nichts ſchönes; weil es nicht mehr wahrſcheinlich iſt: es wäre denn auf dieſe Art, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel geſchehen iſt. Gleichwohl haben die neuern Franzoſen auch die Hexenmährchen auf die Bühne zu bringen angefangen: und es wäre gut, wenn unſere Leute

ſie nur nicht gleich nachgeäffet hätten. Die Kleidungen der Perſonen müſſen nach ihrem Character und Stande eingerichtet ſeyn: nur Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er ſoll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde ſich nicht ſchämen, ſeinem Kerle eine ſo buntſcheckigte Liberey zu geben? Scapin hat eine ſpaniſche Tracht; und das kann man in einem ſpaniſchen Stücke ſchon gelten laſſen: allein bey uns ſchickt ſichs nicht. Den Scaramutz, Pantalon, Anſelmo, Doctor und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närriſchen Perſonen der italieniſchen Komödien alle heißen, können wir auch entbehren. Denn warum ſoll man immer bey einerley Perſonen bleiben?

26. §. Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Hiſtorie genommen werden. So bald die Perſonen neue Charactere haben, müſſen ſie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die ſonſt bey dem Zuſchauer vieler Luſtſpiele entſtehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne ſtellen den Ort vor, wo die ganze Fabel geſpielet wird. Gemeiniglich iſt es ein Bürgerhaus, oder eine Gaſſe der Stadt, da man an beyden Seiten verſchiedene Häuſer ſieht. Nur muß man keine Beſuche auf der Gaſſe abſtatten laſſen, wie Bramarbas thut: es wäre denn, daß er ſich mit der Sänfte bis in das Zimmer hätte tragen laſſen. Die Muſik anlangend, ſo wiſſen wir, daß in der neuen Komödie, und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indeſſen ſteht auch auf den terenziſchen Komödien: Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris & ſiniſtris. Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer unterſuchen. Vermuthlich hat man zwiſchen den Handlungen, an ſtatt der vormaligen Oden, eine kleine Muſik damit gemacht: denn daß die ganze Komödie abgeſungen, und mit einer Inſtrumentalmuſik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringſten Spuren.

27. §. Wir Deutſchen haben uns ſo lange mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die ſelbſt was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muſter von der guten Art vorgeleget; wenn ſie ſich den Geſchmack nach dieſen bilden, ſo werden ſie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es ſind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verſchiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unſere großen Herren ſich endlich einen Begriff von deutſchen Schauſpielen beybringen laſſen; denn ſo lange ſie nur in ausländiſche Sachen verliebt ſind, ſo lange iſt nicht viel zu hoffen. Etliche von unſern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichſten und auserleſenſten Stücke, beliebt gemacht. Selbſt in Wien hat man ſchon angefangen, einen Geſchmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen: und unſers Durchl. Kön. Churprinzen, und der Kön. Churprinzeſſinn Hoheiten, haben ſie verſchiedene mal ihrer Gegenwart gewürdiget. Ich ſchweige, was in andern großen Städten, auf verſchiedenen Gymnaſien und Schulen in ganz Deutſchland geſchehen iſt: und wenn ſie fortfahren, ſo wird mit der Zeit auch in dieſem Stücke Deutſchland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

Des

Des I. Abſchnitts XII. Hauptſtück.

Von Elegien, das iſt, Klagliedern und verliebten Gedichten.

1. §.

Die Elegie iſt eins von den vornehmſten Gedichten der alten Griechen und Römer geweſen, und verdient alſo wohl eine beſondere Betrachtung. Sie kömmt dem Horaz ſo merkwürdig vor, daß er ſich in ſeiner Dichtkunſt gar ſorgfältig um ihren Erfinder bemüht:

Quis tamen exiguos elegos emiſerit auctor,
Grammatici certant, et adhuc ſub judice lis eſt.

Er nennt ſie in dieſer Stelle exiguos, das iſt ſo viel, als eine niedrige Art von Gedichten. Sonſt wird ſie auch humilis, triſtis, querula u. ſ. w. genennet, welches alles uns den innern Character derſelben, ſattſam zu verſtehen giebt. Sie ſoll nämlich in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefaſſet werden, einen traurigen Inhalt haben, und faſt aus lauter Klagen beſtehen. Die Exempel der Alten bekräftigen dieſen Begriff: und wir mögen entweder den **Kallimachus**, den **Ovid**, **Tibull** und **Properz**, oder ſonſt jemanden vornehmen; ſo werden ihre Elegien allezeit etwas Trauriges oder Verliebtes in ſich faſſen. Des andern Libri Triſtium z. E. beſtehen aus lauter Elegien, die er aus Scythien nach Rom, als Klageſchreiben abgelaſſen: und der beyden letztern Gedichte, ſind faſt allezeit in einem traurigen oder verliebten Affecte abgefaſſet.

2. §. Doch hat Horaz angemerket, daß man allmählich von dieſer alten Regel der Elegien in etwas abgewichen ſey, und auch wohl vergnügende Sachen darinn abgefaſſet habe.

Verſibus impariter junctis querimonia primum,
Poſt etiam incluſa eſt voti ſententia compos.

44

Wir können dahin die ſcherzhaften und verliebten Gedichte rechnen, die vielmals von luſtigem Inhalte ſind, und doch gar geſchicklich in dieſer Art von Verſen abgefaſſet worden. Die Urſache davon iſt wohl dieſe: weil eben die niedrige und natürliche poetiſche Schreibart, die ſich zu jenen ſchicket, auch hier von rechtswegen ſtatt findet. Denn bey der Luſt und im Lachen ſchickt es ſich eben ſo wenig, mit hochtrabenden Worten gleichſam auf Stelzen zu gehen, als in der Betrübniß. Eine geſchminkte Schreibart würde hier, durch ihr künſtliches Weſen nur anzeigen, daß der Witz mehr Theil an der Schrift habe, als das Herz. Wo aber das iſt, da macht kein Affect einen guten Eindruck bey dem Leſer. Das macht, die Natur wird dadurch nicht nachgeahmet, ſondern verlaſſen: und ein ſolcher Poet erregt zuweilen gar ganz widrige Leidenſchaften.

3. §. Aus der letzt angeführten horaziſchen Stelle ſehen wir aber auch, was für Verſe zu einer Elegie gehören. Der Poet nennet ſie impariter junctos, ungleich zuſammengeſetzte, oder abwechſelnde Verſe von zweyerley Gattung. Dieſes ſind nun theils die langen heroiſchen, theils die kürzern fünffüßigen Verſe der Griechen und Lateiner, davon wir oben ſchon im XII. Capitel des I. Theils, etliche Exempel in deutſcher Sprache gegeben haben. Z. E. Tibull ſchreibt an den Meſſalla, im I. Buche, in der I. Elegie:

Te bellare decet terra, Meſſalla, marique,
  Vt domum hoſtiles perferas exuvias:
Me retinent vinctum formoſæ vincla puellæ,
  Et ſedeo duras janitor ante fores.
Non ego laudari cupio, mea Delia! tecum,
  Dum modo ſim, quæſo, ſegnis inersque vocer.

So ſehen nun alle lateiniſche Elegien aus, und ich wundere mich daher, warum Franzoſen und Engelländer ſich nicht bemühet haben, dieſem Muſter zu folgen. Dieſe machen auch zwar Elegien, dem Namen und Inhalte, aber nicht

der äußerlichen Geſtalt nach. Auch Marot z. E. hat XXVII. Elegien gemacht, aber alle in ungetrennten Reimen:

ELEGIE PREMIERE.

Quand j'entreprins t'ecrire ceſte lettre,
Avant qu'un mot a mon gré ſçeuſſe mettre;
En cent façons elle fut commencée,
Plutoſt eſcrite, & plustoſt effacée &c.

Nicht beſſer macht es Ronſard, von dem wir XXIX. haben. In der I. an den König Heinrich den III. hebt er ſo an:

Je reſſemble, mon Prince, au preſtre d'Apollon,
Qui n'eſt jamais attaint du poignant aiguillon,
Ou ſoit de Prophetie, ou ſoit de Poeſie,
S'il ne ſent de ſon Dieu ſon ame eſtre ſaiſie.

Desportes, der um eben die Zeiten für einen Meiſter in Elegien gehalten worden, macht es nicht anders. z. E.

Apres avoir paſſé tant d'étranges traverſes,
Apres avoir ſervis tant de beautez diverſes,
Avoir tant combatu, travaillé, ſupporté,
Sous la charge d'amour le guerrier indomté &c.

Wollen wir uns bey den Engländern umſehen, ſo werden wir auch nichts beſſers finden. Z. E. Graf Rocheſter überſetzet Ovids IX. Elegie des II. B. folgender Geſtalt:

O Love! how cold and ſlow to take my part?
Thou idle Wanderer about my Heart:
Why, thy old faithful Souldier, wilt thou ſee,
Oppreſt in thy own Tents? They murther me.

Am allerbeſten machen es alſo noch die Wälſchen, wenn ſie ihre Reime wenigſtens miſchen, obgleich die Zahl der Sylben in allen Verſen gleich bleibt. Z. E. Arioſts I. Elegie hebt ſo an:

ELEGIA I.

Oh ne miei danni più che'l giorno chiara,
Crudel maligna e ſcelerata notte,
Chio ſperai dolce & or trovo ſi amara:
Sperai ch'uſcir delle Cimmerie grotte,
Tenebroſa doveſſi, & veggio ch'ai,
Quante lampade à il Ciel teco condotte &c.

4. §. Weit beſſer hat **Opitz** bey uns gethan, da er uns in ſeinen poetiſchen Wäldern Muſter gewieſen, in was für Verſen wir Deutſchen Elegien machen könnten, die den lateiniſchen, wo nicht ganz gleich, doch einigermaßen ähnlich wären. Z. E.

Elegie.

Indem die Sonne ſich hat in das Meer begeben,
Und das geſtirnte Haupt der Nacht heraußer bricht
Sind Menſchen, Vieh und Wild, wie gleichſam ohne Leben,
Der Mond beſcheinet uns auch kaum mit halbem Licht.
Ich, ob ſchon alles ſchläft, muß unaufhörlich wachen,
Von vielen Tagen her, und wallen ohne Ruh.
Iſt ſchon die ganze Welt befreyt von ihren Sachen,
So thu ich doch vor Lieb und Angſt kein Auge zu.
Auch dich, Aſterie, hat ganz der Schlaf erfüllet ꝛc.

Eben dergleichen verliebte Gedichte mehr, ſtehen in dieſem IV. B. ſ. poet. Wälder, kurz vor dem angeführten: da er zwar den Namen der Elegie nicht ausdrücklich darüber geſchrieben, aber doch alles, was dazu gehöret, beobachtet hat. Sie fangen an: **Die Sonn hat ihre Reiſ' ꝛc. Die Pein, mit der ich mich ꝛc. Werd ich die Zeit wohl ſehn ꝛc.** Und damit uns gar kein Zweifel übrig bleiben möchte: ſo hat er uns auch zeigen wollen, daß man die lateiniſchen Elegien in dieſer Art von Verſen deutſch überſetzen müſſe, wenn er uns die XVII. aus dem erſten Buche des **Properz**, an Cynthien, zur Probe gegeben hat. Sie hebt lateiniſch ſo an:

Hæc certe deſerta loca, & taciturna querenti,
Et vacuum Zephyri poſſidet aura nemus.

Hic

Hic licet occultos proferre impune dolores,
Si modo ſola queant ſaxa tenere fidem. &c.

Und er hat ſie ſo deutſch gegeben.

Auf dieſer wüſten Stätt', in dieſer ſtillen Heide,
Da niemand innen wohnt, als nur der Weſtenwind;
Da kann ich ungeſcheut genug thun meinem Leide,
Wo auch die Steine nur ſtill und verſchwiegen ſind.

Daß nun dieſer Vater unſerer Poeſie, in Ermangelung des rechten Sylbenmaßes der lateiniſchen Elegien, hierinn wohl gewählet habe, iſt leicht zu erachten. Die abwechſelnde Ungleichheit der Zeilen macht hauptſächlich, daß die Elegie ſo traurig und beweglich klingt. Hergegen wann zween Verſe von gleicher Länge auf einander folgen, da klingt es zu geſetzt und herzhaft: der Inhalt ſey ſo zärtlich als er wolle. Und dieß iſt der Fehler franzöſiſcher Elegien. Indeſſen wollte ich nicht zuwider ſeyn, wenn jemand auch fünffüßige Jamben auf eben die Art abwechſeln wollte, wie ich im II. Bande meiner Gedichte ein paar male verſuchet habe.

5. §. Dieſem Vorgänger ſind ſeine erſten und beſten Schüler getreulich gefolget. So hat z. E. **Flemming** auf der 99. S. des II. B. ſeiner poet. Wälder, eine Elegie an ſein Vaterland geſchrieben; und theils den innern Character, theils die äußere Geſtalt derſelben ſehr wohl beobachtet. Ich will nur etwas aus dem Schluſſe zur Probe anführen, daraus man ſich ein Muſter ſeines zärtlichen, aber ſchamhaften Ausdruckes in Liebesſachen, nehmen kann:

Zwar es geſtattet mir das kaſpiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn:
Auch bittet mich zur Zeit, zu ihrem ſchönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkans, manch Aſiſche Siren.
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaßinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht ſo häßlich bin:
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können;
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn.
Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Cupido wird durch nichts als Stetigkeit vergnügt:

Was den zu laben ſcheint, das macht ihm nur Betrüben,
Der allzeit alles hat, und dennoch nie was kriegt.
Ja ſtürbe mirs denn ab, ſo hoff ichs zu erleben,
Daß, wenn ich dieſen Lauf zu Ende hab gebracht,
Ich dir den erſten Kuß, o Landsmänninn! will geben;
Was ferner kann geſchehn, das laß ich ungedacht.

Auf eben die Art hat er auch das Klagſchreiben, im Namen **Germaniens** an ihre Söhne, das iſt, die Churfürſten und Stände von Deutſchland abgefaſſet, welches auf der 113. S. in eben dem Buche zu finden iſt. Was könnte ich nicht von **Dachen** und **Tſcherningen** für Exempel anführen, die ebenfalls dieſen Spuren gefolget ſind, und den guten Geſchmack der Alten beybehalten haben? Nur **Caſpar Ziegleru** kann ich nicht übergehen, der 1648. zwanzig Elegien auf die Geburt, Leiden und Auferſtehung Chriſti, unter dem Namen **Jeſus**, in 8. ans Licht geſtellet hat; die ſehr wohl gerathen ſind.

6. §. Zuerſt iſt, meines Erachtens, **Hofmannswaldau** davon abgewichen, nachdem er ſich durch die neuern Italiener von dem Wahren und Natürlichen auf das gleißende und gekünſtelte verleiten laſſen. Seine Heldenbriefe hat er freylich ihrer äußerlichen Geſtalt nach, als Elegien eingerichtet, und iſt alſo darinn dem **Ovidius** gefolget: allein die innere Art dieſer Gedichte hat er faſt niemals erreichet. An ſtatt der Zärtlichkeit, die in dieſer Gattung herrſchen ſoll, giebt er uns lauter ſpitzfindige Einfälle. In eine ängſtliche Klage miſchet er eine unendliche Menge von Gleichniſſen. Anſtatt herzrührender Figuren, ſpeiſet er uns mit hochtrabenden Metaphoren. Seine verliebte Seufzer ſind voller Beleſenheit; und wenn ich poetiſch reden darf; ſo ſind die Trauerkleider ſeiner Elegien allezeit mit Gold und Silber verbrämet, ihre Schleyer mit Edelgeſteinen gezieret, und zwiſchen ihren Thränen müſſen lauter Perlen fließen. Wir wollen nur einige Stellen zum Beweiſe deſſen anſehen. Die Briefe **Eginhards** und **Emmä** ſind ihm unter allen andern noch am beſten gerathen; doch aber ſind ſie von ſeinem

Flit-

Flittergolde nicht ganz und gar befreyet. Bald anfangs ſtreicht ſeine ſteife Zuverſicht allen Kummer hin, und darum meynt er, er ſey ſchon der Sonnen gleich. Bald darauf geſteht er, daß ſein Kieſelſtein zu Diamanten wolle, und dieſes zu rechtfertigen, ſagt er von der Liebe:

Sie bindet Gold an Stahl, und Garn zu weißer Seide,
Macht, daß ein Neſſelſtrauch die edle Roſe ſucht;
Zu Perlen legt ſie Glas, zu Kohlen legt ſie Kreide,
Und pfropft auf wilden Baum oft eine ſüße Frucht.

7. §. Und wie künſtlich und ſinnreich iſt nicht ſeine Liebe in dem Schluſſe des Schreibens? Er will zwar ſeinen Brief, doch nicht die Hoffnung ſchließen: er beneidet ihn faſt, weil er glücklicher iſt, als er ſelbſt. Er küßt endlich ſo wohl den Brief, als die Prinzeßinn; zwar jenen mit den Lippen, und ſie in Gedanken. Sollte da nicht Emma geglaubt haben, daß dieſe ausgekünſtelten Gegenſätze und Gedankenſpiele aus einem recht verliebten Herzen herkämen? Allein ſie war eben ſo künſtlich im Denken und Schreiben, als ihr Liebhaber: nicht anders, als ob ſie Hofmannswaldaus Schülerinn in der Poeſie geweſen wäre. Sie will ihm zeigen, wie böſe ſie von rechtswegen ſeyn könnte und ſollte, und was für einen harten Verweis ſie ihm würde gegeben haben. Und wie ſchmählt ſie denn? Sie ſagt: Wer Purpur fleckicht mache, der falle dem Tode anheim: für ſolche Weſpen, als Eginhard wäre, ſey ihr Honigſeim nicht. Kaiſerkronen wären nicht für ſeinen Garten: er ſolle des Kaiſers Briefe, nicht aber ſein Kind berühren. Es müſſe was höhers ſeyn, ſo hier das Siegel brechen ſolle. Das Wachs ſchmelze an der Sonne; und des Königs Farbe könne nicht mit Ruß gemiſcht werden. Eginhard habe mehr Dinte, als Blut für den Kaiſer vergoſſen u. ſ. w. Wer hat nun jemals einen ſo metaphoriſchen Zorn in der Natur geſehen? Wer hat eine keuſche Prinzeßinn, die Emma hier vorſtellen will, ſolche Zweydeutigkeiten reden hören, als hier der Vers vom Siegelbrechen iſt? Doch es iſt eine hofmannswaldauiſche Emma, die da redet; und die ſich hernach, ohne alle Scham-

haftigkeit, ſo verliebt gegen ihren Buhler erkläret, als man nimmermehr gedacht haben ſollte. Im Schluſſe wünſcht ſie noch, der Himmel ſolle in ihre Flammen blaſen, und deſſen Gunſt ſolle ihnen Zibeth und Biſam zuwehen. Zuletzt aber, will ſie ihm gleichfalls zeigen, daß ſie auch mit einer ſpitzfündigen Antitheſis ihr Schreiben endigen könne, indem ſie ſetzt:

Mein Brieflein ſchließ ich zu, und meine Kammer auf.

8. §. Ich überlaſſe es einem jeden, die übrigen Heldenbriefe nach dieſer Art auch durchzugehen; als die noch weit mehr ſolche verſchwendete Scharfſinnigkeiten, an unrechten Stellen angebracht, zeigen werden. Sonderlich leſe man die Schreiben Abälards und Heloiſen, und erwäge, was ſelbige für unzüchtige Wortſpiele und Zweydeutigkeiten in ſich enthalten, die ſich ein ehrbares Gemüth zu leſen ſchämet: ſo wird man geſtehen: es ſchicke ſich auf Hofmannswaldaus Elegien nichts beſſer, als was Kanitz von den verliebten Poeten überhaupt ſchreibt.

Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukelpoſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Jugend auf aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird mit Müh und Angſt in einen Vers getrieben;
Die Seufzer, wie er meynt, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſeyn.
Des Aetna Feuerkluft muß ſeiner Liebe gleichen.
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört.
Ja, wenn ihr Korydon gebückt zu ihren Füſſen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von ſich haucht.
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht:
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabſchrift richten.

Daß ſich indeſſen durch Hofmannswaldaus Exempel viele andere Poeten haben verblenden laſſen, das braucht

keines

keines Beweiſes. Man darf nur Zieglers und Lehms bibliſche Heldenliebe nachſchlagen, ſo wird man ſehen, daß ſie ihren Meiſter nicht nur erreichet, ſondern oft übertroffen haben. Z. E. Wenn Adam an die Eva ſchreibt, ſo redet er von Mordtrompeten, von der Tugend Lorberreis; von der Sichel ſcharfer Sorgen; ja von Gift, Gicht, Peſt, Fieber, Leichen, Tod und Hölle: die er gewiß im Stande der Unſchuld nicht kannte. Und wie klingt folgendes?

Es darf kein harter Stahl viel tiefe Furchen ziehen,
Das ſegenreiche Feld trägt ungedüngte Frucht.
Es darf ſich keine Hand bis auf den Schweiß bemühen,
So Feld als Baum und Thier ſteht in beſtallter Zucht.
Das holde Paradies ſchafft tauſend Lieblichkeiten,
Der Blumen Ambra ſchenkt den lieblichſten Geruch.
Der Tuberroſen Kraft will Tulp und Klee beſtreiten,
Der Wieſen bunte Pracht, iſt ein geſticktes Tuch.
Wo Roſ und Lilien und Hiacynthen ſpielen,
Wo Nelken und Jasmin, Narziſſen, Majoran,
Durch das beperlte Gras nach Aug und Sinnen zielen,
Da man den ſtolzen Fuß auf Roſen ſetzen kann.

Wo hat doch Adam alle ſolche neue Begriffe herbekommen? Wenn ja Fräulein Eva den ſtolzen Fuß bis auf die Höhe eines Roſenſtockes hätte heben wollen; ſo würde es ſich doch mit ihren zarten und bloßen Füßen, ſehr unſanft auf die Dornen deſſelben getreten haben. Noch viel ärger aber hat es ſein Fortſetzer Lehms gemacht, ſo daß ich nicht einmal etwas zur Probe anführen mag.

9. §. Amthor iſt auch in dieſer Art ſo glücklich nicht, als in andern Gedichten. Die prächtige Schreibart klebte ihm gar zu ſehr an, ſo, daß er ſich nicht herunter laſſen, und einen zärtlichen Affect in einem niedrigen Ausdrucke vorſtellen konnte. Wir dörfen nur die Elegie anſehen, die er auf den Tod ſeiner erſten Ehegattinn geſchrieben, die gewiß das unnatürlichſte Klagegedicht iſt, ſo ich geleſen habe:

Ich Spiel! ich Ball des Glücks! was muß ich nicht erfahren?
Was giebt der Himmel nicht zu meinem Unglück an?
Ich lerne ſchon ſo viel bey vier und zwanzig Jahren,
Als ein Unglücklicher bey funfzig wiſſen kann.

Die Tugend heißt mich noch auf friſchen Roſen gehen,
Da mir der Himmel ſchon Cypreſſenblätter ſtreut:
Und mein verſcheuchter Geiſt darf kaum gen Himmel ſehen;
Weil jede Wolke mir mit neuem Wetter dreut.
Doch, tobt nur immerhin! Schlagt los, ihr Donnerkeile!
Brecht! brechet! ſpritzet Glut und Schwefelflammen aus!
Verdoppelt Bitz mit Blitz, und ſchießet Pfeil auf Pfeile,
Ja leget, ſoll es ſeyn, mich ſelbſt in Staub und Graus.
Mein Scheitel bebt nicht mehr bey Stürmen und Gewittern,
Man kennet keine Noth, der ich nicht ſchon gewohnt;
Was den geſetzten Muth noch etwa kann erſchüttern,
Iſt, daß der letzte Stoß noch meines Herzens ſchont.
Ach! war es nicht genug, erboßte Sternenblicke!
Daß meiner Jugend Kraft ſchon an zu ſterben fieng?
Daß meine Lebensuhr, getrieben vom Geſchicke,
Schon bey der Morgenzeit zum Abend abwärts gieng?
Reißt eure Tyranney mir auch den Baum von hinnen,
Der meinem ſiechen Leib noch etwas Schatten gab?
Sag an, getheiltes Herz, was wirſt du nun beginnen?
Befeucht dein halber Theil doch ſchon das finſtre Grab. ꝛc.

Sind das nicht ampullæ und ſesquipedalia verba, ſo weis ich in der That keine zu finden. Der Poet hat ſein Gedicht **Liebesthränen** genennet; aber mich dünkt, es ſind ſolche, davon Kanitz geſchrieben:

Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

Und aus dieſen Exempeln der Schreibart, die ſich für die Elegie nicht ſchicken, wird man leicht urtheilen, was man für eine Behutſamkeit dabey zu gebrauchen habe.

10. §. Wegen des äußern habe ich nur noch zu erinnern, daß man ſich bemühen müſſe, ſo viel möglich, einer jeden Zeile einen vollkommenen Verſtand zu geben; oder doch wenigſtens in zwoen, denſelben völlig vorzutragen. Sollte aber auch dieſes zuweilen nicht angehen: ſo muß doch an der vierten Zeile ein Schlußpunct kommen, der dem ganzen Satze ein Ende macht. Denn es klingt überaus widrig, wenn ſich die Rede erſt in der fünften Zeile endiget: wie man

man aus folgendem Exempel **Johann Frankens**, wird abnehmen können. Es ſteht auf der 41. S. ſeiner Trauergedichte.

So haſt du auch nunmehr, du Wonn und Zier der Deinen,
Du edle Jahninn, du, du Rahel unſrer Zeit,
Du, als um deren Tod viel fromme Herzen weinen,
So haſt du auch nunmehr itzt dieſer Eitelkeit
Jüngſt gute Nacht geſagt.

Wie leicht hätte der Poet dieſen Uebelſtand vermeiden können, wenn er anſtatt der vierten Zeile, dieſe

So eilſt du auch nunmehr aus dieſer Eitelkeit!

hätte ſetzen, und die fünfte Zeile mit einem neuen Satze anfangen wollen? Jedoch nein, auch damit wäre es noch nicht ausgerichtet geweſen. Es hätte ſich auch der Verſtand in der andern Zeile bereits einigermaßen ſchließen müſſen. Die langweiligen Sätze ſchicken ſich hier gar nicht her; und wenn es möglich wäre, jeder Zeile einen vollen Sinn zu geben, ſo wäre es in Elegien am beſten.

11. §. Zum Beſchluſſe merke ich noch an, daß man die Elegien im Deutſchen nicht nur mit weiblichen, ſondern auch mit männlichen Zeilen anfangen könne. Man kann ſie bey uns hauptſächlich zu Trauergedichten und zu verliebten Sachen; ſodann aber bey Hochzeiten, wo gemeiniglich was verliebtes und zärtliches mit unterläuft, brauchen. Lobgedichte aber und Satiren, oder andere ernſthafte Briefe darinn zu ſchreiben, das iſt ungereimt: obgleich zuweilen große Leute ſolches gethan haben. **Kanitzens** Harpax zum Exempel, würde noch einmal ſo ſchön klingen, wenn er in ungetrennten Reimen beſchrieben wäre. Hergegen hat er ein Schreiben an einen guten Freund als eine Elegie gemacht, welches zum Muſter einer ſchönen Elegie dienen kann:

Vergönne mir mein Freund, daß ich dir etwas ſtifte,
Das länger dauren ſoll, als Erzt und Marmelſtein;
Mich freut dein Wohlergehn, drum fahr ich durch die Klüfte,
Die zwiſchen mir und dir nunmehr befeſtigt ſeyn.

Du wirſt des Fürſten Rath im allerhöchſten Orden,
Da dieſer Namen ſich bey mir im Schatten weiſt,
Und biſt im rechten Ernſt, zur Excellenz geworden,
Da mich mein Bauer kaum; geſtrenger Junker! heißt.
Getroſt! ein gleicher Blick wird auch auf dieſe Zeilen,
Und meine Niedrigkeit von deinem Gipfel gehn;
Als du dich nicht geſchämt, den Briefen zu ertheilen,
Die dir, von Wort zu Wort, noch im Gedächtniß ſtehn.
Du haſt dich nimmer nicht, noch andre, ſo vergeſſen,
Daß man Veränderung an dir befürchten kann;
Noch, nach der Aemter Maaß, die Freundſchaft abgemeſſen
Du ſahſt die Redlichkeit, und nicht den Purpur, an.
So iſt ein jeder froh, daß Friedrich dich erhoben,
Daß endlich dich das Glück erwiſchet bey der Hand,
Und, gleichſam mit Gewalt, auf einen Ort geſchoben,
Den dir Verdienſt und Wunſch ſchon lange zuerkannt. ꝛc.

Ich ſetze wiederum zum Beſchluſſe des **Boileau** Regeln von dieſer Materie hieher:

Mit einer etwas höhern Sprache, (ſchreibt er in ſeiner Dichtkunſt,) die doch aber nicht verwegen iſt, weis die klagende Elegie, in langen Trauerkleidern, mit zerſtreueten Haaren, unter einem Sarge zu ſeufzen. Sie malet die Freude und Betrübniß der Liebenden; ſie ſchmäuchelt, drohet, reizet und beſänftiget eine Geliebte. Allein, um dieſen glücklichen Eigenſinn recht wohl auszudrücken, iſt es nicht genug, daß man ein Dichter ſey, man muß auch verliebt ſeyn.

Ich haſſe die eiteln Dichter, deren gezwungene Muſe mich mit einem allezeit kalten und erſtorbenen Feuer ergetzen will; die ſich aus Kunſt betrüben, und ſich mit geſättigten Sinnen, nur des Reimens wegen, zu erhitzten Liebhabern aufwerfen. Ihre ſchönſten Entzückungen ſind nichts als leere Wortfügungen. Sie können gar nichts, als ſich beſtändig mit Ketten ſchleppen, ihre Marter verehren, ihre Gefangenſchaft ſegnen, und die Leidenſchaften wider die Vernunft zu Felde liegen laſſen. Es war ja vorzeiten ein ſolcher lächerlicher Ton nicht, in welchem die Liebe einem Tibullus die Verſe vorſagte; oder mit welchem Ovidius die ſüßen Töne ſtimmte, und die reizenden Lehren ſeiner Kunſt aufſchrieb. Das Herz allein muß in der Elegie reden.

Des

Des I. Abſchnitts XIII. Hauptſtück.

Von poetiſchen Sendſchreiben oder Briefen.

1. §.

So gut andere Leute in ungebundener Rede an einander ſchreiben können; ſo leicht kann ein Poet ſolches in gebundener Schreibart thun. Wie es aber dort eine beſondere Kunſt iſt, ein ſchönes Schreiben abzufaſſen: ſo iſt es auch nicht eines jeden Werk, einen guten poetiſchen Brief zu machen. Ja in gewiſſer Abſicht iſt dieſes noch ſchwerer. In proſaiſchen Briefen macht man zuweilen lauter Complimenten und unnütze Umſchweife in Worten, die durch die Höflichkeit eingeführet worden. Man ſchreibt auch oft von nöthigen Angelegenheiten und Hausgeſchäfften, die ſonſt niemand wiſſen mag oder ſoll, als den ſie angehen. In der Poeſie aber würde es lächerlich ſeyn, ſolche Briefe zu ſchreiben. Sie müſſen allezeit gewiſſe Materien betreffen, die allerley Leſern nützlich und angenehm ſeyn können. Sie complimentiren daher nicht viel; ſondern gehen gerade zu: daher es denn auch kömmt, daß man in Verſen alle Titel und Ehrenworte der vornehmſten Perſonen zu vermeiden pflegt. Die deutſchen Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß ſie, in den Anreden an die vornehmſten Leute, ſich, nach alter Art, das edle **Du** vorbehalten haben, welches die proſaiſchen Scribenten gar nicht mehr brauchen dörfen.

2. §. Die alten Römer und Griechen haben uns ſehr ſchöne Muſter ſolcher Briefe hinterlaſſen. Einen guten Theil davon haben wir ſchon im vorigen Hauptſtücke, unter den Elegien betrachtet: es iſt aber noch eine andere Art übrig, die eine beſondere Abhandlung verdient. Dort herrſchte, nach dem Character der Elegie, ein zärtliches und trauriges

Weſen:

Weſen: hier iſt der Inhalt geruhig und ernſthaft, zuweilen ſcherzhaft, auch wohl moraliſch und ſatiriſch. Wie nun in jener Art **Ovidius** ſonderlich ein Meiſter geweſen, ſo haben wir in dieſer Gattung den **Horaz** zum Muſter. Dieſer ſchrieb nun nicht nur an den Kaiſer Auguſt, ſondern auch an den Mäcenas, Claudius Nero, und Julius Florus; ja an den Poeten Albius Tibullus, an ſeinen Pachter, und endlich an ſein eigen Buch. Hätte **Ovidius** nicht alle ſeine Briefe als Elegien abgefaſſet: ſo würde man eine Menge davon anzuführen haben. Denn nicht nur ſeine Heroides Epiſtolæ, oder Briefe der Heldinnen, ſondern auch ſeine eigenen Ex Ponto, und die in den Libris Triſtium ſtehen, würden hieher gehören. Eben ſo haben **Tibullus** und **Propertius** alle ihre Briefe in Geſtalt der Elegien abgefaſſet: weil ſie mehrentheils verliebtes und zärtliches Inhalts waren. **Juvenal** und **Perſius**, machten, nach ihrer Neigung zur Satire, alle ihre Schreiben ſo ſtachlicht, und geſalzen, daß man ſie für nichts anders, als für Satiren, oder Strafgedichte anſieht. **Statius** hat in ſeinen Silvis doch einige von anderer Art mit unterlaufen laſſen: z. E. das im II. Buche, worinn er den Melior über den Tod ſeiner Glaucia tröſtet, ferner das, welches er im III. B. an ſeine Gattinn Claudia abläßt; das an den Marcellus, im IV. B. imgleichen an den Jul. Menekrates, bey der Geburt ſeines dritten Sohnes ꝛc. Von neuern hat **Vida** auch ein paar von der Art, an **Giberten**, und den **Vegius** abgelaſſen. **Ulrich von Hutten** hat nur eins von der Art an Pabſt Leo X. geſchrieben; ſeine übrigen ſind als Elegien abgefaſſet. Auch Joh. **Secundus** iſt hier nicht zu vergeſſen, indem er uns ein halb Dutzend ſehr nette poetiſche Schreiben hinterlaſſen, da er ſonſt in Elegien am ſtärkſten iſt. Vieler andern neuern vor itzo zu geſchweigen.

3. §. Unter den Franzoſen hat uns **Marot** ein ganzes Schock poetiſche Epiſteln hinterlaſſen, wie aus der neueſten Ausgabe ſeiner Werke erhellet. **Ronſard** hat eben ſowohl an König Karl den IX. und viele andere Große und geringere

gere ſeiner Zeit Sendſchreiben abgelaſſen; ja gar von erwähntem Könige poetiſche Antworten bekommen. Selbſt unter ſeinen ſo genannten Elegien ſind eine Menge, die beſſer hieher gehören; weil die ungetrennten Reime derſelben gar nicht elegienmäßig klingen. Eben das iſt von des **Desportes** Elegien zu ſagen: doch findet man auch einige andere, die hieher zu ziehen wären, z. E. die er Complaintes nennet, imgleichen die Diſcours, an ſeine Freunde. Unter den neuern iſt **Boileau** durch verſchiedene Epitres bekannt geworden, und ſo wohl **Neukirch**, als ich ſelbſt, haben die Epitre au Roy, ins Deutſche gebracht. **Rouſſeau** hat auch viele Stücke dieſer Art geſchrieben; ob er gleich die eilfſylbigten Verſe dazu gebrauchet. Was Herr von **Voltaire** u. a. m. in dieſem Stücke geleiſtet, iſt in aller Händen. Von Engländern hat **Ottway** es unter andern auch daran nicht fehlen laſſen. **Dryden** und **Congreve** haben auch dergleichen gemacht: vor allen aber hat ſich **Pope** dadurch gewieſen. Denn außer daß er den Abälard an die Heloiſe ſchreiben laſſen, und Ovids Brief der Sapho an den Phaon überſetzet, hat er uns drey Bücher ſogenannte Ethic Epiſtles hinterlaſſen, die voll der trefflichſten Gedanken ſind; und davon das erſte Buch das ſo genannte Eſſay on Men, als ein größeres Lehrgedicht, enthält.

4. §. Von unſern Deutſchen hat gleich **Opitz** einen treuen Nachfolger der Alten, ſonderlich des **Horaz**, abgegeben. Seine Schreiben an Nüßlern, Zinkgräfen, Seußiuſſen, und viele andere mehr, ſind in dem beſten Geſchmacke abgefaſſet. Viele führen zwar andere Ueberſchriften z. E. als Hochzeit oder Leichengedichte: ſie ſind aber doch im Grunde nichts anders, als ſolche Schreiben, darinn man entweder Glück wünſchet, oder ſein Beyleid bezeiget. Eben dergleichen findet man in Flemmingen, Tſcherningen, Riſten, Siebern, Franken u. a. m. in großer Zahl. Doch **Kanitz** iſt vor andern in dergleichen Art nachzuahmen. Es herrſcht eine ſo edle Art der Gedanken, und eine ungekünſtelte vertrauliche Art des Ausdruckes bey ihm, daß er faſt unnach-

ahmlich

ahmlich iſt. Sein Einladungsſchreiben vom Landleben, iſt ein Meiſterſtück, und es wäre zu wünſchen, daß wir mehrere von dieſer Art von ihm hätten. Es iſt auch Schade, daß er das eine, in der ungleich langen Art von Verſen geſchrieben; wiewohl es ſonſt gleichfalls ſehr artig iſt. **Neukirch** iſt ihm ziemlich nahe gekommen, ſeit dem er in Berlin den vorigen ſchwülſtigen Geiſt hatte fahren laſſen. Sein Schreiben nach Breslau von 1700. iſt ſchon ſchön: aber noch weit ſchöner das, in der Aurora Namen, an den König in Preußen, und andere mehr; die man in meiner Ausgabe ſeiner Gedichte beyſammen finden wird, da ſie ſonſt in den Hofmannswaldauiſchen Gedichten zerſtreuet ſtehen. **Günther** iſt in dieſe Fußtapfen öfters nicht unglücklich getreten; wiewohl es ihm an den artigen Sitten, und ihrem edlen Ausdrucke hin und wieder fehlt. Der lüderliche Student guckt an vielen Orten aus ſeinen Briefen hervor, und ſchildert ſeine Lebensart, auch wenn er nicht daran denket. **Pietſch** hat auch einige Stücke von dieſer Art geſchrieben; doch ſeine erhabene Art zu denken, gab ihm insgemein die epiſche Trompete in die Hand, ſo daß er unverſehens in die heroiſche Schreibart verfiel.

5. §. **Horaz** hat in ſeinen Briefen durchgehends, die hexameder oder heroiſchen Verſe gebraucht; niemals aber fünffüßige darunter gemiſchet. Die Urſache mag wohl dieſe geweſen ſeyn, weil man ſich in Elegien gar zu ſehr binden muß. Der Verſtand muß ſich daſelbſt allezeit bey der andern Zeile ſchließen, damit der Wohlklang nicht gehindert werde: **Horaz** aber liebte die Freyheit in ſeinen Briefen, wie auch ihr Character ſolches erforderte. Er nahm daher lieber die heroiſchen Verſe dazu, wo man die Erlaubniß hat, den Verſtand zuweilen in die dritte, vierte, ja fünfte Zeile hinauszuziehen. Wäre in den heutigen Sprachen dieſes Sylbenmaaß auch eingeführet; ſo dörften wir dem Römer nur hierin nachfolgen: nun aber müſſen wir uns nach unſerer Art eine Gattung von Verſen nehmen, da uns eben der Vortheil zu ſtatten kömmt. Das ſind nun die ſogenannten alexan-

driniſchen Verſe, nämlich die ſechsfüßigen jambiſchen, mit ungetrennten Reimen. Ronſard, Desportes und Boileau haben ſich derſelben auch bedient, und unſere Poeten haben ſie einhällig dazu angewandt. Z. E. Opitz ſchreibt an den Kaiſer Ferdinand:

Du Zier und Troſt der Zeit, du edles Haupt der Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienſte werden,
O großer Ferdinand, nächſt allem, was dich ehrt,
Und deiner Macht Geboth mit treuem Herzen hört,
Kömmt auch der Muſen Schaar, die deutſchen Pierinnen,
Kniet fröhlich vor dir hin, und ſagt mit freyen Sinnen:
Daß ſie, o Luſt der Welt, hinfort beſtehen kann,
Der fremden Sprachen Trutz, das haſt du auch gethan. ꝛc.

4. §. Nach ihrem Inhalte kann man dieſe Briefe in ernſthafte, luſtige und ſatiriſche abtheilen. Die erſtern finden ſtatt, wenn man an höhere, oder doch an ſolche Perſonen ſchreibt, denen man einige Ehrerbiethung ſchuldig iſt. Imgleichen laſſen ſie ſich bey Trauerfällen, als Leichengedichte, an die Leidtragenden richten; denen man gewiß in ſolchem Falle nichts Scherzhaftes ſagen würde, wenn ſie gleich unſere vertrauteſten Freunde wären. Sie ſind alſo hauptſächlich entweder Lob- oder Trauerſchreiben; es wäre denn, daß ſie ganz moraliſch abgefaßt wären: da ſie aber mehrentheils auf die Satire zu verfallen pflegen. Ein ſolcher lobender Brief iſt der obige von Opitzen, nebſt vielen andern von dieſem Poeten. Einen traurigen will ich aus Flemmings IIItem Buche der poetiſchen Wälder anführen, der an einen Witwer, nach dem Ableben ſeiner Ehegattinn abgelaſſen iſt, und ſich ſo anhebt:

Wenn, Edler, unſer Geiſt auch mit dem Leibe ſtürbe,
Und wenn er ſich verſchleußt, die Seele mit verdürbe,
So wär es zweymal recht, daß ihr, und wer euch ehrt,
Als den es billig kränkt, was Leid euch widerfährt,
Bey dieſer böſen Poſt euch zweymal mehr betrübtet.
Sie, ach! ſie iſt dahin, die ihr ſo innig liebtet,
Das treue fromme Weib! Sie, ach! ſie iſt vorbey,
Was iſt es, das man hat, das mehr zu klagen ſey?

45

Eben dergleichen wird man in Tſchernings Frühlings auf der 85. S. antreffen. Ich will aber aus dieſem Poeten eins von der dritten, moraliſchen Gattung, zur Probe geben: wiewohl dasjenige, was Flemming an den Olearius geſchrieben, und auf der 93. Seite ſeines II. B. ſteht, ganz vortrefflich iſt. Es ſteht auf der 345. S. und iſt an Röteln, ein Breßlauiſches Rathsglied, abgelaſſen:

Ich habe niemals recht des Phöbus Brunn geruͤhret,
Noch einen Traum dabey, dem Wunſche nach, geſpuͤhret;
Wie oft ich bis anher den Helikon bemuͤht,
Der Muſen Vaterland, aus Eifer auf ein Lied,
Das leſenswuͤrdig ſey. Mein Sinn war, nach der Reihen,
Die Gaben, die ihr fuͤhrt, Herr Rötel, auszuſchreyen,
Als Herold mit der Fauſt. ꝛc.

Wenn ich aber dieſe Exempel anführe: ſo thue ichs nicht deswegen, als ob ſie ſo rar wären: ſondern bloß zu zeigen, daß unſere erſten Poeten ſchon eben dieſe Begriffe davon gehabt haben. In Kanitzen und Günthern ſtehen ſehr viele von eben der Gattung, die auch ohne dieß in jedermanns Händen ſind.

5. §. Die andere Art ſolcher Briefe, das waren die luſtigen oder ſcherzhaften, und davon giebt es eben ſo viel Exempel in unſern Poeten, als von den obigen. Sie werden ſonderlich unter vertrauten Freunden, bey Hochzeiten, auch in andern Glückwünſchen bey fröhlichen Zufällen, gar häufig gebraucht. Exempel mag ich nicht anführen, theils, weil ſie überall vorkommen, theils weil dem einen oft etwas ſcherzhaft oder luſtig zu ſeyn bedünket, welches dem andern ganz gleichgültig vorkömmt. Wie ſich aber das Scherzen nur unter ſeines gleichen ſchicket; ſo ſieht man wohl, daß dieſe Art von Briefen ſich an Standesperſonen und Leute, die uns an Jahren weit übertreffen, nicht wird brauchen laſſen. Ja, weil auch Scherz und Scherz ſehr unterſchieden iſt: ſo muß man ſich auf lauter ehrbare und erlaubte Scherzreden befleißen. Alle Grobheit, alle Zoten, alles Niederträchtige muß hier verbannet werden. Gute Einfälle dörfen deswegen

gen keine Unflätereyen ſeyn, die zwar dem Pöbel gemeiniglich ein Gelächter erwecken, bey Klugen aber Abſcheu und Ekel verurſachen. Wie man nun dergleichen Einfälle bekomme, das können, meines Erachtens, keine Regeln lehren. Das Naturell, der eigene Witz und Geiſt des Poeten bringen ſie von ſich ſelbſt hervor, nachdem die Materien und Umſtände es veranlaſſen. Wer luſtige Bücher lieſt, und aufgeweckter Leute Geſellſchaften beſucht, der wird auch bey einer mäßigen natürlichen Fähigkeit, bald geſchickt werden, bey gegebener Gelegenheit, einen luſtigen Einfall nach dem andern anzubringen. Davon ſchreibt **Rachel** in ſeiner oft angezogenen Satire, der Poet genannt:

Wahr iſts, daß Phöbus Volk faſt luſtig iſt von Herzen,
Und meiſtentheils geſcheid, doch höflich auch im Scherzen:
Bevorab, wo ſie nur in etwas ſind getränkt,
Mit dem berühmten Saft, den uns Lyäus ſchenkt.
Da wiſſen ſie bald eins und andres vorzubringen,
Zur angenehmen Luſt, jedoch von ſolchen Dingen,
Die nicht verdrüßlich ſind. Iſt da der rechte Mann,
Sie hängen ihm wohl eins, jedoch nur höflich an.
Ihr Stich, der blutet nicht. So hab ich wohl geleſen,
Soll aller Franken Ruhm, der Taubmann ſeyn geweſen:
So war auch Buchanan, Minervens liebſtes Kind,
Dem weder Römer, Griech noch Deutſcher abgewinnt;
So war der Venuſin, den ſelbſt Auguſtus ehrte,
Der nach des Pindars Kunſt, die Römer ſpielen lehrte,
Zum Lachen, wie gebohrn, im Scherzen ausgeübt,
Wie ſein berühmtes Buch noch heute Zeugniß giebt. ꝛc.

6. §. Die dritte Gattung der Briefe war endlich die ſatiriſche. Dieſe recht abzuhandeln und zu erklären, das gehört in das eigentliche Hauptſtück, das wir oben abgehandelt haben. In der That ſind viele Satiren der alten und neuern Poeten nichts, als Briefe; und viele Briefe derſelben nichts als Satiren. So ſind einige Satiren im **Juvenal** und **Perſius**, als Briefe an gute Freunde abgefaſſet: wir können hier zum voraus ſetzen, daß man ſchon von der ſatiriſchen Schreibart einen guten Begriff habe; wie ſie denn leicht von den andern Gattungen zu unter-

terſcheiden iſt. Sie ſpotten entweder über die Thorheiten der Welt; und alsdann kömmt ſie der luſtigen Schreibart nahe: oder ſie eifert und zürnet auf die einreißenden Laſter; und alsdann wird ſie der ernſthaften und moraliſchen ähnlich, nur daß ſie mehr Galle und Lebhaftigkeit bey ſich führet. Des Horaz Briefe ſind faſt alle von der Art, und Boileau iſt ihm, wie allenthalben, alſo auch darinn gefolget. Opitz, Kanitz und Günther ſind ebenfalls in ihren Briefen ſehr beißend und ſcharf; wie ein jeder ſelbſt leicht wird wahrnehmen können. Ich bemerke nur, daß dieſe ſatiriſche Schreibart ſich ſo gar an die Großen der Welt brauchen läßt. Horaz hat an den Kaiſer Auguſt, Boileau und Ludewig den Großen, Neukirch an Friedrich den Weiſen, und Günther an den König Auguſt die ſchärfſten Stellen mit einfließen laſſen. Dieſer letztere bedient ſich einmal der Worte:

Sieh, Herr! wie wenig ich der Thoren ſchonen kann,
Ich greife ſie ſo gar vor deinen Augen an ꝛc.

Und in des Boileau Briefe an den franzöſiſchen König, ſteht unter andern folgende Stelle:

Grand Roi, c'eſt mon defaut, je ne ſaurois flatter,
Je ne ſai point au Ciel placer un ridicule;
D'un Nain faire un Atlas, ou d'un Lache un Hercule.

7. §. Dieſe Art von Briefen läßt ſich bey allerley Gelegenheit brauchen: denn wo findet man nicht Anlaß, über die Sitten der Menſchen ſeine Gedanken auszuſchütten? Bey Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen; ja ſo gar bey Leichengedichten, laſſen ſich oft ſatiriſche Briefe ſchreiben, oder doch dergleichen Stellen einmiſchen. Wenn auch ſolches nur mit der gehörigen Behutſamkeit und Beſcheidenheit gegen den, an welchen man ſchreibt, geſchieht: ſo hat ein jeder ſolche Briefe lieber, als leere Umſchweife von unendlichen Wünſchen oder Wortgeprängen, die in der That nichts heißen. Einen ſchönen Brief von der Art hat Günther an den Herrn von Nickiſch geſchrieben; und von Neukirchen

fällt mir das Schreiben, an einen Herrn von Stoſch, bey Gelegenheit eines neuerbauten Pallaſtes, ein:

Wo jemals Phöbus mir die Feder hat geführt,
Wo jemals meinen Sinn ein rechter Trieb regiert,
So iſt es dieſer Tag, da du bey deinem Bauen,
Uns endlich, großer Stoſch! läßt Maaß und Ende ſchauen.
Die Eitelkeit der Welt iſt ja genug bekannt:
Man baut oft in ein Schloß mehr als ein halbes Land.
So oft ein Ziegel ſteigt, ſo ſteigen auch die Sorgen,
Mit denen wir das Geld zu unſrer Wolluſt borgen.
Doch, wenn man ausgebaut, ſo ſchreyen Kalk und Stein,
Daß ſie der Bürger Blut, der Wittwen Thränen, ſeyn.

Wie glücklich iſt ein Herr, der auch in ſolchen Dingen,
Wie du, o Tugendfreund! kann ſeine Neigung zwingen!
Der alles, was er thut, mit guter Art beginnt,
Mehr auf der Bürger Heil, als auf Palläſte, ſinnt,
Und ſeinen hohen Geiſt, wenn ihn das Glücke kirret,
In enge Schranken ſetzt. So oft ein Armer irret,
So irrt er nur für ſich: allein, ein großer Mann
Iſt wie ein ſchneller Strom, der vielen ſchaden kann;
Und der, wofern ſein Lauf, ſich einmal nur verrücket,
Stadt, Dörfer, Volk und Land in das Verderben ſchicket.

Beyde können Anfängern zu Muſtern dienen, wiewohl beyde noch mehrere von der Art verfertiget haben.

8. §. Fraget man überhaupt nach den äußerlichen Eigenſchaften eines ſolchen Briefes: ſo iſt erſtlich dieſes zu merken, daß er im Anfange denjenigen anreden muß, an den er gerichtet iſt: es ſey nun, daß es gleich in der erſten Zeile geſchieht, oder doch bald hernach kömmt. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glanz bewegt, ꝛc.

Dieſes iſt, ſo zu reden, das eigentliche Merkmaal eines Briefes von dieſer Art: denn was iſt ein Brief überhaupt anders, als eine geſchriebene Anrede an einen Abweſenden? In der Mitte kann dieſelbe zuweilen wiederholt werden; doch allemal ohne große Titel, als die nur die Zeilen füllen und nichts ſagen. Großmächtigſter Monarch, heißt nichts

mehr, als König: und durchlauchter Fürſt und Herr, bedeutet nur eben ſo viel, als: mein Prinz, mein Herzog, oder ſchlecht weg. Herr. Doch wollte ich bey dieſem letztern Worte wohl rathen, es nicht auf einen jeden Dorfedelmann zu verſchwenden; geſchweige denn, bey bürgerlichen Perſonen zu gebrauchen. Es ſteckt ſo was großes darinn, daß es billig nur regierenden Häuptern zukommen kann, die viel zu befehlen haben. Dieſe Anmerkung iſt nöthig, da es allmählig einreißen will, einem jeden halbigten Patron, der oft keinen Diener zu beherrſchen hat, ein ſo prächtiges Herr zuzuruffen. Am Schluſſe der Briefe muß man gleichfalls nicht viel complimentiren, ſondern nach Art der Alten lieber kurz abbrechen. Aber das Jahr und den Tag mit in die Verſe hineinzukünſteln, das iſt was kindiſches, ohngeachtet es einige neuere haben aufbringen wollen. Seinen Namen in den Reim zu zwingen, iſt noch abgeſchmackter; es wäre denn, daß man ſcherzen wollte: denn das Muſter dazu hat Hans Sachs gegeben, der kein Gedicht anders, als damit zu beſchließen pflegt.

9. §. An eine beſondere künſtliche Diſpoſition bindet ſich ein Poet in ſeinen Briefen nicht; vielweniger wird er die weiſiſchen Handgriffe per Antecedens und Conſequens nöthig haben. Die Vernunft weis ihm ſchon, ohne ſolche Gängelwägen, eine natürliche Ordnung der Gedanken an die Hand zu geben. Es muß ohnedem in Briefen was freyes und ungezwungenes ſeyn: und die Einfälle hängen gemeiniglich ſo am beſten zuſammen, wie ſie hinter einander entſtanden ſind. Meynt man aber Schülern, durch Regeln, die Verfertigung ſolcher Briefe zu erleichtern, ſo kann man es zwar geſchehen laſſen: nur glaube man nicht, daß ſolche ſchwache Geiſter, die noch gegängelt werden müſſen, etwas beſonders hervorbringen werden. Wer noch nicht einen Vorrath von Gedanken und Einfällen hat, der muß ſich lieber mit proſaiſchen Briefen behelfen. Verſe, die nach einer künſtlichen und gezwungenen Ordnung gema-

chet werden, haben insgemein weder Art noch Geſchick. Die altväteriſchen Regeln davon haben uns wohl magere Reimſchmiede, aber keinen einzigen muntern Dichter gezogen; es wäre denn, daß dieſer ſolches Joch bald wieder abgeſchüttelt hätte. Was haben aber alsdann die Regeln dabey gethan?

10. §. Die Schreibart der Briefe iſt nicht allemal gleich. In lobenden kann ſie prächtig, ſcharfſinnig und pathetiſch, aber doch nicht ſchwülſtig ſeyn. Hierinn pflegt es **Amthor** leicht zu verſehen; wie dieſes ſein Gedicht an Friedrich den III, König in Dänemark zeigen kann. Aber ein Muſter von einer vernünftigen Hoheit der Schreibart giebt hier **Neukirch** in ſeinem Schreiben an den König, Friedrich den I. Hier herrſchen lauter geſunde Gedanken, die durch keine Schminke des Ausdrucks überfirnißt worden. Auch **Heräus** hat dieſe Schreibart wohl erreicht: ob er ſie gleich mehrentheils in andern Arten der Gedichte angebracht hat. Doch kann ich nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit dieſes großen Mannes eigene Worte, von der erhabenen Schreibart hier anzupreiſen, die ich lieber ſchon im I. Theile, wo ausdrücklich davon die Rede war, angebracht hätte. Sie ſtehen in der Vorrede zu ſeinen Werken, auf der 27. Seite, und können dienen, die neuen Kunſtrichter, die uns die Hoheit in Worten lehren wollen, vollends zu beſchämen. Auch **Pietſch** iſt in dieſer Schreibart vortrefflich geweſen. In luſtigen Briefen iſt ſie natürlich und gemein, doch nicht niederträchtig. Hierinn habens viel neuere Poeten verſehen, die aus Begierde, natürlich zu ſchreiben, gar die Sprache des Pöbels in ihren Briefen gebraucht haben: und ſelbſt **Günther** iſt hier oftmals zu tadeln, daß er ſich bis in die tiefſte Niedrigkeit herab gelaſſen hat. In ſatiriſchen Briefen muß ſie feurig und ſcharfſinnig, größtentheils aber natürlich ſeyn. Denn das iſt zu merken, daß ſelten nur einerley Schreibart in einem Gedichte allein herrſchet. Die Veränderung der

Sachen und Gedanken fodert allezeit einen andern Ausdruck, wie man in den Exempeln der beſten Poeten überall finden wird.

11. §. Schlüßlich erinnere ich noch, daß man nicht nur in eigenem, oder anderer lebendiger Leute Namen; ſondern auch im Namen gewiſſer eingebildeter oder fabelhafter Perſonen, Briefe an jemanden ſchreiben könne. Dieſes giebt nun einem Poeten viel ſchöne Erfindungen an die Hand, und iſt eine Quelle vortrefflicher Gedanken. So hat z. E. **Ulrich von Hutten** im Namen Italiens an den Kaiſer **Maximilian**, **Eobanus Heſſus** aber im Namen des Kaiſers die Antwort an Italien; imgleichen hat **Flemming** im Namen Deutſchlandes an die Churfürſten und Stände geſchrieben. Man laſſe z. E. die Wahrheit an jemanden ein Schreiben abfaſſen, dergleichen im I. Stücke der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes eins vorkömmt; oder man ſchreibe im Namen der Vernunft, der Weltweisheit, der Tugend, der Freyheit, oder anderer ſolcher allegoriſchen Perſonen: ſo wird man ſehen, zu was für ſchönen Einfällen dieſes Anleitung geben wird. Nur muß man freylich allemal die Wahrſcheinlichkeit beobachten, und ſeine Perſonen nichts ſagen laſſen, als was ſich für ihren Character ſchicket. So hat **Neukirch** die Aurora an den König in Preußen ſchreiben laſſen, und ein rechtes Meiſterſtück daran gemacht, und Herr M. Schwabe einmal im Namen der Trägheit, an des Churprinzen Friedrichs Königl. Hoheit eins drucken laſſen. Ja, man kann durch die Proſopopöie auch lebloſen Dingen Briefe andichten, wenn es zu gewiſſen Abſichten dienlich ſeyn könnte.

Des

****

Des I. Abſchnitts XIV. Hauptſtück.

Von Sinngedichten, Grab- und Ueberſchriften.

1. §.

Ich bin mit allen größern Arten der alten Gedichte fertig, inſoweit dieſelben durch ihren innern Inhalt unterſchieden ſind. Nur fehlen mir noch die kleinern Arten, die unter verſchiedenen Namen vorkommen, doch unter die allgemeine Benennung der Sinngedichte gezogen werden können. Wir geben ihnen im Deutſchen dieſen Namen, weil ſie gemeiniglich etwas ſcharfſinniges, oder beſſer, etwas Sinnreiches in ſich haben, das dem Leſer ein angenehmes Nachſinnen erwecket. Im Griechiſchen, ja auch im Latein nennet man ſie ſchlechtweg Epigrammata, d. i. Ueberſchriften; darunter man denn auch Unterſchriften, unter Bilder, Bildſäulen, und andere Gemälde, oder Sinnbilder zu rechnen pflegt. Imgleichen gehören Epitaphia, oder Grabſchriften, und allerley kurze zufällige Gedanken der Dichter, über vorkommende merkwürdige Gegenſtände hieher, die eben nirgends drüber oder drunter geſchrieben werden ſollen. Da nun ſo leicht kein großer oder kleiner Dichter in der Welt geweſen ſeyn wird, der nicht dergleichen Einfälle bisweilen gehabt, und in etliche Verſe gekleidet haben ſollte: ſo iſt auch die Anzahl der epigrammatiſchen Dichter und Poeſien ungleich größer, als aller obigen Arten geworden.

2. §. Was die griechiſchen Dichter anbetrifft: ſo haben wir theils vom Homer etliche, theils vom Kallimachus über ein Schock. Außer denen aber findet man in der großen Sammlung derſelben eine unglaubliche Menge ſolcher Sinngedichte geſammlet, und in VII. Bücher abgetheilet. Nur die Namen der Verfaſſer herauszuziehen,

würde beynahe einen Bogen füllen; und wie groß iſt nicht die Menge derer Stücke, deren Verfaſſer man nicht weis? Dabey iſt es aber nicht geblieben. Es giebt noch neuere Sammlungen griechiſcher Ueberſchriften, oder ſogenannte **Anthologien**, d. i. Blumenleſen, die den Liebhabern des Alterthums bekannt ſind, andern aber nichts nützen. Es iſt wahr, daß verſchiedene Stücke darunter ſind, die uns auch itzo noch vergnügen können; weil ſie wirklich ſinnreich ſind. Allein es giebt auch eine Menge, die man verachten würde, wenn ſie deutſch wären; und die weiter nicht ſchätzbar ſind, als weil ſie alt, und zwar griechiſch ſind: welches bey gewiſſen Gelehrten ſchon genug iſt, um ſie zu bewundern: vieleicht, weil ſie nicht ein jeder verſteht, und man ſich alſo ſehr breit damit machen kann, daß man ſie verſteht; oder doch errathen kann, was ſie ſagen wollen, ungeachtet man unzählige male fehlſchießt. Manches darunter iſt auch wohl ſchmutzig, und manches giebt den Auslegern nur ſchöne Gelegenheit, ihre antiquariſche Gelehrſamkeit auszukramen. Doch es iſt noch eine Claſſe, die ich nicht vergeſſen muß. Die Griechen haben auch die Kunſt erfunden, maleriſche Sinngedichte zu machen; ich meyne aus Verſen Bilder zuſammen zu ſetzen, **Theokritus** hat uns einen Altar, und ein paar Flügel; wie **Simmias** eine Axt, ein Ey, eine Hirtenpfeife mit ſechs ungleichlangen Röhren, **Syrinx** genannt, hinterlaſſen: vermuthlich weil es Ueberſchriften auf dergleichen Dinge haben ſeyn ſollen. Allein das iſt nun eben nicht das ſchätzbarſte daran; und es hat Deutſche genug gegeben, die ſie in ſolchen Tändeleyen nachgeahmet, ja übertroffen haben. S. Schottels deutſche Proſodie a. d. 215. u. f. S.

3. §. Was die lateiniſchen Dichter betrifft, ſo haben wir von denenſelben lange nicht ſo viel poetiſche Aufſchriften oder Sinngedichte zu leſen bekommen. **Catullus** ſcheint der erſte zu ſeyn, der ſich damit hervorgethan, obwohl ſich ſchon **Plautus** eine poetiſche Grabſchrift gemachet hatte, u. d. m. **Virgil** machte ſich durch eins zuerſt bekannt, welches er an

den

den kaiſerlichen Pallaſt anſchlug, als auf eine ſtürmiſche Nacht ein ſehr ſchöner Tag folgte, welchen **Auguſtus** gewiſſen öffentlichen Schauſpielen gewidmet hatte. Es hieß:

Nocte pluit tota, redeunt Spectacula mane,
Diviſum imperium cum Jove Cæſar habet.

Ovid und **Horaz** haben nichts von dieſer Art hinterlaſſen. Der jüngere **Plinius** iſt ein Liebhaber davon geweſen; aber es ſind uns kaum ein Paar davon in ſeinen Briefen übrig geblieben. **Martial** hergegen hat es ſo weit gebracht, daß er faſt allein in dieſer Art für einen Meiſter bekannt geworden: und man kann ihm in der That einen feinen Witz nicht abſprechen. Wir haben XIV. Bücher Sinngedichte von ihm, deren Mannigfaltigkeit wundernswürdig iſt. Sie ſind nicht alle gleich kurz, und einige füllen ganze Seiten. Ein artiges zur Probe zu geben, mag das 69ſte aus dem VIII. Buche dienen; das er an den Vacerra, einen großen Bewunderer der Alten, gerichtet:

Miraris Veteres, Vacerra, ſolos,
Nec laudas, niſi mortuos Poetas:
Ignoſcas petimus, Vacerra; tanti
Non eſt, ut placeam Tibi, perire.

Du lobſt, Vacerra, nur die Alten;
Die todten Dichter bloß ſind würdig zu behalten.
Wohlan! verwirf nur mein Gedicht;
Dir zu gefallen, ſterb ich nicht!

Imgleichen das 9te aus dem III. B.

Verſiculos in me narratur ſcribere Cinna:
Non ſcribit, cujus carmina nemo legit.

Man ſpricht, daß wider mich Miſander Verſe ſchreibt:
Doch ſagt mir: ſchreibt wohl der, der ungeleſen bleibt?

Auch **Auſonius** und **Prudentius** haben ſich endlich in dieſer Art gewieſen: wiewohl des Letztern ſeine mehrentheils von geiſtlichem Inhalte ſind.

4. §. Unter den neuern Dichtern haben Ulrich von Hutten, Strozza, Johannes Secundus, Sabinus, Taubmann, Elias Corvinus, ja auch Stigelius, ſich mit allerley Sinngedichten, oder doch kurzen Grabſchriften hervorgethan. Selbſt in Auguſt Buchnern wird man kurze Gedichte genug finden, die hieher gehören. Doch niemand hat ſich mehr mit dergleichen hervor gethan, als Owenus, der ſo zu reden für den neuern Martial gehalten wird. Er kann dieſen Namen, theils im Guten, theils im Böſen führen: denn er iſt bisweilen eben ſo witzig und ſcharf, aber auch vielmals eben ſo ſchmutzig als jener. Ein Paar Exempel von der guten Art können nicht ſchaden. Im 1 B. beſchreibt er Saturns drey Söhne:

Theologi ambigui; Juriſtæ lenti & iniqui,
Immundi Medici: Mundus ab his regitur.

Doch iſt er auch zuweilen ein Liebhaber von Wortſpielen. Z. E.

Cuncta trahunt ad ſe magnates aurea: ſicut
Ad ſe magnetes ferrea cuncta trahunt.

Und folgendes:

Dicta fuit mulier, quaſi mollior: eſt tamen Eva,
Non de carne ſui, ſumta ſed oſſe viri.

Imgleichen hat Andrenus ſein Landsmann, eben dergleichen gemachet; aber auch eben ſo theils geſpielet, theils Zoten geriſſen. Unter den Franzoſen hat Ronſard ſchon unter ſeinen ſogenannten Maſcaraden, Desportes aber theils unter den verliebten Gedichten, theils unter den Epitaphes, oder Grabſchriften, viele gemachet. Theophile hat an Schmutzigkeit, Benſerade an Artigkeit, und Boileau an Scharfſinnigkeit den Alten auch nichts nachgegeben. Rouſſeau endlich iſt in allen dreyen ein ziemlicher Martial zu nennen. Unter den Holländern, ſind Heinſius und Cats in dieſem Stücke reich geweſen. In des erſten Gedichten, die 1618. zu Amſt. in 4. ans Licht getreten, findet man nicht nur viel verliebte, ſondern

auch

auch viel moraliſche Sinnbilder mit poetiſchen Ueberſchriften; und in des letztern Spiegel der alten und neuern Zeit, imgleichen in ſeinen Sinnſprüchen und Beyſprüchen kommen gleichfalls unzählige vor; der Todtenkiſte für die Lebendigen voritzo zu geſchweigen.

5. §. Was die Deutſchen anlanget: ſo könnte ich erſtlich aus alten Handſchriften eine Menge ſolcher Sinngedichte bekannt machen, wenn dieſes hier der Zweck wäre. Allein von gedruckten haben wir von **Opitzen** eine Menge, die er nicht allein aus dem Cato und Pibrac, und noch einem Franzoſen von der Welt Eitelkeit überſetzet; ſondern auch noch ein Florilegium verſchiedener Sinngedichte. **Tſcherning** hat eines perſiſchen Weiſen Sittenſprüche in kurze Verſe geſetzt: **Sieber** und **Riſt** habens daran auch nicht fehlen laſſen. **Hoffmannswaldau** aber, ſo wohl als **Lohenſtein**, ſehr viel eigene gemachet. In den ſogenannten hofmannswaldauiſchen Gedichten, die **Neukirch** theils geſammlet, theils ſelbſt gemachet, ſteht auch eine Menge ſolcher Stücke. Wir haben auch den ganzen **Owenus** 1661. von **Val. Löbern** zu Jena in 12. deutſch bekommen: und **Sal. von Golau**, oder vielmehr von **Logau**, hat uns eine ſtarke Sammlung von ſolchen kleinen Dichterblumen ans Licht geſtellet. Und wer kann ſie alle namhaft machen, zumal, wenn man auch **Beſſers** und **Ranitzens** Gedichte bey Wirthſchaften und Verkleidungen; oder des letzten Gedanken auf die Kaiſer hieher rechnen will? Noch in dieſem Jahre iſt ein Schubſack voll bäyeriſcher Sinngedichte in 4. ans Licht getreten, die gewiß für einen bäyeriſchen Dichter nicht zu verachten ſind.

6. §. Soll ich nun kürzlich auch die Natur und das Weſen dieſer Sinngedichte erklären, ſo ſieht man wohl, daß ſie mit Lobgedichten und Satiren ganz nahe verwandt ſind. Kurz zu ſagen, eine Ueberſchrift, iſt der poetiſche kurzgefaßte Ausdruck eines guten ſcharfſinnigen Einfalles, der entweder jemanden zum Lobe, oder zum Tadel gereichet. So beſchreibt ſie **Boileau** im II. Geſange ſeiner Art. Poet.

L'Epi-

L'Epigramme plus libre, en ſon tour plus borné,
N'eſt ſouvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

Ich nehme das Wort ſcharfſinnig im ordentlichen Verſtande, für die Wahrnehmung eines Umſtandes an einer Sache, den nicht ein jeder würde geſehen haben. Zu dieſer Scharfſinnigkeit kömmt vielmals auch der Witz, der zwiſchen einem ſolchen Umſtande und etwas anderm, eine Aehnlichkeit findet, ſelbiges entweder zu erheben, oder zu verkleinern. Dieſer Gedanken aber muß kurz gefaſſet werden, damit er in dem Verſtande des Leſers eine plötzliche und unvermuthete Wirkung thue. Die Weitläuftigkeit des Ausdruckes würde nur machen, daß man durch die Umſchweiſe ſchon von weitem zu rathen anfinge, was nachkommen würde: wodurch aber das Vergnügen über denſelben um ein vieles gemindert werden, ja gar verſchwinden würde. Indeſſen iſt es gewiß, daß nicht alle Ueberſchriften, oder Sinngedichte der Alten ſogar kurz und ſcharfſinnig ſind. Manche beſtehen wohl aus zehn, zwölf, funfzehn, ja zwanzig Zeilen. Man nennt ſie aber Epigrammata, weil man ihnen keinen andern Namen geben kann.

7. §. Die beſten Exempel ſcharfſinniger Sinngedichte, werden beſtätigen, was ich davon geſagt habe. **Virgil** hat an den Pallaſt des Kaiſers Auguſts, obige Zeilen angeſchrieben, wodurch er zuerſt bekannt geworden; die man deutſch ſo geben kann:

Es ſtürmt die ganze Nacht; der Morgen bringt uns Luſt:
So herrſcht zwar Jupiter, doch neben ihm Auguſt.

Woher entſteht hier das Sinnreiche? Erſtlich daher, daß **Virgil** an einem Tage etwas wahrgenommen, darauf andere nicht Acht gegeben: daß nämlich auf eine regnichte Nacht, mancherley Luſtbarkeiten in Rom angeſtellet worden. Zweytens darinn, daß er den **Auguſt** mit dem **Jupiter** vergleicht, und das Regiment der Welt unter ſie eintheilet. Dieſes war nun für den Kaiſer ſehr ſchmäuchelhaft, und

folglich angenehm. Die berühmte Grabſchrift des Auſonius, auf die Dido, wird eben das zeigen:

Infelix Dido nulli bene nupta marito:
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht; des andern Flucht den Tod.

Hier bemerkt der Poet abermal, daß Dido ohne ihre Ehemänner würde glücklich geweſen ſeyn, woran nicht gleich ein jeder denkt. Hernach vergleicht er die beyden Trübſalen mit einander, und findet ſelbſt in dem Gegenſatze der Flucht und des Todes, eine gewiſſe Aehnlichkeit, die noch keinem eingekommen war.

8. §. Außer dieſen wahren Scharfſinnigkeiten, da der Witz mit den Sachen beſchäfftiget iſt, giebt es noch viel andere, die in bloßen Wortſpielen beſtehen. Z. E. Ein Schüler der Jeſuiten in Frankreich, hat ſeinen Lehrern zu Ehren folgendes gemacht. Man muß aber wiſſen, daß ihre beyde berühmteſte Schulen zu Dole und la Fleche ſind, davon jene einen Bogen, und dieſe einen Pfeil im Wapen führt.

Arcum Dola dedit Patribus: dedit alma ſagittam
Flexia. Quis funem, quem meruere, dabit?

Hier will man, dem Scheine nach, ſagen: Bogen und Pfeile hätten die Jeſuiten ſchon, an ihren zwo berühmten Schulen; nun fehle ihnen nichts mehr, als die Sehne zum Bogen, das iſt die dritte Schule. Weil aber das Wort Funis zweydeutig iſt: ſo kann es auch heißen, wer wird ihnen zu dem längſtverdienten Stricke, das iſt, an den Galgen verhelfen? Hier iſt die Abſicht boshaft genug, aber der ganze Witz kömmt nur auf die Worte, und nicht auf die Sache an. Dergleichen Wortſpiele nun, wird man im Martial und Owenus unzählige antreffen, ja auch die Wälſchen

und

und Franzoſen haben ſich mehr darauf zu gute gethan, als die Vernunft, und ein feiner Geſchmack von rechtswegen erlauben ſollten.

9. §. Ob nun wohl der gute Geſchmack den Spitzfindigkeiten überhaupt zuwider iſt: ſo hat mans doch in ſolchen Sinngedichten nicht eben ſo genau nehmen wollen. Sogar **Boileau** hat dieſes verſtattet, wenn er ſchreibt:

La Raiſon outragée enfin ouvrit les yeux,
La (*Pointe*) chaſſa pour jamais des diſcours ſerieux,
Et dans tous les ecrits la declarant infame,
Par grace lui laiſſa l' entrée en l' Epigramme:
Pourvû que ſa fineſſe eclatant à propos,
Roula ſur la penſée, & non pas ſur les mots.

Man ſieht aber wohl, daß er auch die Spitzfindigkeiten in den Gedanken, nicht aber in den Worten allein geſucht haben will. Denn gleich darauf ſchimpft er auf die Pritſchmeiſter, die noch bey Hofe geblieben, und nennt ſie abgeſchmackte Luſtigmacher, unglückliche Stocknarren, verjährte Verfechter grober Wortſpiele.

Inſipides Plaiſans, Bouffons infortunez,
D'un jeu de mot groſſier partiſans ſurannez.

Will man Exempel von ſolchem elenden Zeuge haben, ſo leſe man das XL. Stück im II. Theile der vern. **Tadlerinnen**, wo etliche von dieſer Gattung beurtheilet worden, die gewiß recht kindiſch und lächerlich ſind. Von ſolchen aber, die erträglich ſind, fallen mir ein Paar ein, davon eins auf den Noſtradamus, das andere auf den **Erasmus** gemacht war. Jenes hub an: Noſtra damus, dum falſa damus &c. Das andre ſagte: den **Erasmus** hätte der Tod uns zwar rauben können, und ſchloß: Sed Deſiderium tollere non potuit. Doch wenn die ganze Welt nach meinem Sinne urtheilete, ſo würde man auch dieſe Art für thöricht erklären.

10. §.

10. §. Man braucht dieſe Sinngedichte zu Unter- oder Ueberſchriften bey Gemählden und Sinnbildern, zu Grabſchriften, zu Erleuchtungen, Ehrenpforten, oder wo man ſonſt will. Gemeiniglich loben oder tadeln ſie etwas, wie ſchon oben erinnert worden: zuweilen aber iſt der Gedanken auch nur wegen ſeines Nachdruckes, oder der Neuigkeit halber angenehm. Ein lobendes, war jenes auf des Königs in Frankreich Reſidenzſchloß:

Par urbi domus eſt, urbs orbi, neutra triumphis,
Et belli & pacis, par, Ludovice, tuis.

Dein Haus kann man der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Ein anderes auf **Ludewigs** Bildſäule in dem botaniſchen Garten, zu Paris, lautete ſo:

Vitales inter ſuccos plantasque ſalubres,
Quam bene ſtat populi vita ſalusque ſui!

Bey Säften voller Kraft, bey den geſunden Pflanzen,
Wie ſchön ſteht da das Heil und Leben ſeiner Franzen!

Beſiehe davon der Beluſt. des V. und W. 1742. im Herbſtmonate a. d. 245. S. woſelbſt eine gelehrte Streitigkeit darüber vorkömmt.

Ein tadelndes mag folgendes abgeben:

In mare cornutos jaciendos, Pontius inquit.
Pontia reſpondet: diſce natare prius.

Erſäuft, was Hörner trägt! ſchreyt Mops mit lauter Stimmen:
Ach Schatz! verſetzt ſein Weib; ſo lern bey Zeiten ſchwimmen.

Von der dritten Art darf man die Exempel nur in Catons moraliſchen Lehrverſen ſuchen; davon **Opitz** viele ſehr rein und glücklich ins Deutſche überſetzt hat. Ueberhaupt kann man auch **Tſchernings** Frühling, **Flemmings** und **Morhofs** Gedichte, und inſonderheit des von **Golau** geſammlete Sinngedichte nachſehen; wo viel artiges, theils neues, theils überſetztes vorkömmt.

46

11. §. Aus dieſen wenigen angeführten Exempeln, da ich von lateiniſchen Sinngedichten lauter zweyzeilige Ueberſetzungen gegeben habe, wird man leicht ſehen, daß unſere Sprache nicht eben ſo ungeſchickt zu einem kurzgefaßten und ſcharfſinnigen Ausdrucke ſey, als wohl einige denken. Ja man könnte vielmehr einem Lateiner zu thun machen, eine jede urſprünglich deutſch abgefaßte Ueberſchrift, in eben ſo vielen und gleichlangen Zeilen zu geben. Man hat aber in dieſer Art hauptſächlich auf die Kürze zu ſehen, in ſoweit dieſelbe mit der Verſtändlichkeit und Richtigkeit des Ausdruckes beſtehen kann. Denn die Weitläuftigkeit verderbet alles: es wäre denn, daß die letzte Zeile einen ganz unvermutheten Gedanken in ſich hielte, den man gar nicht vorher ſehen, oder nur errathen können. Ich ſchließe indeſſen dieſe Abhandlung der Sinngedichte durch ein Exempel, welches die Natur derſelben kurz in ſich ſchließt; wie ich dieſelbe ſchon von andern, wiewohl nur proſaiſch beſchrieben gefunden:

Machſt du ein Sinngedicht: ſo laß es neu und klein,
Fein ſtachlicht, honigſüß; kurz, Bienen ähnlich ſeyn.

Ende des erſten Abſchnitts.

Des

Des II Theiles
II. Abſchnitt.
Von Gedichten, die in neuern Zeiten erfunden worden.

Das I. Hauptſtück.
Von allerley kleinen Liedern,
als Madrigalen, Sonnetten und Rondeaux, oder Kling- und Ringelgedichten

1. §.

Wenn ich hier von den neuerfundenen Liedern und Geſängen der europäiſchen Völker handeln will: ſo iſt es meine Meynung nicht, von allen Arten derſelben zu reden, die entweder von den Provenzaldichtern, oder wälſchen Poeten, in unſäglicher Menge ausgehecket worden, und die man im Creſcimbeni und dem **Muratori** della perfetta Poeſia, imgleichen in des **Anton Minturni** Arte Poetica, die 1725. zu Neapel in 4. herausgekommen iſt, beſchrieben leſen kann. Meine Abſicht iſt nur von denen wenigen Arten zu handeln, die auch bis nach Deutſchland gekommen ſind, und einigen Beyfall gefunden haben. Auch iſt es meine Meynung nicht, alle Erfindungen unſerer Meiſterſänger in ihren verſchiedenen ja unzähligen Weiſen, oder Tonen zu erzählen; wovon **Wagenſeil** einen ziemlichen Theil, in ſeinem Buche von ihrer Kunſt, namhaft gemachet und beſchrieben hat. Ich könnte dieſe ſeine Nachrichten freylich um ein großes vermehren, wenn ich aus den 25. bis 30. Bänden alter geſchriebener Meiſterſänger Lieder, die ich

aus des ſel. **Gottfried Thomaſius** zu Nürnberg, Verlaſſenſchaft, käuflich an mich gebracht, Auszüge machen wollte. Allein da dieſe Arbeit für Anfänger keinen Nutzen haben würde: ſo verſpare ich ſie in mein größeres Werk von der Geſchichte der deutſchen Sprache und Poeſie; dahin ſolche hiſtoriſche Nachrichten mit beſſerm Rechte gehören.

2. §. Das kürzeſte und kleinſte Stück, der neuern lyriſchen Poeſie iſt ſonder Zweifel das **Madrigal**; deſſen Namen und Art wir Deutſchen von den Wälſchen, dieſe aber, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, von den Provenzalpoeten bekommen haben. Die erſte Frage iſt, was das Wort **Madrigal** eigentlich bedeute? Und davon ſind verſchiedene Meynungen. **Bembus** (Proſ. L. 2.) führet zwo an, deren er keine der andern vorzieht. Die erſte iſt, **Madrigal** hieße gleichſam **Material**; weil nämlich die erſten Lieder dieſer Art, von groben, ſchlechten, niedrigen und verächtlichen Sachen verfertiget worden: und dieſer Meynung giebt **Joh. Bapt. Doni**, (Comp. del Tratt. de Modi della Muſ. p. 113.) Beyfall. Die zweyte iſt, daß Madrigal von **Mandre**, d. i. einen Schäfer in der Provenzalſprache herkomme: weil es anfänglich lauter Schäfer- oder Hirtenlieder, von Wäldern und Heerden, und andern verliebten Schäferbegebenheiten geweſen. Und da bemerket **Joh. Bapt. Strozzi**, in ſeinen Lectionen über das Madrigal, p. 195. daß **Petrarcha**, **Boccaccio**, u. a. m. in ihren Madrigalen, von nichts, als Flüſſen, Thälern, Pflanzen, und andern bäuriſchen Sachen geredet haben: ja ſelbſt **Triſſino**, **Dolce**, **Minturno** und **Menage**, ſind dieſer Meynung. **Creſcimbeni** pflichtet ihr gleichfalls bey: aber alle dieſe Herren ſagen uns nicht, wo ſie die Sylbe **gal** herbekommen? Sie können es auch, ohne die Kenntniß des Deutſchen, nicht thun. Ich habe oben ſchon erinnert, daß der erſte Provenzaldichter, **Gottfried Rudel**, ein Deutſcher geweſen ſeyn muß, von dem die übrigen die Kunſt zu reimen gelernet. Dieſer Deutſche hat nun ſonderzweifel auch das Wort **Gall**, oder **Hall**, **Schall** aus ſeiner Mutterſprache gewußt, welches wir

wir noch in Nachtigall, in gällen u. d. gl. haben. Dieſes hat er nun mit dem Worte **Mandre**, ein Schäfer, welches wohl gar aus dem Deutſchen, **Mann**, ſeinen Urſprung haben mag, zuſammengeſetzet, ſo daß es ein **Männergall**, oder Schäferlied hat heißen ſollen. Denn daß andre es von Madre della gala, Madre galante, oder della gaya, oder, wie **Ferrarius** (in Orig. Lingu. Ital.) von dem Spaniſchen Madrugar, früh aufſtehen, herleiten wollen; das ſind bloße Anſpielungen, die keine Aufmerkſamkeit verdienen.

3. §. Die erſten Madrigale ſind nicht unter ſechs, und niemals über eilf Verſe lang gemachet worden; und alſo die kleinſte Art von Liedern geweſen. Doch hat man ſie damals aus lauter gleich langen eilfſylbigten Verſen gemacht: wie **Creſcimbeni** bezeuget. Allmählich aber iſt man ſo wohl von der Zahl der Zeilen, als von ihrer gleichen Länge abgewichen, und dieſen Exempeln der Neuern ſind auch unſere Deutſchen gefolget. Nur dieſe Unbequemlichkeit entſtund daraus, daß bey der unendlichen Abwechſelung, die ſich nunmehr in den Madrigalen fand, die alten Melodien ſich nicht mehr darauf ſchicketen: daher denn ſo zu reden jedes neue Madrigal, eine eigene Singweiſe foderte. Weil nun nicht alle Dichter Tonkünſtler waren, ſich ſelbſt neue Melodien zu machen: ſo wurden eine Menge ihrer Madrigale gar nicht in Noten geſetzet, und folglich auch nichts geſungen. Und ſo iſt es ſonderlich in Deutſchland gegangen. Italieniſche Madrigale in Noten geſetzt, habe ich ſelber im Drucke.* Allein in einer großen Menge deutſcher in Noten geſetzter und gedruckter Lieder, die ich beſitze, finde ich kein einziges Madrigal. Ja in allen unſern Anweiſungen zur Dichtkunſt, habe ich es noch nirgends erwähnet gefunden, daß Madrigale eigentlich zum Singen erfunden worden. Indeſſen iſt es nicht anders: und ich glaube gar,

* Z. E. Eins führt den Titel: Libro I. de Madrigali, a cinque voci, col baſſo continuo, & ſuoi numeri, del Signor Gio. Girolamo Kapſperger, nobile Allemanno. Raccolti dal Sign. Cavallier Marcantonio Stradella. In Roma, 1608 in kl. fol.

daß die kleinen Chanſons der Franzoſen, die nur Lieder von einer Strophe ſind, und aus ungleich langen Zeilen beſtehen, nichts anders als Madrigale ſind, und billig ſo heißen ſollten. Caſpar Ziegler hat bey uns ein ganzes Büchlein von Madrigalen 1653 herausgegeben, welches auch 1685 wieder gedrucket worden. **Martin Kempe** und **Ernſt Stockmann** haben auch gute Madrigale geſchrieben: und auch bey andern unſerer Dichter kommen derer eine Menge vor.

4. §. Will man die Natur und Regeln der Madrigale wiſſen: ſo merke man kürzlich folgendes. 1) Soll ein Madrigal, nach der erſten Erfindung, mehrentheils von ſchäfermäßigem, oder doch verliebtem Inhalte ſeyn. Käme es hoch, ſo könnte ſonſt ein galanter, oder doch luſtiger und ſcharfſinniger Einfall darinn ausgedrücket werden. Denn mir kömmt es vor, ein Madrigal ſey bey den Neuern das, was die anakreontiſchen Oden bey den Alten geweſen. 2) Mache man das Madrigal mehrentheils in jambiſchen Verſen; wie alle unſere deutſche Vorgänger gethan haben. 3) Laſſe man es nicht unter ſechs, und nicht leicht, auch nicht viel über eilf Zeilen lang ſeyn; höchſtens zu 13 bis 15 Zeilen hinauf ſteigen. Denn da es nur eine Singſtrophe vorſtellen ſoll: ſo möchte ſonſt die Weiſe zu lang und beſchwerlich fürs Gedächtniß werden. 4) Mache man die Zeilen in der Länge nicht gar zu ungleich; das iſt, keine unter ſechs, und keine über eilf Sylben. Einige unſerer Poeten haben dawider verſtoßen, und bald vierſylbige, bald wieder zwölf und dreyzehnſylbige Verſe unter einander laufen laſſen. Allein welch ein Uebelſtand iſt das nicht? 5) Laſſe man die Reime zwar mit einander wechſeln, aber auch nicht zu weit von einander ausſchweifen: denn wenn drey, vier, oder mehr andere Zeilen darzwiſchen kommen, ſo hat man ſie vergeſſen; und merket es nicht mehr, ob ſie ſich reimen, oder nicht. 6) Iſt es erlaubt, zuweilen, eine, oder zwo Zeilen ungereimt mit unterlaufen zu laſſen; als ob es aus Verſehen geſchehen wäre. Und 7) muß man den zehn und eilfſylbigten

ten Verſen nach der vierten Sylbe einen Abſchnitt machen. Ein Exempel aus Zieglern mag die Sache klar machen:

Ich frage nichts, nach allen Läſterkatzen,
Sie ſpeyen auf mich los,
Und dichten was ſie wollen:
Ich werde dennoch groß.
Ihr Geifer kann nicht haften,
Die Unſchuld bleibt in ihren Eigenſchaften,
Sie ſollen mich in ſolcher Blüthe ſehn,
Daß ihnen noch die Augen wäſſern ſollen:
Und das ſoll bald geſchehn!
Denn wenn mich erſt die Läſterzungen ſtechen,
Fang ich erſt an, mich recht hervorzubrechen.

5. §. Man wird wohl ohne mein Erinnern wahrnehmen, daß dergeſtalt in dieſer Art von Liedern eine große Freyheit herrſchet: und eben dieſe Freyheit iſt einigen Dichtern ſo reizend vorgekommen, daß ſie ſich der madrigaliſchen Verſe auch in viel längern Gedichten, und die gar nicht zum Singen beſtimmet waren, bedienet haben. So hat im Franzöſiſchen Herr von Fontenelle ſeine Schäfergedichte, und der Abt **Geneſt** ſeine Philoſophie in dieſer ungebundenen Art geſchrieben. Die Engländer haben ſich darein gleichfalls verliebet, und theils große Oden oder Singgedichte in ungleichen madrigaliſchen Strophen, theils andere kleinere Stücke, in dieſer wilden Versart abgefaſſet. Bey uns hat ſich ſchon im vorigen Jahrhunderte **Wagner** die Freyheit genommen, ſein Ter Tria, aus dem Engliſchen des Teate ſo regellos zu verdeutſchen; und endlich hat ſich auch der ſel. **Brockes** in dieſelbe ſo ſehr verliebet, daß er ganze Bände voll ſolcher Gedichte drucken laſſen; ja wohl gar Werke der Ausländer, die in richtigen gleichlangen Verſen waren, als **Thomſons** vier Jahreszeiten, und **Popens** Verſuch vom Menſchen, in dieſe Poeſie der Faulen, die lang und kurz durch einander laufen läßt, überſetzet hat. Wie indeſſen nicht leicht eine Neuerung ohne Nachfolger bleibt, ſie ſey ſo ſchlecht, als ſie wolle: ſo hat es auch Brockſen nicht daran gefehlet. Ich kann es aber nicht leugnen, daß

mir eine ſo libertiniſche Dichtungsart im geringſten nicht gefällt; weil ſie weder dem Ohre noch dem Gemüthe dasjenige Vergnügen bringt, das ein wohlabgemeſſener ordentlicher Vers ihm bringt. Und was iſt es wohl für eine Kunſt, dergleichen Gemenge ungleicher Zeilen durch einander laufen zu laſſen, wie ein Hirt großes und kleines Vieh zum Thore hinaus treibt?

6. §. Ich ſchreite zu den Sonnetten. Auch dieſe ſind eine Erfindung der Provinzialdichter, und von dieſen nach Wälſchland, von da aber zu uns, und nach Frankreich gekommen. Auch dieſes zähle ich zu den Singgedichten, wozu es eigentlich erfunden worden, ungeachtet unſere poetiſchen Anweiſungen bisher kein Wort davon gewußt. Ich habe aber die Italiener auf meiner Seite; die es einhällig geſtehen: und ſelbſt der deutſche Namen eines **Klinggedichtes**, wie es die Unſrigen zu geben pflegen, hätte ſie darauf bringen können; daß es zum Klingen und Singen gemachet worden. Aus dieſem Begriffe folgen nun auch die Regeln, des Sonnets, welche ſonſt ſo willkührlich ausſehen, und ſo ſchwer zu beobachten ſind, daß **Boileau**, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit dichtet: Apollo habe daſſelbe bloß den Poeten zur Plage ausgedacht:

On dit à ce propos, qu'un Jour ce Dieu bizarre,
Voulant pouſſer à bout tous les Rimeurs françois,
Inventa du Sonnet les rigoureuſes Loix:
Voulut, qu'en deux Quatrains, de Meſure pareille,
La Rime avec deux ſons frappat huitfois l'oreille;
Et qu'enſuite ſix vers artiſtement rangez,
Fuſſent en deux Tercets par le Sens partagez.
Sur tout de ce Poeme il bannit la Licence,
Lui même en meſura le Nombre & la Cadence;
Defendit, qu'un Vers foible y put jamais entrer,
Ni qu'un Mot deja mis, oſoit s'y remontrer.
Du reſte il l'enrichit d'une beauté ſupreme.

So wenig Licht nun dieſe Beſchreibung einem, der es noch nicht kennet, vom Sonnette geben wird: ſo wenig iſt es auch gegründet, wenn er hinzuſetzet:

Un Sonnet ſans defaut, vaut ſeul un long Poeme.

7. §. **Creſcimbeni** hat in ſeiner Iſtoria, in ganzen ſechs Capiteln bloß vom Sonnette gehandelt, und alle Kleinigkeiten und Veränderungen, die daſſelbe betroffen haben, mit Sorgfalt angeführet. Es erhellet aber kürzlich ſo viel daraus, daß weder die Erfinder deſſelben in der Provence, noch die älteſten Italiener, als **Dantes**, anfänglich dieſe Art Lieder ſo gar genau in gewiſſe Regeln eingeſchränket. Weder die Zahl noch Länge der Zeilen, noch die Abwechſelung der Reime war dazumal recht beſtimmet, bis **Petrarch** durch ſeine verliebten Lieder auf die Laura, die faſt lauter Sonnette waren, dem Dinge ſeine rechte Ordnung gab. Vermuthlich hat er ein paar beliebte Melodien auf die erſten ſeiner Sonnette gehabt; denen zu Gefallen er hernach alle übrige gemachet. Ihm aber ſind hernach alle übrige Dichter mehrentheils gefolget. Es iſt alſo ſchon der Mühe werth, ein Muſter von ſeiner Arbeit anzuführen; wozu ich gleich das erſte nehmen will, das gleichſam eine Vorrede zu allen übrigen iſt:

Voi, ch'aſcoltate in Rime ſparſa il Suono,
Di quei Soſpiri, onde io nudriva il Cuore,
In ſul mio primo giovenil Errore,
Quando era in parte altre'huom, da qual ch'io ſono.
Del vario Stile in ch'io plango, & ragiono,
Fra le vane ſperanze, e'l van dolore,
Ove ſia, chi per prova intenda Amore,
Spero trovar Pietà, non che Perdòno.
Ma ben veggi'hor, ſi come al popol tutto,
Favola fui gran tempo; onde ſovente,
Di me medeſmo meco mi vergogno:

Et del mio vaneggiar vergogna e'l frutto,
E'l pentirſi, e'l conoſcer chiaramente,
Che quanto piace al Mondo è breve ſogno.

8. §. Aus dieſem Exempel nun können wir die Regeln eines rechten Sonnettes abnehmen. Es beſteht 1) aus vierzehn Zeilen, und darf weder mehr, noch weniger haben. 2) Dieſe Zeilen müſſen alle gleich lang ſeyn; zumal im Wälſchen, wo man lauter weibliche Reime machet. Im Deutſchen hergegen, kann es ſeyn, daß die, mit männlichen Reimen, eine Sylbe weniger bekommen. 3) Müſſen ſonderlich die langen Verſe dazu genommen werden: welches bey den Wälſchen die eilfſylbigten, bey uns und den Franzoſen aber die alexandriniſchen ſind. 4) Müſſen dieſelben vierzehn Zeilen, richtig in vier Abſchnitte eingetheilet werden; davon die erſten beyden, jeder vier, die beyden letzten aber, jeder drey Zeilen bekommen. 5) Müſſen die zwo erſten Abſchnitte einander in den Reimen vollkommen ähnlich ſeyn, ja in acht Zeilen nicht mehr als zwey Reime haben: ſo daß ſich einmal der erſte, vierte, fünfte und achte, ſodann aber der zweyte, dritte, ſechſte und ſiebente mit einander reimen. Endlich 6) müſſen die drey und drey im Schluſſe ſich wieder zuſammen reimen; doch ſo, daß man einige mehrere Freyheit dabey hat. Indeſſen lehret mich auch hier das Beyſpiel des Petrarcha, daß auch dieſe beyden Dreylinge auf einerley Art ausfallen müſſen, damit man ſie auf einerley Melodie ſingen könne. Denn kurz und gut: die zwey erſten Vierlinge müſſen nach der erſten Hälfte der Singweiſe, die, wie gewöhnlich, wiederholet wird; die zwey letzten Dreylinge aber nach der andern Hälfte der Melodie, die gleichfalls wiederholt wird, geſungen werden können. Dieß iſt der Schlüſſel, zu allen obigen Regeln.

9. §. Nach dieſen Regeln nun haben ſich unſere deutſchen Dichter auch gerichtet; ſonderlich die Alten, die eine große Menge von Sonnetten gemachet haben, ohne daß vielleicht ein einziges jemals geſungen worden. Opitz,

Flem-

Flemming, Mühlpfort, Sieber, Gryph, Kiene, u. a. m. haben ganze Bücher voll geſchrieben; davon ich ein paar zu Muſtern herſetzen muß. Denn da wir im Deutſchen männliche und weibliche Reime zu vermiſchen pflegen; ſo entſtehen auch zweyerley Arten bey uns, die ſich bald mit einem weiblichen, bald mit einem männlichen Reime anfangen. Sie brauchen auch alle die ſechsfüßigen Jamben, anſtatt der eilfſylbigten der Italiener. Ich bleibe bey Flemmingen, und dieß erſte iſt dem petrarchiſchen vollkommen ähnlich:

Sonnet, an ſich ſelbſt:

Sey dennoch unverzagt! gib dennoch nicht verlohren!
Weich keinem Glücke nicht! ſteh höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich, Glück, Zeit und Ort verſchworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren;
Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut,
Thu, was gethan muß ſeyn, und eh mans dir gebeut,
Was du noch beſſern kannſt, das wird noch ſtets gebohren.

Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und ſein Glücke,
Iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an,
Dieß alles iſt in dir: laß deinen eiteln Wahn,
Und eh du förder gehſt, ſo geh in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die weite Welt, und alles unterthan.

Dieſes Sonnet hat nur einen Fehler: daß nämlich, bey der dritten Zeile der zweyten Hälfte, der völlige Sinn nicht aus iſt, ſondern ſich erſt mit der folgenden endet. Dieſes würde im Singen einen großen Uebelſtand machen; weil beym Schluſſe der Melodie, der Verſtand noch nicht befriediget wäre; welches doch von rechtswegen ſeyn ſoll, wie Petrarcha es auch ſehr wohl beobachtet hat.

10. §. So gern ich noch eins, das ohne Fehler iſt, finden will, ſo ſchwer iſt mirs. Denn bald ſchließt der Verſtand nicht mit der vierten, bald nicht mit der achten, bald nicht mit der eilften Zeile. Bald ſind die letzten zwey

Drey=

Dreylinge, an Ordnung der Reime einander nicht gleich, u. ſ. w. Ich will alſo noch eins von eilſylbigten Verſen aus **Flemmingen** nehmen, ob es gleich auch von einer weiblichen Zeile anfängt. Es iſt das XX. des andern Buches.

Auf eine Hochzeit.

Was thun wir denn, daß wir die ſüßen Jahre,
Der Jugend Lenz, ſo laſſen Fuß für Fuß
Vorüber gehn? Soll uns denn der Verdruß
Der Einſamkeit noch bringen auf die Baare?

Sie kehrt nicht um, die Zeit, die theure Waare!
Bewegt uns nicht, das was man lieben muß,
Die Höflichkeit, der Muth, die Gunſt, der Kuß?
Die Bruſt, der Hals, die goldgeſchmiedten Haare?

Nein, wir ſind Fels, und ſtählern noch als Stahl,
Beſtürzt, verwirrt; wir lieben unſre Quaal,
Sind lebend todt, und wiſſen nicht was frommet.

Dieß einige ſteht uns noch gänzlich frey,
Daß wir verſtehn, was für ein gut Ding ſey,
Das uns ſtets fleucht, und das ihr ſtets bekommet.

Dieſes wäre nun wohl ſo ziemlich zur Muſik bequem: außer, daß der Sinn aus der zweyten Zeile, bis in die dritte geſchleppet wird; welches im Singen übel klappen würde. Ueberhaupt kömmt es bloß daher, daß unter vielen hundert Sonnetten, kaum ein vollkommenes anzutreffen iſt, daß die Poeten es nicht gewußt, daß ein Sonnett zum Singen gemachet werden müſſe. Da wir ſie aber bey uns niemals ſingen: ſo ſehe ich gar nicht ab, warum ein Poet ſich quälen ſoll, einem ſolchen Zwange ein Gnügen zu thun, da man viel leichtere Versarten hat, die eben ſo angenehm ſind.

11. §. Ehe ich aufs **Rondeau**, oder das Ringelgedicht komme, muß ich noch anmerken, daß **Mühlpfort** auch in vierfüßigen Verſen ein Sonnet gemachet. Es iſt gleich das zweyte unter ſeinen Sonnetten; und würde ſelbſt durch die Beyſpiele der Wälſchen, zu rechtfertigen ſeyn: wenn es nur durchgehends ſich ähnlich, und in den letzten ſechs Zeilen nicht fehlerhaft wäre. Die erſten acht Zeilen ſind nämlich allen Regeln gemäß und lauten alſo:

Abend=

Abendgebeth.

Das Licht vergeht, die Nacht bricht an,
Verzeihe Gott! die ſchweren Sünden;
Die mich, als wie mit Stricken binden,
Daß ich nicht vor dich treten kann.

Ich habe leider deine Bahn
Der Heiligkeit nicht können finden:
Weil ich ſtets auf den Wolluſtsgründen,
Bin hangen blieben mit dem Kahn.

Allein nun kömmt das falſche:

Ein Irrlicht hat mich ſo verführt,
Das mir die Welt hat aufgeſtecket,
Ich habe nie die Luſt geſpürt,
Bis daß ich mich mit Koth beflecket.
Gedenke nicht, o Herr! der Sünden meiner Jugend,
Ich wende mich hinfort zur Frömmigkeit und Tugend.

Hier ſieht ein jeder, daß ſich drey und drey Zeilen unmöglich nach derſelben zweyten Hälfte einer Melodie würden ſingen laſſen. Noch viel fehlerhafter ſind die ſogenannten Sonnette, die **König** bey ſeiner Ausgabe von **Kanitzens** Gedichten hin und wieder eingeflicket: denn er hat weder alle dieſe Regeln, noch die allergemeinſte und leichteſte, daß ein Sonnet 14 Zeilen haben muß, beobachtet. Andere wunderliche Veränderungen der Sonnette, entweder durchgehends mit einerley, oder ohne alle Reime, deren **Omeis** in ſeiner Dichtkunſt gedenket, übergehe ich mit Fleiß; weil ſie billig in keine Betrachtung kommen.

12. §. Das **Rondeau** ſelbſt anlangend, ſo iſt daſſelbe nicht von wälſcher oder alter provenzaliſcher, ſondern von franzöſiſcher neuerer Erfindung. Außer dem, daß **Voitüre** dergleichen eine gute Anzahl gemachet hat, wie man bey ſeinen Briefen angehenket finden wird: ſo hat man auch die Verwandlungen **Ovids**, in franzöſiſchen und deutſchen Rondeaux, oder Ringelgedichten erkläret, die zu Nürnberg 1698. in 8. mit Figuren herausgekommen ſind. Auch dieſe ſind eigentlich im Anfange zum Singen beſtimmt

gewe-

geweſen. Wir wollen zum Muſter eins aus der alten Welt vom **Marot** nehmen, und zwar dasjenige, ſo er an Kaiſer Karl den V, auf ſeinen Abſchied aus Paris gemachet, wo er König Franz den I, nach ſeiner Erledigung aus der Gefangenſchaft beſuchet.

L'Adieu de France à l'Empereur.

Adieu Ceſar! Prince bien fortuné,
De vrai honneur par Vertu couronné.
Adieu le Chef de la noble Toiſon,
Au departir de la propre Maiſon,
Dont le bon Duc, ton grand Ayeul, fut né.

Quand je t'aurai cent fois à Dieu donné,
Et à grand Dueil des Yeux abandonné,
Le Coeur ſera, pour Toi ſon oraiſon.
Adieu Ceſar!

Le ſuppliant, qu'un jour ja ordonné,
Te voye ici des Tiens environné:
J'entend des Tiens, qui ſont Miens par Raiſon,
Or j'attendrai cette heureuſe ſaiſon,
En grand deſir, que Tu ſois retourné.
Adieu Ceſar!

13. §. Aus dieſem Exempel wollen wir nun die Regel des rechten Ringelgedichtes herleiten. Man ſieht zuförderſt, daß ſelbiges nicht mehr, als dreyzehn einſylbigte Zeilen hat, deren fünf im Anfange, und fünf am Ende, einen beſondern Verſtand ausmachen; drey aber in der Mitte abgeſetzet werden, und wieder ihren eigenen Sinn haben. 2) bemerket man, daß in dem ganzen Gedichte nicht mehr, als zweyerley Reime ſind; die aber in dem erſten und letzten fünfzeiligten Stücke auf einerley Art abwechſeln; ſo daß dieſelben nach einer Melodie geſungen werden können: das Mittelſtück aber für ſich den erſten Reim zweymal, und den andern, einmal haben muß. 3) Endlich ſieht man, daß der Anfang, von vier Sylben, oder zwey Jamben, nach deut-

ſcher

ſcher Art zu reden; für ſich einen Verſtand haben, und ſo wohl nach dem dreyzeiligten Mittelſtücke, als ganz am Ende wiederholet werden muß. Wer ſieht nun nicht, daß auch dieſes Gedicht der Muſik zu gut erfunden worden? Die erſte Hälfte der Melodie muß auf fünf Zeilen zulangen; und dabey muß ſich der Verſtand ſchließen. Die andere Hälfte langet auf drey Zeilen; und um anzuzeigen, daß man nun die erſte Hälfte noch einmal wird ſingen müſſen: ſo werden auch die Anfangsworte wiederholet. Sodann folget der Beſchluß nach der Melodie der erſten Hälfte; und ſodann wiederholet man die Anfangsworte noch einmal, dadurch es denn zu einem völligen Ringelgedichte wird. Nichts iſt nunmehr begreiflicher, als alle dieſe Regeln, die bisher noch von keinem unſerer Dichter gehörig eingeſehen worden; und alſo ganz willkührlich und abgeſchmackt ausgeſehen haben. **Rotthe, Omeis,** und **Menantes,** wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ein Rondeau aus dreyzehn Zeilen beſtehen, und ſowohl nach der achten, als letzten Zeile den Anfang wiederholen müſſe: dadurch man auf den Wahn verfällt, daß es nur aus zwey Theilen, einem achtzeiligen Rumpfe und fünfzeiligen Schwanze beſtehe; davon man aber wieder keinen Grund einſieht. Vielweniger kann man daraus die Ordnung der Reime begreifen, die ſie einem vorſchreiben, wenn es heißt, daß ſich die 1. 2. 5. 6. 7. 9. 10 und 13 Zeile; und hernach wieder die 3. 4. 8. 11. und 12 Zeile reimen müſſe.

14. §. Da ich nun den Grund der Erfindung, aus der Beobachtung der älteſten Muſter, glücklich entdecket: ſo wird man daraus leicht ſehen, daß viele Rondeaux, die man in unſern Dichtern antrifft, eben ſo fehlerhaft ſind, als die Sonnette oben befunden wurden. Doch iſt dasjenige, was **Omeis** anführet, wenn ich es nach der rechten Art ſchreibe, ganz richtig gerathen.

Es iſt vollbracht! der Schatten iſt vergangen,
Es liegt zerknirſcht, das Haupt der alten Schlangen,
Der Höllen Thor hat Simſon umgekehrt,
Und Michael das feſte Schloß zerſtört,
Darinn der Menſch lag auf den Tod gefangen.

Es ſchäumt der Drach in Ketten und in Zangen,
O Siegeswort! davon wir Troſt erlangen,
Das man am Kreuz von Chriſto hat gehört:
Es iſt vollbracht!

Herr! ſteh mir bey, wenn endlich meine Wangen,
Vom Todtenhauch erblaſſet ſollen hangen:
Wann meine Seel nun aus dem Kerker fährt;
So laß auch mich, im Glauben unverſehrt,
Und freudenvoll, mit deinem Letzwort prangen:
Es iſt vollbracht!

Eins iſt hier nur zu bemerken, darinn dieß Ringelgedicht von dem franzöſiſchen abgeht: nämlich daß dieſes lauter männliche Reime hatte, das deutſche aber dieſelben mit weiblichen abwechſelt. Allein daß jenes im Franzöſiſchen keine Regel ſey, zeigen viele andere in eben dem Marot, und in andern Dichtern, die gleichfalls gewechſelt haben. Und eben daraus erhellet auch, daß man eben ſowohl mit einem männlichen Reime anfangen könne, wann nur das übrige hernach in eben der Ordnung beybehalten wird.

Des II. Abſchnitts II. Hauptſtück.

Von allerley neuen Arten größerer Lieder, als Ringeloden, Sechſtinnen und Geſängen.

1. §.

Nach dieſer letzten Art hat man auch andere **Ringeloden** im Deutſchen zu machen verſuchet, und verſchiedene Arten derſelben auf die Bahn gebracht. Denn theils hat man am Ende jeder Strophe die erſte Zeile derſelben wiederholet. Ein Exempel mag mir **Philander von der Linde** geben. Es ſteht in ſeiner Unterredung von der Poeſie a. d. 227. S.

1.

Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.
Weil die Liebe Schmerzen bringet
Und nach Wunſche nicht gelinget,
Mag ich nicht: jedoch ich muß
Wenn zuletzt des Hiṁels Schluß
Mir was auserkohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.

2.

Meine Freyheit ſteht mir an,
Doch nur eine Weile:
Denn es koṁen doch die Stunden,
Da die Seele wird gebunden.
Und voll ſüßer Feſſel iſt.
Daß mit dieſem was mich küßt,
Ich mein Herze theile.
Meine Freyheit ſteht mir an,
Doch nur eine Weile.

3.

Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.
Soll mich endlich was vergnügen,
Mags der Himmel glücklich fügen.
Spielt die Hoffnung wunderlich
Ey! ſo iſt ſie doch für mich
Auch nicht ganz verlohren.
Lieben hab ich zwar verredt,
Aber nicht verſchworen.

Die andere Art, wiederholt im Anfange jeder Strophe den Schluß der vorhergehenden; und dergeſtalt hängen die Stro-

phen gleichſam wie die Glieder einer Kette an einander; der Schluß der letzten Strophe aber ſchließt auf den Anfangsworten des ganzen Liedes. Ein Exempel giebt **Menantes** in ſeiner gal. Poeſie a. d. 119. S.

Erbarme dich, du Schönheit dieſer Welt,
Und nimm von mir die Feſſel meiner Seelen!
Wenn Stahl und Eis dein Herz umſchloſſen hält,
Durch Sclaverey mich auf den Tod zu quälen,
So denke nur, die Größe meiner Noth
Iſt ſchon der Tod!
Iſt ſchon der Tod ein Opfer deiner Luſt, ꝛc.

Und die letzte Strophe ſchließt ſo:

Mein Herz giebt nur den Seufzer noch von ſich,
Erbarme dich!

Eben dergleichen kömmt auch auf der 175. u. f. S. vor, und hebt an:

Ergötze dich, befriedigtes Gemüthe,
An allem was der Himmel fügt. ꝛc.

2. §. Faſt zu eben dieſer muſikaliſchen Art gehören die Wiederhallslieder. Man verſteht durch dieſelben ſolche Lieder, die an Oertern geſungen werden können, wo das Echo die letzten Sylben jeder Strophe wiederholet; dieſes aber dem Dichter Gelegenheit zu einem neuen Gedanken giebt, dem er in der folgenden Strophe weiter nachdenket. Denn ob wohl einige auch andere Arten von wiederhallenden Verſen zu machen gelehret, die nicht geſungen werden können, und wo das Echo an keinen gewiſſen Stellen etwas wiederholet: ſo kommen mir doch dieſelben viel unnatürlicher und abgeſchmackter vor. Denn wer wird in einen Wald hintreten, um einen fertigen Vers ſo laut abzuleſen, daß ihm das Echo antworten könne. Hergegen ein Lied, kann man ſchon ſo laut ſingen, daß der Wiederhall ertönen kann: und da Verliebte die Einſamkeit in Wäldern ſuchen; ſo iſt es ſo ungereimt nicht, daß man ihnen auch ſolche Lieder mache, die zu guten Gedanken Anlaß geben. Das Muſter will ich wieder

aus dem **Menantes**, oder vielmehr Hrn. **Neumeiſter** nehmen. Es ſteht a. d. 253. S.

Wozu entſchließt ſich mein Gemüthe?
  Wo findt mein Herz die beſte Ruh?
Welch Glücke zeigt mir ſeine Güte?
  Und welch Vergnügen deckt mich zu?
Doch was mir längſt iſt vorgeſchrieben,
Das iſt der freye Weg im Lieben.
            Echo. Im Lieben!
Wie? artge Nymphe, willſt du ſcherzen?
  Und ſtimmeſt dem Enſchluſſe bey:
Daß Lieben für galante Herzen
  Das allerbeſte Labſal ſey?
So laß ſich alles glücklich fügen,
Mich durch die Liebe zu vergnügen.
            Echo. Vergnügen.
Vergnügen! doch nicht bloß durch Worte,
  Die That muß ſelber Zeuge ſeyn ꝛc.

Obwohl ich nun dieſe Erfindung an ſich nicht verwerfe: ſo kömmt mir doch dieſes etwas zu gezwungen vor, wenn der Verfaſſer, alle dieſe Schlußwörter ſeiner Strophen, zuſammen genommen, einen beſondern Sinn ausmachen läßt; als ob ihm nämlich die Waldnymphe die Sittenlehre, hätte zuruffen wollen: Im Lieben Vergnügen ſuchen, betrüget Thoren; ich (ſcil. hab es) erfahren: als nämlich Echo in den Wiederhall verwandlet worden. Denn dieſes erhellet, aus der gewaltſamen und unerlaubten Auslaſſung, in dem letzten Nachklange: zugeſchweigen, daß ein Echo, das zwo Sylben nachruffet, allemal dabey bleibet, und ſchwerlich drey, aber gewiß nicht vier nachruffen kann.

3. §. Noch eine weit gezwungenere Art von Liedern, haben die Provenzalpoeten, und Wälſchen an ihren **Sechſtinnen** eingeführet: wobey es aber auf nichts anders, als aufs Reimen, und die Wiederholung und Verwechſelung der Reime ankömmt. Das Muſter, das uns **Creſcimbeni** davon giebt (L. I. p. 25.) iſt vom 1560ſten Jahre, von dem friauliſchen **Dichter Amalteo**, und die erſte Strophe lautet ſo:

 L'au-

L'aura, che gĩa di queſto fragil legno,
Hebbe 'l governo, et la guarda da ſcogli,
Or me conteſa da rabbioſi venti,
E ver me ſento congiurate l'onde
Ne fra tante procelle ſcorgo il porto,
And'io pavento a coſi lungo corſo.

Hier ſieht man nun eine ſechszeiligte Strophe, deren Verſe ſich gar nicht reimen: deren Schlußwörter aber in den folgenden fünf Strophen, denn ſoviele müſſen noch dazu gemacht werden, wieder vorkommen; ſo daß das letzte davon, Corſo, gleich in die erſte Zeile der folgenden Strophe kömmt; die andern aber wechſelsweiſe, von oben und von unten folgen. In dieſem Falle nämlich kommen die Reime der folgenden Strophen ſo.

Corſo	Venti	Porto	Onde	Scogli
1). legno	2). corſo	3). venti	porto	onde
porto	l'onde	ſcogli	4). legno	5). corſo
ſcogli	legno	corſo	venti	porto
l'onde	ſcogli	legno	corſo	venti
venti.	porto.	l'onde.	ſcogli.	legno.

Hier ſieht man wohl, was einem Dichter von dieſer tyranniſchen Art der Ordnung der Reime, für ein hartes Joch auferleget wird: indem es nicht anders iſt, als ob er lauter Bouts-rimez, zu machen hätte, wie er denn wirklich nicht Reime zu den Verſen und Gedanken; ſondern Gedanken und Verſe zu den Reimen zu ſuchen hat. Ob ſich nun dabey die Mühe verlohne, die man bey Anſtrengung ſeines Witzes und der Erfindungskraft anwenden muß, das iſt eine andere Frage. Der Wohlklang der Reime verliert ſich ja durch ihre Entfernung und Vermiſchung ganz und gar: und in der That ſind es nicht einmal Reime zu nennen, da nur jedes Wort in ſechs Strophen ſechsmal wiederholet wird, ohne daß ſich ein anderes darauf reimet.

4. §. Vielleicht iſt das die Urſache geweſen, warum andere, noch einen größern Zwang geſuchet, und in öfterer

Wieder

Wiederholung derſelben Schlußwörter ihre Kunſt bewieſen haben. Einige machten zwölfzeilige Sechſtinnen, worinn ein Schlußwort z. E. Donna, ſechsmal mit andern Wörtern, als tempo, luce, freddo, pietra, vermiſchet ward, welche bey den letztern auch zweymal wiederholet wurden. Andere blieben zwar bey ſechszeiligten Strophen, brauchten aber jedes Schlußwort, z. E. donna und pietra, wechſelsweiſe dreymal: ſo daß in der ganzen Sechſtinne jedes Schlußwort achtzehnmal am Ende zu ſtehen kam. Ja weil ſie noch die Zahl der Strophen zu verdoppeln für gut befanden: ſo kam ſowohl donna als pietra jedes ſechs und dreyßigmal darinnen vor. Was für ein Geklingel derſelben Wörter, und was für ein Ekel der Ohren daraus entſtanden, das kann ſich ein jeder aus dieſer Strophe vorſtellen:

Chi non sa ben, com'una fiera donna,
L'altrui miſere membra volga in pietra:
Miri il guardo crudel de la mia donna,
Ch'a forza di cangiar ciaſcuno in pietra.
Alma non è ſi di ſteſſa donna
Ch'ella con gli occhi ſuoi non faccia pietra.

Eben ſo ſehen alle eilf folgenden aus: und es ſcheint ſowohl aus dieſem, als aus vielen andern wälſchen Erfindungen, die bloß aufs Reimen, und auf vieles und ſchweres, ja recht wunderliches und ekelhaftes Reimen hinauslaufen; daß die Köpfe der wälſchen Dichter ſich etliche Jahrhunderte hindurch, in lauter Reimregiſter verwandelt gehabt: ja daß keine Verſe in der Welt, den Namen Rime, mit beſſerm Rechte verdienet haben, als die italiäniſchen; weil der bloße elende Reim eine geraume Zeit das Hauptwerk derſelben geworden war.

5. §. Doch was ſoll ich von unſern deutſchen Sechſtinnen ſagen? Dieſe ſind gewiß noch künſtlicher geworden, als die bisherigen wälſchen: wie mich die Beyſpiele in unſern Dichtern davon belehren. Im **Chriſtian Gryphius**, der ſonſt noch einen ziemlich geſunden Geſchmack hatte, finde ich

auf der 900ſten u. f. S. eins, darinn er das Haar, die Augen, die Wangen, die Lippen, den Hals und die Bruſt des Frauenzimmers, um die Ehre des Vorzuges ſtreiten läßt. Jedes von dieſen Mitwerbern redet in ſechs Zeilen, die ſich alle reimen: und das folgende behält eben dieſelben Reimwörter, ſo daß es von dem letzten der vorigen Strophe den Anfang machet; die übrigen aber in derſelben Ordnung von oben herunter wiederholet. Ein paar Strophen machen die Sache klar: denn ganz mag ich das Papier damit nicht verderben:

Das Haar.

Wir fangen Geiſt und Seel und Leben, doch verſchränket
Zu ſteter Dienſtbarkeit; der Schmuck, ſo an uns henket,
Iſt vieler Buhler Netz, wenn itzt die Locke tränket
Ein ſüßer Himmelsthau, und uns die Freyheit ſchenket,
Daß man ſich Kerkerlos um beyde Brüſte ſchwenket,
Und das erſtarrend' Aug als wie ins Grab verſenket.

Die Augen.

Hat jemals unſre Glut ein ſchwarzes Haar verſenket,
Hat unſre Sonnen je der Locken Nacht verſchränket,
Nein, wo der helle Stral von Diamanten henket,
Da quillt dar Liebe Brunn, der tauſend Herzen tränket,
Wir haben Sterbenden das Leben oft geſchenket,
Wenn unſer reizend Blitz die Siegesfahn geſchwenket.

Die Wangen.

Hier iſt der Roſen Feld, wo ſich Cupido ſchwenket. ꝛc.

Doch ein jeder kann ſichs nun ſchon ſelbſt vorſtellen, was das für eine ekelhafte Monotonie, und für ein kindiſches Geklapper, einerley, zumal lauter weiblicher Reime giebt; die der majeſtätiſchen Art unſrer Sprache nicht im geringſten gemäß ſind. Gleichwohl ſind alle die Exempel und Regeln, in unſern vollſtändigſten Anweiſungen der Dichtkunſt, auf eben den Schlag eingerichtet. Man ſehe des **Menantes** gal. Poeſ. a. d. 262. u. f. S.

6. §. Anſtatt der großen Lobgeſänge auf die Götter und Helden bey den Alten, die in heroiſchen Verſen gemachet waren, und in einem fortgiengen; haben die neuern die

langen Geſänge in eilfſylbigten, oder alexandriniſchen Verſen, von acht bis zehnzeiligten Strophen eingeführet. Die eilfſylbigten und achtzeiligten, mit wechſelnden Reimen ſind wohl zuerſt von den Wälſchen eingeführet, und werden Ottava Rima genennet. Sowohl **Arioſt** hat ſeinen raſenden Roland, als **Taſſo** ſeinen Gottfried, in ſolchen Strophen beſungen; und beyde nannten daher, eine größere Abtheilung des ganzen Gedichtes, die bey den Alten ein Buch geheißen haben würde, nur einen Geſang: weil in der That, ein Gedicht von lauter gleichen Strophen, nach einer und derſelben Melodie geſungen werden könnte. Aus dem **Taſſo** habe ich ſchon im erſten Theile einige Strophen angeführet: itzo will ich aus dem **Arioſt** eine Probe geben. In der venetianiſchen Ausgabe von 1577. in 4. der ich mich bediene, lautet die erſte Strophe ſo:

Le donne, i Cavalier, l'arme gli amori,
Le Corteſie, l'audaci impreſe io canto;
Che furo al tempo, che paſſaro i Mori
D'Africa il mare e in Francia nocquer tanto,
Sequendo l'ire, e i giovenil furori
D'Agramanto lor Re; che ſi die vante,
Di vendicar la morte di Trojano,
Sopra Re Carlo Imperator Romano.

Hier ſieht man nun, daß dieſe Ottava rima, im Anfange der Strophe jeden Reim dreymal wiederholet, und alſo mit zween abwechſelnden Tönen ſechs Zeilen ſchließt; hernach aber mit einem Dritten, die beyden letzten paaret. Und eben ſo iſt auch der ganze **Taſſo**, nicht nur in gewöhnlichen Ausgaben, ſondern auch in der neapolitaniſchen Mundart, in welche man ihn 1689. überſetzet, nebſt dem Grundtexte in fol. zu Napoli herausgegeben. Weil dieß Stück ſeltſam iſt, will ich auch die erſte Strophe mittheilen:

Canto la Santa Mpreſa e la piatate
C'happe chillo gran Hommo de valore
Che tanto fece ne la libbertate

De lo Sebburco de noſtro Segnore.
Nò nce potte lo Nfierno, e tant armate
Canaglie nò le dettero terrore
Ca l'ajotaie lo Cielo, e de carrera
L'Ammice (e) ſpierte accouze a la bannera.

7. §. Wie nun unſere Deutſchen zur Nachahmung gemacht und gebohren ſind: alſo haben auch die Ueberſetzer dieſer zwey Heldengedichte es für ihre Pflicht gehalten, dieſelbe Versart der Wälſchen von achtzeiligten Strophen, beyzubehalten: nur ſo, daß ſie die eilfſylbigten Verſe der Wälſchen in ſechsfüßige Jamben verwandelten. Von dieſem letzten will ich hier aus der 1651. herausgekommenen verbeſſerten Auflage **Diederichs** von dem **Werder**, die Ueberſetzung beyfügen; da ich aus der erſten Ausgabe ſchon bey anderer Gelegenheit ein Muſter gegeben.

Von Waffen ſing ich hier, ich ſinge von dem Held,
Dem Held, der Chriſti Grab das werthe Grab erſtritten,
Der mit Verſtand und Hand, viel Sachen fortgeſtellt,
Der in dem großen Sieg auch trefflich viel erlitten;
Dem ſich die Höll umſonſt zuwider aufgeſchwellt,
Auf den viel Heiden auch umſonſt zuſammen ritten;
Als er die Fürſten hat, aus GOttes Huld und Macht,
Bey ihr groß Kreuzpanier vereinigt erſt gebracht.

Da nun dieſer Zwang durch das ganze Gedicht hinaus, ohne Zweifel dem Ueberſetzer viel Mühe gemacht; ſo ließ ſich durch ſein Exempel, das 1626. zuerſt im Druck erſchien, der Dollmetſcher des raſenden Rolandes nicht verführen. Er behielt zwar die achtzeiligten Strophen bey, wie er ſie im **Arioſt** fand; allein die dreyfachen Reime und die Abwechſelung derſelben ſtund ihm nicht an: vielmehr wählte er die heroiſchen mit abgewechſelten männlichen und weiblichen, aber ungetrennten Reimen. Eine Strophe wird zeigen wie ſie geklungen, als ſie 1632. allhier in Leipzig zuerſt ans Licht traten:

Von Frauen, Rittern, Lieb und Waffen will ich ſingen,
Wie auch von Höflichkeit und vielen tapfern Dingen,
Geſchehen zu der Zeit, als mit gar großem Heer,
Die Moren ſchifften ran, durchs Africaner Meer;

Und thaten überall in Frankreich ſolchen Schaden.
Sie folgten Agramant dem König, der beladen
Von Zorn, noch rächen wollt, aus jungem ſtolzen Muth.
An Kaiſer Karlen jetzt Trojani Tod und Blut.

8. §. Doch ſo geſchickt und bequem dieſe Art von heroiſchen Geſängen war, ſo finde ich doch nicht, daß ihm ein einziger von unſern Dichtern des vorigen Jahrhunderts darinn gefolget wäre. Zwar Geſänge von ſechszeiligten Strophen findet man hin und wieder: ſonderlich in **Beſſern**. Sein brandenburgiſcher Glückslöwe, den er 1684. auf **Friedrich Wilhelms** des Großen Geburtsfeſt gemachet, war von der Art: ich will aber lieber aus dem Gedichte auf die Krönung **Friedrichs** des Weiſen, und erſten Königes, die Probe nehmen, wiewohl ihre Reime nicht in eben der Ordnung, als in der itztgedachten, folgen:

Nun, großes Königberg! nun wird an dir erfüllt,
Was du vor langer Zeit im Namen haſt geführet,
Nun, Preußen! wird dir kund, was dieſe Krone gilt,
Mit welcher um den Hals dein Adler iſt gezieret,
Da Friederich, dein Fürſt, den Königsthron beſteiget,
Und ſein geſalbtes Haupt ſich in der Krone zeiget.

Ein jeder ſieht wohl, daß man auf eben den Schlag auch mit weiblichem Reime hätte anfangen, und mit männlichen ſchließen können, wie ſelbſt **Beſſer** bey andern Gelegenheiten gethan. Allein dieſer hatte es auch vorher ſchon mit achtzeiligten Strophen verſuchet; als er am Tage der brandenburgiſchen Erbhuldigung dieſes III. Friedrichs 1688. ſeinen Geſang ſo anſtimmete:

Will denn nun Brandenburg ſich gar zu tode grämen?
Iſt mit dem großen Pan, denn alle Hoffnung todt?
Nein! ſelbſt der Himmel zeigt den Hafen unſrer Noth:
Der uns die Zuflucht heißt in Friedrichs Arme nehmen.
Iſt Friedrich Wilhelm todt; lebt Friederich ſein Sohn!
Das Bild von ſeinem Geiſt und ſeinem großen Herzen:
Und da er heut beſteigt den väterlichen Thron;
Wie tröſten wir uns nicht bey unſern langen Schmerzen!

Siehe auch das auf den Tod von Friedrichs erſter Gemahlinn aus dem Hauſe Caſſel: welches auch eine kleine Aenderung in den Reimen verſuchet hat.

9. §. Nun folgte der **Freyherr von Kanitz**, der zwar in ſeinem Kampfe wider die Sünde hierinn **Beſſern** folgete, aber auch ſelbſt einen Geſang von zehnzeiligten Strophen, auf den Tod des Grafen von Dohna 1686. verſuchete. Der Anfang lautet ſo:

Laß, mein beklemmtes Herz der Regung nur den Zügel,
Begeuß mit einer Fluth von Thränen dieſen Hügel,
Weil ihn mein treuſter Freund mit ſeinem Blut benetzt.
Auf dieſer Stelle ſank mein tapfrer Dohna nieder,
Hier war ſein Kampf und Fall, hier ſtarrten ſeine Glieder,
Als ein verfluchtes Bley die theure Stirn verletzt:
Das, eh der Sonnen Rad den andern Morgen brachte,
Ihn leider! gar zu bald zu einer Leiche machte.

Dieſes vortreffliche und bewegliche Stück nun, hat ſonder Zweifel **Neukirchen**, der bald darauf nach Berlin gekommen, und einigen andern Dichtern zum Muſter gedienet, daß ſie verſchiedene Geſänge von der Art verfertiget, die man in den Hofmannswaldauiſchen Gedichten antrifft. Weil aber **Neukirch** damals noch den Lohenſteiniſchen Geſchmack liebte, als er ſie verfertigte: ſo habe ich ſie in die Sammlung ſeiner Gedichte nicht mit geſetzet. Sie heben an: Der Geiſt der Poeſie ꝛc. Wir armen Sterblichen ꝛc. Geiz, und Verſchwendung hat ꝛc. Der Affe der Natur ꝛc. Der Zunder der Natur ꝛc. Daß Himmel und Geſtirn ꝛc. und ſtehen alle im I. Theile der Hofmannsw. Ged. Auch vor dem II. Theile des Arminius wird man noch ein Beyſpiel dieſer Art finden. Doch hat er auch achtzeiligte Strophen verſuchet, z. E. auf den Geheimen Rath von **Fuchs**, u. a. m. die aber auch noch von dem wilden Witze ſtrotzen. Andere ſind noch weiter gegangen, und haben auch zwölfzeiligte Strophen in ſolchen Geſängen verſuchet, wie man im III. Th. der Hof. W. Ged. ſehen wird; aber wenig Beyfall und keine Nachfolger gefunden. **Pietſch** aber hat die achtzeiligten

Strophen mit ungetrennten Reimen in ſeinen ſchönſten Geſängen mit dem beſten Erfolge von der Welt gebrauchet; worinn ihm denn viele neuere nachgefolget ſind. Z. E. ſein heroiſcher Geſang an den Prinzen **Eugen** von 1716. hebt ſo an:

O feuriger Eugen! wirkt dein entbrannter Muth,
Auch in dieß kalte Land? Ja, ja, die hohe Glut
Die deinen Geiſt bewegt, hat mich auch überwunden.
Mein Geiſt wird bandenlos, da du den Feind gebunden;
Der mich, wie ſchwach er ſonſt die matten Flügel regt,
Doch itzt vom Helikon auf Wall und Schanzen trägt,
Durch Dampf und Leichen führt, und mich dahin geriſſen,
Wo unter Türkenblut mir meine Reime fließen.

10. §. In eben dieſer Versart, hat Hr. Secr. **Kopp**, die neue Ueberſetzung des Taſſo, mit ſehr gutem Erfolge verfaſſet. Es wäre zu wünſchen, daß auch **Brokes** ſeinen mariniſchen Kindermord auf eben dieſe ordentliche Art überſetzet hätte. Allein er hat ſichs für erlaubt gehalten, die richtigen Strophen des Wälſchen in unrichtige deutſche zu bringen, die bald ſechs, bald acht, bald zehn Zeilen haben, und ihre Reime bald ſo, bald anders abwechſeln: bloß, damit er in ſeiner Dollmetſchung keine Zeile mehr, oder weniger bekommen möchte, als das Original hat. Hat aber Hr. **Kopp** dieſes gleichwohl beobachtet; ſo müßte es auch im **Marino** angegangen ſeyn; wenn ja ein ſo ſchwülſtiger Dichter überſetzet werden müſſen. Allein **Brokes** war zu allen Licenzen ſehr geneigt, und man könnte ihn den **dithyrambiſchen Dichter** unter uns nennen; weil wirklich ſolche ungebundene Versarten, bald von langen, bald von kurzen Strophen, und allerley Verſen, ohne Regel und Ordnung dieſen Namen verdienen. Ich ſage dieſes nicht, als ob er keine Exempel bey den Ausländiſchen, auch wohl gar bey den Griechen, vor ſich gehabt hätte. Nein, dieſe haben auch Dithyramben, das iſt, wilde Verſe gemacht; ja Wälſche, Franzoſen und Engländer haben Stances irregulieres, u. d. gl. gemachet. Allein, wir finden auch Bil-

derreime bey den Alten; und was für ſchlechtes Zeug iſt nicht bey den Wälſchen zu finden, wie man ſelbſt im Muratori und Creſcimbeni finden kann. Wer alſo Geſänge machen will, der muß die Strophen ſo gleich machen, daß ſie nach einer Singweiſe geſungen werden können. Nicht aber wie das Stück auf der 284ſten S. des III. Th. der Hof. W. Ged. Und geſetzt, daß manche gar nicht geſungen werden ſollen: ſo iſt doch ein harmoniſches Leſen eines guten Gedichtes auch ſchon eine Art von Muſik, und Geſange: und auch da ergetzet es das Ohr eines Zuhörers, wenn allemal dieſelbe Zahl, und einerley Abwechſelung der Reime, in allen Strophen beobachtet wird. Von jenen wunderlichen Misgeburten aber heißt es, aus dem Horaz:

Ut gratas inter menſas ſymphonia diſcors,
Et craſſum unguentum, et ſardo cum Melle papaver
Offendunt; poterat duci quia cœna ſine iſtis:
Sic animis natum inventumque poema juvandis
Si paullum a ſummo diſceſſit, vergit ad imum.

11. §. Wenn ich hier von allen denen Geſängen hätte handeln wollen, welche die Italiener Canzoni nennen, deren Strophen bald aus langen, bald aus kurzen Zeilen beſtehen: ſo hätte ich auch von den mannigfaltigen Liedern unſerer alten Meiſterſänger handeln müſſen, die ſie Bar nennen, und deren jede Art der Strophe ihren beſondern Ton hat. Allein dieſe beyden Arten gehören nicht in dieſe Claſſe: und theils hat Wagenſeil ſchon von ihnen gehandelt, theils werde ich ſelbſt an ſeinem Orte noch weit ausführlichere Nachricht davon geben. Von der obigen Art wird man ganze Abtheilungen ſolcher Geſänge in meinen Gedichten antreffen.

Des

Des II. Abſchnitts III. Hauptſtück.

Von Cantaten, Serenaten, und Kirchenſtücken, oder Oratorien.

1. §.

Die Cantaten ſind eine neue Erfindung der Italiener, davon die Alten nichts gewußt haben: es hat aber allem Anſehen nach die Muſik Gelegenheit dazu gegeben, und ſie ſind an ſtatt der Oden eingeführet worden. Creſcimbeni ſagt, ſie wären erſt im XVII. Jahrhunderte erfunden: er weis aber den erſten Erfinder nicht zu nennen. Doch meynt er Chiabrera, und Tronſarella wären mit unter den erſten geweſen, die ſie gemachet; und er rühmet den Stradella, für einen der beſten Tonkünſtler im Setzen derſelben. Ich ſtelle mir die Sache folgendergeſtalt vor. Weil in Liedern von einerley Strophen auch dieſelbe Melodie beybehalten werden mußte: ſo ward man gewahr, daß ſich dieſelbe nicht zu allen Verſen gleich gut ſchickte. Der erſte Vers einer Ode war z. E. traurig, und gegen das Ende legte ſich dieſer Affect, ja veränderte ſich wohl gar in eine Freude. Hatte ſich nun die Geſangweiſe zum Anfange gut geſchickt: ſo ſchickte ſie ſich zum Ausgange deſto ſchlechter. Denn wie klingt es, wenn ein luſtiger Text nach einer traurigen Melodie geſungen wird? War aber die Muſik weder traurig noch luſtig; ſo ſchickte ſie ſich weder zum Anfange noch zum Ende recht: weil ſie keins von beyden in der gehörigen Schönheit vorſtellete, und keine Gemüthsbewegung recht lebhaft ausdrückete. Nun hätten die Poeten dieſem Fehler zwar abhelfen können, wenn ſie in einem Liede nur einen Affect vom Anfange bis zum Ende hätten herrſchen laſſen, wie es auch billig ſeyn ſollte. Allein, da ſie es nicht thaten; ſo gerieth man auf die Gedanken, die Lieder nicht mehr ſo gar ein-

einträchtig zu machen, keine ſolche ähnliche Strophen mehr zu beobachten; ſondern Zeilen von ungleicher Länge, auf eine ungebundene Art durch einander laufen zu laſſen; und alsdann die Muſik durchgehends, nach dem Inhalte des Gedichtes, zu bequemen. Dadurch hoffte man jenen Uebelſtand der Oden gewiß zu vermeiden, und jede Zeile eines ſolchen Geſanges, dem darinn herrſchenden Affecte gemäß, auszudrücken; jedem Worte nach ſeinem rechten Sinne den gehörigen Ton und Nachdruck geben zu können.

2. §. Die Sache war nicht ſchwer ins Werk zu richten: denn die Poeten bekamen mehr Freyheit, und die Componiſten fanden tauſendfache Gelegenheit, ihre Künſte und muſikaliſche Einfälle recht hören zu laſſen. Sie bemüheten ſich auch nunmehr, faſt alle Sylben eines ſolchen Liedes, durch die Verſchiedenheit des Klanges, auszudrücken, und alle mögliche Abwechſelungen dabey zu verſuchen. Sie giengen aber allmählich gar zu weit darinnen. Es war ihnen nicht mehr genug, daß ſie eine Redensart auf einerley Art in die Muſik ſetzten. Sie trauten ſich ſelber ſo viel nicht zu, daß ſie gleich die beſte Art der Töne gefunden hätten: darum wiederholten ſie manches Wort zwey, fünf, zehn, ja wohl zwanzig male, und zwar immer mit neuen Veränderungen. Sonderlich hielten ſie ſich bey gewiſſen Stellen verbunden, ſolches zu thun, wo ſich ihre Kunſtgriffe recht anbringen ließen. Wo nur die geringſte Spur eines Affectes, oder ſonſt eine Stelle vorkam, die ſich einigermaßen durch das Singen und Spielen nachahmen ließ: da machten ſie ſich rechtſchaffen luſtig, und hielten ſich oft bey einer Zeile länger auf, als man vorhin bey ganzen Oden gethan hatte. Es iſt aber leicht zu ſehen, was ſolches nach ſich gezogen. Jemehr die Muſik dabey gewann, deſto mehr verlohr die Poeſie dabey. Bekam das Ohr dabey viel zu hören, ſo hatte der Verſtand deſto weniger dabey zu gedenken. Doch, da nicht alle Zeilen in einem ſolchen Gedichte bequem fielen, ihre Schnörkel anzubringen: ſo ließen ſie dieſelben nur ſo obenhin wegſingen, ja faſt ohn alle Begleitung der Inſtrumente gleichſam herbethen; damit ſich alſo

Sänger

Sänger und Spielleute indeſſen, zu der nächſtfolgenden künſtlichern Stelle deſto beſſer vorbereiten könnten. Dieſen letztern gab man den Namen der **Arien**, oder Melodien; jene aber, die mehr geredet, als geſungen wurden, nannte man **Recitative**. Wenn aber eine mittlere Art vorfiel, die man weder ſo bunt und zierlich, als die Arien ſingen; noch ſo kaltſinnig, als die Recitative wollte herleſen laſſen, ſo ward dieſelbe ein **Arioſo** genennet.

3. §. Wie die gemeinſten Arten der Lieder durchgehends von einem und demſelben Sänger abgeſungen werden, wenn nämlich nur eine Perſon darinn redet: ſo müſſen auch billig Cantaten, darinn kein Geſpräch vieler Perſonen vorkömmt, nur von einer Stimme geſungen werden; es wäre denn, daß ein Baß, oder alle übrige Stimmen, den Diſcant deſto angenehmer zu machen, ſich durch und durch zugleich hören ließen: wie in Liedern, die man choraliſch ſinget, zu geſchehen pflegt. Allein hier müßte es auch dem Inhalte nach wahrſcheinlich ſeyn, daß der Text als ein Tutti, wie es die Wälſchen nennen; von vielen zugleich geſungen werden könnte: widrigenfalls wäre es ungereimt. Wie nun dieſe Regel von guten Componiſten allemal beobachtet worden: alſo hat man ſie auch vielmals aus den Augen geſetzt. Um die Mannigfaltigkeit vieler Stimmen in einer Cantate hören zu laſſen, läßt man einen Vers, ein einzig Lied, das eigentlich nur eine Perſon ſingen ſollte, von drey, vier, fünf Sängern, die einander ablöſen, abſingen: gerade, als wenn aus einem Halſe alle die verſchiedenen Stimmen kommen könnten. Ich tadle hiermit die Componiſten nicht, die uns gern durch vielerley Annehmlichkeiten, zugleich beluſtigen wollen. Sie ſollten aber nur zu **Duetten**, das iſt, zu Cantaten, von zwoen Perſonen, die ſich mit einander beſprechen, zwo Stimmen; zu dreyen, welches denn ein Trio heißt, drey Sänger u. ſ. w. nehmen, und alſo die Wahrſcheinlichkeit beobachten. Sie ſollten auch einer Mannsperſon, die ſingend aufgeführet wird, eine männliche Baß- und Tenorſtimme geben, z. E. dem Neide, dem Zorne, dem Stolze, den vier Jahrs-

zeiten u. d. gl. den Alt und Diſcant aber für weibliche Perſonen, z. E. die Liebe, die Schönheit, die Tugend, die Vernunft, die Gottesfurcht, u. d. gl. behalten. Allein, wie oft dawider verſtoßen wird, darf ich nicht erwähnen; denn es liegt allenthalben am Tage.

4. §. Sowohl von Arien, als Recitativen, haben uns viele, als zum Exempel **Menantes** in ſeiner theatraliſchen Poeſie, imgleichen in der galanten Poeſie, die er nur ans Licht geſtellet; eine Menge von Regeln gegeben, und wer weis, was für Geheimniſſe daraus gemacht, die niemand verſtünde, als der ein großer Kenner der Muſik wäre. Alle laufen aber da hinaus, daß der Poet ein Sklave des Componiſten ſeyn, und nicht denken oder ſagen müſſe, wie oder was er wolle; ſondern ſo, daß der Tonkünſtler ſeine Einfälle dabey recht könne hören laſſen. Dahin gehöret unter andern hauptſächlich die Regel: daß man die erſten Zeilen der Arien mit ſolchen Worten anfüllen müſſe, dabey ſich der Componiſt eine halbe Stunde aufhalten könne; wenn er irgend das Lachen, Weinen, Jauchzen, Aechzen, Klagen, Heulen, Zittern, Schmettern, Fliehen, Eilen, Raſen, Raſſeln, Poltern, oder ſonſt ein Wort von dergleichen Art auszudrücken ſucht. Dahin gehöret ferner, daß man die erſten Zeilen einer Arie, ſo viel möglich iſt, ſo einrichten müſſe, daß ſie am Ende derſelben wiederholet werden können, und alſo eine Art von Ringelreimen daraus entſtehe. Gleichwohl zeigen die Exempel der Wälſchen, daß es hier nicht nur auf eine oder ein Paar Zeilen, ſondern auf die ganze Hälfte der Arien ankomme; geſetzt daß ſie aus vier, ſechs, oder mehr Zeilen beſtünde. Und in der That gewinnt man dabey; theils, daß man mehr Gedanken in eine Arie bringen kann; theils daß man den Verdruß erſpart, eine, oder zwo Zeilen ſo viel Schockmale wiederholen zu hören, als die Muſikhelden es beym Anfange zu thun pflegen. Dahin gehörts endlich, daß die Recitative, theils aus kurzen Zeilen beſtehen, theils an ſich ſelbſt ſehr kurz ſeyn ſollen, wie in Madrigalen; damit man von dem ſchläfrigen Weſen derſelben nicht gar zu ſehr verdrüßlich gemacht werde, u. d. m.

Alle

Alle dieſe Regeln haben die Herren Componiſten den Poeten vorgeſchrieben: und dieſe haben ſich dieſelben, ich weis nicht, warum? vorſchreiben laſſen, ja ſie wohl gar angebethet. Allein, wie wäre es, wenn ein Poet ſeinem Componiſten auch einmal, nach Anleitung der Vernunft ſagte, wie man ſeine Cantaten ſetzen ſollte: es möchte nun dieſes mit den Regeln und Exempeln ihrer ſo großen, aber oft ſehr unnatürlichen italieniſchen Meiſter, übereinkommen oder nicht?

5. §. Wenn man die Cantaten, als eine Art von Liedern oder Oden anſieht, davon ich im erſten Abſchnitte die Regeln gegeben habe; wie man ſie denn anſehen muß: ſo verſteht ſichs von ſich ſelbſt, daß ſie nicht aus kaltſinnigem, ſchläfrigem und ſchlechtem Zeuge beſtehen müſſen. Sie müſſen ordentlich einen gewiſſen Affect ausdrücken: oder, wenn ja das Recitativ eine Erzählung in ſich hält; ſo müſſen doch die Arien voll erhabener und feuriger Gedanken, prächtiger oder zärtlicher Ausdrückungen ſeyn: kurz, ſie müſſen einen ſolchen Inhalt haben, der dem Componiſten Gelegenheit zu guten Einfällen geben wird. Der Poet muß ſich freylich auch bemühen, das munterſte, ſinnreichſte und beweglichſte in die Arien, das übrige aber, nämlich Erzählungen, Vernunftſchlüſſe, Sittenlehren, u. d. gl. ins Recitativ zu bringen. Er wird nach Beſchaffenheit der Sachen, auch mehr als eine Perſon darinn redend aufführen; damit der Wechſel vieler Stimmen deſtomehr Mannigfaltigkeit in dem Geſange hervorbringe. Er muß endlich auch ſeine Recitative nicht ganze Seiten lang machen, ſondern bald wieder was munteres und ſcharfſinniges mit einzumiſchen bemühet ſeyn, welches eine **Arie**, oder doch ein **Arioſo** abgeben kann. Alles dieſes lehret einen Poeten die geſunde Vernunft, nebſt den Regeln der Dichtkunſt; und man darf, ſolches zu wiſſen, eben ſelbſt kein Muſikmeiſter ſeyn. Indeſſen iſt es wahr, daß viele dawider gefehlet, und ihre Arien mit vielen kaltſinnigen Vernunftſchlüſſen, oder langwierigen Gleichniſſen angefüllet haben, die ſehr ekelhaft klingen. Höchſtens darf man nur einige Cantaten mit Aufmerkſamkeit gehöret, oder

-48

die dazu gehörigen Noten durchgeſehen haben; ſo wird man ſchon bemerken, was gut oder übel klingt: wiewohl man oftmals auch den ſchönen Affect der Texte bedauren muß, der unter den Händen ſchlechter Componiſten, alle ſeine Kraft verliert; indeſſen, daß ſie ſich bey ſchlechtern Stellen, wer weis wie lange, aufhalten.

6. §. Allein, man wird es auch von ſeinem Componiſten mit Grunde fodern, daß er nicht, durch eine verſchwendete muſikaliſche Kunſt, das Werk der Poeſie unſichtbar mache; oder ſo verſtecke, daß man nichts davon vernehmen kann. Dieſes geſchieht hauptſächlich, wenn ſie durch unzählige Wiederholungen einer Zeile, halbe Stunden lang zubringen; einzelne Wörter ſo zerren und ausdehnen, daß der Sänger zehnmal darüber Athem holen muß, und endlich von den Zuhörern, ſeiner unendlichen Triller wegen, gar nicht verſtanden werden kann. Ich ſage nicht zu viel: denn wirklich heißt heute zu Tage, eine Arie componiren, oder in die Muſik bringen, nichts anders, als dieſelbe unverſtändlich machen: d. i. dem Dichter ſeine Kunſt und Arbeit verderben. Ferner kann ein Poet fodern, daß er eine gewiſſe Gleichheit in der Melodie einer Arie beybehalte, und nicht die erſte Hälfte gar zu künſtlich, die andere aber gar zu ſchlecht wegſetze; daß er endlich die Recitative nicht ſo gar ſchläfrig herbethen laſſe, als ob ſie gleichſam keines muſikaliſchen Zierrathes, keiner Begleitung von Inſtrumenten werth wären: wie die meiſten thun. Alle dieſe Regeln ſind in der Natur ſo wohl gegründet; daß ich nicht wüßte, wie man ihrer hätte verfehlen können: wenn es den Italienern voriger Zeiten nicht mehrentheils ſchwer gefallen wäre, das natürlich Schöne vor dem gekünſtelten zu empfinden, und in ihren Sachen nachzuahmen. Allein, es giebt unter unſern deutſchen Componiſten ſchon Leute, die durch ihren eigenen vernünftigen Geſchmack wieder auf das wahre und natürlich Schöne in der Muſik gerathen ſind, welches man eine geraume Zeit her mehrentheils verlohren hatte.

7. §. Ich kann hier den berühmten Herrn Capellmeiſter Hurlebuſch nennen, der unſerm Vaterlande gewiß Ehre machet. Dieſer hat in ſehr vielen Proben gewieſen, daß meine Foderungen in der Muſik keine Chimären eines Menſchen ſind, der was unmögliches, oder ungereimtes begehret. Unter andern ſchönen Sachen, die mir von ihm vorgekommen, kann ich die Cantate, Tu parti, Idolo mio! da me tu parti &c. anführen, darinn ſelbiger in allen Stücken meinem Verlangen ein Gnügen gethan hat. Er hat ſich darinn aller der Fehler enthalten, die bey andern Componiſten ſo gemein ſind. Die Wiederholungen ſind ſparſam, nämlich nicht über dreymal: die Recitative ſind voller Melodie, und es iſt kein einziges Wort darinn gezerret; ſondern alles wird hintereinander verſtändlich weggeſungen. Eben dahin rechne ich ſeine Cantate, Tu parti, amato Tirſi, o Dio! imgleichen eine andere: Mira quel augellin, come vezzoſo, &c. ferner die: Con dolce aurate ſtrale &c. Endlich die Deh! ſen dolce tormento &c. Alle dieſe, und viele andere mehr, ſind von eben der Art, und ſo beſchaffen, wie ich ſie oft gewünſchet, aber nirgend gefunden hatte, ehe mir ſeine Sachen bekannt geworden. Doch muß ich noch zu deſto mehrerer Gewißheit ſeines guten Geſchmacks auch die Cantate rühmen, die er mit Inſtrumenten geſetzt, und eben auf die Art, als die obigen, eingerichtet hat. Sie hebt an: Filli, pieta tu nieghi &c.

8. §. Eben dergleichen kann ich auch von dem berühmten Händel rühmen. Seine Cantate, Sarei troppo felice, s'io poteſſi dar legge &c. iſt eben ſowohl nach den obigen Regeln geſetzet, als die vorigen: und in ſeiner Lucretia iſt er gewiß in wenigen Stücken davon abgewichen. Auch Herr Graun, der itzo in der berliniſchen Capelle die Ehre der deutſchen Muſik auf einen ſo hohen Gipfel bringt, daß wir allen Ausländern damit trotzen können; ſo, wie wir ſie bisher mit unſerm ſächſiſchen Capellmeiſter Haſſe, neidiſch gemacht haben, hat an der Cantate, Bella, ti laſcio, o Dio! &c. ein ſolches Meiſterſtück gemacht: wenn ich nur das einzige

Wort ritornera in der andern Arie ausnehme, als welches gar zu lang ausgedehnet worden. Von Liebhabern, die von der Muſik nur ein Nebenwerk machen, muß ich hier nothwendig den Herrn Secret. Gräfen, deſſen ſchon im Hauptſtücke von Oden gedacht worden, ſeiner überaus angenehmen und natürlichen Compoſition halber, loben, die er in verſchiedenen Cantaten, und auch an meinem **Orpheus** erwieſen hat. Bey dem allen bedaure ich nur, daß unſere deutſchen Componiſten, ſich ſo gern an italieniſche Texte halten. Wie? Iſt es denn ihre eigene Mutterſprache nicht werth, daß ſie in eine ſchöne Muſik geſetzt wird? Und ſoll denn das Vorurtheil ewig dauren, daß man lieber unverſtändliche Sylben von Sängern, die insgemein kein italieniſch können, verſtümmeln; als durch Worte, die Sänger und Zuhörer verſtehen, die völlige Stärke des Componiſten, im Ausdrucke der Gedanken, kenntlich machen will? Denn in der That iſt es gewiß, daß eine ſchöne Melodie doppelt ſchöner wird, wenn der Zuhörer auch den Text verſteht, und ſeine Uebereinſtimmung mit der Melodie wahrnimmt.

9. §. Nachdem ich nun das Gute gelobet habe: ſo wird mir auch frey ſtehen, das Schlechte zu tadeln und zu verwerfen. Nichts iſt mir lächerlicher, als wenn ich gewiſſe italieniſche Cantaten unter die Noten geſetzet ſehe, oder ſingen höre. Sind ſie etwa verliebt, ſo wird der Sänger gewiß vor Liebe ſterben wollen: und der Componiſt wird das liebe morir dreyßig, vierzig Tacte durch, ſo zermartern und zerſtümmeln, daß einem übel davon werden möchte. Ja, ſaget man, das iſt eben ſchön. Der Tonkünſtler drückt dadurch aus: wie ſehr ſich das arme verliebte Herz quälen muß, ehe es ſtirbt. Gut! es zeiget aber auch an, daß es demſelben noch kein Ernſt mit dem Sterben ſey; wenn es ſich mit ſo viel künſtlichen muſikaliſchen Schnörkeln bemüht, ſeine Worte auf die Folterbank zu ſpannen. Wie es in dieſem Affecte geht, ſo geht es mit allen andern. Ja, bey ſo vielen andern Wörtern macht man eben ſolche unendliche Coloraturen und Laufwerke, daran ſich oft die beſte Caſtratenkehle müde ſingt.

z. E. in einer gewiſſen Cantate, die Heinichen geſetzt hat, und ſo anfängt: La, dove in grembo al Colle &c. wo von dem Fliegen der Vögel durch die Luft, eine Arie vorkömmt, da ſind die Wörter Augelletti, volate, volo, und aria, ſo künſtlich mit ſteigenden und fallenden Tönen geſetzt, und ſo vielfältig verändert; daß der Sänger zum wenigſten ſechsmal Athem holen muß, ehe er ein einziges Wort abſingen kann. Das ſoll aber den Flug der Vögel in der Luft vorſtellen, der nämlich auch bald ſteiget, bald fällt. Wie natürlich es aber herauskömmt, das laſſe ich einen jeden ſelbſt urtheilen, der es ſingen höret, und den Text verſteht. Mir kömmt es immer vor, daß man vor aller Kunſt in den meiſten italieniſchen Muſiken den Text gar verliert; weil das Ohr zwar ein ewiges ha, ha, ha, ho, ho, ho, hertrillern höret; der Verſtand aber gar nichts zu denken bekömmt.

10. §. Ich will mit dem allen eine vernünftige Wiederholung gewiſſer nachdrücklicher Wörter, ſo wenig, als die Nachahmung ihrer Natur, durch die Töne verwerfen, dafern ſolches nur angeht. Beydes iſt nicht nur erlaubt, ſondern auch ſchön; wenn es nur ſo mäßig geſchieht, daß auch ein lebhafter Redner dergleichen Zeilen, oder kurze Sätze wiederholen könnte, um ſie dem Zuhörer deſto beſſer einzuprägen. Wie aber dieſer auch die nachdrücklichſten Worte über zwey, höchſtens dreymal nicht wiederholen würde: alſo ſollten auch die Sänger einen nicht mit öftern Wiederholungen plagen. Man wiederhole alſo nur im Singen kein Wort, welches nicht der Poet auch im Texte ohne Uebelſtand hätte wiederholen können. Das Singen iſt doch weiter nichts, als ein angenehmes und nachdrückliches Leſen eines Verſes, welches alſo der Natur und dem Inhalte deſſelben gemäß ſeyn muß. Nun aber würde wohl kein Menſch, der mir einen Vers vorläſe, geſetzt, daß der größte Affect darinn ſteckte, denſelben mehr als zwey=, höchſtens dreymal wiederholen. Mehrmals muß er alſo auch nicht hinter einander geſungen werden, wenn er mich rühren, und alſo natürlich herauskommen ſoll. Ein guter Leſer eines Gedichtes wird

freylich das Weinen kläglich, das Lachen luſtig, u. ſ. f. ein jedes Wort nach ſeiner Bedeutung, mit einer guten Stimme auszuſprechen wiſſen; ſich aber auch dabey vor allem lächerlichen Zwange in acht nehmen. So muß es ein Muſikus auch machen, und ſich vor allen Ausſchweifungen hüten, die ſeinen Geſang dem natürlichen Ausdrucke der Gedanken, der unter vernünftigen Leuten gewöhnlich iſt, unähnlich machen könnten. Wir leben aber itzo gewiß zu einer Zeit, da die Muſikmeiſter außer ihren Noten und Künſteleyen wenig oder nichts verſtehen, und alſo nach der Poeſie nichts fragen; ob ſie durch ihre Noten erhoben, oder verhunzet wird. Daher kömmt es, daß das Natürliche im Singen, gegen das vorige Jahrhundert zu rechnen, ſo ſehr verlohren geht; da bloß das Ohr, durch unendlich viel gebrochene Töne gekützelt, das Herz aber gar nicht mehr gerühret wird. Daher ſagt der berühmte Herr Prof. **Richey** von der gar zu künſtlichen Dichtkunſt einiger neuern Poetaſter, mit Recht:

Sie machts, wie ihre liebe Schweſter,
  Die auf Natur faſt wenig hält:
Das ſchickt ſich für kein wälſch Orcheſter,
  Was nicht ins Wunderbare fällt.
Geſang und Rührung gehn verlohren,
  Vor Zauberey, mit Mund und Hand.
Man denkt nicht mehr an Herz und Ohren:
  Denn was man körnet, iſt Verſtand.

Man leſe hier nach, was der **kritiſche Muſikus**, in der neuen Ausgabe, für vernünftige Regeln davon vorgeſchrieben hat.

11. §. Eine **Cantate** muß ſich ordentlicher Weiſe mit einer Arie anheben und ſchließen; damit ſie theils im Anfange mit einer guten Art ins Gehör falle, theils auch zuletzt noch einen guten Eindruck mache: doch findet man im Italieniſchen viele, die gleich von Anfange ein Recitativ haben. Die kürzeſten darunter, haben nur ein einzig Recitativ in der Mitte; und beſtehen alſo nur aus dreyen Theilen. Gemeiniglich aber hat eine Cantate drey Arien, und zwey Recitative, und die läng=

längſten ſollen nicht mehr, als vier oder fünf Arien haben. Dieſe können nun jambiſch, trochäiſch, oder daktyliſch ſeyn; nachdem es der Poet für gut befindet: das Recitativ aber anders als jambiſch zu machen, das iſt nicht gewöhnlich. Nur merke ſich der Poet, daß er bey der Versart, womit er eine Arie anfängt, bis ans Ende bleibe; auch nicht kurze und lange Zeilen durch einander menge, wenn er dem Componiſten gefallen will. Selbſt die Zeilen im Recitative an Länge ſehr ungleich, d. i. etliche von zwey, etliche von zwölf Sylben zu machen, das iſt ſo wenig angenehm, als im Madrigale. Die Reime gar zu weit von einander zu werfen, das heißt eben ſo viel, als gar keine zu machen: und man thäte, nach dem Muſter der Wälſchen, beſſer, ſie gar nicht zu reimen; aber deſto beſſer zu ſcandiren, welches die Italiener faſt gar nicht thun. Weibliche mit weiblichen, und männliche mit männlichen Reimen zu vermiſchen, das klingt auch nicht gut; ob es gleich viele nach dem Muſter der Wälſchen thun; es wäre denn, daß man was Deutſches auf die Compoſition wälſcher Arien machen müßte. Die Länge eines Recitativs kann man zwar nicht beſtimmen: aber je kürzer es fällt, und je kürzer die Perioden darinnen ſind, deſto beſſer iſt es; weil es insgemein ſo ſchlecht geſetzt wird, daß man es bald überdrüßig werden muß.

12. §. Wenn eine Cantate des Abends, öffentlich oder in freyer Luft aufgeführet wird: ſo nennet man ſie eine Serenata, von dem wälſchen Worte Serena, welches einen ſchönen Abend bedeutet. Insgemein aber fällt ſie dann etwas länger, und hat verſchiedene Stimmen, die ſie abſingen. Redet ein Paar mit einander, ſo nennen es die Muſici ein Duetto; kommen drey Perſonen in der Poeſie, und folglich im Geſange drey Stimmen vor, ſo nennet man es ein Trio. Redeten aber noch mehrere mit einander, ſo, daß es auch deſto länger würde, ſo müßte es ein Drama heißen, und könnte zu fürſtlichen Tafel- und Abendmuſiken, imgleichen bey großen muſikaliſchen Concerten gebraucht werden. Denn auch hier muß man merken, daß es epiſche

und dramatiſche Cantaten, Serenaten, oder wie mans nennen will, geben könne. Wenn der Poet ſelbſt darinn redet: ſo iſt es epiſch verfaſſet, obgleich hier und da auch andere Perſonen redend eingeführet werden. Mein Orpheus kann hier zum Exempel dienen. Läßt aber der Poet durchgehends andere Perſonen reden und handeln, ſo, daß er ſelbſt nichts darzwiſchen ſagt, ſondern ſo zu reden, unſichtbar iſt: ſo entſteht ein kleines theatraliſches Stück daraus, welches von dem griechiſchen δρᾶν, handeln, thun, ein **Drama** genennt wird, dergleichen man in meinen Gedichten verſchiedene finden wird.

13. §. Die Kirchenſtücke, welche man insgemein **Oratorien**, das iſt Bethſtücke nennet, pflegen auch den Cantaten darinn ähnlich zu ſeyn, daß ſie Arien und Recitative enthalten. Sie führen auch insgemein verſchiedene Perſonen redend ein, damit die Abwechſelung verſchiedener Singſtimmen ſtatt haben möge. Hier muß nun der Dichter, entweder bibliſche Perſonen, aus den Evangelien, oder andern Texten, ja Jeſum, und Gott ſelbſt; oder doch allegoriſche Perſonen, die ſich auf die Religion gründen; als Glaube, Liebe, Hoffnung, die chriſtliche Kirche, geiſtliche Braut, Sulamith, die Tochter Zion, oder die gläubige Seele, u. d. m. redend einführen: damit alles der Abſicht und dem Orte gemäß herauskomme. Doch iſt noch einerley dabey zu beobachten. Die Poeten haben ſich dabey auch der bibliſchen Sprüche zuweilen, anſtatt der Recitative, bedienet: und die Componiſten pflegen ſie auch wohl zuweilen Arioſo zu ſetzen; wenn ſie etwas rührendes in ſich halten. Endlich iſt es bey uns Evangeliſchen ſehr erbaulich und beweglich, zuweilen einen oder etliche Verſe aus unſern geiſtlichen Liedern, einzuſchalten, die von der ganzen Gemeine mitgeſungen, oder doch von allerley Inſtrumenten choraliſch begleitet werden. Dadurch nun werden ſolche **Oratorien** viel erbaulicher, als bey den katholiſchen: wo ohnedieß alles entweder lateiniſch, oder wälſch abgefaſſet iſt, das der gemeine Mann nicht verſteht. Wir haben viele gedruckte

Samm-

Sammlungen geiſtlicher Kirchenſtücke, von **Neumeiſtern**, u. a. m. Auch an Paſſionsſtücken, die hieher gehören, fehlet es nicht: worunter aber **Brockſens** und **Pietſchens** Ausarbeitungen viel zu ſchwülſtig in der Schreibart ſind, als daß ſie ſich recht zum Singen ſchicken ſollten.

14. §. Als Exempel von Cantaten, hätte ich gern aus unſern alten Dichtern, welche hergeſetzet. Allein, in dem vorigen Jahrhunderte, hat man von dieſer Art beynahe nichts gewußt; weil Dichter und Sänger ſich an Oden begnüget haben. In dem itzigen Jahrhunderte, hat man zwar Cantaten genug gemacht, und gedrucket; aber faſt immer auf beſondere Perſonen und Gelegenheiten, die unſern Componiſten zu nichts gedienet haben. Wie es nun bey dieſem Mangel an deutſchen, moraliſchen und verliebten Cantaten zu wünſchen iſt: daß Dichter, die eine natürliche, fließende und bewegliche Schreibart in ihrer Gewalt haben, ſich der Muſik zu gut, auf dieſe Art der Gedichte mehr als bisher legen mögen: alſo ſehe ich mich genöthiget, meine Leſer zu der menantiſchen galanten Poeſie zu verweiſen, darinn verſchiedene gute Stücke von dieſer Art vorkommen; die es auch wohl werth wären, daß ſie von guten Componiſten geſetzt, und von guten Stimmen, in Concerten und andern Geſellſchaften abgeſungen würden. Dieſes würde uns wenigſtens von dem unverſtändigen Geheule, italieniſcher Texte befreyen: die von den meiſten deutſchen Sängern, eben weil ſie kein Wälſch können, ſo zermartert werden, daß auch diejenigen Zuhörer, die Italieniſch können, keine Sylbe davon verſtehen. Es würde auch bey deutſchen Texten eine affectuöſere Art zu ſingen bey uns aufkommen, wenn der Sänger ſelbſt wüßte, was er ſinget. Denn wie will er den Worten mit der gehörigen Art ihr Recht thun, wenn er wie ein Papagey, oder wie eine Schwalbe, lauter unverſtandene Sylben hergurgelt, oder abzwitſchert?

15. §. Von franzöſiſchen Cantaten findet man nicht nur in **Fontenellens** Schriften, und im **Rouſſeau** verſchiedene; ſondern es hat auch **Clerambault**, ein großer Ton-

künſtler dieſes Jahrhunderts, dergleichen in Noten geſetzt herausgegeben; die ſehr gut gerathen ſind. Dieſes verſteht ſich aber nach franzöſiſcher Art, deren Geſchmack in der Muſik von dem Wälſchen ganz unterſchieden iſt; und insgemein von den Liebhabern der italieniſchen Künſte ſehr verachtet wird. Von Wälſchen iſt mir Metaſtaſio bekannt, der in ſeinen Werken viel geiſtliche und weltliche Cantaten gemachet hat. Die Engländer machen nicht eigentliche Cantaten in ihrer Sprache, ſondern behelfen ſich mit ſogenannten Oden, die aber ganz dithyrambiſch, in allerley kurzen und langen Verſen, und in ungleichen Strophen, durch einander laufen: dergleichen ich von dem königl. Hofpoeten Cibber auf des Königes Geburthstag verſchiedene geſehen habe. Wie ſich nun ihre Tonkünſtler bey der Compoſition verhalten mögen, weis ich nicht: vermuthlich aber, werden ſie einige Stellen davon wie Arien, andere ſchlechtweg, wie Recitative ſetzen, und abſingen laſſen: wie es unſere Muſikmeiſter machen, wenn ſie bey akademiſchen Gelegenheiten lateiniſche Oden in Noten ſetzen. Wenn nun gleich Horaz ſehr darüber lachen würde, wenn er dergleichen Geſinge, ohne Beobachtung der lateiniſchen Quantitäten, hören ſollte: ſo denken wir doch Wunder, wie ſchön ſolches klingt. Doch habe ich auch einmal ein engliſches Singſtück in Arien und Recitativen von Händels Compoſition geſehen: welches aber für die Schaubühne, als ein poſſirliches Intermezzo gemacht war; und alſo zum folgenden Hauptſtücke gehörte.

Des II. Abſchnitts IV. Hauptſtück.

Von Opern oder Singſpielen, Operetten und Zwiſchenſpielen.

1. §.

Ich hätte mit dem vorigen Hauptſtücke die ſingende Dichtkunſt beſchließen können; wenn nicht die neuern Zeiten eine beſondere Art der Schauſpiele erdacht hätten, die man eine Opera nennet. Ihr erſter Erfinder, ſoll, nach einiger Meynung, ein italiäniſcher Muſikus, Ceſti, am ſavoyſchen Hofe geweſen ſeyn; der des Guarini treuen Schäfer in die Muſik geſetzt, und wo nicht ganz, doch zum wenigſten größtentheils ſingend aufgeführet. Allein ich habe bey weiterer Unterſuchung dieſer Sache befunden, daß dieſe Erfindung noch etwas älter ſeyn muß. Dryden, ein engliſcher Poet, der ſelbſt etliche Opern gemacht hat, hält dafür, die Italiener müßten den erſten Anlaß zur Erfindung der Opern, in den barbariſchen Zeiten, als die Mauren noch in Spanien waren, bekommen haben. Denn dieſe pflegten ſolche Feſte mit Singen und Tanzen und andern Luſtbarkeiten zu feyren. So verkleinerlich dieſe Meynung den Opern iſt, ſo übel gefällt ſie dem Verfaſſer eines engliſchen Buches, The Taſte of the Town, or a Guide to all publick Diverſions, der uns in der erſten Abtheilung ſeines Werkes auch von der Oper in London einen Begriff beybringen will. Er will uns nämlich bereden, die Oper habe aus dem Chore der alten griechiſchen und römiſchen Trauerſpiele ihren Urſprung genommen. Denn ſo wie man darinn eine große Anzahl Sänger auf die Schaubühne ſtellte, die zwiſchen den Aufzügen der Tragödien gewiſſe Oden ſingen mußten, die ſich zu dem Vorhergehenden ſchickten: alſo wäre dieſes die Veranlaſſung geweſen, ganze Stücke abſingen zu laſſen.

Ja, dieſer Scribent geht gar ſo weit, daß er uns bereden will, die Odea der Athenienſer und Römer, darinn ſich die Muſikanten zu üben pflegten, wenn ein neues Schauſpiel aufgeführt werden ſollte, wären nicht viel was anders, als Opernbühnen geweſen: und alſo hätten ſchon Griechen und Lateiner Opern gehabt.

2. §. Allein dieſe Gedanken gehen wohl etwas zu weit, und der Verfolg wird lehren, daß dieſe Erfindung allerdings weit neuer ſey. Niemand hat dieſe Unterſuchung mit größerm Fleiße angeſtellet, als der berühmte **Muratori**, in der gelehrten Einleitung, zu dem von ihm zu Verona ans Licht geſtellten Theatro Italiano, welches ohne Zweifel einem jeden ein Gnüge thun wird. Man kann auch den Verf. des kleinen Tractats dagegen halten, der ohne Benennung des Jahres, unter dem Titul, Le Glorie della Poeſia et della Muſica, nell eſatta Notitia de Theatri della Citta di Venetia &c. ein Verzeichniß aller venet. Bühnen, Singſpiele und ihrer Verfaſſer herausgegeben; oder auch den Auszug davon im VIII. B. des neuen Bücherſ. der ſchön. Wiſſ. auf der 236. u. f. S. nachſehen. **Muſſato** berichtet in der Vorrede des IX. Buchs de geſtis Italorum, daß man auf den Schaubühnen die Thaten der Könige und Fürſten (cantilenarum modulatione) mit Liedern vorgetragen habe. So viel ich daraus ſehen kann, wird man den Königen und Fürſten zu Ehren Lieder geſungen haben, wie ſchon die älteſten Völker gethan: aber daß man ganze dramatiſche Vorſtellungen ſingend aufgeführet hätte, erhellet daraus noch im geringſten nicht. **Sulpizio**, der den **Vitruv** mit Noten herausgegeben, rühmet ſich zwar, daß er in Rom 1480. zuerſt gewieſen habe, wie man eine Tragödie ſingen ſolle. Ob dieſes aber von einem eigentlichen Geſange, oder nur von einer natürlichen guten Ausſprache zu verſtehen ſey? das iſt abermal ſchwer auszumachen, wie Creſcimbeni ſehr wohl angemerket hat. Triſtano Calchi erzählet in ſeiner Hiſtorie, daß man dem Herzoge zu Mayland **Galeazzo**, zu Tortona eine theatraliſche Vorſtellung in Muſik aufgeführet habe.

habe. Allein ſo viel iſt gewiß, daß man im ſechzehnten Jahrhunderte bloß Chöre der Tragödien muſikaliſch abgeſungen habe; doch ſo, daß die rechten Unterredungen der ſpielenden Perſonen nur geſprochen worden. Endlich iſt allererſt im 1597. Jahre von einem Modeneſer, **Oratio Vecchi**, auf eine bis dahin unerhörte Art alles, was die Komödianten zu reden haben, muſikalich aufgeführet worden: ſo daß weder Pantalon, noch der Doctor, noch der ſpaniſche Capitain, noch die luſtige Perſon davon ausgenommen worden.

3. §. Dieſes Stück nun iſt eigentlich für die erſte wälſche Oper zu halten, und iſt noch itzo, unter die Noten geſetzt, in dem Vorrathe der Academia Filarmonica zu finden. In der Vorrede deſſelben bedienet ſich der Verfaſſer der folgenden Worte: Non eſſendo queſto accopiamento di Comedie & di Muſica più ſtato fatto, ch'io mi ſappia da altri, e forſe non imaginato, ſarà facile aggiungere molte coſe per dargli perfezzione; ed io devrò eſſere, ſe non lodato, almeno non biaſimato dell invenzione. Darauf ſind nun viele andere dieſem Exempel haufenweiſe gefolget, darunter aber **Octavio Rinuccini**, ein Florentiner, mit ſeiner **Euridice** der erſte geweſen; worauf noch die **Daphne** und **Ariane** von demſelben Poeten gefolget. Im Anfange iſt das Singen dieſer Opern noch nicht ſehr von der ordentlichen Ausſprache abgegangen. Es hat weder die Handlungen noch die Worte unterbrochen, ſo daß man noch die ganze Schönheit der Ausdrückungen und Gedanken einſehen können, und die Poeſie dabey nichts verlohren. Allein wie alle Dinge durch das Künſteln verſchlimmert werden, ſo iſt es auch mit dieſen Singſpielen gegangen. Allmählich hat ſich die Oper mehr und mehr verwandelt, und dadurch, nach und nach beyde Künſte; Muſik und Poeſie, aufs ſeltſamſte verderbet. So weit geht nun die Erzählung, aus der Abhandlung des Herrn **Muratori**; und wie dieſelbe mit aller möglichen Wahrſcheinlichkeit verſehen iſt: alſo ſehe ich nicht, was man weiter dabey verlangen kann, als wie dieſe Kunſt, Opern zu machen, aus Wälſchland in die übrigen europäiſchen

ſchen Länder ausgebreitet worden. Wer dieſes von den Franzoſen wiſſen will, der darf nur St. Evremonds Komödie, Les Opera genannt, nachſchlagen, die auch in meiner deutſchen Schaubühne wiewohl auf das Hamburgiſche Theater gedeutet, anzutreffen iſt.

4. §. Nach vielem Forſchen in unſern alten deutſchen Dichtern habe ich gefunden, daß unſere Landsleute, auch in dieſem Stücke die Ehre der erſten Erfindung behaupten können. Ich ſage dieſes nicht; als ob es etwas großes und vortreffliches wäre, die Singſpiele erfunden zu haben. Nein, wer meine geringe Neigung gegen dieſe Art theatraliſcher Vorſtellungen kennet, wird mirs nicht zutrauen, daß ich eine ſo gar große Ehre darinn ſuchete, daß eben unſere Nation ſie erfunden hätte. Ich will dieſes nur anführen, um den Stolz der Ausländer zu demüthigen, die ſich mit ihrem Witze ſoviel wiſſen, daß ſie auch in ſchlechten Erfindungen mit ſeiner Fruchtbarkeit pralen, und ihre Nachbarn als dumme Klötzer und Erdſchwämme verachten. Es ſey alſo einmal, daß es eine Ehre ſey, zuerſt Singſpiele gemachet und aufgeführet zu haben: ſo will ich zeigen, daß dieſe Ehre unſern deutſchen Dichtern gebühre. Schon um Hans Sachſens Zeiten ſind zu Nürnberg ſingende Faſtnachtſpiele aufgeführet worden. Ich ſehe dieſes aus Jacob Ayrern, der ihn in ſeinen letzten Jahren noch gekannt, und ſchon 1585. Friſchlins Julius Cäſar und Cicero redivivus, deutſch überſetzt herausgegeben. Dieſer hat unter andern ſehr vielen Schauſpielen, auch beynahe ein Dutzend ſingende Spiele, wie er ſie nennet, abgefaſſet und hinterlaſſen. Sie ſtehen am Ende ſeines ſo betitelten Operis Theatrici, welches nach ſeinem Tode 1610 (wie die Jahrzahl am Ende ausweiſt) in fol. herausgekommen. Da dieß Werk nicht in jedermanns Händen iſt, ſo will ich die Ueberſchriften davon aufs genaueſte herſetzen, um mir Glauben zu erwerben.

5. §. Das erſte ſteht a. d. 137. S. und heißt: **Ein ſchön ſingets Spiel, der verlarft Franciſcus**, mit der venediſchen

diſchen jungen Wittfrauen, mit vier Perſonen, in des Rolands Thon. **Ehrenfried** geht ein und ſingt:

Heut früh da thät ich ſchauen
Ein weil zum Fenſter nauß,
Da ſah ich ein Wittfrauen
Tretten aus ihrem Hauß,
Die hat viel junger Knaben,
Die all warten um ſie,
Und ſie wil keinen haben,
Stelt ſich, ich weiß nicht wie. ꝛc.

Und auf eben die Art ſind alle andere Strophen eingerichtet: ob gleich nicht jede Perſon ſie ganz, ſondern bisweilen nur eine, zwo oder drey Zeilen ſinget. Das folgende heißt gleichfalls 2) ein ſchönes neues ſingets Spil, von einem ungerechten Juriſten, der ein Münch worden, mit ſechs Perſ. Im Thon: Lieb haben ſteht einem jeden frey. Anthoni der Metzler geht ein, und ſingt ꝛc. 3) Ein ſingets Spiel, von dreyen böſen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht können thun, mit ſechs Perſ. im Thon, wie man den engliſchen Roland ſingt. 4) Ein ſchön ſingets Spiel, der Forſter im Schmaltzkübel, mit vier Perſ. im Thon: Auß friſchem freyem Muth, Tantz du mein edles Blut. 5) Ein ſchönes ſingets Spiel, von dem Knörren Cüntzlin, im Thon: Venus, du vnd dein Kind, ſeynd alle beyde blind. 6) Der Münch im Keßkorb, im Thon, wie man den engl. Roland ſingt. 7) Ein ſingets Spiel, der Wittenbergiſch Magiſter in der Narrenkappen, mit ſiben Perſonen. Im Thon, wie man den Dillathey, oder Narr dummel dich, ſingt. 8) Von etlichen närriſchen Reden des Claus Narrn, im Thon, laſt vns ein Weil beyeinander bleiben. 9) Von dem Eulenſpigel, mit dem Kaufmann vnd Pfeifenmacher ꝛc. in des engl. Rolands Thon.

6. §. Nun ſchließe ich ſo: Hat **Ayrer** dergleichen ſingende Spiele gemachet, ſo hat er ſonder Zweifel dergleichen ſchon geſehen; die von **Hans Sachſen**, oder andern Meiſter Sängern in Nürnberg vor ihm gemachet, und geſpielet worden

worden. Denn er meldet mit keinem Worte, daß er zuerſt auf dieſe Erfindung gekommen ſey; welches er wohl gethan haben würde, wenn er der erſte Erfinder geweſen wäre. Allein geſetzt, er wäre es geweſen; ſo kann er wenigſtens die Kunſt von den Wälſchen nicht gelernet haben: da das obige erſte wälſche Singſpiel erſt 1597. gemachet worden. Deutſchland hat alſo die Ehre, daß in Nürnberg zuerſt die Kunſt erfunden und ausgeübet worden, ganze muſikaliſche Vorſtellungen auf der Bühne zu ſehen. Und ob ſie gleich durchgehends nach einer Melodie geſungen worden, wie andere Lieder: ſo thut dieß nichts zur Sache. Denn wer weis, wie die erſte wälſche Oper ausgeſehen hat? Alle Dinge ſind im Anfange ſchlecht, und einfach: allmählich geht man weiter. So iſt z. E. des Harlekins ſingender Hochzeitſchmaus, den wir einzeln vielmal gedrucket haben, und den ich noch ſelbſt habe ſingend aufführen geſehen, ſchon etwas künſtlicher, weil er aus zweyerley Strophen beſteht, und nach zweyerley Melodien geſungen wird. Endlich hat man nach dem Muſter der Wälſchen, auch durchgehends neue Noten zu den Verſen geſetzet: und das iſt, ſoviel mir bekannt, um Opitzens Zeit, bey ſeiner **Daphne** zuerſt geſchehen, welche **Heinr. Schütze** bey einem fürſtlichen Beylager 1627. muſikaliſch auf den Schauplatz gebracht. Er geſteht es in der Vorrede ſelbſt, daß er dieſes Drama mehrentheils aus dem Italieniſchen genommen. Nächſt dieſem weis ich keine ältere gedruckte Oper, als **David Schirmers triumphirenden Amor**, in einem Singeſpiel zu **Dresden** vorgeſtellet 1652; den ich im II. Buche ſeiner Rautengepüſche finde. Nächſt dieſem habe ich Amelinde oder **dy triumphirende Seele, wy ſy nach vielerley Anfechtungen überwindet** ꝛc. dem Herz. Auguſt zu Braunſchweig an ſeinem 79ſten Geburtstage 1657. zu **Wulfen-Büttel** vorgeſtellet.

7. §. Ich würde ein großes Regiſter machen müſſen, wenn ich alle nachfolgende Operndichter in Deutſchland erzählen wollte. In der ofterwähnten Geſchichte der theatraliſchen

liſchen Dichtkunſt, wird dieſes ausführlich vorkommen. Hier will ich nur anmerken, daß Dedekind um die Jahre 60 und 70 des vorigen Jahrhunderts, viel geiſtliche, **Poſtel**, aber **Feind, Hunold,** (ſonſt **Menantes**) und **König** viel weltliche Singſpiele gemachet: unzählicher andern unbekannten Opernmacher zu geſchweigen, die ſich entweder gar nicht genennet, oder doch nicht ſo berühmt geworden. In Lübeck ſind, ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, jährlich geiſtliche Singſpiele in der Hauptkirche abgeſungen, aber nicht dramatiſch vorgeſtellet worden, die ich faſt alle beſitze; und darunter verſchiedene von den neuern, von ſehr guten Federn ſind: z. E. von Herrn M. Langen, dem gelehrten Conrector des daſigen Gymnaſii. Sonderlich ſind an dem Hofe des Magdeb. Poſtul. Adminiſtratoris Herz. Auguſts zu Halle, imgleichen dem braunſchweigiſchen, dresdniſchen, weißenfelſiſchen, bareuthiſchen und andern kleinen Höfen im Reiche eine Menge ſolcher Opern, mit entſetzlichen Koſten aufgeführet worden. In Wien hat man unter Leopolden, Joſephen, und Karl dem VI. jährlich eine ſogenannte kaiſerliche Oper mit erſtaunlichem Aufwande geſpielet: zu geſchweigen, was in Leipzig auf den drey Meſſen, und in Hamburg für eine unglaubliche Menge derſelben vorgeſtellet worden: ſo lange die Bezauberung gewähret, in welche dieſe Neuigkeit die Gemüther geſetzet hatte. Ich beſitze von allen dieſen gedruckten Stücken faſt vollkommene Sammlungen, und könnte viel ungereimte Dinge daraus anführen, wenn es Zeit und Raum erlaubete. In Frankreich hat man im vorigen Jahrhunderte aus des **Quinauts** Opern ſehr viel gemachet, doch haben auch **la Motte** und **Fontenelle** viel ſolche Stücke geliefert. Die Wälſchen haben unter den Neuern niemanden zu nennen, der es dem Abte Metaſtaſio, kaiſerl. Hofpoeten zuvorthäte: zumal derſelbe die alten Unordnungen ſeiner Vorgänger, ſo viel möglich, abzuſtellen ſuchet.

8. §. Die Verſe der Opern werden nach Art der Cantaten gemacht, und beſtehen alſo aus Recitativen und Arien.

49

Der Tonkünſtler ſetzet dieſelben nach ſeiner Phantaſie; die Sänger lernen Text und Muſik auswendig; die Schaubühne wird prächtig ausgezieret; und die ganze Vorſtellung mit vielen Veränderungen und Maſchinen abgewechſelt. Der Vorhang öffnet ſich mit einem Concerte der allerſchönſten Inſtrumenten, die von den größten Meiſtern geſpielet werden; und das ganze Singſpiel wird mit einer beſtändigen Begleitung einiger ſchwächern Inſtrumenten erfüllet. Dieſe Kunſt iſt indeſſen in Frankreich noch unvollkommen geweſen, bis der berühmte Lulli die Muſik auf einen ganz andern Fuß geſetzet hat. Dieſer bemächtigte ſich ihrer Opernbühne ganz und gar, und richtete alles nach ſeinem Kopfe ein. Die Poeten mußten nach ſeiner Pfeife tanzen, und ſolche Stücke erſinnen, darinnen fein viel buntes und ſeltſames ausgeführet werden konnte. Die Schaubühne mußte ſich zum wenigſten in jeder Handlung ändern, bald einen güldenen Pallaſt, bald eine wilde See, bald Felſen und wüſte Klippen, bald einen Garten, bald ſonſt eine bezauberte Gegend vorſtellen. Es mußten viel Götter in allerhand Maſchinen erſcheinen: und ſonderlich mußten die Arien dem Muſikmeiſter viel Gelegenheit geben, ſeine Künſte anzubringen. Dabey hub man faſt alle Regeln der guten Trauer- und Luſtſpiele gänzlich auf. Es wurde nicht mehr auf die Erregung des Schreckens und Mitleidens, auch nicht auf die Verlachung menſchlicher Thorheiten geſehen: ſondern die phantaſtiſche Romanliebe behielt faſt allein Platz. Die Einigkeit der Zeit und des Ortes wurde aus den Augen geſetzet; die Schreibart wurde hochtrabend und ausſchweifend; die Charactere waren theils übel formiret, theils immer einerley, nämlich lauter untreue Seelen, ſeufzende Buhler, unerbittliche Schönen, verzweifelnde Liebhaber u. d. gl. Mit einem Worte, die Opera wurde ein ganz nagelneues Stück in der Poeſie, davon ſich bey den Alten wohl niemand hätte träumen laſſen.

9. §. Ich habe bisher nur eine kurze Erzählung von der Oper gemachet; und meine Gedanken davon noch nicht ge-

ſagt.

ſaget. Allein aus dem obigen wird man leicht ſchließen können, was ich davon halte. Wenn nicht die Regeln der ganzen Poeſie übern Haufen fallen ſollen, ſo muß ich mit dem St. Evremond ſagen: Die Oper ſey **das ungereimteſte Werk, das der menſchliche Verſtand jemals erfunden hat.** Ein jeder kann aus der Beſchreibung eines Gedichtes überhaupt den Beweis machen. Ein Gedicht, oder eine Fabel muß eine Nachahmung einer menſchlichen Handlung ſeyn, dadurch eine gewiſſe moraliſche Lehre beſtätiget wird. Eine Nachahmung aber, die der Natur nicht ähnlich iſt, tauget nichts: denn ihr ganzer Werth entſteht von der Aehnlichkeit. Aus dieſer aber ſind alle die Regeln gefloſſen, die wir oben von der Schaubühne, ſowohl für die Tragödie, als Komödie, gegeben haben. Dieſe Regeln ſind aus der Natur ſelbſt genommen, durch den Beyfall der größten Meiſter und Kenner von Schauſpielen beſtärket, und bey den geſcheideſten Völkern gut geheißen worden. Was alſo davon abweicht, das iſt unmöglich recht, und wohl nachgeahmet. Wer ſieht aber nicht, daß die Oper alle Fehler der oben beſchriebenen Schauſpiele zu ihren größten Schönheiten angenommen hat; und daß ſie ganz und gar wegfallen, oder doch ihre vornehmſte Anmuth verlieren würde, wenn man ſie davon befreyen wollte?

10. §. Einmal iſt es gewiß, daß die Handlungen und dazu gehörigen Fabeln, mit den alten Ritterbüchern und ſchlechten Romanen mehr Aehnlichkeit haben; als mit der Natur, ſo, wie wir ſie vor Augen haben. Wenn wir eine Oper in ihrem Zuſammenhange anſehen, ſo müſſen wir uns einbilden, wir wären in einer andern Welt: ſo gar unnatürlich iſt alles. Die Leute denken, reden und handeln ganz anders, als man im gemeinen Leben thut: und man würde für närriſch angeſehen werden, wenn man im geringſten Stücke ſo lebete, als es uns die Opern vorſtellen. Sie ſehen daher einer Zauberey viel ähnlicher, als der Wahrheit; welche Ordnung und einen zulänglichen Grund in allen Stücken erfodert. Wo ſieht man im gemeinen Leben Leute, die

einander als Götter anbethen; Liebhaber, die auf den Knieen vor ihren Gebietherinnen liegen, und ſich das Leben nehmen wollen; Prinzen, die in Geſtalt der Sklaven in weitentlegene Länder ziehen, weil ſie ſich in den bloßen Ruf von einer Schönheit verliebet haben; Könige, die ihre Kronen, um eines ſchönen Weibes halber, verlaſſen, und was dergleichen Phantaſien mehr ſind? Wo höret man die gewöhnliche Operſprache, von Sternen und Sonnen, von Felſenbrüſten und ätnagleichen Herzen, von verfluchten Geburtsſtunden, um eines ſcheelen Blickes wegen, und von grauſamen Donnerkeilen des unerbittlichen Verhängniſſes, welches eine verliebte Seele nur zu lauter Marter erkohren hat? Alle dieſe Dinge ſind uns ſo fremde, daß wir ſie in keiner Reiſebeſchreibung von Liliput für erträglich halten würden: und gleichwohl ſollen ſie in der Oper ſchön ſeyn. Ich ſchweige noch der ſeltſamen Vereinbarung der Muſik, mit allen Worten der Redenden. Sie ſprechen nicht mehr, wie es die Natur ihrer Kehle, die Gewohnheit des Landes, die Art der Gemüthsbewegungen und der Sachen, davon gehandelt wird, erfordert: ſondern ſie dehnen, erheben, und vertiefen ihre Töne nach den Phantaſien eines andern. Sie lachen und weinen, huſten und ſchnupfen nach Noten. Sie ſchelten und klagen nach dem Tacte; und wenn ſie ſich aus Verzweifelung das Leben nehmen, ſo verſchieben ſie ihre heldenmäßige That ſo lange, bis ſie ihre Triller ausgeſchlagen haben. Wo iſt doch das Vorbild dieſer Nachahmungen? Wo iſt doch die Natur, mit der dieſe Fabeln eine Aehnlichkeit haben?

11. §. Ich weis es wohl, daß es hier und da große Liebhaber und Bewunderer der Opern giebt, die ſie für das Meiſterſtück der menſchlichen Erfindungskraft; für einen Zuſammenfluß aller poetiſchen und muſikaliſchen Schönheiten; für einen Sammelplatz aller erſinnlichen Ergetzlichkeiten anſehen. Allein ich weis auch, daß alle dieſe Leute, die im übrigen gar vernünftige und rechtſchaffene Männer ſeyn können,

nen, die wahren theatraliſchen Regeln ſich niemals bekannt gemachet; oder dieſelben doch nicht aus ihren Gründen hergeleitet geſehen. Sie halten derowegen in Sachen, die auf die Luſt ankommen, alles für willkührlich, und meynen, man müſſe es damit nicht ſo genau nehmen. Was nur den Augen und Ohren gefiele, das wäre ſchon gut: und man müßte die Vernunft hier ſchweigen heißen, wenn ſie uns dieſes Vergnügens durch ihre kritiſche Anmerkungen berauben wollte. Alle dieſe Vorſtellungen aber heben meine obige Gründe nicht auf: und ich kann mich nicht entſchließen, die Oper für was natürliches, für eine geſchickte Nachahmung menſchlicher Handlungen, oder überhaupt für was ſchönes zu erklären. Die Muſik an ſich ſelbſt iſt zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, daß die Componiſten viel Kunſt in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl ſie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt, die ganze Verbindung ſo verſchiedener Sachen taugt gar nichts. Ich ſehe überdas die Opera ſo an, wie ſie iſt; nämlich als eine Beförderung der Wolluſt, und Verderberinn guter Sitten. Die zärtlichſten Töne, die geileſten Poeſien, und die unzüchtigſten Bewegungen der Opernhelden und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die unvorſichtigen Gemüther, und flößen ihnen ein Gift ein, welches ohnedem von ſich ſelbſt ſchon Reizungen genug hat. Denn wie wenige giebt es doch, die allen ſolchen Verſuchungen, die ſie auf einmal beſtürmen, zugleich widerſtehen können? So wird die Weichlichkeit von Jugend auf in die Gemüther der Leute gepflanzet, und wir werden den weibiſchen Italienern ähnlich, ehe wir es inne geworden, daß wir männliche Deutſche ſeyn ſollten. Eben dieſer Meynung iſt von Neuern der Abt **Gedoyn**, der im VI. B. der Geſch. der pariſ. Akad. der ſchön. Wiſſ. nach der deutſch. Ausg. im XV. Art. a. d. 188. u. f. S. alſo davon ſchreibt: Andern Theils, muß man geſtehen, daß unſere Oper, ſie ſey ſo bezaubernd als ſie wolle, ein Schauſpiel iſt, welches offenbar wider die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, die doch unter allen Regeln gerade diejenige

iſt, ſo am meiſten in Ehren gehalten werden ſoll. Man läßt darinnen Sachen ſingen, die gerade am mindeſten zum Singen gemacht ſind; alles, was den Verdruß, den Zorn, die Wuth, die Verzweifelung einflößt, ja ſogar die Empfindung eines nahen Todes: und dieß iſt ein ſo plumper Misbrauch, daß nichts, als eine lange Gewohnheit uns denſelben erträglich machen kann. Die Liebe, dieſe gefährliche und tyranniſche Leidenſchaft, die einzige Liebe iſt die Seele der Oper, und ihr ewiger Gegenſtand. Man trägt darinnen die verderbteſten Regeln ungeſtraft vor, die nicht nur der Religion, ſondern auch der geſunden Staatskunſt ſchnurſtracks zuwider laufen. Nach der Abſicht eines wahren Dichters, muß eine jede dramatiſche Poeſie ſich vorſetzen, die Menſchen in irgend einem Stücke **zu beſſern**, und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des Vergnügens vorzutragen. In der Oper aber iſt das **Vergnügen** der einzige Zweck, den man ſich vorſetzet; ſie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß ſie die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die Sitten verderbt, und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge lenket. Man könnte noch hinzuſetzen, daß die lange Weile, bey dieſem ewigen Singen und bey den beſtändigen Symphonien, unvermeidlich iſt, die das Weſen unſerer Opern ausmachen. Denn das Auge wird zwar nicht des Sehens überdrüßig: aber das Ohr wird wohl des Hörens ſatt, inſonderheit wenn dieſelben Töne oft wiederkommen.„

12. §. Es iſt ohnedieß das Vorurtheil bey uns eingeriſſen, daß ſo gar die italieniſche Sprache in dem Halſe eines Caſtraten viel beſſer klingt, als die deutſche. Daher machen die meiſten Opern auch einen Miſchmaſch in der Mundart. Die Arien ſind oft wälſch, und die Recitative bleiben deutſch. Eine und dieſelbe Perſon ſinget zuweilen bald deutſch, bald italieniſch; und ihre Zuſchauer laſſen ſichs weis machen, das klinge überaus ſchön, was ſie doch nicht verſtehen. Das iſt aber nichts neues. Auch den deutſchen Text verſteht man, vor ſo vielen Trillern und künſtlichen Veränderungen der Töne, in einer mäßigen Entfernung von der Schaubühne, ſchon nicht mehr; wo man nicht ein Buch hat, und ſich durch das Leſen

einhilft. Wenn man aber ins Buch ſehen muß, ſo verliert man ja das Vergnügen der Augen an der guten Vorſtellung. So iſt denn die Oper ein bloßes Sinnenwerk: der Verſtand und das Herz bekommen nichts davon. Nur die Augen werden geblendet; nur das Gehör wird gekützelt und betäubet: die Vernunft aber muß man zu Hauſe laſſen, wenn man in die Oper geht, damit ſie nicht etwa durch ein gar zu kützliches Urtheil, die ganze Luſt unterbreche. Man will gemeiniglich eine Oper eine muſikaliſche Tragödie oder Komödie nennen. Allein umſonſt. Sie könnte vieleicht ſo heißen; wenn ſie nach den obigen Regeln der Alten eingerichtet wäre: aber man zeige mir doch ſolche Opern! Wollte aber ja jemand eine von der Art verfertigen: ſo würden auch die rechten Kenner derſelben ſie gewiß für ein ſchlechtes Stück in der Art erklären, und gegen alle andere verachten. Man ſehe hier was der kritiſche Muſikus hin und wieder, auf eine ſehr gründliche Art von dieſer Sache geſchrieben hat.

13. §. Bisher habe ich meine Gedanken von Opern mit Gründen beſtärket: nunmehr will ich mich wider diejenigen auch mit Zeugniſſen verwahren, die ſich dadurch mehr, als durch gute Beweisthümer einnehmen laſſen. Denn ich bin zu allem Glücke weder der erſte, noch der einzige, der dieſer Meynung von Opern beypflichtet. Mein erſter Wehrmann ſey alſo **St. Evremond**, der einen eigenen Diſcurs über die Opern gemacht, und darinn ſeine Gedanken davon ausführlich entdeckt hat. Er ſetzt gleich anfangs dieſe Beſchreibung der Oper zum Grunde: Sie ſey ein ungereimter Miſchmach von Poeſie und Muſik, wo der Dichter und Componiſt ſich ſehr viel Mühe machen, und einander die größte Gewalt anthun, ein ſehr elendes Werk zu Stande zu bringen. Nun kann man ſich leicht einbilden, was auf dieſen Eingang für eine Abhandlung folgen werde. Es iſt werth, daß ein jeder den ganzen Diſcurs leſe, weil er das ſtärkſte iſt, was ich wider die Opern gefunden habe. Man kann ihn in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft auch überſetzt antreffen. Er iſt aber damit nicht zufrieden, daß er eine Kritik darüber geſchrieben;

ſondern hat ſich gar die Mühe genommen, eine ganze Komödie zu machen, der er den Titel, les Opera, gegeben. Seine Abſicht darinn iſt, nach dem Muſter des Cervantes im Don Quixote, das Lächerliche der Opern empfindlich zu machen: darum dichtet er, daß ein junges Frauenzimmer in einer gewiſſen Stadt, aus dem beſtändigen Leſen der Recueils des Opera, verrückt im Kopfe geworden, und, anſtatt der gewöhnlichen Sprache, den Leuten lauter Operarien vorgeſungen. Der Knoten in der Fabel iſt dieſer, daß ſie einen alten Officier zum Freyer bekömmt; dem ſie aber in lauter galanten Liederchen den Korb giebt, und ihren Aeltern ſelbſt den Kopf mit ihrem Singen wüſte macht: indeſſen aber mit einem andern jungen Stutzer, der ſich ihrer Thorheit bequemete, und ihr auch lauter muſikaliſche Liebeserklärungen that, ganze Operſcenen von Kadmus und Hermionen ſpielete. Wer dieſes alles deutſch leſen will, der ſchlage den II Band meiner Schaubühne nach. Ich bin verſichert, daß der größte Opernfreund ſich, bey der Vorſtellung einer ſolchen Komödie, des Lachens nicht ſollte enthalten können.

14. §. Mein andrer Zeuge ſoll **Racine** ſeyn, deſſen Trauerſpiele uns gewiß einen hohen Begriff von ſeiner Stärke in der Poeſie beybringen müſſen. Die Gräfin von Monteſpan und ihre Schweſter waren der Opern des **Quinaut** überdrüßig geworden, und bathen den König, doch einmal durch den **Racine** dergleichen verfertigen zu laſſen. Aus Uebereilung, oder vieleicht aus Ehrerbiethung, übernahm dieſer die Arbeit; und dachte nicht daran, was er oft gegen den **Boileau** geſagt hatte: Es ſey nicht möglich, eine gute Oper zu machen; weil die Muſik zum Erzählen ſich nicht ſchicket, und die Gemüthsbewegungen nicht in ihrer gehörigen Stärke abgeſchildert werden können; ja weil endlich die wahrhaftig hohen und herzhafteſten Ausdrückungen, nicht in die Muſik geſetzet werden können. Dieſes ſtellte ihm **Boileau** vor, als er ihm ſein Verſprechen eröffnete; und ungeachtet er demſelben Recht gab, ſo war es doch nicht mehr Zeit umzukehren. Er fieng alſo an, von

dem Falle **Phaetons** eine Oper zu ſchmieden, und las dem Könige etliche Verſe davon vor. Doch **Racine** arbeitete mit Verdruß daran, und verlangte, **Boileau** ſollte ihm helfen, oder zum wenigſten den Vorredner machen. Dieſer wehrte ſich, ſo viel ihm möglich war; that aber doch insgeheim einen Verſuch, davon wir hernach hören werden. Indeſſen fuhr jener fort an ſeinem Werke zu arbeiten, und **Boileau** ſtund ihm mit gutem Rathe bey; als zu allem Glücke etwas darzwiſchen kam, und ſie von dieſer Quaal befreyete. **Quinaut**, der vieleicht fürchtete, von dieſen groſſen Meiſtern übertroffen zu werden, that dem Könige mit Thränen einen Fußfall, und ſtellete ihm aufs beweglichſte vor; was ihm das für ein Schimpf ſeyn würde, wenn er nicht mehr die Ehre hätte, für Seine Majeſtät zu arbeiten: worauf der König aus Mitleiden, obgedachten Damen zu verſtehen gab; er könne dem armen Manne unmöglich den Verdruß wiederfahren laſſen. Sic nos ſervavit Apollo! ruft Boileau aus, da er dieſe kleine Geſchichte erzählet und der gute Racine legte ſeine Oper mit Freuden an die Seite: ja da man ſelbige auch nach ſeinem Tode nicht einmal gefunden hat; ſo iſt zu vermuthen, es habe derſelbe, aus Zärtlichkeit ſeines Gewiſſens, dieſelbe gar unterdrücket.

15. §. Das dritte Zeugniß giebt **Boileau** ſelbſt, der nicht nur in dieſer Erzählung, die ich von ihm habe, ſeinen Abſcheu vor den Opern genugſam entdecket; ſondern auch in eben dem Vorredner, den er aufzuſetzen angefangen, ſeine Meynung deutlich an den Tag gelegt hat. Er führt darinn die Poeſie und Muſik redend ein, davon ich einen kleinen Theil überſetzen will: **Die Poeſie.** Was? glaubſt du durch eitle Accorden und ohnmächtige Töne alles das auszudrücken, was ich ſage? **Die Muſik.** Ja, ich glaube, daß ich in die ſüßen Entzückungen, womit dich Apollo begeiſtert, die Süßigkeiten meiner Melodien einmiſchen könne. **Die Poeſie.** Ja, ja, bey dem Rande eines Brunnens kannſt du zwar, nebſt mir, eine verliebte Marter beſeufzen, den Thirſis klagen, und Climenen ächzen laſſen. Allein

wenn ich Helden und Götter reden laſſe; ſo kann dein verwegnes Singen mir nichts, als einen eitlen Tact geben: darum ſchlage dir dieſe ſtolze Bemühung nur aus dem Sinne! **Die Muſik.** Ich verſtehe aber die Kunſt, deine ſeltſamſten Wunder noch ſchöner zu machen. **Die Poeſie.** Man mag alsdann deine Stimme nicht hören! **Die Muſik.** Vorzeiten haben ja Felſen und Wälder Ohren bekommen, meine Töne zu hören. **Die Poeſie.** Ach Schweſter! genug; wir müſſen uns trennen. Ich will mich entfernen: und dann laß einmal ſehen, was du ohne mich ausrichten wirſt. ꝛc. Hieraus iſt nun leicht die Urſache zu errathen, warum dieſer groſſe Kriticus in ſeiner Art Poetique, wo er aller übrigen Gedichte gedenkt, an die Oper mit keiner Sylbe gedacht; wohl aber in ſeinen Satiren den damaligen größten Opernſchreiber Quinault ausgelacht hat:

La raiſon dit, Virgile, et la rime, Quinault.

16. §. Mein viertes Zeugniß giebt mir la Bruyere, in ſeinen Charactern Tom. I. p. 90. „Ich weis nicht, ſagt er, „wie es kömmt, daß die Opern, bey einer ſo vollkommenen Muſik und recht königlichen Unkoſten, nichts anders, als Ekel „und Verdruß bey mir gewirket haben. Es giebt Stellen in „Opern, die mir ein Verlangen nach andern dergleichen erwecken: oft aber entfährt mir der Wunſch; daß ſie doch nur „bald zum Ende wäre! Bloß aus Schuld der Schaubühne, „der Vorſtellung, und aus Mangel anziehender Sachen. „Bis auf dieſen Tag iſt die Oper kein Gedicht, ſondern ein „Vers; ja nicht einmal ein Schauſpiel, ſeitdem durch die „Sparſamkeit Amphions (Lulli) und ſeiner Nachkommen, „die Maſchinen verſchwunden ſind: es iſt ein Concert der „Sängerſtimmen, die durch Inſtrumente unterhalten werden. Und auf der 93. Seite ſtellt er die Tragödie mit der Oper in eine Vergleichung: um zu zeigen, daß dieſe letzte keine muſikaliſche Tragödie heiſſen könne. „Ein tragiſches Gedicht „beklemmt einem gleich im Anfange das Herz, und läßt uns „im Fortgange kaum die Zeit, Athem zu holen und wieder

„zu uns ſelbſt zu kommen: oder, wenn es einen einigermaßen „ruhig werden läßt, ſo ſtürzt es doch gleich darauf nur in „neue Verwirrungen und Abgründe. Es führt uns durch „das Mitleiden zum Schrecken, oder umgekehrt, durch das „Schrecken zum Mitleiden; und leitet durch Thränen, durch „Seufzer, durch Furcht, durch Hoffnung, durch Erſtaunen „und Entſetzen, bis zum Ausgange. Da iſt alſo kein Gewebe „artiger Empfindungen und Sprüchelchen, zärtlicher Erklä„rungen, verliebter Geſpräche, anmuthiger Beſchreibungen, „ſüßlichter Zuckerworte; die zuweilen luſtig genug ſind, ein „Gelächter zu erwecken: darauf ſich denn unverhofft in dem letz„ten Auftritte die Aufrühriſchen, ohne alle vernünftige Urſache, „empören, und dem Wohlſtande gemäß, noch Blut vergießen; „indem es etwa einen Unglückſeligen das Leben koſtet. u. ſ. w.

17. §. Mein fünftes Zeugniß nehme ich aus dem **Riviere du Freny** in ſeinen Amuſemens ſerieux & comiques, auf der 22. Seite. Er führt daſelbſt einen Siameſer in Paris herum, und da heißt es: Es iſt 4 Uhr. Laſſet uns in die Oper gehen. Wir brauchen wenigſtens eine Stunde Zeit, ehe wir uns durch alle das Volk drängen, welches die Thüre belagert. Wie? ſprach mein Siameſer zu mir, was redet ihr von der Thüre? Nach der prächtigen Vorſtellung, die ich mir von der Oper mache, müßte man nicht anders, als durch ein koſtbares Thor hinein gehen. Hier ſeht ihr den Eingang; ſprach ich, indem ich ihm einen ſehr finſtern Winkel zeigte. Wo denn? ſagte er, ich ſehe ja nichts, als ein kleines Loch in einer Mauer, allwo man etwas austheilet. Wir wollen hinzutreten; Was ſoll dieſes? Welche Thorheit! Einen Louis d'or für ein kleines Kartenblättchen! Doch ſtille! Ich wundere mich nicht mehr, daß es ſo theuer iſt; denn ich ſehe einige Characteres darauf, welche unfehlbar eine geheime Wirkung haben werden. Ihr betrüget euch nicht gänzlich, ſprach ich zu ihm: es iſt ein Paß, damit man in das Land der Bezauberungen eingelaſſen wird. Kommt geſchwinde hinein! wir wollen uns auf die Schaubühne ſetzen. Auf die Schaubühne? ſagte

mein Siameſer, ihr ſcherzt; Wir wollen ja nur zuſehen; wir wollen nicht ſelber ſpielen. Das thut nichts, ſprach ich, kommt nur mit. Man hört daſelbſt übel, man ſieht nichts; aber es iſt der theureſte, und folglich der vornehmſte Platz. Indeſſen, weil ihr der Opern noch nicht gewohnt ſeyd; ſo würdet ihr auf der Schaubühne auch das Vergnügen nicht haben, welches den Verluſt des Schauſpiels erſetzet. Kommt alſo mit mir in eine Loge. Indeſſen, daß man jene Leinwand aufziehet, will ich euch von den Ländern, die dahinter liegen, etwas erzählen. Die Oper iſt, wie geſagt, eine bezauberte Gegend. Es iſt das Land der Verwandlungen. Man ſieht da die allerſchleunigſten. In einem Augenblicke werden die Menſchen zu Halbgöttern, und die Göttinnen zu Menſchen. Der Reiſende iſt daſelbſt der Mühe überhoben, das Land durchzuziehen; denn die Länder ſelbſt reiſen da vor ſeinen Augen. Hier kann man, ohne von der Stelle zu weichen, von einem Ende der Erden bis zum andern; von der Hölle zu den elyſiſchen Feldern kommen. Wird euch in einer abſcheulichen Einöde die Zeit lang? Ihr dörft nur pfeifen, ſo befindet ihr euch im Götterſaale. Pfeift noch einmal, ſo ſeyd ihr in dem Lande der Hexen. Die Hexen in der Oper bezaubern ſo gut, wie die andern. Allein ihre Bezauberungen ſind, bis auf die Schminke, ganz natürlich. Ungeachtet man ſeit vielen Jahren allerley Erzählungen von den Hexen der vergangenen Zeit gemacht hat; ſo macht man doch noch viel mehrere von den Hexen der Oper. Sie ſind vieleicht nichts gewiſſer; aber ſie ſind viel wahrſcheinlicher. Dieſe ſind von Natur gutthätig: nur den Reichthum theilen ſie unter ihre Freunde nicht aus; ſie behalten ihn für ſich ſelbſt. Wir wollen noch ein Wort von den natürlichen Einwohnern der Opern ſagen. Sie reden nicht anders, als ſingend; ſie gehen tanzend, und thun oft beydes, wenn ſie die wenigſte Luſt dazu haben. Sie gehorchen alle dem Meiſter des muſikaliſchen Chors, einem ſehr unumſchränkten Prinzen: der, wenn er ſeinen Zepter, der aus einer Rolle Papier beſteht, erhebt, oder ſinken

läßt,

läßt, alle Bewegugen dieſes wunderlichen Volkes regieret. Die Vernunft iſt unter dieſen Leuten ſehr rar. Weil ſie den Kopf ganz voller Muſik haben; ſo denken ſie lauter Lieder, und ſprechen lauter Töne. Dem ohngeachtet haben ſie die Tonkunſt ſo hoch getrieben, daß ſie aus Operbüchern vernünftig würden reden können, wenn nur die Vernunft in Noten könnte gebracht werden.„

18. §. Endlich und zum ſechſten will ich mich auf den ſinnreichen **Des Callieres** beruffen; der, wie bekannt iſt, Verfaſſer der Hiſtoire poetique de la Guerre entre les Anciens & les Modernes iſt. Im eilften Buche beſchreibt er das Entſetzen, welches **Orpheus**, **Amphion** und **Arion** über den fürchterlichen Namen des **Lulli**, in der prächtigen Beſchreibung der Opern empfunden, die **Perrault** in ſeinem Gedichte, Le Siecle de Louis le grand, eingerücket hat. **Orpheus** will faſt an ſeiner Kunſt verzagen: aber ein italieniſcher Muſikus, der kürzlich aus der Oberwelt gekommen, tröſtet ihn wieder. Meyneſt du, ſagt er, daß die meiſten Menſchen, die dem **Lulli** ſo begierig nachlaufen, ſich beſſer auf die Muſik verſtehen, als die Beſtien, die dich vormals begleiteten? Und müſſen ſie nicht recht dumm ſeyn, da ſie unaufhörlich ihr Geld in die Oper tragen, um funfzigmal eben daſſelbe zu hören? Ich verſtehe das Handwerk, göttlicher **Orpheus**; drum ſey getroſt, ich werde dir zeigen: daß dieſe ſo berüchtigte Oper dasjenige gar nicht iſt, wofür man ſie ausgiebt. Hierauf fährt er fort, und geſteht zwar den franzöſiſchen Symphonien eine große Schönheit zu: allein die poetiſchen Stücke, die man abſinget, macht er deſto ärger herunter. Er ſagt, ſie wären ſehr übel ausgedacht, und ſchlecht eingerichtet, und würden von lauter ſchwachen Stimmen abgeſungen; davon man aus zwanzigen nicht eine verſtehen könnte, weil ſie durch die Inſtrumente ganz erſtickt würden. Das Geräuſche davon wäre für den kleinen Ort, wo man ſie ſpielete, ſo groß, daß man kaum ohne Kopfſchmerzen und vielmaliges Gähnen, nach Hauſe käme, wenn man es drey Stunden lang gehöret hätte.

Indeſſen liefe alle Welt hinein, um der Mode gemäß, etliche Stunden übel zuzubringen. Es wäre nichts eckelhafters, als die kläglichen Recitative anzuhören, die den größten Theil dieſer Singſpiele einnähmen: und der Muſikus ſollte von rechtswegen die Zuſchauer bezahlen, daß ſie ſich die Geduld nehmen wollten, ſich ſo lange plagen zu laſſen. Die Sänger und Sängerinnen erzählten auf eine ganz unnatürliche Art, nämlich ſingend, ſolche Abentheuer, die aller Vernunft und Wahrſcheinlichkeit zuwider liefen, keine Leidenſchaften erregen könnten, und ſo ſchlecht geſetzt wären; daß der elendeſte Stümper aus dem Stegreiſe eben ſolche Melodien erdenken könnte, als **Lulli** ſelbſt in Noten geſetzt hätte. Endlich merket er an, daß ſich **Lulli** zum Meiſter der ganzen Schaubühne aufgeworfen, und ſich ſo gar den Poeten unterwürfig gemacht hätte: anſtatt daß ſich die Muſik billig nach den Gedanken des Dichters richten ſollte.

19. §. Darauf erſcheint **Lulli** ſelbſt im Reiche der Todten, und redet den **Orpheus** dergeſtalt an: Ich habe längſt von dir reden hören, als von einem Meiſter in unſerer Kunſt. Du ſollſt eine hübſche Leyer geſpielet, und gar die Hölle damit bezaubert haben: allein nach reifer Ueberlegung dünkt es mich, du habeſt deinen Ruhm nur durch gewiſſe Künſte erlanget. Was mich anlanget, ſo ſpiele ich eine Violine, und componire ſo ziemlich. Wir wollen mit einander zur Probe eine Oper ſpielen, die ſoll uns ſchon was einbringen. Die Griechen werden ja ſo neugierig ſeyn, als die Franzoſen. An Poeten wird es uns nicht fehlen, die Verſe zu machen. Apollo ſoll ſeinen Parnaß zum Theater hergeben; der Pegaſus muß zur Maſchine dienen, etwas durch die Luft fliegen zu laſſen; die neun Muſen ſollen Sängerinnen abgeben! Apollo mag auf der Leyer ſpielend, mit ſeinem glänzenden Wagen vom Himmel herunter kommen, wie ich ihn ſonſt ſchon bey Hofe vorgeſtellet habe. Man hat mir von einem gewiſſen Pfeifer, der Königinn Klytemneſtra etwas erzählt, der auch dabey ſeyn muß. Ich möchte wiſſen, ob er ſo gut ſpielt, als Des Coteaux. Er ſoll ja mit ſeiner Muſik die

Keuſch-

Keuſchheit des Frauenzimmers befördert haben? Was mich anlangt, ſo geſtehe ich es frey heraus, daß meine Sachen gerade das Gegentheil gewirket; und daß ich, als ein nützliches Werkzeug, an der Verderbung der Sitten meiner Zeiten gearbeitet habe. Nichts deſto weniger verdienen ſie eben den Ruhm, weil ſie ſich nach der Abſicht ihres Urhebers gerichtet haben. Ueber eine ſo ſeltſame Rede erſchrack **Orpheus**; ſonderlich, daß er ſo verwegen von dem Apollo und den Muſen geſprochen, und ſo gewinnſüchtig geweſen; da er ſelbſt doch der bloßen Ehre halber gearbeitet hätte: worauf **Lulli** ſie für Narren ſchimpft, und mit allerley närriſchen Poſituren davon läuft.

20. §. Ich habe nur einen gelinden Auszug von dem weit ſchärfern Urtheile dieſes Kunſtrichters gemacht; wie ein jeder, der es ſelbſt nachleſen will, leicht ſehen wird. Zu dieſen Zeugniſſen nun könnte ich noch ein ſiebentes hinzufügen, welches alle vorige an Wichtigkeit übertrifft. Es iſt dieſes des **Muratori** ſeines, der als ein Italiener, bey der Quelle aller ſchönen Opern, in Wälſchland, zu Hauſe iſt, und ſie als ein Poet und Kunſtrichter am beſten kennen muß. In ſeiner Poeſia perfetta italiana, hat er ein paar lange Capitel wider dieſelben eingeſchaltet: weil ich aber das eine davon bereits in den VI B. der Kritiſchen Beyträge eingerücket habe, ſo will ich mich bloß darauf beziehen, und meine Leſer dahin verweiſen. Ich enthalte mich nunmehr noch, die Zeugniſſe unſerer Landesleute, und darunter des berühmten **Neukirchs** anzuführen, der in ſeinen Satiren, die in den hankiſchen Gedichten ſtehen, oft auf eben den Schlag davon geurtheilet hat. Ich gedenke auch des engliſchen Zuſchauers nicht, der ſein Misfallen darüber in den erſten Theilen oft zu verſtehen gegeben. S. d. 27. 65. 68. 87. und 135. S. der Deutſch. Ueberſ. des I Bandes. Ich erwähne auch des ungenannten Verfaſſers von dem engliſchen Buche The Gentlemens Recreation nicht, der in ſeinem poetiſchen Tractate a. d. 23. S. das lächerliche Weſen der Oper gleichfalls abgemalet: ſondern ich überlaſſe nunmehr einem jeden die freye

Wahl,

Wahl, ob er ſich für, oder wider die Opern erklären wolle. Ich meines Theils habe für alle die geſchickten und gelehrten Männer, die ſich in dieſem Stücke bey uns geübt haben, eine gebührende Hochachtung: ich erfreue mich aber mit dem großen **Fenelon**, deſſen Gedanken von der Tragödie vorm I Bande meiner Schaubühne ſtehen, wenn das Operweſen theils ſo unvollkommen bleibt, theils in Deutſchland mehr und mehr in Abnahme geräth. Das leipziger Operntheater iſt ſeit vielen Jahren eingegangen, und das hamburgiſche hat gleichfalls nur neulich aufgehöret. Das braunſchweigiſche liegt in den letzten Zügen, und es ſteht dahin, ob es jemals recht wieder in Flor kömmt. Auch in Halle und Weißenfels hat es vormals Operbühnen gegeben, andrer kleinen fürſtlichen Höfe zu geſchweigen; die aber alle allmählich ein Ende genommen haben. Dieſes zeiget mir den zunehmenden guten Geſchmack unſrer Landesleute, wozu ich ihnen Glück wünſche. Denn wären Liebhaber genug vorhanden geweſen, die einer ſolchen Luſtbarkeit hätten beywohnen wollen: ſo würde man das Ende dieſer Schaubühnen noch nicht geſehen haben. Dagegen ſieht man, daß die guten Komödien und Tragödien täglich mehr und mehr Beyfall finden, und mit der Zeit allenthalben die Oberhand bekommen werden: wenn man nur erſt großen Herren die gar zu große Liebe ausländiſcher Sprachen aus dem Sinne bringen wird. Das wird aber bloß auf unſre Poeten und Komödianten ankommen: deren jene, ſchöne, regelmäßige Stücke zu verfertigen; dieſe aber dieſelben gehörig aufzuführen befliſſen ſeyn müſſen.

21. §. Nun habe ich es zwar, ſeitdem die erſte Auflage dieſes Buches heraus iſt, geſehen, daß zweene gelehrte und geſchickte Männer, und ſehr gute Poeten unſers Vaterlandes, wider die bisher von mir behauptete Meynung von Opern geſchrieben, und dieſes Hauptſtück von Opern zu widerlegen geſuchet haben. Der erſte war Herr **D. Hudemann**, der damals noch in Hamburg lebete. Dieſer wackere Mann gab bey ſeinen Gedichten auch eine Oper, und vor derſelben

noch eine Vertheidigung der Singeſpiele, gegen meine Dichtkunſt heraus. Ich hielt es für nöthig, einem ſo geſchickten und beſcheidenen Gegner zu antworten; und that es wirklich in den Beyträgen zur kritiſchen Hiſt. der D. Spr. P. und Bereds. Was hätte mir aber angenehmers begegnen können, als daß dieſe meine Antwort ſo glücklich war, die Einwürfe meines gelehrten Widerſachers gänzlich zu heben! Er that mir ſolches in einem höflichen Schreiben ſelbſt zu wiſſen, und verſicherte mich, daß er nunmehr völlig meiner Meynung wäre; ja, zum Zeichen ſeiner völligen Bekehrung von der Oper zum Trauerſpiele, ſelbſt, ſeine Poeſie der tragiſchen Bühne zu gut brauchen wolle. Es hat auch derſelbe wirklich Wort gehalten, und aus dem Racine die Phädra in deutſche Verſe überſetzet, auch nunmehr nebſt einem eigenen Stücke Diocletian ans Licht geſtellet. Der freundſchaftliche Briefwechſel, der ſeit der Zeit, zwiſchen dieſem ſinnreichen Dichter und mir, fortgedauret, iſt mir deſto angenehmer geworden, weil er aus einer Uneinigkeit in Meynungen ſeinen Urſprung gehabt.

19. §. Mein anderer Gegner iſt der Herr von Uffenbach, geweſen, ein nicht minder ſcharfſinniger und lehrreicher Poet in Frankfurt am Mayn, woſelbſt er auch wichtige Aemter bekleidet. Auch dieſer gelehrte Mann hatte ſeine Widerlegung meines Hauptſtückes von Opern der Sammlung ſeiner Gedichte einverleibet; aber gleichfalls mit ſo vieler Höflichkeit und Beſcheidenheit die Feder geführet, daß ich demſelben die Antwort unmöglich ſchuldig bleiben konnte. Ich habe ſie gleichfalls in den kritiſchen Beyträgen der Welt bekannt gemacht: und was wollte ich mehr wünſchen, als daß ich auch mit dieſer Vertheidigung meiner Meynung von Singeſpielen, eben ſo glücklich geweſen wäre, als mit der erſten. Nun habe ich zwar noch keine Nachricht davon: doch weil dieſer gelehrte Mann weiter die Feder nicht angeſetzet, und mir gleichwohl durch einen dritten Mann die Ehre gethan, mich begrüßen zu laſſen: ſo glaube ich, daß der Unterſcheid

50

unſerer Meynungen voritzo ſo groß nicht mehr ſeyn wird. Sollte indeſſen jemand durch dieſe beyde Antworten noch nicht vollkommen von meiner Meynung überredet worden ſeyn: ſo bitte ich, daß er noch meine Vorrede, zu dem von Herrn M. Schwaben überſetzten Antilogin des D. Swifts, von dem Bathos der Opern durchleſen, und dem Beweiſe nachdenken wolle, den der gelehrte Herr. D. Ludwig alhier in den krit. Beyträgen gegeben hat: Daß eine Oper unmöglich gut ſeyn könne.

20. §. Nun man weis, was Opern ſind, ſo wird es nicht ſchwer fallen, zu begreifen, was Operetten ſeyn ſollen. Es ſind nichts anders, als kleine Singſpiele, die nach Art jener großen Stücke gemacht, in Muſik gebracht, und ſingend aufgeführet werden. Sie werden kaum ſo lang, als ein Aufzug einer großen Oper, das iſt dreymal kürzer, als dieſelbe gemachet: folglich muß theils die Fabel darnach eingerichtet, theils die Zahl der Perſonen eingeſchränket ſeyn. Und dieß giebt ſich von ſich ſelber wohl: denn insgemein werden Operetten an ſolchen Höfen aufgeführet, wo man nicht Sänger genug hat, eine große vorſtellen zu laſſen: es wäre denn, daß man einmal in der Geſchwindigkeit etwas auf die Bühne bringen ſollte, wo weder der Poet noch Muſikus, was Großes fertig ſchaffen könnten. Bisweilen werden auch ſolche Operetten als Vorſpiele vor ordentlichen Trauer- und Luſtſpielen gebrauchet; und dann nennet man ſie muſikaliſche Prologos: wiewohl ſie nichts weniger als Prologi ſind, in dem Sinne, wie die Alten dieß Wort nahmen. Denn bey den Griechen mußte der Vorredner ſich zu dem Hauptſpiele ſchicken, ja einen Theil, d. i. den erſten Aufzug davon abgeben; welches heute zu Tage gar nicht iſt: bey den Lateinern aber, war der Prologus nur eine Vorrede, die den Inhalt des ganzen Stückes erklärete; wie im Terenz zu erſehen iſt. Bisweilen wird ein ſolch kleines Operettchen, wenn es nur aus drey vier Auftritten beſteht, und wohl gar lauter mythologiſche oder allegoriſche Perſonen vorſtellet, nur ein Drama genennet. Und dabey iſt weiter nichts zu beobachten,

achten, als daß dieſelben nach der Mythologie, oder den Charactern dieſer Schauſpieler, gekleidet, und redend eingeführet werden müſſen: damit nicht etwa ein Flußgott in einer geknüpften Perrücke, oder ein Zephir in rothen Strümpfen mit goldenen Zwickeln erſcheine.

21. §. Was Intermezzen, oder Zwiſchenſpiele ſind, iſt gleichfalls leicht zu begreifen. Es ſind kleine Singſpiele, die ſich in drey, oder auch nur zween Abſchnitte, von einer oder zwo Scenen abtheilen laſſen; damit ſie zwiſchen den Aufzügen, eines größern theatraliſchen Stückes geſpielet werden können. Bisweilen geſchieht ſolches auf der Opernbühne, bisweilen auch wohl auf der tragiſchen und komiſchen; und gemeiniglich ſind ſie von luſtigem und poſſirlichen Inhalte, dazu nicht über ein Paar, höchſtens drey ſingende Perſonen gehören. Da hat ſich etwa ein alter Geck in ſeine Haushälterinn verliebet, die ihn durchaus heirathen will; und ihn hernach zum Hahnrey machet: oder ein Mann, der das Seinige verſpielet hat, betrifft ſeine ſcheinheilige Frau, die über ihn klagen will, als gefällig gegen den Richter an, in den er ſich ſelbſt verkleidet hat; oder ein junger Laffe, der noch nicht die Welt kennet, wird von einer alten Buhlſchweſter ins Netz gezogen; oder eine verliebte Dirne machet ihren Arzt verliebt, den ſie zu ſich rufen laſſen; u. d. m. Man ſieht leicht, daß von Seiten des Poeten nicht viel Kunſt dazu gehöret: alles kömmt auf die Geſchicklichkeit der Schauſpieler an, womit ſie ihre Perſonen zu ſpielen wiſſen. Die Muſik wird auch insgemein auf eine, den lächerlichen Charactern derſelben gemäße Art, eingerichtet, und die Kleidungen gleichfalls. Dieß ſind nun die muſikaliſchen Erfindungen der neuern Zeiten, ſo viel ich weis, alle miteinander. Sie haben alle ihre Liebhaber: und wie ich nicht leugne, daß ſie zuweilen eine angenehme Zeitkürzung abgeben; alſo geräth immer eins davon beſſer, als das andere, nachdem ſich die Verfaſſer den Regeln nähern, die von den Alten in dramatiſchen, oder theatraliſchen Gedichten feſtgeſetzet und beobachtet worden.

Des II. Abſchnitts V. Hauptſtück.

Von Wirthſchaften, Mummereyen, und Balletten.

1. §.

Eine große Verwandſchaft mit den Opern haben die itzt benannten poetiſchen Erfindungen: nur mit dem Unterſchiede, daß hier bey weitem nicht alles geſungen, ſondern vieles nur geredet, vieles nur ſtumm vorgeſtellet, und vieles getanzet wird. Ich will von allem eine zulängliche Nachricht geben, und dadurch zeigen, daß große Herren auch in Ermangelung der Opern, bey ihren Höfen allerley Vergnügungen und poetiſche Luſtbarkeiten anſtellen können. Ich werde ihnen die Beyſpiele ausländiſcher und einheimiſcher Fürſten vorhalten, die darinn ihre Vorgänger geweſen; ehe die Oper dieſe weit edlern Ergetzungen, daran die vornehmſten Leute ſelbſt Theil nahmen, verdrungen. Denn ſonder Zweifel vergnüget es fürſtliche, gräfliche und adeliche Perſonen weit mehr, wenn ſie Gelegenheit haben, ſelbſt ihre Rollen, auf eine anſtändige Weiſe, mitzuſpielen, und ſich ihrem Character gemäß, mit ihrer Geſchicklichkeit, vor einem ganzen Hofe zu zeigen; als wenn ſie bloß müßige Zuſchauer einer

* Ueber die Gelehrſamkeit verſteht der Kaiſer auch die Muſik, und läßt oft in ſeiner Hofcapelle Stücke von ſeiner eigenen Compoſition aufführen. Das iſt auch die Urſache, warum er verſchiedene Muſicos, ſonderlich Italiener unterhält, die ſich dann wegen dieſer Zuneigung bey verſchiedenen Gelegenheiten ſehr ungebührlich aufführen. Es iſt mehr als einmal geſchehen, daß, wenn ſie ſind beyſammen geweſen, ein Concert zu halten, ſie ſich im Angeſichte des Kaiſers und ganzen Hofes geweigert, indem ſie vorgegeben, ſie würden nicht richtig bezahlet. = = = Ich kann ſagen, daß ich dieſe Faſten ſelbſt ein Zeuge ihrer Ungezogenheit geweſen. Denn als ein ſolcher Halbmenſch ſich durch das Volk die Stiege hinauf dringen wollte, als eben ein muſikaliſches Oratorium geſungen ward, ungeachtet er keine Partie dabey zu ſingen hatte, wollte er einen fremden Cavalier, ſo ihm im Wege ſtund, fortſtoßen, und wie ihm dieſer nicht ſogleich den verlangten Reſpect bezeigete, ſagte er gleichſam dräuungsweiſe: Ego ſum Antonius Manna, muſicus Sacræ Cæſareæ Majeſtatis; gleich als wenn ihn dieſe

einer wälſchen Caſtratenbande abgeben ſollen; die durch den erhaltenen Beyfall, und die großen Koſten, ſo man auf ſie wendet, ſo ſtolz wird, daß ſie alle Hofleute hernach kaum über die Achſel anſieht. Ich kann mich hier zwar auf die tägliche Erfahrung beruffen; will aber doch aus vorigen Zeiten einen Beweis anführen. Im 1705ten Jahre gab ein Reiſender von Adel, eine Relation vom Kaiſerl. Hofe heraus, die ſehr wohl geſchrieben iſt, und unter andern auch der damaligen Opernhelden in Wien, ihre Sitten und Lebensart abſchildert. Weil das Buch nicht überall zu haben iſt, will ich ein Stück daraus meinen Leſern mittheilen. *

2. §. Was alſo die Wirthſchaften betrifft, ſo hat es dieſe Bewandniß damit. Große Herren wollen bisweilen zur Luſt, auch die Süßigkeit des Privatſtandes ſchmecken; und gleichſam, nach Art der Alten, Saturnalien feyren. Daher verkleidet ſich insgemein der regierende Herr und ſeine Gemahlinn, in einen gemeinen bürgerlichen Wirth, und in eine Wirthinn, und die andern fürſtlichen Perſonen, die man etwa beehren und bewirthen will, in Gäſte; ihre Hofbedienten aber in Hausknechte, Köche, Kellner, Diener, Küchenmägde, Hausmägde, Gärtnerinnen, auch wohl Bauermädchen. Unter dieſen angenommenen Geſtalten, wird nun irgend entweder eine Hochzeit, oder nur ſonſt ein Gaſtmahl, welches die Alten eine Wirthſchaft nenneten, vorgeſtellt: jede Perſon

kleine Qualität gegen die ganze Welt hätte ſchrecklich machen ſollen. : : : Wenn man aufrichtig ſagen ſoll, was man dabey gedenket, ſo iſt man wahrhaftig nicht wenig gegen die Muſikanten erbittert, und hat man zu Venedig und durch ganz Italien ſolche empfindliche Gedanken über ihre Unbeſcheidenheit geführet: denn da ſie von dem gemeinſten Pöbel herſtammen, von welchem man ſie nimmt, und ſie hernach von großen Herren, in Anſehung ihrer Stimme, geſuchet und geliebkoſet werden: ſo entreißt ſich ihr kleiner Verſtand bey dieſen Gnadenbezeugungen, ſeiner Gränzen ꝛc. Weil ſie ſich Geld verdienen, daß ſie als Leute von Stande leben können, und einige Protection bey großen Herren genießen, ſo unterſtehen ſie ſich, alle Leute ungeſtrafet zu beleidigen; ob ſie gleich ſonſt mit allen Laſtern angefüllet ſind, daraus ſie ſich noch eine Ehre machen, um für Leute, die etwas zu ſagen haben, angeſehen zu werden. So redet man von den Muſicis vom erſten Orden, und von den Helden der Singe=Can - - die die Gnade der großen Herren misbrauchet.

aber pflegt irgend, auf des Poeten Angeben, gewiſſe Verſe bey Gelegenheit herzuſagen. So finden wir z. E. in Kanitzen dergleichen poetiſche Gedanken auf eine Wirthſchaft, die 1682, bey einer Wirthſchaft in Berlin, eine Diane, eine Sultaninn, der Sultan, der Schäfer, die Zigeunerinn, die Mohren, der Hausknecht, der Charlatan, ein Jude und zwo Jüdinnen, ein Pickelhering, eine Moſcowiterinn, eine Gärtnerinn, herſagen ſollen. Eben dergleichen findet man in Beſſers Gedichten; wo bey dem Jahrmarkte und der Masquerade, die der Churfürſt Friedrich 1700. auf den Geburthstag der Gemahlinn gefeyert, verſchiedene vermummte Damen als Quackſalber, Zigeunerinnen und Taſchenſpieler vorgeſtellet, und redend eingeführet werden. Wollte man nun gleich ſagen, der Dichter habe nur dieſe zufälligen Gedanken über die alſo verkleideten Perſonen ausgelaſſen: ſo ſehe ich doch, daß ſie alle ausdrücklich ſo aufgeſetzt ſind, daß jede Perſon ſie nach ihrem Character hat reden können, um die Geſellſchaft zu vergnügen. Z. E. Diana, die Zweifelsfrey von einer großen Prinzeſſinn, vieleicht der Churfürſtinn ſelbſt vorgeſtellet worden, ſpricht:

Wo hab ich mich verirrt? wo bin ich eingekehret?
Warum iſt dieſer Ort ſo herrlich ausgerüſt?
Es ſcheinet, wo ich bin, daß auch mein Tempel iſt,
Weil hier ſo manches Volk, als Göttinn, mich verehret.

3. §. Sollte es jemanden bedünken, daß dieſes ſchon einigermaßen zu den Mummereyen, oder Maskeraden gehöre; ſo will ich nicht ſehr zuwider ſeyn, und aus dem P. Meneſtrier, ein altes Muſter einer ſchönen Verkleidung anführen, welches in Wälſchland, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts von dem Bergonzo Botta, einem Lombardiſchen von Adel zu Tortona, dem Herzoge von Meyland, Joh. Galeazzo, zu Ehren, bey deſſen Beylager mit der Prinzeſſinn Iſabella von Arragonien, vorgeſtellet worden. Als alles bey der Tafel ſaß: ſo ward keine Schüſſel aufgetragen, dabey nicht eine vermummte Perſon, mit einem Gedichte, Liede, oder einer Fabel aus dem Alterthume erſchien.

Z. E.

z. E. Jaſon brachte das goldne Vließ aus Kolchis. Mercur erzählte, mit was für Liſt er dem Apollo, der des Admetus Vieh weidete, ein Kalb geſtohlen, um dieſer Mahlzeit das Gebratene zu liefern. Diana brachte den in einen Hirſch verwandelten Actäon geführet, und nachdem ſie die Urſache ihres Zornes erkläret, ſchloß ſie für ein Wild, das aus einem Menſchen entſtanden wäre, ſey kein würdiger Grab, als der Durchl. Braut Magen, zu erſinnen. Orpheus kam, und ſagte, als er auf dem apenniniſchen Gebirge den Verluſt ſeiner Euridice beweinet, und von dieſem prächtigen Beylager gehöret, wären zu dem Klange ſeiner Leyer die leckerſten Vögel herzu geflogen, die er hiermit zur Tafel liefern wollte. Atalanta brachte des kalydoniſchen Ebers Kopf, den ſie ſo viel Jahrhunderte aufbewahret hätte, zu dieſem Feſte; und geſtund, daß ſie der Durchl. Braut an Schönheit gern weichen wollte. Als ein gekochter Pfau aufgetragen ward, kam Iris, der Juno Vorläuferinn, die einen Wagen führte, der von Pfauen gezogen ward; und Argus trug die Schüſſel. Theſeus brachte das übrige von dem Eber; Hebe, Jupiters Mundſchenkinn, trug das Confect auf, und ſagte, daß es Ambroſia von der Göttertafel wäre. Arkadiſche Schäfer brachten Käſe und Milchſpeiſen, die Pan ſelbſt zubereitet hätte. Vertumnus und Pomona brachten Früchte, und ſagten, ſie hätten mit Fleiß ihre Zeitigung beſchleuniget. Die Najaden und Flußgötter, brachten Fiſche, Auſtern und Muſcheln. Ulyſſes endlich brachte eine Sirene geführet, die er gefangen hätte, um ſie der fürſtlichen Braut zu ſchenken.

4. §. Als die Tafel aufgehoben war, kam Orpheus in griechiſcher Tracht, und foderte den Hymen ſingend auf. Dieſer erſchien, von einem Schwarme kleiner Liebesgötter begleitet, die wechſelsweiſe ein Brautlied ſungen! Die drey Gratien mit einem Gürtel umgeben, erſchienen im Dreyecke, und dreheten ſich geſchicklich in die Runde, wobey die letzte artige Verſe gegen die Braut herſagte. Die eheliche Treue folgte in einem ſchneeweißen Kleide, und trug ein weißes Häschen in der Rechten, und ein Halsband von

Jaſpis in der Linken: womit ſie ſich der Braut zu eigen widmete. Hierauf kam Merkur vom Himmel geflogen, und brachte die Fama geführet. Dieſe ward vom **Virgil** an einer, und dem **Livius** an der andern Seite begleitet, und erklärte ihr Amt, in ewiger Ausbreitung alles Guten und Böſen. **Virgil** ſagte darauf ein lateiniſches Gedicht her. Nun erſchien Semiramis, von einem Schwarme unzüchtiger Weiber, Helena, Medea, Kleopatra, begleitet; die aber, als ſie ihre Schandthaten erzählen wollten, von der ehelichen Treue beſtrafet, und auf ihren Befehl von den Liebesgöttern mit ihren brennenden Fackeln, womit ſie ihre Kleider anſteckten, hinausgetrieben wurden. Nun erſchien ein Chor ehrbarer Frauen; Penelope, Lucretia, Tomyris, Judith, Portia, Sulpitia, die alle mit Verſen die Tugend prieſen, und die Prinzeſſinn Iſabella lobten. Zum Beſchluſſe kam noch ein betrunkener Silen auf ſeinem Eſel ins Zimmer geritten, der ſo lange herumtaumelte, bis er vom Eſel fiel, und der ganzen Vorſtellung ein luſtiges Ende machete. Nun urtheile man, ob wohl was ſinnreichers und artigers ausgedacht werden kann, als dergleichen maskirte Vorſtellung, darinn ſich Erfindung, Witz und Pracht zugleich gezeiget, und ſo zu reden, die ganze Dichtkunſt ihre Reichthümer erſchöpfet hat, ein Beylager zu verehren.

5. §. Doch ich muß noch eins anführen, welches der engl. Aufſeher im II. Bande, im 115. St. aus dem **Strada** genommen, und beſchrieben hat. Dieſes iſt Pabſt Leo dem X. zu Ehren aufgeführet worden: ich will es aber mit den eigenen Worten der Ueberſetzerinn hier einrücken:

Man weis überall, daß Pabſt **Leo der Zehnte** ein großer Gönner der Gelehrſamkeit geweſen, und bey den Ausführungen, Geſprächen und Diſputationen der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit zugegen zu ſeyn pflegte. Auf dieſen Grund erzählet **Strada** folgendes: Als dieſer Pabſt auf ſeinem Luſthauſe geweſen, welches auf einer Höhe an dem Ufer der Tiber gelegen, ſo hätten die Dichter folgendes Schauſpiel zu ſeiner Ergetzung ausgeſonnen. Sie haben einen hohen ſchwimmenden Berg gemacht, der gleich dem Parnaß, auf der Spitze geſpalten geweſen. An dieſem waren verſchiedene Merkmaale, daß er

zur

zur Wohnung der epiſchen Poeten beſtimmt wäre. Von allen Muſen erſchien die einzige Calliope. Der Berg war von oben bis unten mit Lorberwäldern bedeckt. Pegaſus erſchien an der Seite des Berges, nebſt einem Fluße, der aus ſeinem Hufe entſprang. Dieſer ſchwimmende Parnaß floß unter dem Klange der Trompeten den Fluß hinunter, und zwar in einer Art von epiſchem Maaße; denn er ward mit ſechs Schrauben, drey an jeder Seite, fortgezogen, die durch ihre beſtändige Bewegung dieſe Maſchine bis vor den Pabſt führeten.

Die Ebenbilder der alten Poeten waren auf ſolche Plätze geſtellet, die eines jeglichen Charactere gemäß waren. Statius ſtund auf der höchſten von den zwo Spitzen, die als ein Abgrund gebildet war, und über den übrigen Theil des Berges auf eine ſchreckliche Art hing, ſo daß die Leute ihn mit eben dem Entſetzen, und mit derſelben Begierde anſahen, als ſie einem kühnen Seiltänzer zuſehen, von dem ſie alle Augenblicke fürchten, er werde fallen.

Claudian ſaß auf dem andern Hügel, der etwas niedriger, und zugleich etwas ebener und gleicher war, als der vorige. Man ſah auch daß er fruchtbarer war, und an einigen Orten Gewächſe hatte, die in Italien unbekannt und von der Art ſind, die die Gärtner ausländiſch nennen.

Lucretius war mit dem Fuſſe des Berges ſehr beſchäfftiget, indem er lediglich auf die Bewegung und Einrichtung dieſer Maſchine acht gab, welche unter ſeiner Aufſicht ſtund, und auch wirklich von ihm erfunden war. Er war zuweilen in das Schraubwerk ſo ſehr vertieft, und mit Maſchinen bedeckt, daß nicht viel über die Hälfte des Dichters den Zuſchauern ſichtbar blieb, ungeachtet zu anderer Zeit, wenn das Uhrwerk gieng, er mit erhoben und ſo ſichtbar ward, als ſeine Mitbrüder.

Ovidius hielt ſich an keinen feſten Ort, ſondern flatterte über den ganzen Parnaß mit großer Behendigkeit und Flüchtigkeit. Da er nun nicht viel nach der Arbeit und Mühe fragte, welche erfodert ward, um auf den obern Theil des Gipfels zu kommen, ſo ſchwärmete er beſtändig an deſſen Boden herum.

Keiner aber ſtund auf einem höhern Orte, und hatte eine größere Ausſicht vor ſich, als Lucan. Er ſprang auf den Pegaſus gleich dem hitzigen und unerſchrockenſten Jünglinge, und ſchien begierig zu ſeyn, auf deſſen Rücken bis in die Wolken zu dringen. Da aber die Hinterbeine des Thieres im Berge ſteckten, indem der übrige Leib ſich in freyer Luft aufbäumte, ſo erhielt ſich der Dichter mit genauer Noth, daß er nicht hinunter glitte: ſo daß das Volk ihn auch ſchon oftmals aufgab, und alle Augenblicke aufſchrie, er fiele bereits.

Virgil, deſſen Blicke ſehr beſcheiden waren, ſaß neben der Kalliope, mitten in dem Lorberwäldchen, welches dick um ihn herum wuchs, und ihn faſt mit ſeinem Schatten verdeckte. Er wollte in dieſer Einge-

zogenheit faſt nicht einmal geſehen ſeyn: allein es war unmöglich, die Kalliope zu ſehen, ohne zugleich auch den Virgil zu erblicken.

Kaum war dieſe poetiſche Mummerey vor des Pabſtes Luſthauſe angekommen, als ſie auf das Land gebethen ward, welches ſie auch that. Der Saal, ſo zu ihrer Aufnahme zubereitet war, erfüllte eine Verſammlung von den vornehmſten Perſonen an Stande und Artigkeit. Die Dichter ſatzten ſich, und laſen jeglicher ein Gedicht in der Schreibart, und mit demſelben Schwunge vor, als die unſterblichen Dichter würden gethan haben, deren Stelle ſie vertraten.

6. §. Noch ein ausländiſches muß ich aus dem Creſcimbeni anführen. Als im vorigen Jahrhunderte der Herzog von Braunſchweig, zu Venedig war, ward ihm zu Ehren folgendes vorgeſtellet. Auf dem großen Canale kam ein ungeheurer Wallfiſch geſchwommen, auf welchem Morpheus der Gott des Schlafes ſaß, und ein Lied abſang. Hierauf eröffnete ſich das Ungeheuer, und verwandelte ſich in einen Hügel, der eine Art der elyſiſchen Felder, oder die Gärten der Heſperiden vorſtellete, darinn alle Bäume voller Lampen waren, dazwiſchen man die ſchönſten Früchte ſah. Darunter ſah man auf dem Hügel in theatraliſchen Kleidungen ein kleines Drama aufführen, und mit einer ſchönen Muſik beſchließen. Ich ſchweige vieler andern, die zu Parma, Rom und Florenz vorgeſtellet worden. Ja man hat von ſolchen Mummereyen ein ganzes Buch, unter dem Titel Canti Carnaſcialeſci, welches Grazini 1559. herausgegeben. Allein auch unſre Deutſchen haben es an dergleichen Erfindungen nicht fehlen laſſen. In David **Schirmers** Rautengepüſche von 1657. finde ich ein Drama, oder Liebesſpiel der Nymphen und Satyren, darinn Nymphen, Satyren, Amuretten, Diana, und Jäger vorkommen, und in etlichen Auftritten ihre Perſonen ſpielen. Eben dahin rechne ich Georg **Neumarks** Geſprächſpiel vom Lobe und den Gemüthsgaben Herzog Wilhelms des IV. zu Sachſen Weimar, welches an deſſen 61ſten Geb. Tage 1659. in einem theatraliſchen Aufzuge vorgeſtellet worden. Imgleichen den lobwürdigen Kadmus der 1663. in Kopenhagen, dem König von Dännemark Friedrich dem III. und der Königinn zu Ehren, von Adam Fr. **Wernern**, im Deutſchen aufgeführ-

geführet worden; und noch ein anders, das eben daſelbſt und in eben dem Jahre, dem Churfürſten zu Sachſen, ſeiner Gemahlinn und ſeinem Churprinzen zu Ehren, unter dem Titel Masquerada, die Waldluſt, vorgeſtellet, und zu Kopenhagen gedruckt worden. In Morhofs Gedichten findet ſich endlich auch eine Masquerade auf des Herzogs von Holſtein Geburtstag 1669, den 3. Febr. die man a. d. 157. S. bey ihm nachleſen kann.

7. §. In etwas neuerer Zeit hat **Beſſer** zu Berlin bey großen Feyerlichkeiten, eben dergleichen verſuchet. Er nennt das eine, das 1696. der verw. Churfürſtinn zu Sachſen, Eleonoren, zu Ehren angeſtellet worden, Florens Frühlingsfeſt. Darinn hat die Churfürſtinn ſelbſt die Flora vorgeſtellet; Marggraf Albrecht hat ſelbſt einen Schäfer, der Churprinz, Fr. Wilhelm, den Cupido; andere Vornehme haben den Vertumnus, die Diana, den Silvan, die Pales, die Gratien, den Merkur, die Venus, den Mars, Schäfer und Schäferinnen vorgeſtellet; und viele Tänze haben das Spiel abgewechſelt. Eben dergleichen ſcheint mir der Triumph der Liebe zu ſeyn; der 1700. an dem Beylagersfeſte des damaligen Heſſencaſſeliſchen Erbprinzen, und nachmaligen Königes von Schweden, Friedrichs, mit einer brandenb. Prinzeßinn, zwar als eine Tafelmuſik aufgeführet worden, aber ſich weit beſſer zu einer Verkleidung fürſtlicher Perſonen geſchicket hätte. Denn es iſt ein Geſpräch zwiſchen Peleus und Thetis, und ein Chor von Flußgöttern und Najaden ſtimmen mit ein; und alle thun Wünſche an das neue Paar. Endlich finde ich auch im Heräus dergleichen Erfindung, da er 1702. auf den Geb. Tag der Fürſtinn von Sondershauſen eine ſolche Masquerade, durch etliche kleine Prinzen aufführen laſſen, deren einer den Cupido, der andere den Apollo vorgeſtellet. Dieſes ſind die Muſter, die ich vor Augen gehabt, als ich vor einem Jahre für die durchl. Kaiſerl. junge Herrſchaft in Wien, ein kurzes Götterdrama aufſetzete, um ſelbiges an Ihrer Kaiſerl. Königl. Maj. Hohem Namenstage vorſtellen zu laſſen: wie man im II. B. meiner Gedichte finden wird.

8. §.

8. §. Es iſt Zeit, auf die Ballete zu kommen, welches künſtliche, aus vielen Perſonen beſtehende, und mehrentheils dramatiſche, d. i. etwas vorſtellende und bedeutende Tänze ſind. Denn geſetzt nun, daß die obigen Wirthſchaften und Verkleidungen, an manchen Höfen nicht Beyfall fänden; oder wegen der Mühe im Auswendiglernen und Vorſtellen, die dabey auch vornehme Perſonen trifft, ſich nicht gar zu oft brauchen ließen: ſo darf man deswegen doch noch nicht zu den Opern ſeine Zuflucht nehmen. Denn fraget man mich: Was ſollen aber große Herren zu ihrer Ergetzung, bey großen Solennitäten, für Luſtbarkeiten anſtellen? Oder ſollen ſie denn an Pracht und Koſtbarkeit vor gemeinen Bürgern nichts voraus haben? ſo antworte ich erſtlich: ein gutes Trauerſpiel kann mit eben ſolcher Pracht aufgeführet werden, als ein Singeſpiel, wenn man nur an Verzierung und Erleuchtung der Schaubühne, an den Kleidungen der Komödianten, an der Muſik, und an Tänzen, die zwiſchen den Aufzügen eingeſchaltet werden, nichts ſparen will. So habe ich zu unſers hochſeligen Königs Auguſts Zeiten, die franzöſiſchen Trauerſpiele, auf dem dreßdeniſchen Opertheater im Zwinger, vielmals aufführen ſehen: und ſo iſt auch mein ſterbender Cato, auf der braunſchweigiſchen großen Schaubühne, vor des hochſeligen Herzogs **Ludwigs Rudolphs** Durchl. mehrmals von der neuberiſchen Geſellſchaft aufgeführt worden. Doch geſetzt, man wollte noch etwas anders auf der Schaubühne haben, dabey mehr Muſik, und mehr Vorſtellungen vorkämen: ſo kann ſchon Rath dazu werden, ohne zu den Opern ſeine Zuflucht zu nehmen. Man erfinde doch nur künſtliche Ballete, nach der Art der alten Griechen, und neuern Franzoſen. Dieſe werden zu der größten Pracht in Verkleidungen, zu neuen und ſeltenen Verzierungen der Schaubühne, zu vielen muſikaliſchen Compoſitionen, und recht ſinnreichen allegoriſchen Tänzen Gelegenheit an die Hand geben.

9. §. Der gelehrte **Meneſtrier** hat im Franzöſiſchen einen ſehr ſchönen Tractat, des Ballets Anciens et modernes,

nes, ſelon les Regles du Theatre, geſchrieben. Dieſen preiſe ich allen denen an, die etwas zur Vergnügung großer Herren erfinden wollen, das neu iſt, und in die Augen fällt. Wir haben auch in Deutſchland ſchon Proben davon geſehen. Vom 1661. Jahre habe ich ein gedrucktes Ballet von des **Orpheus** und der **Euridice** Trauergeſchichte, ohne Ort und Verfaſſer. Am Bayreuthiſchen Hofe iſt 1662. ein Ballet der Natur mit ihren vier Elementen, der Markgräfinn zu Ehren vorgeſtellet; und 1665. zu Dresden von Chyträus, auf eben dieſe Markgräfinn, ein Ballet der Elbe aufgeführet worden. Eben daſelbſt iſt 1667. das Ballet der Glückſeligkeit von **Schirmern** entworfen, und theils einzeln, theils in ſeinem Rautengepüſche gedrucket worden: und das Jahr darauf hat **Morhof** vor den Herzog von Holſtein eins angegeben, wie in ſeinen Gedichten a. d. 135. u. f. S. zu leſen iſt. Wer kann alle übrige erzählen, die ich auch ſelbſt gedruckt beſitze? Nur **Beſſern** und den **Heräus** kann ich nicht vergeſſen, deren jener am Berliniſchen, dieſer am Sondershäuſiſchen Hofe dergleichen angegeben. S. die 208. S. ſeiner Gedichte. Was **Moliere** hierinn für Erfindungen gehabt, wird einem jeden aus ſeinen Schriften bekannt ſeyn: wiewohl ich zweifle, ob alle die angeführten Stücke, nach **Meneſtriers** Regeln die Probe halten dörften.

10. §. Und von dieſem ſchönen Werke einen kleinen Vorſchmack, und denen, die zur Erfindung ſolcher Tänze Gelegenheit haben ſollten, eine kleine Anleitung dazu zu geben; will ich einen kurzen Auszug aus demſelben geben. Ich halte mich aber bey der Hiſtorie des Tanzens nicht auf. Ein jeder weis, daß es ſehr alt iſt. Die Schweſter des Moſes tanzte mit allen iſraelitiſchen Weibern nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und ſang dazu. Die Töchter von Siloh hatten ein jährliches Feſt, da ſie tanzten. David tanzte vor der Bundeslade, und vorhin hatten alle jüdiſche Weiber getanzet, als derſelbe den Philiſter Goliath geſchlagen hatte. Dieſes waren nun faſt lauter andächtige und religiöſe Tänze.

Eben

Eben ſo haben die heidniſchen Völker bey ihrem Gottesdienſte allerley Tänze eingeführt gehabt; ja ſie ſind auch in der erſten Kirche an vielen Orten gewöhnlich geweſen, wo man ſie in dem Chore der Kirchen, der, wie man noch itzo in Deutſchland ſieht, als eine Schaubühne erhaben war, gehalten; bis ſie vieler Misbräuche halber abgeſchaffet worden. Die alten Kirchenväter haben wider die theatraliſchen Tänze der Heiden geeifert; nicht weil ſie Tänze waren; ſondern weil ſie ſehr freche und üppige Tänze waren, die ein großes Aergerniß gaben. Von ſolchen ungeiſtlichen Tänzen aber iſt hier gar nicht die Rede, wenn wir von den Balleten handeln: und alſo darf man gar nicht beſorgen, daß dadurch das Heidenthum mit ſeinen Schandbarkeiten wieder eingeführet werden würde.

11. §. Wir wollen uns auch bey denen Tänzen nicht aufhalten, die nach den beſten alten Dichtern, den heidniſchen Gottheiten beygelegt worden. Beym **Athenäus** tanzet einmal Jupiter ſelbſt. **Pindarus** nennt den Apollo einen Tänzer: **Virgil** läßt Dianen mit ihren Nymphen an dem Fluſſe Eurotas tanzen. **Apulejus** ſagt, Venus habe auf der Pſyche Hochzeit getanzet; und **Horaz** meldet, ſie habe es bey Mondenſcheine, in Geſellſchaft der Gratien, auch einandermal gethan. Bacchus ſoll in Indien getanzt haben. **Heſiodus** läßt die Muſen um den Altar Apollons vor Sonnenaufgange tanzen. In einer Idylle des **Theokritus** tanzen die Nymphen der Brunnen; und im **Virgil** tanzen auch die aus den Schiffen verwandelten Seenymphen um den Aeneas her. Alles dieſes führe ich an, um zu zeigen, daß man nach der Wahrſcheinlichkeit der alten Fabeln, auch die Götter könne tanzen laſſen: denn dieſe mythologiſchen Perſonen haben an unſern Ballets einen großen Antheil: und ſo ſparſam ſie in den Trauerſpielen ſtatt haben, ſo häufig können ſie in dieſen Tanzſpielen vorkommen. Ja in Ermangelung bequemer Gottheiten, kann man ſich allegoriſche Perſonen dichten, und ſie tanzend aufführen. Z. E. Die Jahreszeiten, die Welttheile, die Schutzgeiſter der Länder und Völker,

die Monate, die vier Winde, die ſieben Planeten, die Stunden des Tages und der Nacht, die himmliſchen Zeichen, die Tugenden und Laſter, die Wiſſenſchaften und Künſte; kurz, alles was ein Poet, durch eine Perſonendichtung redend einführen kann, das kann auch in einem ſolchen Tanzſpiele, tanzend vorgeſtellet werden.

12. §. Wie nun ein jeder hieraus ſieht, daß es bey dieſen unſern Tänzen nicht nur auf die Figuren der Tänze allein, ſondern auch auf die tanzenden Perſonen ankömmt: alſo muß ich auch gleich anfänglich erinnern, daß alle die Tanzſpiele allegoriſche und bedeutende, d. i. wie man itzo ſpricht, pantomimiſche Tänze in ſich halten müſſen. Fragt man nun, was denn dieſe Tänze bedeuten können und ſollen? So antworte ich; erſtlich eine Verehrung vornehmer Perſonen, an deren Feſttagen ſie aufgeführet werden: denn die Alten glaubten, daß das Tanzen eine Art des Gottesdienſtes wäre, welche den Göttern ſehr gefällig seyn müßte. Man meynt, dieſes habe ſeinen Urſprung, aus der Meynung des **Pythagoras**, der dafür gehalten, daß Gott eine Harmonie, (Numerus) oder ein Tact, das iſt ein abgemeſſenes, ſehr wohl übereinſtimmendes Weſen ſey. Dem ſey nun wie ihm wolle: ſo haben doch faſt alle Völker bey ihrem Gottesdienſte Muſiken und Tänze gehabt; diejenigen Gottheiten zu verehren, denen die Feſte geweihet waren. Daher ward auch in allen wohlbeſtellten Republiken die Jugend zum Tanzen angeführet, theils daß ſie geſchickt, theils daß ſie ſtark von Leibe werden möchte: denn es gab auch martialiſche Tänze, die mit voller Rüſtung, oder doch mit einigen Waffen geſchahen. Selbſt die lacedämoniſche Jugend war davon nicht ausgenommen: und die größten Helden haben ſolche Tänze theils geliebet, theils mitgemachet, wie die Exempel Merions aus Creta, des Ulyſſes, des Antiochus, des Polyſperchon, des Philippus, Alexanders Vater, des Epaminondas, des Scipio, u. a. m. zeigen.

13. §. Doch unſre Tanzſpiele ſollen nicht nur bloße Tänze, ſondern Allegorien, und redende Bilder gewiſſer Dinge

ſeyn.

ſeyn. **Lucianus** will das erſte Muſter ſolcher Ballete in der Bewegung der Sterne und Planeten finden, die mit der ſchönſten Harmonie geſchieht: und es wäre nicht unmöglich, ſolche planetiſche Tänze, welche die berühmten Weltordnungen vorſtelleten, aufzuführen; wie **Poſtel** in ſeinem Wittekind ſchon gedichtet hat. Die **Aegyptier** ſind die erſten Erfinder hieroglyphiſcher Tänze geweſen. **Plato** iſt ihr Bewunderer und Schüler geweſen, und kann denjenigen nicht genug loben, der zuerſt die Harmonie des ganzen Weltgebäudes in einem Tanze vorgeſtellet hat. Die Ausleger des **Sophokles**, des **Euripides** und **Ariſtophanes** haben uns die Geheimniſſe, die **Plato** unerklärt gelaſſen, entdecket. Sie ſagen, alle Tänze der Aegyptier hätten die Bewegungen der Geſtirne nachgeahmet: weil ſie allemal rings um ihre Altäre getanzet hätten, die gleichſam, wie die Sonne, in dem Mittelpuncte des Himmels, geſtanden hätten. Daher wären nun in den Chören der Tragödien die Strophen, und Antiſtrophen entſtanden. Denn erſtlich hätten ſie im Kreiſe von Morgen gegen Abend in die Runde getanzet, um dadurch die gemeine Bewegung des Himmels abzubilden: hernach aber hätten ſie den Kreis von Abend gegen Morgen herum gedrehet, um dadurch die eigene Bewegung der Planeten, wider die Ordnung der himmliſchen Zeichen im Thierkreiſe vorzuſtellen. Zuletzt aber hätten ſie noch die Epode, oder den Beſchluß, ſtillſtehend abgeſungen; um dadurch die Unbeweglichkeit der Erdkugel abzubilden. Die Griechen haben dieſe ägyptiſche Erklärung verworfen, und die Tänze von dem Ein- und Ausgange des Theſeus in den Labyrinth erkläret; als welcher Held die griechiſche Jugend zu Delos zuerſt darinnen unterrichtet hatte.

14. §. Dieſes iſt nun die erſte Art ſolcher bedeutenden Tänze geweſen, die mit zu den Schauſpielen gezogen worden; und die **Athenäus** philoſophiſche Tänze nennet, weil alles darinn ordentlich und bedeutend war. Agamemnon hat ſeiner Gemahlinn Clytemneſtra, als er nach Troja zog, einen ſo philoſophiſchen Tanzmeiſter hinterlaſſen, der ihr durch allego-

riſche Tänze die Zeit verkürzen, und zugleich die Liebe zur Tugend beybringen ſollte: und dieſes iſt mit ſo gutem Erfolge geſchehen, daß ſie nicht eher verführet werden können, als bis Aegyſthus dieſen Meiſter ermordet hatte. Die Alten ſpielten auch im Tanzen den Ball: und daher kömmt das heutige Wort **Ball**, **Ballet**, womit man die Tänze benennet, von *βαλλειν* werfen: *σφαιϱα βαλλομενη*, eine Kugel zum werfen, wie **Suidas** den Ball erklärt. Darauf haben ſich allerley Meiſter der Ballete gefunden: Bathyllus von Alexandrien hat luſtige, Pylades aber ernſthafte und pathetiſche Tänze zu den Schauſpielen erfunden. Solche Tänze nun waren geſchickt, die Bewegungen des Leibes zu beſſern, ſo wie die Tragödie die Regungen des Gemüths in Ordnung zu bringen dienen ſollte. Aber überhaupt geben die Alten, die davon geſchrieben haben, dieſe Erklärung eines ſolchen Tanzſpiels: Es ſey eine Nachahmung derjenigen Sachen, die man ſaget und ſingt, durch abgemeſſene Gebärden und Bewegungen des Leibes. Und **Ariſtoteles** ſagt gar, daß man die Sitten und Gemüthsbewegungen, durch die harmoniſchen tactmäßigen Stellungen und Tritte ausdrücken müſſe.

26. §. Es iſt alſo mit den Balletten oder Tanzſpielen nicht anders bewandt, als mit den übrigen Künſten: ſie ſind alle Nachahmungen, nur mit dem Unterſchiede, daß, da die Malerey z. E. nur die Figur, die Farben und die Ordnung der Dinge vorſtellen kann; dieſe Tanzkunſt auch die Bewegungen ausdrücket, und ſogar die Natur vieler Dinge und die verborgene Beſchaffenheit des Gemüthes abſchildern kann. Dieſe Nachahmung nun geſchieht durch die Bewegungen des Leibes, und zwar nach der Harmonie der Muſik, welche gleichfalls die Gemüthsbewegungen ausdrücket. Es iſt bekannt, wie vieles man mit Geberden und Bewegungen der Gliedmaßen des Leibes zu verſtehen geben kann; und die Alten haben ihre Pantomimen gehabt, die ſich alles, ohne ein Wort zu ſprechen, auszudrücken getrauet. Man weis auch, daß jede Gemüthsbewegung ihre eigene Stellungen und Bewegungen hat, dadurch ſie ſich an den Tag legt. Solche Dinge nun müſſen

in den Tanzſpielen vorgeſtellet werden. Wir haben an der Folie d'Eſpagne, und vieleicht auch an dem ſo genannten Aimable Vainqueur, wenn dieſer von zweyen getanzt wird; ein Paar Tänze, die ſolche Gemüthsbewegungen ausdrücken. Denn jener ſoll den ſpaniſchen Eigenſinn, dieſer aber die Gemüthsart zweyer Verliebten vorſtellen; die bald ſehr freundlich mit einander thun, bald kaltſinnig werden, bald ſich erzürnen, ſich aber dennoch wieder vertragen: und es fehlt nur ein Text dazu, der ſich zu allen dieſen Gebärden ſchicket, und ſie zu erklären geſchickt iſt; ſo wird es ein jeder bemerken. Auch die engliſchen Tänze ſind insgemein ſo allegoriſch, wie z. E. der Jalouſie-Tanz genugſam zeigen kann; der alten deutſchen Schäfertänze zu geſchweigen.

27. §. Doch ich vertiefe mich zu weit. Nun ſollte ich weitläuftig lehren, wie ein Erfinder ſolcher Tanzſpiele ſich eine alte Geſchicht, oder Fabel erwählen; oder auch eine neue erſinnen könne, die er in einem theatraliſchen Tanze vorſtellen will. Ich ſollte zeigen, wie dieſe Erfindung im Tanzen, gleichfalls eine Einheit in der Handlung, oder Abſicht haben muß, darauf alle ihre Theile abzielen. Ich ſollte auch an die Hand geben, was für Mittel man habe, die Perſonen, die man tanzend aufführt, zu characteriſiren. Ich ſollte endlich zeigen, was man bey dem allen für Fehler begehen könne, und dieſes mit Exempeln alter und neuer, guter und ſchlechter Ballete erläutern. Allein theils iſt dieſes ſchon in den vorigen Hauptſtücken von Schauſpielen geſchehen; theils muß es ein Erfinder dieſer Spiele aus dem Alterthume und der Mythologie wiſſen; theils iſt es mir hier zu weitläuftig ins Werk zu richten. Uebrigens gehören aber auch geſchickte Muſikmeiſter und Tanzmeiſter dazu, die das, was der Poet erfunden, geſchicklich auszuführen wiſſen. Daß ein vermögender großer Herr dazu gehöre, der zu dergleichen Spielen die Koſten hergeben kann, das verſteht ſich von ſich ſelbſt. Es wäre denn, daß in einer großen Reſidenz, z. E. wie Wien iſt, die Menge der Zuſchauer ſo viel eintrüge. Denn hier habe ich 1749. auf der deutſchen Schaubühne am Kärnther-Thore die artigſten

panto-

pantomimiſchen Ballette vorſtellen geſehen, die alle ſehr redend waren, ungeachtet kein Wort dabey geſprochen wurde. Aber hier ſah man auch eine prächtige Schaubühne, mit vielen Verzierungen, ja auch faſt bey jedem neuen Ballette, neue Maſchinen, Kleidungen und Zierrathe in großer Menge. Was koſtet nicht die große Anzahl Tänzer zu unterhalten, die ſich oft bis auf 30 und mehr Perſonen und drüber erſtrecken können?

28. §. Ich habe es noch vergeſſen zu erwähnen, daß aller Schönheit der Vorſtellungen ungeachtet, dennoch oftmals dieſe allegoriſchen Tänze dem meiſten Theile der Zuſchauer wahrhafte hieroglyphiſche Figuren ſeyn würden, davon ſie nichts verſtünden; wenn nicht der Poet zuweilen den vornehmſten Perſonen ſolcher Tanzſpiele auch gewiſſe Worte zu reden und zu ſingen in den Mund legte. Dieſe werden nun in lauter Verſen, doch kurz und gut gemacht: weil die Abſicht nicht iſt, durch Worte, ſondern durch Bewegungen des Leibes etwas anzuzeigen. Doch wer davon mehrere Anleitung verlanget, der muß den oben gerühmten Meneſtrier nachleſen, wo er zugleich einen großen Vorrath von Erfindungen zu Balletten antreffen wird. Man kann auch die gelehrten Abhandlungen nachleſen, die in den Memoires de l'Academie des belles Lettres & des Inſcriptions, in verſchiedenen Bänden dieſes Buches vorkommen. Endlich leſe man auch das oberwähnte Buch The Taſte of the Town, wo gleichfalls in der III. Abtheilung von den Tänzern, und in der IV. von Chören gehandelt wird, die beyde zu dieſer Abſicht gehören. Vieleicht kommen einmal in Deutſchland die Zeiten, da man durch dergleichen ſinnreiche Erfindungen, die das vorige Jahrhundert ſchon gekannt, und geliebet, die Schaubühne wieder emporheben, und den bisherigen Wuſt der unnatürlichen Opern, in ſolche allegoriſche Tanzſpiele; die abgeſchmackten Haupt- und Staatsactionen, in herzrührende Trauerſpiele; und die närriſchen Burlesken der italieniſchen und anderer gemeinen Komödianten, in lehrreiche und ſcherzhafte Luſtſpiele verwandelt ſehen wird.

Des II. Abſchnitts VI. Hauptſtück.

Von Schäferſpielen, Vorſpielen und Nachſpielen.

1. §.

Ich habe zwar oben im erſten Abſchnitte von Idyllen, oder Schäfergedichten gehandelt; auch beyläufig erinnert, daß dieſelben zum Theil auch dramatiſch, das iſt geſprächsweiſe, eingerichtet würden. Und ſo viel lehrten mich die Exempel und Meiſterſtücke der Alten. Allein von ganzen theatraliſchen Schäferſtücken weis das ganze Alterthum nichts: ungeachtet nichts natürlicher geweſen wäre, als darauf zu gerathen. Denn ahmet das Trauerſpiel die vornehmſte Claſſe der Menſchen, ich meyne das Leben der Könige und Fürſten nach; ſo ſchildert das Luſtſpiel den Mittelſtand der Welt, an Adel und Bürgern ab. Nun iſt noch die dritte Lebensart, nämlich der Landleute übrig: davon wir bey den alten dramatiſchen Dichtern keine Nachahmungen finden. Dieſes iſt nun deſtomehr zu bewundern, da die ganze theatraliſche Dichtkunſt auf den Dörfern und Flecken zuerſt entſtanden. Soll ich meine Gedanken von der Urſache entdecken, ſo werden es dieſe ſeyn: Landleute, welche die Beſchwerlichkeiten ihrer Lebensart zur Gnüge kannten, konnten unmöglich begierig ſeyn, den Abriß derſelben auf der Bühne zu ſehen. Hergegen konnten ſie, nach der natürlichen Neubegierde der Einfältigen, gar wohl begierig ſeyn, das Leben der Könige und Fürſten, kennen zu lernen; oder auch das Stadtleben des Bürgerſtandes vorgeſtellet zu ſehen. Nach beydem konnte das unwiſſende Landvolk lüſtern ſeyn: ſo wie wir im Gegentheile finden, daß die Großen dieſer Welt ſich gern an den Thorheiten des Mittelſtandes, und wohl gar an den Bauerpoſſen eines Hanswurſts, oder andern groben Lümmels, er ſey nun wälſch oder deutſch,

beluſtigen; ernſthafte Trauerſpiele aber, von Königen und Fürſten gar nicht ſehen mögen; es wäre denn, daß ſie nach Art der Opern ganz ins verliebte Fach gehöreten, und durch Muſik und Tänze in Stücke aus Schlaraffenland verwandelt worden.

2. §. Ich weis wohl, was die Bewunderer des Alterthums hier ſagen werden. Um zu behaupten, daß es ihm auch an Schäferſtücken nicht gefehlet habe, werden ſie ſich auf die ſatiriſchen Schauſpiele der Griechen berufen; davon **Caſaubonus** ein ganzes Buch geſchrieben. Ich kenne es, und habe es mit Bedacht geleſen, wie es 1605. unter dem Titel Iſaaci Caſauboni de Satirica Græcorum Poeſi, & Romanorum Satira, zu Paris in 8. herausgekommen. Hier darf zuförderſt niemand denken, daß die griechiſche Satire von eben der Art geweſen, wie die lateiniſche, eines **Lucils**, **Horaz**, oder **Juvenals**, nachmals geweſen. Nein, ſie war kein Gedicht zum Leſen, wie etwa **Homers** Margites; ſondern ein dramatiſches Stück, welches man auf einer Bühne mit lebendigen Perſonen vorſtellete. Sie hatte den Namen von des Bacchus Gefährten, den Silenen und Satiren; weil nämlich dieſe dem Bacchus zu Ehren, an ſeinen Feſttagen, von dem betrunkenen Landvolke vorgeſtellet wurden. **Horaz** beſchreibt uns dieſen Zuſtand, in dem Schreiben an den Kaiſer Auguſt:

Agricolæ priſci, fortes, parvoque beati,
Condita poſt frumenta, levantes tempore feſto
Corpus, & ipſum animum, ſpe finis, dura ferentem,
Cum ſociis operum & pueris & conjuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant;
Floribus & vino, Genium, memorem brevis ævi.
Feſcennina per hunc inventa licentia morem,
Verſibus alternis opprobria ruſtica fudit.

Von dieſem Urſprunge nun, will **Caſaubonus** die ſatiriſche Poeſie der Griechen herleiten: und ich bin ihm in ſoweit nicht zuwider, als die ganze theatraliſche Dichtkunſt ihren

Urſprung daher genommen. Dieſe theilte ſich nun bald nach dem Theſpis und Pratinas in tragiſche und komiſche Stücke ab: davon jene ernſthaft und traurig, dieſe aber beißend und luſtig waren; weil ſie dem Bacchus zu Ehren geſpielet wurden. Allein dabey ſehe ich nicht die geringſte Spur unſerer Schäferſpiele.

3. §. Soviel gelehrte Sachen vom Urſprunge der Schauſpiele Caſaubonus auch anführet, und ſo richtig dieſelben auch ſind, ſo beweiſt er doch nichts mehr, als daß es alte Dorfſtücke, die ſehr beißend und ſpöttiſch geweſen, gegeben; und darinn man Faunen und Satyren aufgeführet, ja ſie von dieſen mit leichtfertigem Hüpfen und Springen, und lüderlichen Worten, ſpielen laſſen. Dieß iſt alſo der Urſprung der Komödie, wie er ſelbſt geſteht; daß *σατυρικα δραματα*, oder ſchlechtweg Σατυροι, nur den Tragödien entgegengeſetzet worden; weil ihre Chöre aus Silenen und Satyren beſtanden. Eben das bezeigt Horaz, wenn er ſchreibt:

> Mox etiam agreſtes Satyros nudavit, & aſper
> Incolumi gravitate (ſcil. tragœdiarum) jocum tentavit.

Er nennt auch einen komiſchen Dichter Satyrorum Scriptorem; und die Natur dieſer Spiele drückt er durch riſores & dicaces Satyros aus:

> Verum ita riſores, ita commendare dicaces
> Conveniet Satyros.

Was zeigt das anders, als daß eine griechiſche Satyre kein unſchuldvolles, ruhiges und verliebtes Schäferſpiel; ſondern höchſtens eine etwas gröbere und unflätigere Bauerkomödie geweſen ſey. Eben dieſes beweiſet das einzig übriggebliebene Stück von dieſer Art, des Euripides Cyklops, auf den er ſich beruft. Denn man leſe denſelben durch, ſo oft man will, ſo wird man nichts ähnliches mit einem neuern Schäfergedichte darinn finden. Der Rieſe Polyphem, Ulyſſes, ſeine Gefährten, und alle übrige Perſonen deſſelben, ſind diejenigen Schäfer nicht, die wir auf unſere Paſtoral-

bühne ſtellen könnten; um das unſchuldige Weltalter unter Saturns Regierung, die tugendhaften Zeiten der Patriarchen, oder die Sitten des glückſeligen alten Arkadiens vorzuſtellen: wie ich dieſes im I. Abſchnitte und V. Hauptſtücke abgeſchildert habe.

4. §. Bleibt alſo die Paſtoralpoeſie eine neuere Erfindung: ſo fragt ſichs, wem wir dieſelbe eigentlich zu danken haben? Schlage ich den **Minturno**, als einen Lehrer der wälſchen Dichtkunſt nach, der ſein Buch, als Biſchof zu Uguento 1563. geſchrieben hat: ſo finde ich noch gar keine Spur von den Paſtoralſtücken darinnen; als die zu ſeiner Zeit noch nicht erfunden, oder doch nicht bekannt geweſen. **Creſcimbeni** hergegen bemerket im IX. Cap. des IV. B. vom I. Bande ſeiner Iſtoria della volg. Poeſ. daß dieſelbe in der Hälfte des XV. Jahrhunderts allererſt ins Geſchick gekommen. Denn nach einigen unförmlichen Verſuchen älterer Dichter, die etwas ſchäfer- oder bauermäßiges in Verſe gebracht, die ſie bald Favola, bald Rapreſentatione della Favola, bald Ecloga, bald Comedia ruſticale genannt, habe Angelus Politianus das Stück **Orpheus** gemacht; welches 1518. zu Venedig gedrucket worden. Nach dieſem habe ein Ferrareſer, Cinthio genannt, nach dem Muſter der Alten 1545. eine ſogenannte Satire, mit allerhand Faunen und Satiren vermiſchet, aufführen laſſen, die den Namen **Aegle** geführet. Zehn Jahre hernach ſey denn endlich das erſte eigentliche Schäferſtück, von einem andern Ferrareſer, **Beccari**, unter dem Namen Il Sagrifizio, Favola Paſtorale, erſchienen, und das Jahr vorher geſpielet worden. Im 1561 Jahre hat **Cieco** ſeine Caliſto, vorſtellen laſſen, ob ſie wohl erſt 1582. gedrucket worden. Darauf hat 1563. **Albert Lollio**, dem Herzoge Alfonſus von Ferrara zu Liebe, nach jenem Muſter, die **Aretuſa** gemacht, die er Comedia Paſtorale genannt. Bis endlich im 1573. Jahre der **Amintas** des **Torquato Taſſo**, als eine Favola Boſcareccia, zu Venedig ans Licht getreten; worauf denn endlich des **Guarino** ſein Paſtor Fido, und des **Buonarelli** Filli de

 Sciro

Sciro gefolget ſind, die dieſe Art von dramatiſchen Vorſtellungen völlig berühmt gemachet haben.

5. §. Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht der große Beyfall, den dieſe Stücke gefunden, und wodurch ſie auch bis über die Alpen gedrungen, auch bey uns zuerſt die Schäferſtücke bekannt und beliebt gemacht. Zwar wenn wir bloße Bauerſtücke machen wollten: ſo würden wir in Hans Sachſen und Ayrern eine gute Anzahl derſelben antreffen. Z. E. Des erſtern ſchwangerer Bauer, von 1544. und der Bauer mit dem Kuhdiebe, von 1550. der Baurenknecht will zwo Frauen haben, von 1551. u. ſ. w. Ja ſchon vor beyden würde Martin **Rinckard** uns in ſeinem münzeriſchen Baurenkriege 1520. eine Probe davon gegeben haben. Allein dieſes iſt unſerer obigen Erklärung zuwider. Der erſte aber, der, meines Wiſſens, des Guarini Paſtor Fido ins Deutſche gebracht, iſt **Eilger Manlich** geweſen, der ihn in Reime gebracht, und 1619. in 12. zu Mühlhauſen drucken laſſen. Dieſe Verdeutſchung führte den Titel: Paſtor Fido, ein ſehr ſchön, luſtige und nützliche Tragico Comœdia &c. Das war nicht genug. Denn 1636. kam zu Schleuſingen, unter eben dem Titel, einer Tragico Comœdia eine andere Dolmetſchung zum Vorſcheine. Indem aber dieſe Ueberſetzungen im Schwange giengen, fand ſich auch 1638. **Herrn Heinr. Scheren** von Jewer, der uns eine neuerbaute Schäferey von der Liebe Daphnis und Chryſilla, nebſt einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe, lieferte, und zu Hamb. in 8. drucken ließ: welches Stück ich auch beſitze. Ja 1642. folgte auch des **Torquati Taſſi**, Amyntas, von M. Mich. **Schneidern**, Prof. zu Wittenberg verd. und zu Hamb. gedr. Und zwey Jahre darauf gab **Augſpurger** zu Dresden 1644. einen ganzen Band Schäfereyen ans Licht, darinn vier Schäferſpiele in ungebundener Rede, nach den vier Jahrszeiten eingerichtet ſind.

6. §. Ich würde noch ein großes Verzeichniß herſetzen müſſen, wenn ich nun alle Nachfolger dieſer Verſuche nennen wollte. Ich will nur melden, daß ſowohl der **Paſtor**

Fido,

Fido, als der Amyntas noch mehr als einmal überſetzet erſchienen. Der erſte nämlich kam 1663. zu Weimar oder Erfurth in ungebundener Rede heraus, wiewohl hin und wieder einige Verſe mit unterlaufen. Er hat die Ueberſchrift auch Paſtor Fido, oder die allerſchönſte Tragi-Comœdia, der getreue Hirte genannt, ſo jemals auf dem großen Theatro der Welt geſehen worden ꝛc. Es ſcheint, daß der Ueberſetzer **Statius Ackermann** geheißen; denn dieſer eignet dieſelbe einem ſächſiſchen Herzoge, Joh. George, zu, und wünſchet, daß ſie auf einer rechten paſtoraliſchen Scena agiret werden möchte. Hierauf folgten **Hofmannswaldau**, und **Abſchatz**, die ihn in Verſen, aber in ungleich langen madrigaliſchen Zeilen verdeutſchten, und ſehr viel Beyfall damit erhielten. Der zweyte aber iſt, der ältern Ueberſetzungen nicht zu gedenken, noch vor wenig Jahren, von neuem poetiſch ins Deutſche gebracht worden. **Andreas Gryphius** aber, der uns des **Corneille** ſchwärmenden Schäfer, als ein **ſatyriſches Luſtſpiel** betitelt, 1663. verdeutſchet, um die überhandnehmende Schäferſucht lächerlich zu machen; hat uns auch die verliebte **Dornroſe**, als ein kleines Bauerſpiel ſelbſt verfertiget. Unter den Originalen des vorigen Jahrhunderts aber, iſt **Hallmanns** Urania, ein Schäferſpiel, zu merken; und noch vor derſelben hat er die ſinnreiche Liebe, oder den glückſeligen **Adonis**, und die vergnügte **Roſibella**, als ein Paſtorell, auf die Vermählung Kaiſer Leopolds 1673. verfertiget. Vor etwa zwanzig Jahren habe ich meine Atalanta, als ein Schäferſpiel, verfertiget; und nachdem ſie vielmal geſpielet und in meiner Schaubühne bekannt worden, hat man ſie an verſchiedenen Orten nachgedrucket; ja es ſind dadurch die Schäferſpiele von neuem beliebt, und von vielen nachgeahmet worden. Ich könnte ein ganzes Verzeichniß neuerer Schäferſtücke, die theils länger, theils kürzer ausgefallen, herſetzen, die ſeit zehn Jahren ans Licht getreten; wenn dieſes die Abſicht wäre. In der Hiſtorie der deutſchen Schaubühne wird dieſes ausführlicher geſchehen.

7. §. Was nun die Einrichtung ſolcher Schäferſtücke betrifft, ſo kann ſie dem nicht ſchwer fallen, der die obigen Hauptſtücke von Idyllen, von Trauer- und Luſtſpielen wohl verſtanden hat. In dem erſten ſieht er die ganze Art des Schäferlebens, welches in einer gewiſſen Einfalt und Unſchuld vorgeſtellet werden muß, wie man ſichs in dem güldenen Weltalter einbildet. Man muß nämlich dadurch den Zuſchauern eine Abſchilderung der alten Tugend geben; um ihnen dieſelbe als liebenswürdig zu entwerfen. Die Liebe kann darinn zwar herrſchen, aber ohne Laſter, und Unart: und wenn gleich zuweilen auch Perſonen von höherm Stande, oder aus Städten mit unterlaufen; ſo müſſen dieſelben doch dieſer herrſchenden Tugend des Landlebens keinen Eintrag thun: wie man an der **Eliſie** in meiner Schaubühne ſehen kann. Eine ſolche Liebesfabel nun muß ebenfalls ihre Verwickelung, ihren Knoten, und ihre Auflöſung haben, wie ein Luſt- und Trauerſpiel. Es können unerkannte Perſonen darinn vorkommen, die allmählich entdeckt werden, und dadurch eine Peripetie, oder einen Glückswechſel verurſachen; der aber insgemein ein vergnügtes Ende nehmen muß. Denn weil im Stande einer ſolchen Unſchuld, keine Laſter herrſchen, ſo muß auch Schmerz und Unglück weit davon verbannet ſeyn; außer was die kleinen Bekümmerniſſe unglücklicher Liebenden etwa nach ſich ziehen. Ein vernünftiger Poet ſchildert auch die Liebe der Schäfer zwar zärtlich, aber allemal keuſch, und ehrbar, treu und beſtändig: damit niemanden ein böſes Exempel, zum Schaden der Tugend, gegeben werde.

8. §. Ein Schäferſpiel ſoll auch eigentlich fünf Aufzüge haben: doch haben einige auch wohl nur drey gemachet; wenn es ihnen an Materie gefehlet, fünfe damit anzufüllen. Diejenigen ganz kurzen Stücke, die gleichſam nur aus einem Aufzuge, von ſechs, acht oder zehn Auftritten beſtehen, werden als Nachſpiele bey größern Trauer- und Luſtſpielen gebrauchet. In allen aber muß die Fabel ganz, in ihrem völligen Zuſammenhange vorgeſtellet werden, ſo daß ſie Anfang,

fang, Mittel und Ende habe, ohne die Dauer eines halben oder ganzen Tages zu überſchreiten. Der Ort der Scene muß auch im ganzen Stücke derſelbe, etwa ein Platz vor einer Schäferhütte, oder an einem Gehölze, oder in einer Wieſe zwiſchen etlichen Gebüſchen ſeyn, und durch das ganze Stück bleiben. Die Schreibart muß niedrig, aber nicht pöbelhaft, vielweniger ſchmutzig und unflätig ſeyn. Wenn gleich die Luſtſpiele die ungebundene Rede ſehr wohl vertragen können: ſo ſind doch in Schäferſpielen die Verſe ſehr angenehm: wenn ſie nur natürlich und leicht fließen. Denn gezwungene und hochtrabende Ausdrücke ſchicken ſich für dieſen Stand nicht. Spitzfindige Einfälle gehören hieher auch nicht: wie denn Schäfer von allen Erfindungen und Künſten der Städte nichts wiſſen ſollen. Wenn man glaubet, daß ſolche Schreibart leicht iſt, ſo betrügt man ſich ſehr: ſo ſpielend ſie auch ausſieht, wenn man ſie gut beobachtet findet. Viele fallen ins pöbelhafte oder in die Zoten, ehe ſie es meynen: wie **Dünnehaupt** in ſeinem gedrückten und erquickten Jacob, davon man den Auszug in den krit. Beyträgen ſehen kann; oder ein neuerer Dichter, in ſeiner Liebe in Schäferhütten, welches mehr ein Bauerſtück als Schäferſpiel heißen kann. Andere neuere Dichter aber haben ihre Stücke bisweilen zu künſtlich im Ausdrucke gemacht: und ihre Schäfer mit fontenelliſcher Spitzfindigkeit reden laſſen. Die Mittelſtraße iſt nirgends nöthiger, als hier; von welcher aber auch Taſſo und Guarini bisweilen abgewichen ſind, wie oben im Hauptſt. von Idyllen bemerket worden.

9. §. Es haben viele auch muſikaliſche Schäferſpiele, als Opern gemachet, und aufgeführet. Von dieſen iſt der innern Einrichtung nach, nichts anders zu ſagen, als von den andern. Eins von dieſer Art iſt der fontenelliſche **Endymion**, den ich deutſch überſetzet habe, ohne ihm die Geſtalt einer Oper zu geben. Doch habe ich den erſten Aufzug in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft auch auf dieſe Art eingekleidet, als ich einmal für den Hochſel. Herzog von Weißenfels eine Oper machen ſollte: die aber durch eine

Landestrauer unterbrochen ward. Man hat zwar viel ſolche einzelne Stücke gedruckt; daran doch manches auszuſetzen wäre, wenn man ſie prüfen wollte. Die Kleidungen der Schäfer müſſen ſehr einfältig und nicht koſtbar, aber doch reinlich ſeyn. Weißes Leinen, und grüne wöllene Kleider zieren ſie am beſten. Seide, Gold und Silber kennen ſie nicht. Ihre Strohhüte und Stäbe zieren ſie mit etlichen bunten Bändern. Nichts iſt angenehmer, als wenn man Kinder in dergleichen kleinen Schäferſpielen übet, und ſie mit den gehörigen Kleidungen vor Gäſten, die man vergnügen will, etwas vorſtellen läßt. Denn dadurch werden ſie herzhaft, üben ihr Gedächtniß, lernen ihre Perſon wohl ſpielen, deutlich reden, auf alle ihre Gebärden und Stellungen wohl acht geben, u. ſ. w. Ich kenne hier eine Familie, da die Kinder zwiſchen ſechs und zwölf Jahren ſehr geſchickt in dieſem Stücke ſind. Und geſchickte Schulmänner haben bisweilen mit größern Schulknaben auch meine Atalanta u. d. m. zu vielem Vergnügen ihrer Zuſchauer, ſehr wohl aufgeführet.

10. §. Nun muß ich noch etwas weniges von Vorſpielen und Nachſpielen gedenken. Dieſe beyden Arten theatraliſcher Vorſtellungen ſind auch einestheils ganz neu: theils haben wir doch aus dem Alterthume kein Muſter übrig behalten, darnach ſich unſere Dichter hätten richten können. Das erſte gilt von den Vorſpielen. Denn dieſe pflegt man bey gewiſſen feyerlichen Tagen, an großer Herren Geburts- und Namenstagen, bey Beylagern, oder bey der Geburt hoher Prinzen, bey Jubelfeſten von Akademien und Schulen, u. d. m. aufzuführen. Sie ſollen alſo, dieſer Abſicht nach, die allgemeine Freude des Landes, der Städte, gewiſſer Geſellſchaften und Stände, an den Tag legen, auch wohl gute Wünſche mit anbringen. Man muß alſo zu allegoriſchen oder mythologiſchen Perſonen ſeine Zuflucht nehmen, die ſonſt in andern Schauſpielen billig keine ſtatt finden. Man läßt das ganze Land z. E. Germania, Saxonia, Luſatia

ſatia u. d. gl. als ein Frauenzimmer mit einer Städtekrone; man läßt Städte, die Religion, die Wiſſenſchaften, die freyen Künſte, den Handel, u. d. m. auftreten. Zu dieſen letzten brauchet man insgemein den Apollo, die Minerva, die Muſen, den Merkur u. ſ. w. Bisweilen kann man auch wohl die Venus, den Cupido, die Gratien, die Diana, den Vertumnus, die Flora, die Pomona u. a. m. brauchen, um die Schönheit, Liebe, Anmuth, Jagd, den Frühling, Herbſt, u. ſ. w. vorzuſtellen. Alle ſolche Perſonen müſſen nach der Mythologie mit den gehörigen Kleidungen und Kennzeichen verſehen und unterſchieden werden: und man muß ſich wohl vorſehen, daß unter ſolche allegoriſche oder mythologiſche Perſonen, keine wirkliche oder hiſtoriſche gemenget werden. In dieſem Stücke iſt **Simon Dachs** Schauſpiel von der Sorbuiſe, auf das erſte Jubelfeſt der Königsb. Univerſität, fehlerhaft: weil er beyderley untereinander menget. Auf das zweyte Jubelfeſt dieſer hohen Schule ſteht ein Prologus oder Vorſpiel in meiner Schaubühne VI. Bande.

11. §. Die Nachſpiele betreffend, ſo ſind dieſelben freylich bey den Griechen unter dem Namen der **Satiren**, und bey den Lateinern unter dem Namen der **atellaniſchen** Fabeln gewöhnlich geweſen. Allein jene beſtehen, wie ordentliche Stücke, aus fünf Aufzügen; da unſere Nachſpiele viel kürzer ſind, und nur aus einem Aufzuge beſtehen: von dieſen aber weis man nichts rechtes, als daß ſie kleine bürgerliche Fabeln des Stadtvolkes in Rom, vorgeſtellet. Man hat auch Fabulas tabernarias gehabt, die noch gemeinere Leute aufgeführet: und allem Anſehen nach alle luſtig und poſſenhaft geweſen. Vermuthlich haben auch die Schauſpieler ſolche Stücke nach einem bloßen Entwurfe, und aus dem Kopfe vorgeſtellet: daher es denn kömmt, daß wir nichts davon übrig behalten haben. Unſere Komödianten haben es auch eine lange Zeit her ſo gemachet, und nach dem Exempel der wälſchen Bühne aus dem Stegreiſe ihre

Fratzen hergeſpielet. Allein da ſich viel ſchlechtes Zeug darunter gemenget, welches artigen Stadt- und Hofleuten einen Abſcheu gemachet: ſo hat man endlich, nach dem Exempel der Franzoſen, kleine Stücke von der Art mit Fleiß ausgearbeitet, und ſie wohl gar in Verſen gemacht, damit die Komödianten ſie auch auswendig lernen müßten. Doch hat man ſie auch bisweilen in ungebundener Rede verfertiget; von welcher Art in meiner Schaubühne auch ein paar Stücke vorkommen. Der Inhalt ſolcher Stücke kann aus dem gemeinen bürgerlichen Leben hergenommen ſeyn; doch ſo, daß der kleine Adel auch nicht ganz ausgeſchloſſen wird. Man hat aber auch kleine Schäferſpiele ſchon in guter Anzahl, und dieſe thun eine gute Wirkung, zumal in Verſen. Endlich haben die Franzoſen auch ſchon Hexenmährchen auf die Bühne gebracht: die als was neues, welches den Pariſern immer gefällt, großen Beyfall gefunden haben. Auch bey uns iſt das Orakel, und ein paar andere von der Art, ſchon im Deutſchen aufgeführet worden.

12. §. Soll ich meine Gedancken davon ſagen, ſo ſind die beyden erſten Arten, als Nachahmungen der Natur, theils wie ſie gut und unſchuldig, theils verderbt und laſterhaft iſt, ſehr gut: wenn ſie ſonſt den Regeln der Wahrſcheinlichkeit folgen, und die Einigkeit der Zeit und des Ortes beobachten. Allein, was die letztern betrifft, ſo ſind dieſelben aus dem Lande der Hirngeſpinſte, der arabiſchen Mährlein, oder aus dem Reiche der Hexen genommen: und haben folglich kein Vorbild in der Natur. Die Sittenlehren die darinn herrſchen, ſind auch gemeiniglich ſehr unſichtbar, oder gehen bloß auf die ſchlüpfrige Liebe; ein glattes Eis, darauf, auch ohne ſolche Anreizungen, ſchon Zuſchauer genug zu ſtraucheln pflegen. Iſt dieſer Zweck aber der Mühe werth, durch ſolche gezwungene Mittel befördert zu werden? Es haben ſich ohne dieß ſchon komiſche Dicher genug gefunden, die auf den ordentlichen Wegen, dieſer Leidenſchaft mehr Vorſchub gethan haben, als zu

wünſchen wäre. Und was werden wir für eine Nachkommenſchaft bekommen, wenn wir ſo eifrig an Verderbung der Sitten der Jugend arbeiten wollen? In dieſem einen Stücke ſcheint mir der Verfaſſer der Abhandlung recht zu haben, der im vorigen Jahre den Preis der Akad. zu Dijon erhalten hat. Nur die üppigen Poeten, und andere ihnen gleichgeſinnte Schriftſteller, befördern die Verderbniß der Zeiten, und thun der Welt dadurch einen ſchlechten Dienſt: da ſie dieſelben eben ſo leicht beſſern könnten; wenn ſie einhällig ihre Federn dem Dienſte der Tugend widmen wollten. Man leſe hierbey des **Riccoboni** Tractat von der Verbeſſerung der Schaubühne, de la Reformation du Theatre.

Des II. Abſchnitts VII. Hauptſtück.

Von politiſchen Fabeln, und andern dergleichen Erdichtungen.

1. §.

Der Schluß des vorigen Hauptſtückes giebt mir den Anlaß, auch von dieſer weit nützlichern Art von dichtenden Schriftſtellern zu handeln. Es iſt wahr, daß mancher ſie kaum unter die Poeten wird rechnen wollen. Allein, nach der ariſtoteliſchen Erklärung der Dichtkunſt, kann und muß ich ſie mit eben dem Rechte hieher rechnen, womit Huetius die Romane zur Dichtkunſt gezogen. Das Alterthum hat uns nur ein einziges Muſter von dieſer Art hinterlaſſen, und dieß iſt Xenophons Cyropädie. Dieſer große Weltweiſe und Geſchichtſchreiber wollte der Welt einen guten Begriff, von der Auferziehung eines königlichen Prinzen geben; der zu einem großen Monarchen vorbereitet werden ſollte. Um ſeine Zeit hatte man keinen größern Helden in den Geſchichten, als den Stifter der perſiſchen Monarchie Cyrus. Von deſſen erſten Jugendjahren hatte man in Griechenland, wenig oder keine Nachrichten. Xenophon bemächtigt ſich alſo dieſes Helden, und macht eine Erdichtung, von ſeiner vermuthlichen Auferziehung; die er aber der Wahrſcheinlichkeit nach, ſo umſtändlich erzählet, als ob ſie wirklich geſchehen wäre. Dieß iſt nun ein politiſches Gedicht, weil es in die Staatskunſt einſchlägt, und jungen Prinzen die vortrefflichſten Regeln geben kann. Es läßt ſich aber, wie ein jeder ſieht, in die engen Regeln eines Heldengedichts nicht einſchränken: ſondern erſtrecket ſich auf viele Jahre. Kein anderer von den Alten hat dieſen Weg, ſo viel mir wiſſend iſt, betreten.

2. §.

2. §. Von den Neuern hingegen haben wir faſt unzählige ſolche Werke. Der erſte, der in politiſchen Abſichten dergleichen unternommen hat, iſt **Thomas Morus** geweſen. Sein Gedicht heißt **Utopia**; und enthält eine Beſchreibung eines unbekannten Landes, darinn die bürgerlichen Verfaſſungen der Städte und des Landvolkes, mit beſonderer Geſchicklichkeit beſchrieben werden. Nächſt ihm kann **Thomas Campanella**, der unter dem Titel Civitas Solis poetica, einen Begriff von einer philoſophiſchen Republik gab. Es iſt ſehr ſinnreich geſchrieben, und verdient allerdings geleſen zu werden. Ihm folgte **Franz Baco**, Baron von **Verulam**, mit ſeiner neuen **Atlantis**. Auch dieſe zeiget die Gedanken eines großen Mannes, der überall viele Einſicht in Staatsſachen verräth, und allerdings viel Aufmerkſamkeit verdienet. Auf eben dieſer Spur folgte ein Deutſcher, der ſich aber unter dem Namen Mercurii Britannici verſteckete; und ſein Buch Mundus alter & idem nennete, darinn ein unbekanntes Südland beſchrieben wird, unter deſſen Bilde er bloß unſere Welt ſatiriſch abſchildert. Ich habe in dem Biedermann vor mehr als zwanzig Jahren einen Auszug daraus gegeben. Ich weis nicht, ob ich noch Melchior Inchofers, eines geweſenen Jeſuiten Monarchiam Solipſorum hieher rechnen ſoll; die gleichfalls das Regiment des Jeſuiterordens auf eine ſatiriſche Art beſchreibt. Man hat dieß Werk auch franzöſiſch unter dem Titel La Monarchie des Solipſes, in groß 12. gedruckt; und es iſt allerdings werth, daß man es lieſt. Den **Barclajus** muß ich endlich nicht vergeſſen, der uns in ſeiner **Argenis** einen wirklich politiſchen Roman beſchrieben hat, dazu bey einigen Ausgaben auch der Schlüſſel zu finden iſt.

3. §. Ehe ich auf die deutſchen Werke dieſer Art komme, muß ich einiger franzöſiſchen erwähnen. Das erſte, ſo mir bekannt iſt, heißt **Sethos**, und enthält eine ägyptiſche Geſchichte eines alten Königes, oder Prinzen, der von ſeiner Stiefmutter verfolget, und in einer Schlacht gefangen und weggeführet wird; hernach einen Zug zur See um ganz

52

Africa thut, verſchiedener wilden Völker Geſetzgeber, ein Erretter der karthaginenſiſchen Fürſten wird; endlich nach Aegypten kömmt, ſeinen Vater gegen den Aufſtand gewiſſer Rebellen ſchützet, endlich erkannt wird, ſeinen Brüdern aber Braut und Reich abtritt, und ſich, als ein Eingeweiheter, zu den Prieſtern begiebt. Dieß iſt eine treffliche Fabel, voll edler Bilder der Tugend, und Großmuth; die ungemein viel politiſche Wahrheiten enthält. Der Abt Plüche, ſoll der Verfaſſer davon ſeyn. Die zweyte iſt Ramſeys Reiſe des Cyrus. Iſt gleich derſelbe ein Engländer, ſo hat er doch franzöſiſch geſchrieben, ob er ſie gleich hernach auch engliſch herausgegeben. Er dichtet auf eine andere Art, wie Cyrus ſeine Jugend angewandt, daß er ein ſo großer Held geworden; und läßt ihn alle berühmte Männer ſeiner Zeiten, in Aſien, Aegypten und Griechenland ſprechen. Auch dieſes iſt ein treffliches Buch, das wir auch im Deutſchen leſen können. Das dritte iſt die Ruhe des Cyrus, eines Ungenannten: der noch eine dritte Art erſonnen hat, wie Cyrus hätte erzogen werden können, um ein großer Mann zu werden. Und ob es gleich ſehr wohl geſchrieben iſt: ſo iſt es doch den obigen beyden nicht gleich zu ſchätzen. Herr Prof. Bärmann in Wittenberg hat es ſehr ſchön ins Deutſche überſetzet. Ich würde noch den Neoptolemus und Memnon hieher zählen, wenn ſie nicht Heldengedichten weit ähnlicher wären, und alſo beſſer zum Telemach gehöreten: der aber auch reich an politiſchen Materien und Lehren iſt. Den erſten hat Herr M. Pantke ſehr ſchön in deutſche Verſe gekleidet. Die Geſchichte der Severamben aber, die Reiſen des Maſſe, und den engliſchen Philoſoph, Cleveland kann man mit beſſerm Rechte hieher rechnen.

4. §. Hätte ich nicht oben ſchon Reineken den Fuchs billig unter die ſcherzhaften Heldengedichte zählen müſſen: ſo würde er dieſen Namen einer politiſchen Fabel vollkommen verdienen. Eben das könnte gewiſſer maßen vom Froſchmäuſeler gelten. Allein es fehlt uns an andern ſolchen Büchern nicht. Im 1585ſten Jahre kam zu Dresden ein

ſolches

ſolches Stück heraus, von den loſen Füchſen dieſer Welt in 4. Bald darauf, nämlich 1592. kam heraus Reichstag, oder Verſammlung der Bauren, gehalten zu Friedberg im Rychthal, darinnen die gemeine Klage itziger Welt gehöret wird ꝛc. in 8. der Verfaſſer davon wird Vtz Eckſtein genannt, und hatte 65 Jahre früher gelebet. In ungebundener Rede haben wir vom 1625ſten Jahre den Eſelkönig, eine wunderſeltzame Erzehlung, wie nemlich die Monarchei vnnd Gubernement vber die vierfüßige Thier, geändert, das Königreich vmbgefallen, vnd die Krone auff einen Eſel gerathen; welchergeſtalt derſelbe regieret, vnd wunderbarer weyſe, mit gefahr leibs vnd lebens bald wider vmb das Königreich kommen ꝛc. durch Adolph Roſen von Creutzheim, in 4. Auf eben die Art kam 1638. heraus Legation, oder Abſchickung der Eſel in Parnaſſum, durch Randolphum von Dießburg. Unter den Eſeln werden hier die Unterthanen, ſonderlich die Landleute verſtanden, die ſich über die Härtigkeit der Fürſten beklagen. Dahin gehöret auch Relation von den Liebesneigungen der allerſchönſten Princeſſin Europa; ſodann von den wunderbaren Begegniſſen Ihrer mit weyland Keyſer Carl dem Großen erzeugten fürſtl. jungen Herrn ꝛc. abgelegt in dem Parnaſſo von Mercurio Platoniſſante, in 12. Endlich würde auch der politiſche Lauf der Welt und Spiel des Glücks, zum Spiegel menſchliches Lebens, in der wunderwürdigen Lebensbeſchreibung Tychanders hieher gehören, der von Hieron. Dürern 1685. ans Licht geſtellet worden.

5. §. Von neuern noch eins und das andere zu erwähnen: ſo muß ich zuförderſt Swifts Reiſe nach Caklogallinien, ſowohl als Gullivers Reiſen, nach Liliput und Brobdingnac, hieher rechnen: Erdichtungen, die gewiß voll politiſcher Gedanken und Anmerkungen ſind. Hernach hat bey uns Amadäus von Creutzberg das Land der Zufriedenheit, oder die Inſel der Glückſeligkeit beſchrieben; und darinn ſeinen Begriff von einer platoniſchen Republik gegeben. In Dännemark hat Herr von Holberg ſeines Klimms unterirdiſche

Reiſen auf dieſe Art beſchrieben, daß er viel politiſche Betrachtungen über die Fehler der Staaten, unter verdeckten Bildern zu verſtehen gegeben. Und wo bleibt **Menoza**, der aſiatiſche Prinz, der auf ſeinen Reiſen durch ganz Europa gute Chriſten ſuchet; aber überall die Gebrechen und guten Eigenſchaften der Regierungen anmerket. Der Verfaſſer dieſes überaus nützlichen Buches ſoll der ſel. Rath **Gramm**, geweſen ſeyn: welches auch ſeinem vernünftigen Inhalte nach, gar wohl möglich iſt. Noch ein franzöſiſches Gedicht von dieſer Art fällt mir ein, welches der große Leibnitz gemacht hat. Es ſteht in Herrn Kortholts kleiner Sammlung franzöſiſcher Briefe dieſes Sterns erſter Größe: und handelt von einer politiſchen Wahrheit, die man vor dem Succeſſionskriege, im Anfange dieſes Jahrhunderts den Holländern begreiflich machen wollen: indem man ihnen die vormalige ſchädliche Sicherheit, der in dem Harlemerſee überſchwemmten Städte und Dörfer poetiſch abgeſchildert.

6. §. Wer auch nur etliche von allen dieſen Fabeln geleſen hat, der wird wohl ſehen, daß ſie gar nicht nach einerley Regeln gemachet worden. Die Dichtungskraft ihrer Urheber hat ſich alle mögliche Freyheiten genommen, bald ſo, bald anders zu wirken. Bald hat ſie ſich an die glaublichen Fabeln gehalten, und lauter menſchliche Perſonen gebraucht: bald hat ſie ſich in das äſopiſche Feld gewaget, und allerley Thiere aufgeführet; bald gar neue Geſchöpfe hervorgebracht, wie **Klimm** und **Gulliver**. Die Wichtigkeit der Abſichten iſt auch nicht allemal gleich; weil ſie bisweilen auf ganze Reiche und Länder, bisweilen auf kleinere Provinzen und Städte, bisweilen auch nur auf beſondere Geſellſchaften der Menſchen abzielen. Von dieſen letzten fallen mir noch ein Paar ein, die beyde von ſpaniſchem Urſprunge ſind. Jenes iſt des **Gracians** Criticon; dieſes aber des **Saavedra** Republik der Gelehrten, die uns neulich ein hieſiger berühmter Gelehrter deutſch ans Licht geſtellet. Wie das erſte etwas allgemeiner iſt, und ſehr viele Stände des Lebens betrifft: alſo geht dieſes letztere nur die einzigen Gelehrten an;

an; indem es uns die Fehler der gelehrten Welt in einer artigen Erdichtung vor Augen malet. Man beobachtet endlich auch weder in Anſehung der Zeit, noch der Handlung eine Einheit: ſo daß dieſe Art von Fabeln, billig die allerungebundenſte heißen kann.

7. §. So wenig alſo dieſe Erdichtungen den Regeln unterworfen zu ſeyn ſcheinen: ſo gewiß iſt es doch, daß eine darunter ſchöner iſt, als die andere. Ohne Zweifel aber kömmt die vorzügliche Schönheit der einen, von der Beobachtung gewiſſer Regeln her, die in der andern übertreten worden. Die I.) davon iſt überhaupt, die Wahrſcheinlichkeit in der Erdichtung. Bey derſelben nun kömmt alles auf die Beobachtung der Charactere der Perſonen, der Zeiten, und der Oerter an. Das will Horaz, wenn er ſchreibt:

Ficta voluptatis cauſſa, ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

In dieſem Stücke ziehe ich die Reiſen des **Cyrus**, der Ruhe des **Cyrus** ungemein vor. Denn jene beobachten die Sitten und andere Umſtände der Zeiten dieſes Helden viel genauer, als dieſe: wenn ſie z. E. den Cyrus eine Maler- und Bildhauerakademie, eine Societät der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, ſtiften, ja Schauſpiele von tragiſcher und komiſcher Art emporbringen läßt. Wie ſchicket ſich das auf jene alte Zeiten? da alle ſolche Dinge noch nicht gebohren, oder doch in der Wiege waren. Eben das tadle ich an **Gullivers** Pferdelande, die er **Houyhms** nennet. Denn er legt dieſen Thieren ſolche Dinge bey, die ſie mit ihren Hufen unmöglich bewerkſtelligen können. **Klimms** Baummenſchen ſind hierinn ungleich wahrſcheinlicher. Man glaubt aber nicht, wie ſchwer es hier ſey, die Regel des Horaz

- - Servetur ad imum
Qualis ab incepto proceſſerit, & ſibi conſtet
Fabula.

zu beobachten.

8. §. Die II. Hauptregel, die man noch geben kann, iſt dieſe, daß man durch alle ſeine Fabeln Wahrheit und Tugend zu befördern ſuchen, Laſtern und Thorheiten aber zu ſteuern bemühet ſeyn muß. Ein Dichter muß ein Weltweiſer ſeyn, der die Glückſeligkeit der Menſchen zu bauen trachtet, ſoviel er kann. Alle ſeine Erdichtungen muß er alſo zu Mitteln zu dieſer edlen Abſicht brauchen; nicht aber aus Leichtſinnigkeit oder Unverſtand das Gegentheil bemerken. Der berufene **Mandeville** hätte alſo mit ſeiner Fabel von den Bienen, die doch auch politiſch iſt, wohl zu Hauſe bleiben können: weil ſie bloß die Verderbniß der Sitten zu befördern ſuchet. Und wieviel böſe Brüder hat er nicht hierinn gehabt? Die Partey einer erleuchteten Religion nehmen, der Unſchuld und Tugend das Wort reden, die Erkenntniß, ſonderlich der ſittlichen Wahrheiten befördern; und die Ruhe des gemeinen Weſens zu erhalten ſuchen; das ſind Merkmaale, welche ſchätzbare Fabeln von thörichten unterſcheiden. Man prüfe hiernach die obigen: ſo wird man ſelbſt ſehen, was verwerflich und löblich iſt. Es iſt erſtaunlich, daß ein heidniſcher **Xenophon**, es hierinn vielen heutigen Scribenten zuvorgethan; die ſich doch für viel erleuchteter halten, und es nach dem größern Lichte, das itzo herrſchet, auch leicht hätten ſeyn können. Daß endlich III. auch die Schreibart dieſer Fabeln gut ſeyn müſſe, brauche ich wohl nicht zu erinnern; weil es ſich von ſich ſelbſt verſteht. Doch darf ſie deswegen ſo gefirnißt nicht ſeyn, als des **Barclajus** ſeine in der **Argenis**: die, wenn ſie natürlicher wäre, weit mehr Leſer finden würde.

Des

Des II. Abſchnitts VIII. Hauptſtück.

Von allerhand Arten von Scherzgedichten.

1. §.

Damit es meiner Dichtkunſt, ſoviel möglich iſt, an nichts fehle, was zur Poeſie gerechnet zu werden pflegt: ſo muß ich hier noch allerhand Stücke nachholen, die zwar mehrentheils läppiſch ſind; doch eine Zeitlang ihre Liebhaber gefunden haben. Ich werde ſie aber großentheils nur nennen, und nothdürftig beſchreiben: weil ſich die Mühe nicht verlohnet, ſie durch Regeln zu lehren. Ich hebe alſo von den kürzeſten an, und das ſind I. die **Leberreime**. Ich begreife es nicht, wie die Lebern der Hechte zu der Ehre gekommen ſind, daß ſie bereimet werden müſſen, ehe man ſie verzehret. Indeſſen iſt es eine alte Sitte, auf dieſe Art einen Spaß über der Tafel zu machen: und da heißt es zum Exempel: **Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem** andern Thiere, welches man will; darauf ſich aber in der andern Zeile ein gewiſſer Gedanken reimen muß, der ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſchicket. Mehr brauche ich nicht zu ſagen: denn es giebt ganze gedruckte Sammlungen davon. II. Kommen die **Geſundheiten in Reimen**. Auch dieſe ſind in Deutſchland, zumal in Sachſen, ſehr gewöhnlich, und in großer Menge im Schwange. Sie beſtimmen insgemein in zwey, drey, vier oder ſechs Zeilen, wem man Gutes wünſchet, oder wer da leben ſoll. Es wäre nur zu wünſchen, daß nicht viel Unfläthereyen mit unterliefen, die nur entweder von verderbten Sitten zeugeten, oder dieſelben noch zu verderben geſchickt wären. Auch davon haben wir gedruckte Sammlungen.

2. §. Die folgenden beyden Arten ſind etwas künſtlicher, Man nennet ſie **Eteoſticha**, oder **Chronoſticha** und

Akroſticha. Die erſten halten Jahrzahlen in ſich, wenn man alle die römiſchen Zahlbuchſtaben, die darinn vorkommen, zuſammen rechnet. Jochim Döbler hat 1685. eine ganze Chronologie der Weltgeſchichte in ſolchen Verſen, ſowohl lateiniſch als deutſch drucken laſſen, darinn alle Begebenheiten ihre Zahlen bey ſich führen. Z. E. in das Jahr der Geburt Chriſti bringt er lauter Wörter, die weder ein M. noch D. noch L. noch X. noch V. noch I. haben, und alſo o bedeuten.

Ohn Zepter Gottes Heer hat Gottes Erſtgebohrnen.

Und ſo fährt er fort, ein I. zwey II. drey III. und ſo weiter in die folgenden Zeilen zu bringen. Z. E. auf König Ottokars völlige Beſiegung der heydniſchen Preußen, die 1255. geſchehen, heißt die Zeile ſo:

GeſChlagen PreVßen ſteht ganz, hat es BöhMer StärCk.

Ein jeder ſieht, was das für ein Zwang iſt. Nicht beſſer iſt die andre Art, da man Namen vor die Zeilen eines Gedichtes brämet; ſo, daß vor jedem Verſe ein Buchſtab zu ſtehen kömmt. Günther ſpottet mit Recht darüber, wenn er ſchreibt:

Ich flocht auch, wie noch viel, die Namen vor die Lieder,
Und gieng oft um ein A, drey Stunden auf und nieder.

Man ſehe auch, wie in den vernünftigen Tadlerinnen dieſe Kinderey verlachet worden: indem ein poetiſcher Buhler ſeine Cynthia durch ein Stoßgebethlein verehret, darinn vorn herab, und ins Kreuz überall CYNTHIA mit lateiniſchen Buchſtaben zu leſen iſt. Man hat aber auch andere Erfindungen, davon jede Strophe mit einem beſondern Worte anfängt, das zu einem ganzen Spruche gehöret. So iſt z. E. das Lied, Befiehl du deine Wege, gemachet; denn die Anfangsworte aller Strophen heißen: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Man wird aber auch in der letzten Strophe, an dem Mach End, o Herr ꝛc. wohl gewahr werden, wie groß der Zwang dabey zu ſeyn pflegt.

3. §. Ein neues Paar ſolcher Künſte ſollen die **Endreime**, und **Irreime**, abgeben. Die erſte Art ſcheint eine Erfindung der Franzoſen zu ſeyn; indem man in ihren beſten Dichtern dergleichen Stücke, ſonderlich Sonnette findet, die auf vorgeſchriebene Reime gemachet werden. Und je ſeltſamer dieſe Wörter zuſammen geſuchet worden, deſto künſtlicher iſt es, wenn der Dichter ihnen hernach durch ſeine Einfälle einen ungezwungenen Zuſammenhang geben kann. Auch unſere deutſchen Dichter haben dergleichen zuweilen, aber weit ſeltener gemacht; und noch ſeltener drucken laſſen: ſo daß ich itzo, da ich eins brauche, nicht einmal im Stande bin, eins zu finden. Es iſt aber auch nichts daran gelegen: denn es iſt eine elende Beſchäfftigung, wenn man ſeine Gedanken auf die Folter ſpannen muß, um die eigenſinnigen Schlußtöne mit anzubringen. Die andere Art iſt nicht viel beſſer. Denn da ſoll man Verſe machen, welche zweyerley Verſtand haben können, nachdem man ſie lieſt. **Menantes** giebt folgendes Exempel:

1. Treu und Liebe ſoll mich krönen,
 3. Doris lebenslang bey dir.
2. Aber nur bey Liſimenen,
 4. Geb ich falſches Schmäucheln für.

1. Meine Seele wird entzücket,
 3. Wenn ich täglich bey dir bin:
2. So ſie jenes Bild erblicket,
 4. Sterb ich bald vor Grauen hin.

Hier geben die Strophen einen ganz andern Sinn, wenn man ſie nach der Ordnung der Zahlen lieſt, als wie ſie gedruckt ſtehen. Aber auch ohne mein Erinnern ſieht man, was dergleichen Labyrinthe werth ſind.

4. §. Es giebt aber auch **Wiedertritte**, wie ich beym **Morhof** und **Omeis** finde. Man möchte ſie beſſer **Krebsreime** nennen: weil ſie erſt vor, dann hinter ſich gehen; wie folgendes zeigen wird. **Morhof** im Unterr. von der deutſch. Spr. a. d. 801. S. ſetzt:

Der Waſſergott ſah einſt den Paris eilen,
Durch ſeine Fluth, ſich mit der Beut zu heilen:
Sprach, bey ſich ſelbſt: Der meynet ſich zu heilen,
Und ſchlägt ſich wund mit ſeinem Raub und Eilen.

Omeis aber in ſ. Reim- und Dichtk. a. d. 122. S. ſchreibt ſo:

Ich lob ein Buch, und einen Kiel,
Die ſind mein Wünſchen und mein Ziel.
Ich achte kein Karthaunen Spiel.
Was ſuchet das Karthaunen-Spiel?
Des Menſchen Blut iſt nur ſein Ziel.
Es tilgt was bauet Buch und Kiel.

Mich dünkt, nach dieſen Beyſpielen wird ſich niemand darein verlieben: und es iſt ein Wunder, daß gelehrte Männer ſich zu ſolchen Kinderſpielen haben herunter laſſen wollen. Zum Gefährten will ich dieſen **Wiedertritten**, den **Wiederhall** geben; ungeachtet ich ſchon bey den Liedern davon geredet. Denn man iſt damit nicht zufrieden geweſen, daß das Echo am Ende der Strophen antwortete; ſondern hat es faſt bey allen Reimen haben wollen. Z. E. Omeis ſpielet ſo:

Nenneſt du mich noch den Deinen?
Und begehreſt ſonſten keinen?
Echo: **keinen.**
Nun ſo komm und laß uns ſcherzen!
Was beliebet deinem Herzen?
Echo: **Herzen.**
Schau, hier haſt du zehen Küſſe.
Sind ſie ſauer oder ſüße?
Echo: **Süße.**

Herrlich! Aber es kömmt zuweilen noch ſchöner; z. E. aus dem Zeſen:

Wirſt du mich tröſten, und ſonſt keine?
Echo: **Eine.**
Läßt mich in Angſt und Ablaß gehn.
Echo: **laß gehn.**
Wem ſoll ichs danken mit der Zeit?
Echo: **der Zeit.**

5. §. Nun kommen die **Räthſel** und **Logogryphen**: ein ſehr ähnliches Schweſternpaar: womit ſich gleichfalls die Franzoſen mehr, als die Deutſchen die Köpfe zerbrochen haben: welches uns zu keiner Schande gereichet. Zwar Räthſel findet man noch zuweilen: ja es giebt ganze Sammlungen ſolcher Tändeleyen; darunter zuweilen eins und das andre noch ſinnreich genug iſt. Z. E. **Menantes** macht eins, davon die vier erſten und letzten Zeilen dieſe ſind:

Es lebet Mann und Weib, die unzertrennlich ſind,
Doch gleichwohl ſo, daß man, keins bey dem andern findt.
Sie ſind einander feind, und können einig leben,
Wenn einem etwas fehlt, das will das andre geben. ꝛc.
So bald der Mann erwacht, muß jene ſchlafen gehn,
Und gehet er zur Ruh, ſo pflegt ſie aufzuſtehn.
Man ſiehet ſie ſich nie vermiſchen oder küſſen,
Und gleichwohl kann die Welt manch Kind von ihnen wiſſen.

Dieſes bedeutet **Tag und Nacht**. Man macht auch auf die Buchſtaben dergleichen: wie Menantes eins vom **R** giebt:

Es iſt ein Wunderding, das auch GOtt ſelbſt nicht hat ꝛc.

Noch ſeltſamer iſt der **Logogryph**. Man würde in Deutſchland faſt kein Exempel davon finden, wenn nicht im 8ten Bande der kritiſch. Beyträge auf der 97. S. eine ſolche Seltenheit zur Beurtheilung wäre eingeſchicket worden. Der Herr Verf. hat es ein **Worträthſel** genennet, und es hebt ſo an:

Eilf Littern machen mich geehrter Leſer aus.
Du könnteſt ohne mich hier keine Sylbe leſen,
Wo ich dir nicht vorhin in meinem eignen Haus
Was du itzt deutlich ſiehſt mit Fleiß ſo auserleſen.
Ich bin in dieſer Welt noch nicht gar lang bekannt,
Mein Stam̃herr wird mit Recht von deutſchem Blut genannt ꝛc.

Doch es iſt mir zu lang. Man mag es am angef. Orte nachſehen. Der Schlüſſel dazu iſt, **Buchdrucker**.

6. §. **Kettenreime** von allerley Art kann man beym **Menantes** nachſehen; der ſie ſelber nach ſeiner Art zu ſpa-

ßen, werth hält, vom Prevoſt des Parnaſſes in Ketten und Banden geſchloſſen, und in ein Loch geworfen zu werden, daraus ſie nimmer wieder ans Tagelicht kämen. Ich will ſie alſo auch darinnen ſtecken laſſen: weil ſich noch kein geſcheider Dichter damit was zu ſchaffen gemacht hat. Ich ſchreite alſo vielmehr zu dem **Quodlibet**, als einer größern Art. Und deren giebt es zweyerley; davon eine Art ganz verwerflich; die andere aber noch wohl zu dulden iſt, wenn ſie recht gemachet wird. In der erſten heißt die Regel: je **toller und unſinniger**, je beſſer. Man kann leicht denken, was das für ein Empfehlungsſchreiben abgiebt. Gleichwohl hat es Leute gegeben, die ein Vergnügen gefunden haben, ihre Vernunft ſo zu verläugnen; daß ſie dergleichen Zeug gemacht; und andere, die nicht viel klüger geweſen, um ſie mit Vergnügen zu leſen. Z. E. ein ſolch Blümchen iſt dieß:

Der Eſel hat Pantoffel an,
Kömmt übers Meer geflogen.

Das ſoll nun ſpashaft ſeyn! Riſum teneatis amici! Die andere Art der Quodlibete iſt eine vermiſcht Satire in Dithyrambiſchen, d. i. ungebundenen, ungleich langen, bald jambiſchen, bald trochäiſchen, bald daktyliſchen Verſen; ohne Ordnung und Verbindung. **Menantes** giebt ein Paar Exempel von der Art, die nicht ſchlimm ſind, und allerley gute Gedanken in ſich halten. Hierinn können zuweilen mit Lachen allerley gute Wahrheiten geſaget werden: wenn der Dichter das Utile dulci recht zu vermiſchen weis. Bey Hochzeiten laſſen ſich dergleichen Scherzgedichte ſchon anbringen; wenn ſie nur nicht unflätig werden. Denn Zweydeutigkeiten, zumal von ſchlüpfrigen Dingen, ſind eine verächtliche Art des Scherzes, die ſich nur für Pritſchmeiſter ſchicket, die bey Schnepperſchießen ihre Zoten auskramen: wie **König** vormals zu thun pflegte.

7. §. Die Knittelverſe ſind noch eine andere Gattung der Scherzgedichte: darinn man die einfältige Versart der

Alten vor Opitzens Zeiten; z. E. des **Hans Sachs**, des **Burkards Waldis**, **Ringwalts**, in der deutſchen Wahrheit, des Froſchmäuſelers, u. d. m. nachahmet. Dieſes nun nach der rechten Art zu thun, iſt gewiß eine Kunſt: ſo wie es in Frankreich eine Kunſt iſt, den **Marot**, und in England den **Hudibras** nachzuahmen. Wer dieſe alten Dichter nicht fleißig geleſen hat, und eine natürliche Geſchicklichkeit dazu mitbringet, der wird ſchwerlich damit zurecht kommen. **Geander** von der Oberelbe; oder Herr Hofr. **Müldener** iſt ein beſonderer Meiſter in dieſer ſpaßhaften Art, wie man in ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten ſehen kann. Es hat auch vor kurzem ein Ungenannter, eine Handvoll Knittelgedichte herausgegeben, darinn manches ganz hübſch gerathen iſt; aber an den erſten Meiſter langet es nicht. Eine andere, faſt ähnliche Art iſt, wenn man im Plattdeutſchen den **Reinecke Fuchs**, oder **Laurenbergen** nachzuahmen ſucht: wie in der Poeſie der Niederſachſen dergleichen Stücke vorkommen. Nur hat es damit ſeine Schwierigkeit, wegen der verſchiedenen Mundarten des Plattdeutſchen; das ſich faſt alle zehn Meilen merklich ändert; wenigſtens in allen großen Städten anders geſprochen wird. Der Pommer ſpricht anders, als der Mecklenburger, dieſer iſt vom Hollſteiner, und der vom Bremer und Oldenburger, ſo wie dieſe vom Braunſchweiger und Weſtphalen ganz unterſchieden. Indeſſen kann ein jeder an ſeinem Orte in ſeiner Mundart ſpaßen, und bey ſeinen Landesleuten Beyfall finden.

8. §. Die Wälſchen haben eine Art von Verſen erfunden, die ſie die **Macaroniſche** nennen; welche **Creſcimbeni** weitläuftig beſchreibet, und in ihre Claſſen theilet. Einmal vermiſchet man das Latein mit dem Wälſchen, und zweytens die alte Provinzialſprache, mit demſelben: entweder ſo, daß Zeile und Zeile aus einer andern Sprache iſt: oder daß wälſche Wörter ins Latein, oder lateiniſche Wörter ins Wälſche gemenget werden. Weil dieſer berühmte und gelehrte Mann ſich nicht geſchämet, von dergleichen und allen

len obigen Arten des poetiſchen Kehrichts zu handeln: ſo will ich doch zeigen, daß die Deutſchen auch in Thorheiten faſt eben ſo groß und ſinnreich geweſen, als die Italiäner. Was nun erſt die lateiniſchen Mixturen anlanget; ſo hat ſchon vor viertehalb hundert Jahren Petrus Dresdenſis dergleichen verſuchet, als er das Lied: In dulci Jubilo, nun ſinget und ſeyd froh ꝛc. gemachet. S. Thomaſens Diſſert. von demſelben. Er hatte aber ſchon Vorgänger in Grabſchriften gehabt. Z. E. dieſe iſt von 1380:

Hye lyt ein Fürſte löbelich,
  Quem vulgus flebile plangit.
Von Miſne Marcgraf Friderich
  Cujus inſignia pangit.
Clerus, Clauſtralis, laicus,
  Den Fürſten leidlich klagen,
Dives inops, altus, infimus
  Fürſtlich Werk von ihm ſagen ꝛc.

Noch eine andere Art machte man mit halben Zeilen:

Heer Peter Wieſe tumba requieſcit in iſta,
God geev em Spiſe, cœleſtem, quique legis ſta.

Und jener machte eine Beſchreibung von Weſtphalen, in folgenden Zeilen:

Hoſpicium vile, grof Brod, dün Beer, lange Myle,
Sunt in Weſtphalia, ſi non vis credere, loop da.

9. §. Unter Neuern hat dergleichen Verſe Jakob Balde, der bayeriſche Jeſuit gemacht. Sein Agathyrſus zum Lobe der Magerkeit, hebt ſo an:

Wolan, ſo will ich dann,
Links, rechts, Latein u. Teutſch zugleich
Eins ſingen wie ich kann.
  Exſulta felix macies,
  Lætare torva facies,
Du ſtehſt wohl an eim Mann

Wans Menſchen Leib nit wär
  Imago fœdi carceris:
So wär feiſt ſeyn ein Ehr.
  Sed vere capti vivimus,
  Omnes enim peccavimus,
Von Adams Zeiten her. u. ſ. w.

Andere haben nur ins Lateiniſche deutſche Brocken gemenget, und ſie nach römiſcher Art eingerichtet. z. E.

Hem vos *Studentes*, omnes nunc *ruſite*: *Juchhey!*
*Luſtigeos*que ſimul multos *anſtimmite Liedros*,
Schmauſite et in *tiefam* ſub *Schmauſis ſauſite Nachtam*:
Non etenim vobis unquam bona *Bieria fehlunt*.

Ein anderer verſuchte die daktyliſchen Verſe, in einer mehr deutſchen Miſchung:

Quicunque kein jocum noch Luſtigkeit übet,
Is ipſe mag ſemper ſeyn heftig betrübet:
Vos fratres ſa! laſſet Cornelium fahren,
Nam hicce kömmt tamen bey künftigen Jahren ꝛc.

Und noch ein anderer ſang ſo auf eine Hochzeit:

Herr Baltzer Koch iſt guter Art, Patricius, Senator,
Humanus ehrbar wohlgelahrt, virtutis et amator.
Er hält gar nichts von bibere, das man itzt treibet ſehre,
Sed non vult verſus ſcribere, das bringt ihm größre Ehre.

Doch, wie gedacht, das ſind Lappereyen, die keinen Platz hier verdienen würden: wenn ich nicht geſehen hätte, daß Creſcimbeni dergleichen, in ſeine große Geſchichte der Wälſchen Dichtkunſt Vol. I. L. VI. c. 5. 6. u. 7. eingerücket hätte. Z. E.

Suſpiria in hac nocte receſſerunt.
E andaro a ritrovar la mia Reina.
In gremium ſuum ſalutaverunt,
Dio vi mantenga donna pellegrina &c.

imgleichen von dieſer Art:

Surgite Socii, che del Sonno ſorgere,
Iam venit hora, ch'el terren rinverde,
Hirundo canit, et per qui ſi perde,
Optata dies ſenza piu vi accorgere.

Endlich auch ſolche:

Squaſſabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de *ſalata* carne *pienus* erat &c.

10. §. Zum Beſchluſſe kann man hier auch noch die in lateiniſcher Sprache gereimten Gedichte herrechnen, deren es in den mittlern Zeiten eine unglaubliche Menge gegeben hat. Leyſer in der Hiſtoria Poetarum medii ævi hat ſehr viele davon aufbehalten, und man findet ſie auch in andern alten

Büchern häufig. **Ulrich von Hutten** hat ſie in den Epiſtolis obſcurorum virorum, nebſt andern ſolchen Leckerbiſſen unwiſſender Mönche ausgelachet: z. E.

Amice bone, qui non es Nebulone,
Facis pergratum, quod puerorum natum,
Jam habes curam, et ad horum uſuram,
Nunc obſcurorum in lucem das virorum,
Venuſta ſcripta, quæ docent ex Baralipta,
Ut eſt ſcribendum jam ad laudem merendum.

Es iſt nur zu verwundern, daß auch ernſthafte Leute in neuern Zeiten ſich mit dieſer wunderlichen Versart, ohne Beobachtung lateiniſcher Quantitäten haben vermengen wollen; die uns wohl geiſtliche Geſangbücher in dieſelbe überſetzet; oder gar wie **Hübner** neue Lieder darinn gemachet haben. Was man an den alten Mönchen mit Lachen laufen läßt, die vieleicht nichts beſſers machen konnten: das ſchickt ſich für unſere Zeiten nicht: es wäre dann, daß man es auch bloß zum Scherze brauchen wollte: wie **Balde** gethan. Doch nein, er hat ſie auch im Ernſte gebraucht; als er ein Trauerlied, **tragödienweiß bey nächtlichen Windlichtern zu ſingen**, aufſetzte:

Eheu quid homines ſumus
Vaneſcimus ſicuti fumus,
  Vana, vana, terrigenum ſors
  Cuncta diſſipat improba mors.
Exſtincta eſt Leopoldina
Fruſtra clamat: o Lucina!
  Lacrymoſa Puerperæ mors,
  Miſeranda mulierum ſors! &c.

Des

Des II. Abſchnitts IX. Hauptſtück.

Von Wahlſprüchen, Sinnbildern und ihren Ueberſchriften.

1. §.

Anſtatt der bloßen Sinngedichte der Alten, haben die Neuern die Malerkunſt zu Hülfe genommen, und vermittelſt derſelben in gewiſſen Figuren, mit etlichen darüber geſetzten Worten, oft die artigſten und nützlichſten Gedanken ausgedrücket. Man theilet ſie in zwo Claſſen, nämlich Wahlſprüche oder Deviſen; und in Sinnbilder oder **Emblemata**. Was die bloßen Bilder anlanget, darinn man auf eine räthſelhafte Art etwas zu verſtehen geben wollen: ſo ſind dieſelben ſchon ſehr alt. Es iſt bekannt, daß die Aegyptier viel auf ihre hieroglyphiſchen Figuren gehalten haben. Auch die Jüden hatten in ihrem Gottesdienſte viel ſolche ſymboliſche Vorſtellungen, die viel bedeuteten. Selbſt die Griechen hatten in den älteſten Zeiten ſolche redende Gemälde gehabt. **Joſeph**, der jüdiſche Geſchichtſchreiber erzählet, daß **Arrhius**, König in Sparta, ein Petſchaft geführet, darinn ein Adler, der eine Schlange in der Klaue hielt, geſtanden. Und **Plutarch** meldet, daß in Athen **Alcibiades** einen Liebesgott, der Donnerkeile in der Hand trug, in ſeinem Schilde geführet; wodurch er ſeine eigene Gemüthsart abzuſchildern geſucht. Endlich haben unter den Römern, **Pompejus** einen Löwen, der ein bloßes Schwert in der Tatze hatte; **Auguſtus** aber einen Sphinx, in ihren Siegeln geführet.

2. §. Allein von ſolchen Bildern der Alten, ohne alle Ueberſchrift, reden wir hier nicht. Dieſe ſind gar zu räthſelhaft, und ſo zu reden, nur für todte Körper, ohne Seelen anzuſehen: dahingegen ein bloßes Sinngedicht, davon wir oben

gehandelt haben, oder ein Wahlſpruch, gleichſam ein Geiſt ohne Leib zu nennen iſt. Ein Sinnbild aber muß nicht nur eins, ſondern beydes haben. Wir verſtehen nämlich dadurch ein anſehnliches Gemäld, deſſen Bedeutung mit einer ſehr kurzgefaßten Ueberſchrift zu verſtehen gegeben wird. Es ſind aber dieſelben zweyerley, theils ſogenannte **Deviſen**, theils die bekannten **Emblemata**. Wann die Kunſt erfunden worden, ſolche **Deviſen** und **Emblemata** zu machen, das iſt eben ſo ungewiß, als wer ihr erſter Urheber geweſen. Die Italiäner ſtreiten mit den Franzoſen um die Ehre der Erfindung: ja einige wollen gar die Ritter von der runden Tafel in England für die Erfinder ausgeben. Doch ſo viel iſt gewiß, daß die barbariſchen Zeiten der Unwiſſenheit, zu dieſer an ſich ſchönen Sache, Gelegenheit gegeben haben. Die Turniere ſind ohne Zweifel zu Kaiſ. **Heinrichs** des I. Zeiten in Deutſchland aufgekommen, und diejenigen ſind alſo unrecht berichtet, die ſolche Ehre den Franzoſen einräumen wollen. Selbſt **Creſcimbeni** in ſeiner Hiſtoria della volgar Poeſia Vol. I. L. V. p. 319. tritt hier auf die gute Seite der Wahrheit, wenn er zeiget: daß das erſte Turnier 934, das zweyte unter Otten dem Großen 938 zu Magdeburg u. ſ. w. gehalten worden; von welcher Zeit an bis 1487. ſechs und dreyßig ſolche Ritterſpiele von den Kaiſern angeſtellet worden. Hergegen berichtet **du Cange** im Gloſſ. aus einer alten Chronik, daß in Frankreich **Gottfried** II. von **Previlly**, welcher 1066 geſtorben: das erſte Turnier gehalten habe, (Gaufridus de Pruliaco) in Wälſchland aber geſteht **Creſcimbeni**, habe man erſt 1147 zu Bologna das erſte gehalten, und ſelbige Art der Ritterübungen aus Deutſchland bekommen. Die Ritter nun, ſo darinnen ihre Tapferkeit zeigen wollten, ſuchten ihre Unternehmungen und edle Gemüthsneigungen, auf ihren Schildern, durch ſolche Bilder mit Ueberſchriften, an den Tag zu legen. Dieſes zeiget auch der italieniſche Namen der Deviſen, impreſe; der aus dem alten franzöſiſchen empriſe oder entrepriſe, ſeinen Urſprung genommen hat: wie der berühmte Pater le Moine

in ſeinem ausführlichen Werke, von der Kunſt, Deviſen zu machen, darthut. Folglich wird man wohl Deutſchland für das Vaterland der Sinnbilder halten müſſen, und aus dieſer erſten Erfindung, wird man leicht die wahre Natur derſelben abnehmen können.

3. §. Es iſt alſo ein Sinnbild eine metaphoriſche Vorſtellung deſſen, was jemand für eine Neigung, Abſicht oder Meynung bey ſeinem Vornehmen hat; die theils durch ein Bild, theils durch eine kurze Ueberſchrift geſchieht. Daß dieſes ſo ſey, lehret uns die alte Redensart, da man ſpricht, **etwas im Schilde führen**: denn das heißt ſo viel, als eine gewiſſe Abſicht, ein Vorhaben oder eine Neigung haben. Man hat nämlich ſo wohl in Deutſchland, als auch in Frankreich die Sinnbilder in die Schilde der Helden oder Ritter gemalt. So findet man im alten Heldenbuche, daß der eine Held eine Geige, der andere einen Löwen u. ſ. w. im Schilde geführet. Hieraus entſtehen folgende Regeln der Sinnbilder: 1) Muß das Bild eine Sache vorſtellen, die ſich leicht malen, und auch von weitem gut erkennen läßt. 2) Muß ein ſolches Bild mit derjenigen Abſicht, die es vorſtellen ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit haben; ſo, daß man ſagen kann: Gleichwie dieſes ſich ſo und ſo verhält; alſo iſt es auch mit der Abſicht, Neigung oder Unternehmung deſſen, der das Sinnbild hat, beſchaffen. Z. E. Ein Liebhaber erwählet ſich den Vogel Phönix, der ſich verbrennet, mit der Ueberſchrift: Sine pari. Da heißt die Erklärung: Gleichwie der Phönix ſeines gleichen nicht hat: ſo hat auch die Perſon, die ich liebe, ihres gleichen nicht. 3) Muß die Ueberſchrift das ſo genannte Tertium comparationis in ſich halten, oder die Aehnlichkeit des Bildes mit der Abſicht deſſen, der es führet, anzeigen. Und daher kömmt es, daß ein und daſſelbe Bild zu verſchiedenen Abſichten gebraucht werden kann: wie dieſes unter vielen andern der gelehrte Herr **Wachter** in ſeinen Sinnbildern über die berliniſche Aloe erwieſen hat.

4. §. Aus dieſen Hauptregeln kann man nun leicht ſchließen, daß es noch beſondere Nebenregeln giebt, die zur Schönheit eines guten Sinnbildes etwas beytragen. Denn 1) muß

das Bild ſo einfach ſeyn, als es möglich iſt: denn ſehr vielfache Figuren ſind nicht wohl zu unterſcheiden. So war das Sinnbild, welches bey der Krönung des hochſeligen Königs in Preußen erfunden worden, beſchaffen; da man einen Granatapfel malete, und die Ueberſchrift dazu ſetzte: Ex me mea nata corona. So hat ſich auch der vorige König von Preußen, **Friedrich Wilhelm**, ſchon als Kronprinz, den Adler, der nach der Sonne fliegt, mit der Ueberſchrift: Nec Soli cedit, zum Sinnbilde gewählt: anzudeuten, daß der preußiſche Adler, auch der franzöſiſchen Sonne nicht weichen dörfe. Hernach muß 2) ein Sinnbild weder in der Figur, noch in den Worten etwas überflüßiges haben. Als wenn ich oben bey dem Phönix noch die Sonne malen wollte, die das Neſt deſſelben anzündete, ſo wäre es ganz überflüßig. Oder wenn ich bey dieſen beyden ſcharf gehen wollte: ſo würde das Soli und Corona überflüßig ſeyn; indem man ſchon aus dem Bilde ſieht, daß eine Sonne und eine Krone da iſt. Die Ueberſchriften könnten alſo kürzer geworden ſeyn, wenn ſie geheißen hätten: Ex me ipſo nata, und Cedere neſcit. Ferner iſt es 3) hübſch, wenn die Ueberſchrift bey ihrer Kürze auch wohl klinget: welches im Lateiniſchen geſchieht, wenn man ein Stück vom Verſe dazu nimmt; oder doch ſonſt einen Wohllaut beobachtet. So kurz war jenes Königes in Frankreich Deviſe, der über ein gemaltes Stachelſchwein, welches bekannter maßen ſeine Stacheln auch in die Ferne auf einen Feind ſchießen kann, die Worte ſchrieb: Cominus, et eminus: d. i. **Nah, und fern**. So hätte z. E. die Ueberſchrift einer Gluckhenne, die auf ihren Eyern ſitzet, die ich irgendwo geſehen habe: Quies mea non eſt otioſa, beſſer alſo heißen können: Non otioſa quies. Und der Bär, der ſich die Pfoten ſauget, den der Herr Verleger dieſes Buches zum Sinnbilde hat; hat eine gute Beyſchrift: Ipſe alimenta mihi. Im Deutſchen pflegt man auch wohl Verſe dazu zu machen: allein man muß die Erklärung des Sinnbildes von der Ueberſchrift deſſelben unterſcheiden; wie dieſes die Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft, u. a. m. wohl beobachtet:

achtet: ob ſie gleich ſonſt viel Lächerliches dabey begangen haben, das den obigen Regeln zuwider läuft.

5. §. Noch eine Hauptregel haben die Kunſtverſtändigen von guten Deviſen gefodert. Sie wollen nämlich, daß keine menſchliche Figur jemals zum Körper der Sinnbilder gemacht werden ſolle. Denn ſagen ſie, der Menſch iſt viel zu edel dazu, daß er durch ſich ſelbſt erſt die Abſichten, die er hat, entdecken und vorſtellen ſollte. Sonſt aber ſteht ihm die ganze Natur zu Dienſten. Er kann vom Himmel die Sonne, den Mond, ihren Aufgang und Untergang, ihre Finſterniſſe, ja die Sterne und Cometen dazu brauchen. Er kann aus der Luft die Wolken, den Regenbogen, den Hof um die himmliſchen Lichter, die Blitze, und die Vögel von allerley Art dazu nehmen, wenn man ſie nur an ihren Bildern erkennen kann. Er kann ſich von der Erde die großen und kleinen Thiere, Bäume, Pflanzen und Blumen erwählen. Er kann auch aus der See ſich der Fiſche, Muſcheln, Schnecken, Perlen, Corallen, und alles deſſen bedienen, was ſich deutlich und kenntlich malen läßt. Er kann ferner von menſchlichen Kunſtwerken, als Thürmen, Schlöſſern, Pyramiden, Schiffen, Rudern, Kronen, Helmen, Spießen, Schwertern, Beilen, Pfeilen, Ringen, und tauſend ſolchen Dingen mehr, ſeine Sinnbilder hernehmen: ſo daß man ein recht großes Feld vor ſich hat, ſolche Erfindungen zu machen. Es kömmt nur auf einen witzigen Kopf an, der die Aehnlichkeit, die in ſolchen Dingen ſtecket, herauszuſuchen, und in kurzen Worten auszudrücken weis.

6. §. Wer nun nach ſolchen Regeln die gemeinen Sinnbilder, die ſo häufig, zumal bey Erleuchtungen großer Städte, auch wohl in eigenen Büchern, die den Malern zu gut, oder ſonſt zur Beluſtigung der Liebhaber erfunden worden, beurtheilen will: der wird leicht ſehen, daß die wenigſten was taugen. Zwar ein einziges kann noch dienen, viele unrichtige Sinnbilder zu entſchuldigen, wenn man nämlich ſaget, es wären nicht eben Deviſen, die gleichſam die Stellen der Wahlſprüche vertreten ſollten; ſondern nur **Emblemata**, die

nützliche Wahrheiten vorſtellen, und auf eine ſinnreiche Art abbilden ſollten. Dieſes iſt nämlich die Beſchreibung dieſer zweyten Gattung, davon ich noch mit kurzem handeln muß. Dieß Emblema nun iſt freylich ſo kützlich nicht. Es kann ſich aller Arten der Bilder bedienen, und ſo wohl die Geſtalt eingebildeter, als natürlicher Dinge, ſo wohl die ungereimten, als die ordentlichen leiden. Es kann auch viele auf einmal, oder gar nur halbe und verſtümmelte brauchen, ja ſelbige gar auf unerhörte Art zuſammen ſetzen. Es darf auch nicht eben gewiſſen Perſonen eigen ſeyn, ſondern ſtellt allgemeine Lehrſätze vor: nur ſoll es allezeit eine gute Lebensregel in ſich halten; die, wenn ſie in einem Bilde vorgeſtellet wird, eine beſſere Wirkung thut, als wenn man ſie mit Beweiſen und Vernunftſchlüſſen begleitet hätte. Hiermit hat nun die Deviſe nichts zu thun: als welche nur Ausdrückungen der Tapferkeit, der Rache, der Hochachtung und Liebe, kurze Lobſprüche und kurze Klagen in ſich faſſet. Hernach braucht auch ein Emblema eben kein Gleichniß in ſich zu halten: und wenn es ja geſchieht, ſo iſt es nur ein Ueberfluß.

7. §. Doch wird auch ein jeder ſehen, daß ſelbſt unter dieſem Titel die wenigſten Bilder mit Ueberſchriften ſtehen können: zumal diejenigen nicht, wo man allemal ganze weitläuftige Erklärungen hinzuſetzen muß, ehe man ſichs getraut, daß der Leſer das Bild und die Ueberſchrift recht verſtehen werde. Wenn ein ſolch Bild nicht ſelbſt redet, und wenigſtens von einem etwas witzigen Kopfe, der es betrachtet, verſtanden werden kann: ſo taugt es nicht. Denn für die Einfältigen muß es ein Räthſel ſeyn und bleiben, bis es ihnen von einem Klügern erkläret wird. So ein Gemälde iſt die Tafel des **Cebes** bey den Alten geweſen: ſolche Bilder ſind auch bey des berühmten Grafen Shaftsbury geſammleten Werken in Menge zu finden. Ja überhaupt ſollen alle Titelkupfer bey unſern Büchern, die keine Bilder ihrer Urheber ſind, ſolche emblematiſche Gemälde vorſtellen. Dergleichen iſt das Kupfer vor dieſer Dichtkunſt und das vor dem Heldengedichte Hermann, welche ſich ohne eine weitläuftige Erklä-

rung verſtehen laſſen. Doch will ich damit nicht behaupten, als ob man nicht auch Deviſen vor Bücher ſetzen könnte. Nein, viele haben dieſes mit gutem Bedachte gethan, unter andern Herr Bar. Wolf, vor ſeinen philoſophiſchen Schriften; die auch mehrentheils ſehr wohl gerathen ſind. Wer ausführlichere Nachricht von allem haben will, der muß das vollſtändige Werk des Pater le Moine, de l'Art des Deviſes, davon nachleſen, der alles, was Paul Jovius, l'Arezzi, Cortile und le Ferro, imgleichen Hercules Taſſo davon geſchrieben, in einen Zuſammenhang und ins Reine gebracht hat.

8. §. Den Franzoſen zu Ehren muß ich noch eine ſeltſame Art von redenden Bildern erwähnen, die ſie erfunden haben, und darinn ſie keine geringe Art der Scharfſinnigkeit zu zeigen meynen. Sie malen Bilder, die theils ohne alle Wörter, theils mit einer Sylbe, oder einem Worte zuſammen genommen, etwas bedeuten. Z. E. Ein altes Weib hat ein Buch auf dem Schooße liegen, als ob ſie darinn läſe; darauf ſteht aber Tul, Tul, Tul. Was heißt nun das? Es heißt Tertullianus. Denn Ter heißt (dreymal) Tul, (welches auf dem Buche ſteht.) lit (lieſt) anus, (das alte Weib). Dieſe vortreffliche Erfindung nun, heißt ein Rebus. Noch ein ſchöneres Beyſpiel giebt mir der in ſolchen Einfällen berühmte Des Accords, deſſen auch Bayle in ſeinem Wörterbuche gedenkt. Er malet einen todten Abt auf einer Wieſe liegend, und ſtecket ihm, auf eine, ich weis nicht welcher Höflichkeit der Sitten gemäße Art, eine Lilge in den entblößten Hintern. Was ſoll nun dieſes ſinnreiche Gemälde ſagen? Es bedeutet die vortreffliche Sittenlehre! Habe den Tod allezeit vor Augen. Will man begreifen, wie das heraus kömmt: ſo muß man fürs erſte die Regel lateiniſch machen: Habe mortem prae oculis; und hernach dieſes Latein auf gut Franzöſiſch ausſprechen, ſo wird heraus kommen: Abbé mort en pré, au cul lis! Iſt das nicht ein vortrefflicher, wunderwürdiger Witz, womit ſich der franzöſiſche Eſprit createur, allen heutigen und vormaligen Völkern ſo überlegen erweiſt? Riſum teneatis amici! Solche ungereimte Dinge hat doch noch kein deutſcher Kopf ausgehecket!

9. §. Weil wir einmal beym Malen ſind, ſo muß ich doch eine andere vermeynte ſinnreiche Art halb hieroglyphiſch und ägyptiſch zu ſchreiben, nicht vergeſſen, die von den Wälſchen erfunden, und auch bis zu uns ausgebreitet worden. Man erſinnt ſich Zeilen von Verſen, darinn viele Wörter, oder auch nur Sylben vorkommen, die ſich malen laſſen; es ſey nun eigentlich, oder nur Anſpielungsweiſe. Da ſchreibt man nun die übrigen Worte, die nicht gemalet werden können, nur mit Buchſtaben, die Bilder aber ſchaltet man an gehörigen Orten ein; ſo daß ein witziger Leſer nach vielem Kopfbrechen endlich den Sinn zuſammen buchſtabiren kann. Z. E. Creſcimbeni giebt folgende Erfindung zur Probe.

Wer das nicht leſen kann, der muß ſich nicht für ſcharfſinnig halten; es wäre denn, daß er kein Italieniſch verſtünde. Es heißt aber dieſe Zeile ſoviel:

Dove ſon gl'occhi e la ſerena forma?

Heißt das nicht getändelt, ſo weis ich nicht was geſpielet, ja ich möchte ſagen, gekindert heißen ſoll! Indeſſen hat man bey uns ſolche Spruchbücher, unter dem Namen der Bilderbibeln gemacht; ja wohl gar Hochzeitverſe, und andere dergleichen Sachen dergeſtalt ausgekünſtelt. Schade um den Witz, den man bey ſolchen Poſſen verſchwendet, der gewiß viel geſcheider könnte angewandt worden ſeyn. Doch, worauf verfallen müſſige Köpfe nicht, wenn ſie einmal keine richtige Art zu denken beſitzen, und keine Kräfte haben, ſich auf eine wirklich ſinnreiche Art hervor zu thun? Verſtändige Leute denken dabey:

Turpe eſt difficiles habere nugas,
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.

Ende des neunten Abſchnitts, und zweyten Theils.

Erſtes Regiſter
derer angeführten Bücher und vornehmſten Schriftſteller.

A.

Abſchatzens Ueberſetzung des taſſoiſchen Amyntas 588. 777
Accurſii Geſpräch über die Wörter der alten lateiniſchen Poeten 228
Ackermann, ſein überſetzter Paſtor fido des Guarini 777
Addiſons Cato 410
Aeliani variar. Hiſtoriarum libri 444
Aeſchylus Ixion 23. Prometheus 24
Aeſops Fabeln 494. 436 u. f. der deutſche 442
v. Afterdings, Heinr. Heldenbuch 524
Agricola, (Phil.) 637. Ueberſetzung von Heliodors äthiopiſcher Hiſtorie des Theagenes 510
Agrippae (Men.) Fabel von dem Streite der Glieder mit dem Leibe 438
Alays ſeverambiſche Hiſtorie. 411
v. Alkmars (Heinr.) Reinecke Voß 456. 786
Alonzo, Auracana 206
Amthors Ueberſetzung eines Theils von Virgils Aeneis 333. 358. 374 f. Gedichte 249. 262. 266. 273. 275. 308. 339. 352. 424. 426. 539. 665
Anakreons Oden 421
Andrenius 664
Anton Ulrichs, Herzogs zu Braunſchweig, Octavia und Aramena 526
Apulejus de Aſino 513
Arati Poema de Aſtronomia 178. 570
Arioſts raſender Roland 209 f. 669. 711
Ariſtotels Poetik 21. 97. 148. 167. 200 f. 292. 485. 549. 575. 603. 609 613. 769
Arthur ein Heldengedicht des Blackmros 215
v. Aubignac, ſiehe *Hedelin.*
Aventins deutſche Hiſtorie 83
Aufſeher, der engliſche 400. 760
Augſpurgers Schäferſpiele 776
Auſonius 683
Ayrer 637. 734

B.

Bacons, (Fr.) Atlantis 785
Balde, (Jac.) Agathyrſus 798
Baptiſtæ (Mantuani) Eklogen 587
Barclaji Argenis 785
Baylens Dictionnaire 279. 807
Beaumarchais Amuſemens litteraires 78
Beccani, il ſacrificio, Favola Paſtorale 775
Beyträge zur krit. Hiſt. der deutſchen Sprache, ſiehe Gottſched.
Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes 187. 463. 484
Bembi (Pet.) Proſ. 692
Bentivoglio, überſetzter Statius 397
Berni Gedicht wider die Freygeiſter 573
Bergens deutſche Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes 484
Berthold (Chriſtian) 637
v. Beſſers Gedicht auf ſeine Kühleweinin 191. 537. Gedichte 240. 258. 303. 310. 320. 332. 342. 433. 598. 685. 773. 765
Bibliotheque des Theatres 630
der Biedermann 404. 595. 785
Birke, (Thomas) 637
v. Birkens, (Sigm.) Proſodia 395

Bitter, (Joh.) 637
Böhmichen, (Geo.) 637
Boethius, de conſolatione Philoſophica 571. 580
Boileau, Art Poetique 112 f. 117 137. 143. 255 f. 279. 298. 312. 349. 435. 573. 629. 641. 650. f. 668. 685. 696. Ode auf die Eroberung von Namur 382. Satyren 403. 560. 563. 654. 49. Lutrin 462. 493. 502
Boltzens (Val.) überſetzter Terenz 637
Bonarelli italieniſche Schäfergedichte 588
Boſſu Traité du Poeme Epique 143. 476. 485. 498
Bouhours Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'Eſprit 281. 285. 366. 588
Bourſault Eſope à la Cour 647
Bracciolini (Fr.) Scherno de gli Dei 462
Brands (Seb.) Narrenſchiff 574
Brocks Ueberſetzung des popiſchen Verſuches vom Menſchen 695. 705
v. Brücks Gedanken von der Dichtkunſt 109. 147. 650
Brumois Theatre des Grecs 629. 634
Brunner (Thomas) 637
de la Bruyere Caracteres 559. 746
Buchholzens deutſcher Herkules und Valiska; item Herkuliskus und Herkuladisla 526
Buffier neue Anleit. zur Poeſie 293
Buonarelli Filli de Sciro 775
Buttlers Hudibras 168. 175

C.

Calchi Triſtano 732
Calentii (Eliſ.) lat. Ueberſetzung des homeriſchen Froſchmäuſekriegs 455
Calliachi (Nic.) Tractatus de Ludis ſcenicis Mimorum & Pantomimorum 632
des Callieres Hiſtoire Poetique de la guerre nouvellement declarée entre les anciens & modernes 470. 749
Calpurnii lateiniſche Eklogen 587
Camden. Annal. Anglic. 518
Campanella (Thom.) 74. Civitas Solis poetica 785
du Cange Gloſſarium 802
de Capua (Jo.) Ueberſetzung des Sendebars 439
Caſauboni (Iſ.) de Satirica Græcorum Poeſi & Romanorum Satira 773
Cars Gedichte 684
Catulli poemata 113. 531
Cerceau vom Weſen der poetiſchen Schreibart 293
Cervantes Don Quixote 221. 614
Chapelain la pucelle d'Orleans 484
Charitons verliebte Begebenheit der Chärea, von Dorville herausgegeben 511
Cicero de divinat. 45
Cieco, Favola paſtorale 775
Claudiani Poemata 358. 531 f. de raptu Proſerpinæ 476. 501
le Clerc Parrhaſiana 200. 566
Clerici Gedanken von der Poeſie 293
Colliers Critique du Theatre anglois comparé au Theatre d'Athéne, de Rome & de France 640
Congreve 671
Contes des Feés 187
Corneille ſchwärmender Schäfer 596. 777. Cid 615. 629. Sophonisbe 619. Trauerſpiele 365
Corvinus (El.) Gedichte 556. 533. 684
Cowleys 4 Bücher von Pflanzen, in Verſen 572
Crebillons Catilina 627
Creſcimbeni Hiſtoria della volgar Poeſia 281. 385. 411. 522. 638. 691 f. 697. 707. 717. 775. 799. 802
v Creuzheims (A.) Eſelkönig ꝛc. 787
Creuzberg, das Land der Zufriedenheit 787

D.

Dachs (Sim.) Gedichte 197. 243. 248. 269. f. 288. 328. 335. 432. 536. 592. 781

Dacier

Dacier, Vorrede zu ſeiner überſetzten Poetik des Ariſtoteles 81. Tractat von der Satyre 558. 697
Damaſcenus (Jo.) Geſchichte von Barlaam und Joſaphat 511
Damaſcius, Werk von fabelhaften Geſchichten 511
Dantes 697
Dedekind (Friedr.) 637
Delfino Giovanni Tragedie, cioé la Cleopatra, la Lucrezia, il Creſo, il Medoro 625 f.
Denham, old age, oder Cato major 572
Desportes bergeries 589. 659. 671
Destouches, Comedies 644. 650. 653
v. Dießburg, Legation oder Abſchickung der Eſel in den Parnaß 787
Diogenes Laertius de vitis Philoſophorum 441
Dornavii Amphitheatrum ſapientiæ ſocraticæ jocoſeriæ 455. 461
Druida (Mich.) 637
Dryden 671
Dünnehaupts gedrückter und erquickter Jacob 779
v. Düren (G.) wunderwürdige Lebensbeſchreibung Tſchanders 787

E.

Eberhards, Herzogs zu Würtenberg, deutſche Ueberſetzung des Sendebars 440
Eckards Collectanea Etymologica 227
Eckard, der getreue 574
Eckſteins, Uz, Reichstag, oder Verſammlung der Bauren, gehalten zu Friedberg in Rychthal 687
Epiſcopius (Ioh.) 637
Erpenius, lateiniſche überſetzte Fabeln des Lockmanns 439
v. Eſchenbachs (Wolfr.) Parcifall 524
St Evremonds Gedanken über die Opern 221. 743. Abhandlung von der Komödie der Wälſchen 639. 618. 640
Euripides Tragödie Jno 24. Oreſtes 24. Eumenides 623. Cyclops 724
Eyerings deutſche Sprüchwörter in Verſen erklärt 442

F.

Faſchii (Jo. Aug.) Pruſſia triumphans 533
le Faucheur de l'action de l'orateur 628
Fauchet Claude 74
Fenelon, Gedanken von der Tragödie 621. 641. von der Komödie 650. Reflexions ſur la Rhetorique & la Poetique 652
Ferrarius, Origo linguæ Italicæ 693
le Fevre des Poetes Grecs 634
Feyerabends Buch der Liebe 523
Flemmings Gedichte 197. 243. 244. 248. 251. f. 260. 264. 269. f. 306. 310. f. 317. 321. 323. f. 333. f. 340. 345. 349. 364. 432. 536. 592. 661
Flemingii (M.) Neuropathia, poema medicum 572
la Fontainens Fabeln 442. 449
Fontenells Gedanken von Schäfergedichten 145. 221. 585. Geſpräche der Todten 443. Geſpräche von mehr als einer Welt 470. Schäfergedichte 589. 596
Forchheim (Math.) 637
Frankens Gedichte 191. f. 301. 338. 307. 536. 667
du Freny R. Amuſemens ſerieux & comiques 747
der Freydank ein altes Gedicht 574
Friſchens Lexicon Germanicum 227
Friſchlins (Jac.) Gedichte 533. 637 ſeine von Bevern verdeutſchte würtenbergiſche Hochzeit 535
Furetiere nouvelle allégorique ou hiſtoire des derniéres Troubles arrivés au Royaume d'Eloquence 470

G.

Galenus 570
Geanders, von der Oberelbe, oder Hofr. Müldeners poetiſche Kleinigkeiten 797

Gel-

Gellerts Fabeln 442
Geneſt, Abbé Principes de la Philoſophie 573. 695. Tractat von den Verſen in den Eklogen 590
Gesners (Conr.) Vorrede zu Joſua Malers Dictionario Germ. Lat. 394
Glovers Leonidas 215
Gottſchalds Univerſal Geſangbuch 434
Gottſcheds (Joh. Chph.) deutſche Sprachkunſt 74. 80. 379. 385. 416. Cato ein Trauerſpiel 375. Gedichte 390. 425. ausführliche Redekunſt 378. Anmerkungen zu Fontenells Geſprächen von mehr als einer Welt 470. Sammlung der vornehmſten lucianiſchen Schriften 508. Atalanta, ein Schäferſpiel 596. Bücherſaal, neuer, der freyen Künſte und Wiſſenſchaften 74. 78. 175. 188. 463. 479. 511. 522. 640. Beyträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache 215. 219. 238. 293. 400. 484. 511. 566. 613. 621. 643. 652. 751. 753. 779. Abhandlung von einem alten deutſchen Heldengedicht, ſo im Bücherſaal B. 4. p. 387. zu finden 479. Deutſche Schaubühne 221. 618. 621. 646. 650. 781. überſetzter Endymion des Fontenels 779
Gottſchedinn (L. A. V.) geſammlete auserleſene Stücke ins Deutſche überſetzet 470. überſetzte Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften 519. 567. 571. 741. Lockenraub des Popen ins Deutſche überſetzt 463
Gräfens Samml. von Oden 424
Gräf (Joach.) 637
la Grange drey philippiſche Oden auf den verſtorbenen Regenten in Frankreich 432
Grazini Canti Carnaſcialeſci 762
v. der Gröben, Bergonens und Areteens Liebes- und Heldengeſchichte 482
Grym (*Sigm.*) 637
Gryphius (*And.*) Peter Squenz 186. Horribilicribrifax 232. Leo Armenius 625. Gedichte und Komodien 432. 621. 642. 777. Gedicht von der Höhe des menſchlichen Geiſtes 281
(Chriſtian) Gedichte 272. 276. 280. 709
Guarino Schäfergedicht Paſtor Fido 588. 596. 775. 777
Günthers Gedicht auf den Eugen 175. 372. Gedichte 146. 250. 271. 290. 310. 318. 320. 323. 326. f. 330. 335. 340. 345. 362. 415. 432. f. 541. 556. 561. 674. 676 f.
Gyraldi, Lilio, 74. 522

H.

Hadrians animula, vagula, blandula 75
Hallmanns Urania, ein Schäferſpiel 777
Ham (Heinr.) 637
Hanſen des Enenkels Fürſtenbuch
Harlequin Horace a Poem. 373
Hebenſtreit Phyſiol. metrica 572
Hedelin abbé d'Aubignac Pratique du Theatre 626. 628. 629. 636. 649
Heinſius (*Dan.*) 684
Heliodors äthiopiſche Hiſtorie vom Theogenes und der Charitlea 509
Henriade traveſtie 463
Heräus Gedichte 265. 276. 331. 341. 395. 542. 765
Hermanns (Dan.) poetiſche Werke 572
Herodotus Geſchichte 439
Heſiodus Gedichte 384. 569
Heſychius 443
Hobbergs habsburgiſcher Ottobert 484
Hofmannswaldau Gedichte 109. 588. 594. 662 f. 777. 304
Holbergs Klims unterirdiſche Reiſen 787. komiſches Gedicht Peter Pars 468. Komödien 649 f 647

Holz-

Holzmanns (Dan.) Spiegel der natürlichen Weisheit, 95. Fabeln des Biſchofs Cyrillus 442
Holzwarth von Harburg Luſtg. neuer, deutſcher Poeterey 535
Homers Heldengedichte, Jlias und Odyſſea 87. 90. 115. 152. 158. 176. 197. 201. 419. f. 469. 487
Jgfr. *Hoogkard* lettres antipoetiques 576
Horaz de arte poetica 90. 92. 93. 98. 107. 154. 155. 157. 159. 184. 194. 198. f. 212. 222. 230. 240. 259. 348. 381. 392. 428. 448. 472. 489. 500. 515. 603. 609. 619. 628. 632. 657. 789. 774. Epiſtolæ III. 141. 134. 140. 473. 531. 670. 773. Satyræ 49. 136. 155. 261. 298. 550. 557. Odæ 61. 174. 179. 186. 425
v. Horneks, Ottocars, öſterreichiſche gereimte Hiſtorie 534
Hoynek, Moil. 637
Huetius vom Urſpung der Romanen 74. 510. 516. 523
v. Huttens (Ulr.) poetiſche Werke 532. 577. 670. 680. 684. Epiſtolæ Obſcurorum virorum 800

J.

Jamblichs babyloniſche Fabeln von der Liebe des Rhodanes und der Sinonis nach den Auszügen des Photius 508 f.
Jamsthalers ſpagyriſches Buch von der Kunſt Gold zu machen 574
Jnchofer (Melch.) Monarchia Solipſorum 785
Joſephus jüdiſ. Geſchichte 438. 801
Iphigenia 617 f.
Jſcanius (Joſ.) ſechs Bücher vom trojaniſchen Kriege 532
Juvenals Satyren 550. 552 f. 558. 670. 675. 773

K.

Kaldenbachs (Chriſt.) Klaggedicht auf Opizen 307. Gedichte 533
Kallimachus Hymnen auf den Jupiter und Apollo 531. 681
v. Kanizens Satyre von der Poeſie 115. 320. Satyre von Harpax 190. 325. 562. 667. Gedichte 148. 247. 264. 274 f. 296. 299. 310. 315. 317. 325. 326. 333. 337. 339. 357. 363. 372 f. 425. 434. 514. 553. Trauerrede auf die Brand. Prinzeßinn Henrietta 308. Satyre vom Adel 343
Kempe (Mart.) Siegs-Pracht der Dichtkunſt 553
v. Kempis (Thom.) de imitatione Chriſti 580
Kindermanns deutſcher Poet 306
Kirchhofs Wendunmuth 447
Klajus Leiden JEſu 400
Klauber (Rud.) 637
Königs Gedichte 362. 541
Koluth Raub der Helena in griechiſchen Verſen beſchrieben 477
Kopps überſetzter Gottfried des Taſſo 715
v. Kreuzheim, ſiehe Creuzheim.
Kritiſche Beyträge, ſ. Gottſched.
Künzel (Wolfg.) 637

L.

Lami Art de parler 78. 314
Laurenbergs Gedichte 304
Leibnitz Recueil de diverſes pieces de Mrs Newton, Clarke etc. 122 Collectanea Etymologica 227
Leſchke 637
Leyſer hiſtoria Poetarum medii ævi 799
Lichnovski Lebenslauf des Prinzen Eugens in Verſen 25
The Life of Homer 451
Lindners tartariſche Schlacht, ein Gedicht 451. 574
Lobwaſſer (Ambroſ.) 637
Löbers (Val.) überſ. Owenus 685
Lohenſteins ſtetskluger Ferdinand 281. Jbrahim, Sultan 295. Arminius und Thusnelda 576. 621. Rede auf Herrn von Hofmannswaldau 304. Gedichte 296. 369. Sophonisbe 376. 619. Kleopatra 414
Logau (Sal.) 685
Lollio (Alb.) Aretuſa, Comedia Paſtorale 775
Longin vom Erhabenen 366
Longus Hiſt. v. Daphnis u. Chloe 595

Luci-

Lucian von Samoſata 494. 508. ſiehe Gottſched.
Lucans Gedichte 22. 358. 360. 367. 475 f. 495
Lukrez de nat. rerum 173. 178. 579
Luthers Lobgeſang: Nun komm der Heiden Heiland 386. Ueberſetzung der äſopiſchen Fabeln 441.
Lykophrons Kaſſandra 530

M.

Maffei 639. 710
Maizeaux Lebensbeſchreibung des Boileau 563
Manlich (Eilger) verdeutſchter Paſtor Fido 776
Marbodæus de lapidib. pretioſis 570
Marguini (Max.) Hymni 530
Marini Gedichte 211. 588
Marot 589. 659. 670. 702
Martialis Epigrammata 254. 689
Maſſieu Hiſtoire de la Poeſie Francoiſe 385. 522
Memoires de l' academie des belles lettres 378. 420. 423. 521. 634. 771
Menage 635
Menantes galante Poeſie 389. 556. 793. 795 theatraliſche Poeſie 720
Meneſtrier des Ballets anciens et modernes ſelon les regles du Theatre 764 f. 771
Menkenii Scriptores rerum germanicarum 534
Menoza, ein aſiatiſch. Prinz ꝛc. 788
Mercurii Britannici mundus alter et idem 785
Meziriac Leben Aeſops 441
Milton Paradiſe Loſt 81. 157. 182. 213. 397. 483
Minturni ars poetica 691
Mircond Leben Lokmanns 439
le Moine de l' art des Deviſes 802. 807
Moliers Comödien 640 f. 644
Morhoffs Unterricht von der deutſchen Sprache 70. 83. 456. 793. Gedichte 763. 765
Morsheim Hofleben 574
Mori (Thom.) Utopia 785
de la Motte Diſcours über den Homer, welcher vor ſeiner franzöſiſchen Ilias ſtehet 91. Vorrede zu ſeinen Fabeln 440. Fabeln 442. 447. 449 f.
Mountagne (Maria) Wortley, Town-Eclogues 590
Muralts Briefe von den Franzoſen 221
Muratori Theatro italiano 638. 732. Poeſia perfetta italiana 639. 691. 751
Murner (Thom.) 637
Muſäi Gedicht vom Leander und Hero 477
Muſikus, der kritiſche, 726. 743
Muſſato de geſtis italorum 732
Mylius Lied: HErr, ich denk an jene Zeit 434

N.

Neidhard, Gedichte auf Wenzeln 283. 320. auf den Grafen zu Waldburg 370
Neukirch (Benj.) Gedichte 7 f. 195. 325. 361. 373. 714. 561. 596. 267. 676. Telemach 87. Trauergedicht auf die Königinn in Preußen, Charlotta, 175. 291. 317. 322. 326. 538. Anleitung zu deutſchen Briefen 357
Neumarkens poetiſch hiſtoriſcher Luſtgarten 536. Geſprächſpiel vom Lobe Herzog Wilhelms des IV. zu Sachſen Weimar 762. Filamon und Belliflore 325
Neumeiſter 787
Numatiani, Rutilii, Poemata 567
Nythard (Hans) verdeutſchter Terenz 637

O.

Oden der deutſchen Geſellſchaft 427
Olearius, ſeine verdeutſchte Fabeln des Lokmans 499
Olivet, Proſodie Francoiſe 78
Omeiſens Reim und Dichtkunſt 388. 395. 400 f. 701. 794
Omich (Franz) 637
Opitzens Troſtgedanken 101. 325. 336. Lobgedicht auf Uladislaum, König in Polen 535. von Wiederwärtigkeit des Krieges 114. 323. 574.

574. 660. Gedanken von der Ruhe des Gemüths 244. 294. Gedichte 102. 137. 178. 197. 232. 242. 427. 265. 269 f. 273. 276. 303. 306. 318. 323. 329. 332. 338. 340. 344. 551. 578
Otfrieds Evangelium 574. Vorrede zu demſelben 74. 386 f. 408
Ottway poetiſche Briefe 671
Overbeks Ueberſetzung der virgiliſchen Hirtengedichte 587
Ovidius Verwandelungen 157. 181. 197. 446. 571. 701. Poemata 657. 670
Oweni Epigrammata 684. 687

P.

Palingenii Zodiacus vitæ 572
Pantaleon, Candidus, Bohemais 533
Pantkens Lobgedicht auf Ludwig den Weiſen 541. Ueberſetzung der Begebenheit Neoptolems 786
Perrault Parrallele des Anciens et des Modernes 470. Le Siecle de Louis le grand. Poeme 749
Perſiſcher Roſenthal 439
Perſius 670. 675
Petrarcha 573. 697
Petronii Satyricon 445. 531. 671
Petzens (P.) Sammlung von Geſchichtſchreibern 534
Peukers Pauke 244
Phædri Fabulæ Æſopicæ 358. 441
Philander von der Linde, Gedichte 556. 559. 580. 705
Philipps Ged. vom Cyder 572. 595
Pfinzing (Meld.) Theuerdanck 480. 524
Pietſchens Sieg Carl des VI. 87. 266. 372. 375. 540. Geſang auf den Eugen 175. 317. 332. f. 337. 545. 714. Gedichte 138. 243. 322. 328. 331. 339 f. 343. 359. 365. 433. 561. 679. Diſſertat. von dem Unterſcheide der poetiſchen und proſaiſchen Schreibart 348
Pindars Oden 423. 429. 432
Pilpays Fabeln 440
Planudes Leben des Aeſops 441. 439
Plato de republica 493. 498
Plauti Comœdiæ 185. 634 f. 647
Plutarchus 441. 801
v. *Polignac* Antilucretius 572
Pope (*Alex.*) Paſtoralgedichte 590. Art of Critiſm 285. 572. 560. the Rape of a Lock 197. 463. Dunciade 463. the Life of Homer 451. Eſſay on Man 572. the Temple of Fame 572
Porée Rede, ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten ſey, nach Hrn. Prof. Mayens Ueberſetzung 653
Porta (*Conr.*) 637
Poſtels Sächſiſcher Wittekind 484
Propertii Poemata 413. 657. 660. 670
Prudentii Apotheoſis 571. 683

Q.

Quenelomachie ein ſcherzhaftes Heldengedicht 463
Quinctiliani Inſtitutiones Oratoriæ 45. 181. 183. 294. 377. f. 565

R.

Rachels Satyren 102. 106. 111. 116. 232. 334. 239. 342. 350. 230 f. 323. 338. 445. 561. 675
Racine, Tragedies, 365. de la Religion, Poeme 573. Titus 617. Athalie et Eſther 610
Räbmanns Geſpräche von Bergen und Bergleuten 574
Rätel (Henr.) 637
Ramſey the Voyage of Cyrus 108. 786
Rapin 115
Rappolt. (*Laurent.*) 637
Rebhun (Joſ.) 637
Riccoboni de la Reformation du Theatre 783. Reflexions hiſtoriques Critiques ſur Moliere 110. 640. Remarques ſur tous les Theatres de l'Europe 628. 630. 638. 659. 670. l'art du Theatre 628. Lehrgedicht für Komödianten 628. 573
Riederers Fabeln Aeſopi 363
Ringwalds laut. Wahrheit 574. 637
Rinkard (Mart.) münzeriſcher Baurenkrieg 637. 776
Rocheſters überſetzter Ovid. 659

Roll

Roll (Geo.) 637
Rollenhagens Froſchmäuſeler 446. 456
Rollin Maniere d'enſeigner et d'etudier les belles lettres 77. 78. 128. 357. 382
Ronſard ſechs Eklogen 589. 684
Roſcommon Horace's Treatiſe, concerning the art of Poetry 5
Roſenbach (Joh. Wilh.) 637
Roſenblüt, 6 Faſtnachtsſpiele 636
Roſt (Hans Wilmſen) 4 Scherzgedichte 551
Roswithæ Komædiæ ſex ex edit. Conrad. Celtis 636. Panegyris Oddon u 537
Rouſſeau, Oden 432. 671. 684
Rudbeck Atlantica 71. 636
Ruhe des Cyrus 786

S.

Saavedra Republ. der Gelehrt. 788
Sabini (Geo.) lat. Gedichte und Eklogen 533. 591. 684
Sachs (Hans) 408. 637. 678. 776.
Sammlung auserleſener Stücke, ſiehe Gottſchedinn.
Sanders (Joh.) 637
Sannazars Fiſchereklogen 587
Scaliger Animadverſion. in Euſeb. 70. 569. de arte poetica 73
Scarron Gigantomachie 175
Schakeſpear, Ceſar, a Tragedie 613 f. 621. 626
Schaftsbury Characteriſtic's of Men, Manners and Times 6. 223. 256. 411
Scharſchmidt 637
Schaub. deutſche, ſ. Gottſched.
Scheren (Herm. Heinr.) neuerbaute Schäferey von der Liebe der Daphnis und der Chryſilla, nebſt einem anmuthigen Aufzuge vom Schafdiebe 776
Scherzens Sammlung alter deutſcher Fabeln 442
Schilters Vorrede zu Ottfrieds Evangelio 71. 227. Theſaurus 479
Schirmers (Dav.) triumphirender Amor 736. Ballete von der Glückſeligk. 765. Raut. Geb. 762
Schneiders (Heinr.) überſetzter Amintas des Torquato Taſſo 776
Schochs phyliremiſche Kriegs- und Friedensſchäferey 525
v. Schönaichs, Hermann, ein epiſches Gedicht 87. 169. 484
Schopperi (*H.*) Speculum vitæ aulicæ, oder Ueberſetzung des Reinecke Voß 458
Schotani metaphyſ. Gedicht aus Carteſii meditationibus 572
Schreckenberger (Joh.) 637
Schriften der deutſch. Geſellſch. in Leipzig 185. 639. 650. 654. 779
Schwabens Vorrede zu den Gottſchediſchen Gedichten 110. 196. überſetzter Antilongin 285. 754
Schwartzii de inclyto libro Theuerdank diſſertatio 480
Seckendorfs überſetzter Lucan 403
Secundi (*Jo.*) Poemata 533. 670. 684
Sendebarii directorum humanæ vitæ, alias parabolæ antiquorum Sapientum 439
Seneca 96. Epiſtolæ 135. de vita beata 139
Senecæ Tragœdiæ 219. 368. 376. 621
Sidnei, Arkadia der Gräfinn von Pembrok 525
Siebers Iuſt. Margenis, und Adeline 536
Silius Italicus de bello Punico 475 f.
Socrates Vertheidigungsrede beym Plato 172
Sophokles Oedipus 219. 606. 611 f. Antigone 158. 227. Elektra 617
Spangenberg (Cyr.) 637
Sprengs (Joh.) überſ. Homer 289
Statii Poemata 22. 358. 475. 670
Starks deutſche Ueberſetzung des Sendebars 440
Steele, Guardian 590. 597. 599 f.
Steinwehrs Ueberſetzung der Pratique du Theatre des Abts von Aubignac 628. 649
Stephani (*Henr.*) Poemata Achi cum fragmentis Lyricorum 549 Poeſis Philoſophica 566
Stigelius 684
Stöckels Gedichte 541

Stollens Hiſt. der Gelahrheit 439
Stoppens Fabeln 442. 447. 449 f.
Strabonis Geographia 438
Striʒer (Joh.) 637
Strozzæ Poemata 533. 684. 692
Suidas 443
Swifts Gulliver 787
Syneſii Hymni decem 530

T.

Tacitus de morib. Germ. 522
Tadlerinnen, die vernünftigen. 792
die Tänzerinn ein ſcherzhaft Ged. 464
Taſſo, befreytes Jeruſalem 182. 207. 409. 493. 711. Monte Oliveto 573. Schäfergedichte 588. 596. Amintas, favola Boſcareccia 775
Taſſoni Alex. ſecchia rapita 461
the *Taſte* of the Town 771
Taubmanni Præfatio ad Culicem Virgilii 771
Teatens Gedicht Ter-tria 574
Temple Oeuvres melées de la poeſie 411
Terentii Comœdiæ 634
Tharäus A. Erbärmliche Klagen der lieben Frau Gerſte und ihres Bruders Hrn. Flachs; ein alt. Ged. 461
Theokritus 682
Theſaurus Antiquit. Germ. T. I. 71
Thomaſii diſſertat. de cantico: in dulci Jubilo 798
Thomſons 4 Jahrszeiten 573
Thurii Mareſchalci Geſchichte der Meklenburgiſchen Herzoge 534
Tibulli Poemata 373. 397. 413. 531. 657. f. 670
Tralles Gedichte vom Rieſengeb. 575
Trillers Fabeln 241. 442 Prinzenr. 541
Triſſino das von den Gothen befreyte Italien 397. 483
Tſchernings Ged. 307. 337. 674. 685

V.

Valerii Maximi dictorum factorumque memorabilium libri 178
Varro de re ruſtica 178
v. Veldek (Heinr.) Geſchichte Herzogs in Bayern 524
Vidæ Gedichte von der Poeſie 577. Hirtengedichte 587. 670
Virgilii Eclogæ 55. 174. 179. 254. 531. 596. Culex 455. Georgicon libri 178. 179. 493. Aeneis, atque omnia 144. 175. 176 f. 197. 292. 498. alte deutſche Ueberſ. ſeiner Eklog. 587
Voltaire Gedichte 571. 671. Abhandl. vom Heldenged. 206. Brutus 627. Kritik über die 3 Oedipen 221. Henriade 169. 183. 2 5. 492
Voſſius de Poematum cantu ſive de viribus Rhythmi apud veteres 34. 73. 379. 381. 385. de Poetis græcis 451. 568. 630. 634
Urfens Schäferroman von der ſchönen Diana 525. 595

W.

Wachteri Gloſſarium 227
Wagenſeils Tractat von den Meiſterſängern der Deutſchen 691
Wagner (Greg.) 637
Waldis (Burch.) Pabſtth. 574. 442
Weidners Ueberſetzung der horaziſchen Oden 427
Weiſens (Chriſt.) reife Gedanken 257. 388. Comödien 642
Werenfels de meteoris orationis 285. 355. 361
Werners (A. Fr.) lobwürdiger Kadmus 762
Winsbeck Ermahnungen an ſeinen Sohn 79
Winſtanley 630
Wolle Chph. diſſ. de eo quod ſublime eſt in verbis Moſaicis γενεθω φως, ad Longinum 347

X.

Xenophons Liebesgeſchichte des Habrocomas und der Anthia 511. Cyropædie 784

Y.

Young Night-Thoughts 573

Z

v. Zeſen (Phil.) Aſſenath, Samſon und Holofernes 525. hochdeutſcher helikoniſcher Roſenthal 238
Zieglers (Caſp.) Madrigale 694. Baniſe 168. 526
Zinkgräfens apophtegmatiſche Sammlung der Deutſchen Weisheit 448
Zug (Chriſtian) 637

Zweytes Regiſter
über die vornehmſten Sachen.

A.

Abſchnitt in Verſen, was er iſt 411 wird von den Alten an keiner gewiſſen Stelle gemacht 411. trägt viel zum Wohlklange bey 412. was dabey zu beobachten iſt 412 f.

Adoniſche Verſe, können auch im Deutſchen gemacht werden 401

Aeſchylus, was er zur Verbeſſerung der Schauſpiele beygetragen 43 verbeſſert die Tragödie 604

Affect, in deſſen erſter Stärke kann man nicht dichten 145. ihn drückt Hofmannswaldau nicht aus 146. auch Lohenſtein nicht 621

Akroſticha, was man darunter verſteht 792

Allegorie, was ſie iſt 266. was zu einer guten gehört 267

Alonzo handelt wider die Wahrſcheinlichkeit 206

Amphibrachys, was er iſt 388

Amphion bauet die Mauren zu Theben 58

Amthor ſchreibt poetiſch 352. iſt nicht glücklich in Elegien 665. f. verſieht es leicht in der Schreibart in Briefen 679

Anadiploſis, was ſo genennet werde 323

Anagramma, was davon zu halten iſt 793. 795

Anapäſtiſche Verſe, wie ſie beſchaffen 389. f.

Anrede, was dieſe Figur iſt 340

Anrufung der Gottheiten, eine Art des Wunderbaren in der Poſie 172. muß in einem Heldengedichte nicht vergeſſen werden 496. der **Muſen**, wo ſie erlaubt iſt 175 f.

Antimachus, wie er ſeine Gedichte geſchrieben habe 26

Antonomaſie, was dieſe Figur iſt 276

Araber ſollen den Reim erfunden haben 74

Archilochus, Erfinder der jambiſchen Verſe 18

Arie, was man ſo nennt 719. 721. wer dazu Anleitung gegeben 719. wie ihr Inhalt ſeyn ſoll 720. darinn ſoll der Componiſt nicht alle Wörter ſo zerren 721 f. wie vielmal man gewiſſe Wörter darinnen wiederholen ſolle 725

Arioſo, was ſo heißt 719

Arioſt hat viele Unwahrſcheinlichkeiten 209

Ariſtarch, ein guter Criticus 63

Ariſtophanes, wie er ſeine Perſonen reden läßt 23

Ariſtoteles iſt der beſte Criticus unter den Griechen 97

Artus, oder **Arthur**, gibt den deutſchen Dichtern Materie an die Hand zu dichten 478. 518

Atellana, was es iſt 37

Aufhalten, was dieſe Figur iſt 334. f.

Aufſteigen, was dieſe Figur iſt 344

Auftritte in den Scenen, was von ihnen zu merken iſt 629

Aufzüge in einem Schauſpiele, wie viele deren ſeyn ſollen 31. 609. 648

Ausruf, wo dieſe Figur gebraucht wird 29

B.

Ballete, was ſie ſind 764. können ſtatt der Opern eingeführet werden 764. darinnen können die Gottheiten oft vorkommen 766 f. ſollen allegoriſch ſeyn 767. wo Lucian das erſte Muſter derſelben finden will 768. woher der Namen gekommen iſt 769

Baptiſta Mantuanus, wie er ſeine Schäfer zuweilen characteriſiret 587

Barden reimen ihre Gedichte 76

Befragen, was dieſe Figur iſt 342

Beſchreibung, was dieſe Figur iſt 328. ſie ſind das geringſte in der

Poeſie 143. darinnen iſt Virgil beſcheiden 145
Beſſer, ſeine Poeſie iſt zuweilen nur eine abgezählte Proſe 257. ob er in ſeinem Klaggedichte natürlich geblieben 191. eine undeutliche Stelle aus ihm 303. hat in heroiſchen Lobgedichten große Stärke bewieſen 537
Beurtheilungskraft, ob ſie einem Poeten nöthig iſt 108
Beyfall, ob der allgemeine ein Kennzeichen der wahren Schönh. ſey 95
Beywörter, darinnen beſteht eine große Schönheit 245. was ein Poet für welche gebrauchen dürfe 245. ſollen in Verſen nicht müßig da ſtehen 246. ob man zu einem Worte viele zugleich ſetzen dürfe 246 f. darinnen iſt Flemming geübt 248. ob ſich ein junger Poet die ſchönſten ſammlen ſolle 250
Bilder, redende der Franzoſen 807
Bilderreime, was davon zu halten ſey 620
Bodmer, deſſen Ueberſetzung vom Milton 484
Boileau eifert wider die Wortſpiele 254 f. deſſen Art poetique wird von einem Frauenzimmer critiſiret 576 f. deſſen Zeugniß wider die Opern 745
Bombaſt, was es iſt 279
Boſſu, deſſen Erklärung von der Fabel 150. ſolche wird unterſuchet 150 f.
Brebeuf hat zu viel Feuer 109
Briefe, poetiſche, deren Beſchaffenheit 669. wer gute Muſter davon gegeben 669 f. was für Verſe man dazu gebrauchen ſolle 672 f. was ſie für einen Inhalt haben können 673 f. was zu ihrer äußerlichen Einrichtung gehört 677. wie ihre Schreibart ſeyn ſoll 679
la Bruyere, deſſen Meynung von Opern 746
Buch Hiob ſoll in Hexametern geſchrieben ſeyn 72
Buchſtabenwechſel, was davon zu halten ſey 620
Büchner, A. führt bey den Deutſchen das daktyliſche Sylbenmaaß ein 387
Buttlers (Sam.) Hudibras ein ſpaßhaftes Gedicht 462

C.

des *Callieres* Zeugniß wider die Opern 749
Callinous ſoll Erfinder der Elegie ſeyn 17
Camoens verſtößt wider die Wahrſcheinlichkeit 206
Canitz, deſſen Schreibart iſt natürlich 357. deſſen Briefe ſind ſchön 671. deſſen Satiren wie ſie beſchaffen ſind 553
Cantaten, was dazu Anlaß gegeben 717. darinnen haben ſich die Poeten von den Componiſten Regeln vorſchreiben laſſen 718. 722. gewiſſe italiäniſche ſind lächerlich 724. wie ſie ſollen geſungen werden 719. f. was für Materie dazu gehört 721. wie ſie ſich anfangen und enden ſollen 726. wie viel Arien eine haben ſoll 726 f. wer im Deutſchen und Franzöſiſchen ſich darinn bekannt gemacht 729 f.
Cervantes bringt die abendtheuerlichen Fabeln und Ritterbücher in Abnahme 183
Ceſti, ob er der Erfinder der Opern ſey 731
Charactere, wo ein Poet ſolche gut machen lernt 146. muß ein Poet nach den verſchiedenen Arten der Gedichte wohl beobachten 19. 37. wie ſie in Heldengedichten ſeyn müſſen 499. wie ſie in der Tragödie ſeyn müſſen 618. wie ſie in der Comödie ſeyn müſſen 649 f.
Chor in den alten Tragödien 32. was er war 606. 608. deſſen Pflichten 33
Chörilus, ſeine Gedichte werden gut bezahlt 53
Chronoſtichon, was ſie ſind 791
Cid, darinnen iſt die Einheit der Zeit nicht beobachtet 615. verſtößt gleichfalls in den Veränderungen des Schauplatzes 626. 629

Comödie, deren Erfinder 35. deren Urſprung 84. 631 f. wer ſie ins Geſchick gebracht und verbeſſert 632. deren Schickſal bey den Lateinern 634. wie ſie in Verfall gerathen 638 f. Freyheit der Alten darinnen 44. wer ſich im Engliſchen darinn gezeiget 639 f. wer im Deutſchen ſolche unternommen 636 f. wie die franzöſ. beſchaffen ſind 640 f. was ſie iſt 643 f. Abſicht derſelben 91. was man zu deren Handlung nehmen kann 645. wie die Fabel darinnen beſchaffen ſeyn muß 645 f. was für Perſonen dazu gehören 647. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 649. worinnen das Luſtige derſelben herrſchen ſoll 652. ob Maſchinen darinen vorkommen dürfen 654

Componiſten, wer von ihnen einen guten Geſchmack hat 722 f.

Crates bringt die Comödie ins Geſchicke 632

Critik wird vom Schafftesbury vertheidigt 223

Critikus, wer einer ſey 96

Curtius hat eine poetiſche Schreibart 100

Cyther wird bey den Tragödien gebraucht 34

D.

Daciers Meynung vom Urſprunge der Poeſie 81

Demokritus, was er zu einem großen Poeten erfodert 46

Demoſthenes glaubt einem kaltſinnigredenden nicht 21

Denkſprüche, was ſie ſind 337

Deviſen, wer ſie erfunden 802. ſiehe Sinnbild.

Deutlichkeit, woraus ſie entſteht 302

Diaſyrmus, was es für eine Figur iſt 276

Dichten, hat in alten Zeiten etwas anders als in neuen geheißen 149

Dichtkunſt, Horazens, iſt ohne alle Ordnung 5. überſetzt Eckard 5. ſiehe Poeſie.

Dieterichs von Bern, Eroberung von Italien, beſchäfftiget die alten deutſchen Dichter 478. 518

Dithyrambus, was er war 83

Drama, was es iſt 727

Dryden, deſſen Meynung von der Opern Urſprunge 731

Duetto, was es iſt 719. 727

E.

Echo, was von dieſer Art Gedichte zu halten ſey 706. 794

von Eckard überſetzt Horazens Dichtkunſt 5

Ehre reizet die Poeten 50

Eidſchwur, eine der ſtärkſten Figuren 344

Einbildungskraft muß ein Poet haben 103. was eine gar zu feurige ſchadet 108

Einfach ſoll ein Gedicht ſeyn 12

Einräumen, was dieſe Figur iſt 343

Eklogen ſind die älteſten Gedichte 581. worinnen das Weſen derſelben beſteht 582. ob man das heutige Schäferleben darinnen vorſtellen ſoll 583. Character der Hirten die darinnen vorkommen ſollen 583 f. wer ſich von den Neuern in lateiniſchen Eklogen gezeiget 587. wer ſich unter den Italienern darinnen gewieſen 588. wer unter den Franzoſen etwas darinnen gethan 589. wer ſich unter den Engelländern darinnen ſehen laſſen 590. wer ſich unter den Deutſchen darinnen verſucht 592 f. wie ſie eingetheilet werden 595. ob man Fürſten hinein bringen könne 596. ob man ſolche von Fiſchern machen ſolle 587. was man für Namen darinnen brauchen ſolle 597. ob man ſie in der bäuriſchen Mundart machen ſoll 597. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 598

Elegie, wer ſie erfunden hat 17. was deren Inhalt ſeyn ſoll 657. 521. was für Verſe dazu gehören 658. wer ſich im Deutſchen darinnen ſehen laſſen 666 f. darinnen iſt Amthor nicht glücklich 665 f. was bey dem Aeußern derſelbenzu beobachten iſt 666.

666. können mit männlichen ſowohl als weiblichen Zeilen angefangen werden 662

Emblema, wer es erfunden hat 801 wie es von der Deviſe unterſchieden 801. 806. ſollten die Titelkupfer ſeyn 806 f.

Empedokles, ob er ein Poet ſey 575 will gern vergöttert ſeyn 63

Endreime, was davon zu halten ſey 708. 709 f. 793

Endungen, wie ſolche bey fremden Wörtern in der deutſchen Sprache zu machen ſind 233 f.

Ennius macht ein Trauerſpiel vom Thyeſt 19

Epanalepſis, was ſo heißt 324

Epicharmus führt zuerſt etwas ordentl. Stücke in der Comödie auf 632

Epiſodium, was ſo heißt 605. 609

Epopee, ſiehe Heldengedicht.

Erzählung, was ſie eigentlich iſt 436 wie ſie in einem Heldengedichte ſeyn ſoll 492. 496. ob ein Poet darinnen der Zeitordn. folgen ſolle 498

Eteoſticha, was ſie bedeuten 791 f. darinn hat ſich J. Döbler beſonders Mühe gegeben 792

Evremond, deſſen Zeugniß wider die Opern 743

Euripides, wie er die Medea abgegeſchildert 23. wie er die Ino aufgeführet 24. wie er den Oreſtes abgebildet 24

F.

Fabel, iſt älter als alle übrige Gedichte 436. das Hauptwerk der Dichtkunſt 148. was ſie iſt 149 f. was darinnen zu beobachten iſt 159. eine Nachahmung der Natur 92. deren Eintheilung 151 f. 158. was zu einer ganzen erfordert wird 156. ob ſie moraliſche Abſichten haben müſſen 159. 447 der Griechen ihre ſind erbaulich 159. wie die in der Odyſſee beſchaffen iſt 159. wie man eine machen ſoll 160. muß kurz ſeyn 448 f. wo man ſie brauchen könne 168. gehöret unter das Wunderbare 170. 186. ob ſie ſtets auf heidniſche Art herauskommen ſollen 187. was für eine Wahrſcheinlichkeit dazu gehöre 200. in was für einer Schreibart ſie ſoll erzählt werden 357. 449. iſt die Seele des Heldengedichts und der Tragödie 27. im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 485 f. wie ſie eingetheilet wird 488. in der Tragödie, wie ſie ſeyn muß 611. erfodert eine dreyfache Einheit 613 f. wird eingetheilt 616. in der Comödie, wie ſie ſeyn muß 645 f. äſopiſche hat vom Aeſop den Namen 441 f. woher die ſybaritiſchen den Namen haben 443. mileſiſche, woher ſie den Namen bekommen 505. 506 f. ſind ſehr frech und geil geweſen 506. nach welchen Regeln ſie gemacht werden 514. politiſche, was ſie ſind 784. wer die erſten Erfinder derſelben geweſen 785. worinn die Schönheit derſelben beruhet 789

du Freny Zeugniß wider die Opern 747

Figuren, ob man den Unterricht von ihnen in der Poeſie entbehren könne 313. deren giebt es zweyerley 314 wofür Lami ſie hält 315

Flemming iſt in guten Beywörtern geübt 248. macht zuweilen Wortſpiele 251. iſt in der ſinnreichen Schreibart ſtark 252

Fontenelle, wie ſeine Eklogen beſchaffen 589 f.

Frage, was dieſe Figur iſt 339

Franke (Sal.) läßt die Suſanna unnatürlich klagen 198

Franzoſen haben uns in der Poeſie ſchöne Muſter gegeben 42. haben kein Sylbenmaaß in ihren Verſen 77. ſind Meiſter in Comödien und Tragödien 88. ſchreiben züchtig 112 ob ſie keine lange und kurze Sylben haben 382. woher ihr Singen undeutlich iſt 382. redende Bilder derſelben 807

Froſchmäuſekrieg, Inhalt dieſes homeriſchen Gedichts 452 f. Rollenhagen verfertigte eins dergleichen in Deutſchen 459

G.

Galimatias, was es iſt 280. tadel-
Chr. Gryphius 280 f.

Gedichte ſollen ſchlecht und einfach ſeyn 12. wird nicht ſchön durch ſchöne Worte 20. Beſchaffenheit der älteſten 71. waren zuerſt Lob⸗lieder 81. 82. wie vielerley Gattungen derſelben bey den Alten geweſen 83. die erſten waren zum Singen gemacht 84. neue Gattungen derſelben wurden bey Wiederherſtellung der freyen Künſte erfunden 86. in welchen man die Muſen anruffen dürfe 173 f. darinn muß man die Wahrſcheinlichkeit beobachten 198. wie man ihren Titel einrichten ſoll 546. dramatiſche, was ſie ſind 175. epiſche, was ſie ſind 174
Gegenſatz, was dieſe Figur iſt 332
Geiſt, welcher ein poetiſcher iſt 351
Geiz iſt kein poetiſcher Affect 50
Gemüthsbewegungen, deren verſchiedener Ausdruck eine Art des Singens 68. ihnen ahmt der Poet nach 144. in deren Stärke kann man nicht dichten 145
Geſänge ſind die älteſte Gattung der Gedichte 69
Geſanglichter, was ſie ſind 83
Geſchichtſchreiber bedient ſich zuweilen der Poeſie in ſeinen Schriften 99. wie er von einem Poeten unterſchieden iſt 98
Geſchmack, was er iſt 119. wo man ſich dieſes Worts bedienet 120. hat nur mit klaren Begriffen zu thun 121. was daraus folget, wenn man bloß nach demſelben urtheilet 122. Leibnitz Meynung davon 123. womit er zu thun hat 124. ob er mit uns gebohren werde 125 junge Leute können ſolchen leicht ändern 140 guter, wer die Bedeutung dieſes Worts beſtimmen kann 118. warum die Franzoſen darinnen uneins ſind 119. was er iſt 123 f. was der in der Poeſie iſt 125. ob er einem angebohren ſey 126. wie man ihn befördern könne 128 f. ob man ihn immer aus Regeln lernen ſolle 130. wie man einen jungen Menſchen dazu bringen könne 130 f. wie er bald wieder verlohren gehe 95. ſchlimmer, was er iſt 123. wer den erſten Grund dazu legt 127 davon bleibt unter den geſcheidteſten Völkern immer etwas übrig 135. woher er komme 139
Geſellſchaft, poetiſche, zu Auguſti Zeiten 57
Geſtändniß, was dieſe Figur iſt 342
Geſundheitsreime, worinnen ſie beſtehen 791
Gewohnheit, nach was für einer ſich ein Poet richten ſoll 16
Gleichniß, was dieſe Figur iſt 333 ob ſich ſolche in die Tragödie ſchicken 622
Göttliche in der Poeſ. was es ſey 102
Graun befördert die Muſik unter den Deutſchen 723
Griechen bringen zuerſt das Sylbenmaaß in die Verſe 73. woher der gute Geſchmack bey ihnen geherrſchet 129. warum man ihren Regeln folgen ſolle 131
von der Gröben Bergonens und Areteens Liebes⸗ und Heldengeſchichte, ob es ein Heldengedicht ſey 482
Gryphius (Andr.) eifert wider die Sprachenmengerey 232. iſt nicht ſo hochtrabend in ſeinen Tragödien 621. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 642
Gryphius (Chriſtian) tadelt das Galimatias 280. 281
Guarini macht eine Schäferinn zu tiefſinnig 588
Günther iſt in der natürlichen Schreibart gut 360. wie deſſen Briefe beſchaffen ſind 672. iſt in Satyren geübt 556. aber doch auch zu tadeln 562. 565

H.

Handlung im Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 489 f.
Handlungen, oder Aufzüge, wie viel ein Schauſp. haben ſoll 31. wie viel in einer Tragödie ſeyn ſollen 609. wie viel in einer Komödie 744

Händel hat einen guten Geſchmack in der Muſik 723
Haſſe hat den guten Geſchmack in der Muſik erweitert 723
Heldenbriefe, des Hofmannswaldau, was ſie ſind 662. Zieglers, deren Beſchaffenheit 662. 665
Heldengedicht, woraus es entſtanden 83. wer zuerſt dergleichen unternommen 673. wer ſich mehr darinnen verſuchen wollen 677 f. an deſſen ſtatt ſind die Ritterbücher gekommen 680. was Voltäre dazu erfodert 482. was es iſt 485 hat einen Hauptzweck 27. wie die Fabel darinnen ſeyn ſoll 486. wie die Handlung darinnen ſeyn ſoll 489 f. wie die Zwiſchenfabeln darinnen ſeyn ſollen 488. 692. wie die Erzählung darinnen ſeyn ſoll 492. 496. 498. wie man den Namen deſſelben machen ſoll 494. wie der Vortrag des Hauptſatzes darinnen ſeyn muß 495. darinnen muß eine Gottheit angeruffen werden 695. ob man darinnen der Zeitordnung folgen ſolle 496. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 499. ob Erſcheinungen der Götter daſelbſt vorkommen müſſen 501. wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 359. 502 f. ſoll nicht in kurzen Verſen abgefaßt werden 17. ſcherzhafte, Abhandlung von denſelben 451 f. was ſie ſind, und nach welchen Regeln ſie verfertiget werden müſſen 464 f. wie die Schreibart darinn müſſe beſchaffen ſeyn 468
Heldengedichte können in Proſa geſchrieben werden 93. was für Gegenſtände ſich die alten deutſchen Dichter dazu gewählet 478 f. Nachricht von ihren Verfaſſern 479. 480
Heineke tadelt die Eintheilung der Schreibart ohne Grund 355. weis nichts deutl. vom Erhabenen 366
Hemmen, was dieſe Figur iſt 320
Heräus macht heroiſche Verſe im Deutſchen 394
Heſiodus iſt der älteſte heydniſche Lehrdichter 569
Hexameter, worum ſie im Deutſchen nicht ſo angenehm als andere Versarten klingen 398 f.
Hexerey, ſiehe Zauberey.
Hieroglypſiſche Art zu ſchreiben, ſoll zu den Sinnbildern gehören 808
Hieronymus will ein Sylbenmaaß in den hebräiſch. Liedern finden 70
Hirtenlieder, ſiehe Eklogen.
Hofmannswaldau ſchreibt nicht züchtig 112. drückt den Affect nicht aus 146. ob deſſen Heldenbriefe gute Elegien ſind 662
Homer hat jambiſche Verſe gemacht 18. deſſen Ilias giebt zu vielen Tragödien Anlaß 24. was darinn für eine moraliſche Wahrheit zum Grunde liegt 472. ſoll ſeine Gedichte abgeſungen haben 34. hat alle Schönheiten in ſeinen Gedichten angebracht 90. macht eine Satire 115 f. giebt die erſte Idee davon 548 beobachtet die Wahrſcheinlichkeit nicht 201 f. was er mit ſeinem Froſchmäuſekrieg andeuten wollen 453 f. warum er die Götter ſo ſchlecht beſchrieben 202 f. unternimmt das 1ſte Heldengedichte 469
Horaz ſchreibt wider die ſchlechten Poeten ſeiner Zeit 4. warum er ſeine Dichtkunſt gemacht 4. ſetzet ſich dem Geſchmacke des Pöbels entgegen 135. warum er alexandriniſche Verſe zu ſeinen Briefen genommen 672
Hudemann vertheidigt die Opern ehemals 752 f.
Hülfswörter, ob und wo man ſie auslaſſen kann 299 f. ob man ſie vor oder hinter ihr Hauptwort ſetzen ſoll 301
Hurlebuſch hat einen guten Geſchmack in der Muſik 723
Hymnus, was ſo heißt 83
Hyperbole, was ſie iſt 272. darinnen geht man gemeiniglich zu

weit 273. Exempel von Malherben 273

J.

Jambiſche Verſe ſind der deutſchen Sprache ſehr natürlich 385 f.
Ilias, ob die Fabel derſelben ganz iſt 156. was ihre Hauptabſicht iſt 470
Jno, wer ſie geweſen 24
Intermezzen, was ſie ſind 755
Jo, wer ſie geweſen 24
Ironie, was dieſe Figur iſt 276
Irreime, was davon zu halten 793
Italiener erfinden viele neue Gattungen von Gedichten 86
Ixion, wer er geweſen 23

K.

Karl der Große iſt ein Gegenſtand der alten deutſchen Poeten 479. 519
Kettenreime, was davon zu halten 795 f.
Kleidung der Perſonen der Tragödie, was dabey zu beobachten 626 f.
Klinggedichte, ſiehe Sonnet.
Knittelverſe, was zu guten gehöret 796 f.
Knoten in einem Schauſpiele, was er iſt 617. ob er nöthig iſt 617
König, ein Paar pöbelhafte Scherze aus ſeinen Verſen 362
Kreuzzüge ſind der Gegenſtand der alten deutſchen Dichter geweſen 479 f.

L.

Lami, wofür er die Figuren hält 315
Leberreime, was ſie ſind 791
Leibnitzens Meynung vom Geſchmacke 123
Lehrgedichte, die älteſten ſind ohnſtreitig in der Bibel anzutreffen 568 wer unter den Griechen darinn bekannt iſt 569. f. ingleichen unter den Lateinern und andern Völkern 571 f. was darunter zu verſtehen ſey 515. ob ſie Gedichte zu nennen ſeyn 575. was ſie enthalten können 577. ob man darinnen die Muſen, oder ſonſt eine Gottheit anruffen könne 579. was für Verſe man dazu brauchen ſolle 580. wie des Opitz ſeine beſchaffen ſind 641
Lehrſprüche, was ſie ſind 337
Liebe giebt Anlaß zur Poeſie 82
Lied, was es iſt 69. 422. wie die erſten beſchaffen geweſen 419 f. ſiehe Oden.
Litote, was dieſe Figur iſt 275
Lobgedichte, heroiſche, hat Homer verfertigt 529. ſind von den Oden unterſchieden 530. was bey dem Inhalte derſelben zu merken 543. wie ihre Schreibart ſeyn muß 545
Lobſchriften, was bey den großen poetiſchen zu beobachten 543 f. darinnen iſt Pietſch ſehr geſchickt 545
Lockmann iſt unter den perſiſchen Fabelſchreibern ſehr bekannt 438 f.
Lohenſtein ſchreibt nicht züchtig 112 ſchreibt unverſtändlich 304. iſt ein Muſter der ſchwülſtigen Schreibart im Deutſchen 369. drückt in ſeinen Tragödien niemals den Affect recht aus 720
Logogryphen, was ſie ſind 795
Lucan, deſſen Schreibart iſt zu hochtrabend 359. 367. was von ſeinem pharſaliſchen Kriege zu urtheilen iſt 476
Lucilius ſoll bey den Lateinern die Satyren erfunden haben 550
Luther macht richtige Verſe 80

M.

Macaroniſche Verſe, was ſie heißen 797
Machiavellus, wie deſſen Komödie Mandragola beſchaffen iſt 740
Madrigal, was davon zu merken iſt 692 f. was man davon für Regeln hat 694 f.
Mährlein, worin es ſich von einer Erzählung unterſcheidet 436
Maler, der die Minerva malen will, lieſt den Homer 142. poetiſche, was ſie zu merken haben 12 Fehler derſelben 13
Malerey eines Poeten erſtreckt ſich weiter, als die gemeine Malerkunſt 142

Malherbe, macht eine ungemeine Vergrößerung 273

Marino übertritt die Wahrſcheinlichkeit 213

Marot, wie er in Schäfergedichten iſt 487

Maſchinen, was man auf der Schaubühne ſo nennt 501. 624. ob man ſich derſelben in Tragödien bedienen könne 624 f. ob ſie in der Komödie vorkommen dürfen 654 in den Opern ſind ſie ein Fehler 31

Menander macht zuerſt rechte Fabeln zu den Komödien 633

Menantes giebt Anweiſung zu den Cantaten 720

Meneſtrier, giebt in einem beſonſondern Werke Anleitung zu Balletten 764. Auszug aus dieſem Buche 765 f.

Menoza, ein aſiat. Prinz, wer von dieſem Buche Verfaſſer iſt 788

Metaphore, was ſie iſt 263. was zu einer guten gehört 267. was für Dinge die beſten geben können 268

Metonymie, was dieſe Figur iſt 269

Milton hat ſeltſame Erdichtungen 182. ihn zieht Dryden dem Homer vor 213. iſt voll Unwahrſcheinlichkeit 214

Mimeſis was dieſe Figur iſt 277

Moliere läßt ſeine Perſonen nicht auf einerley Art reden 23. wie deſſen Comödien beſchaffen ſind 640. f. 646

Mord, ob er auf der Schaubühne ſoll vorgeſtellet werden 30

Mückenkrieg, ein altes deutſches Gedicht 460

Mummereyen, was ſie ſind 758 f. wer ſolche Stücke verfert. 758-763

Muratori unterſucht den Urſprung der Opern 732

Muſen, in welchen Gedichten man ſie anrufen dürfe 174 f.

Muſik giebt Gelegenheit zu den Cantaten 717. iſt bey den Alten der beſte Zierrath ihrer Tragödien 623

N.

Nachahmung, dadurch lernen wir alles 101. der Poeten, wie ſie geſchieht 92. iſt das Weſen der Poeſie 97. auf wie vielerley Art ſie geſchehen kann 142 f. wie ſie in Balletten geſchieht 769

Nachſpiele, wie ſie beſchaffen, u. von welchem Inhalt ſie ſeyn können 781. 782

Namen aus der Mythologie, ob man ſie verwerfen ſoll 187 eigene, aus fremden Sprachen, wie ſie ein Poet brauchen ſolle 233

Natur, deren Nachahmung iſt das Hauptwerk in der Poeſie 92

Naturell iſt bey einem Poeten nicht genug 103 f.

Nebenfabel, was ſie iſt 158

Neukirch lernt aus Horazens Dichtkunſt noch viel 7. iſt in der natürlichen Schreibart gut 361 dient in der ſcharfſinnigen Schreibart zum Muſter 365. wie deſſen Schäfergedichte beſchaffen ſind 593 f. wie deſſen Briefe beſchaffen 672. 679. wie deſſen Satiren beſchaffen ſind 555. ſein Telemach 87

Nördliche Völker haben kein zärtlich Gehör gehabt, und ſind daher nicht auf das Sylbenmaaß der Griechen und Römer verfallen 73

Nonſenſe, was es iſt 280. tadelt **Chr. Gryphius** 280

O.

Ode iſt ein allgemeiner Namen aller Lieder 18. ihre verſchiedene Gattungen 18. was anfangs ſo hieß 83 was von ihren Strophen zu merken iſt 415 423. ob man mit zweyerley Art Strophen darinnen abwechſeln könne 424 f. wie die Zeilen derſelben ſeyn ſollen 427. was für Materien darinnen vorkommen können 428. in was für einer Schreibart ſie müſſen abgefaßt werden 428 f. was ſie von andern Gedichten unterſcheidet 431 f. 434 pindariſche, ein Exempel davon 423 f. was bey denen zu beobachten, die zum Singen verfertigt werden 435

Odyſſee, wie die Fabel derſelben beſchaf-

ſchaffen iſt 159 f. was ihre Hauptabſicht iſt 472 f.
Oedipus, von ihm ſind viel Tragödien gemacht 25
des Sophokles, deſſen Inhalt 607
wie die Fabel dieſes Trauerſpiels beſchaffen iſt 160. 612
Oper, ihr Urſprung 731. wann und wie ſie bey den Deutſchen in Gebrauch gekommen 734. 737. hat große Vertheidiger gefunden 740. 752. wird vom St. Evremond, Racine, Boileau und andern verworfen 743 f. ihre Beſchaffenheit 737 f. iſt unnatürlich 739 f. iſt ſchädlich 741 f. kömmt in Deutſchland ins Abnehmen 752
Operetten, was ſie ſind 754
Opernſchreiber verſehen es in dem Wunderbaren 185
Opitz, wem er in Beobachtung des Sylbenmaaßes nachgeahmet hat 81. ſtellt den guten Geſchmack in der deutſchen Poeſie her 130. findet nicht bey allen ſeiner Zeit Beyfall 137. beſchweret ſich über den Gebrauch fremder Wörter im Deutſchen 231. iſt zu kühn, neue Wörter zu machen 238. macht im Deutſchen die erſten Schäferlieder 591. macht poetiſche Briefe 671
folgt in ſeinen poetiſchen Sendſchreiben der Spur der Alten 671
Oratorium, was es iſt 728
Ordnung der Wörter kann vielerley ſeyn 308. welche der andern vorzuziehen iſt 309
Ovidius, ob deſſen Verwandelungen ein ganzes Gedicht ſind 157
hat unter allen lateiniſchen Dichtern zuerſt verliebte Hiſtorien in ſeine Verſe eingemiſchet 512

P.

Päan, was es war 83
Pegnitzſchäfer machen neue Wörter 236
Periode, was ſie iſt 286. wer der Erfinder derſelben iſt 286. wer ſie zuerſt in die Beredſamkeit gebracht 287. warum man ſie eingeführet 287 f. ohne dieſelben taugt die Schreibart nichts 289. lange ſind nicht allezeit dunkel 291. gute Eigenſchaft derſelben 291. ſollen deutlich ſeyn 302
Perſonendichtung, was dieſe Figur iſt 335
Pfeifen der Alten, ihre Beſchaffenheit 33
Phaläciſche Verſe gehen auch im Deutſchen an 401
Philoſoph kann nur von der Poeſie urtheilen 96
Phöbus in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Pietſch, deſſen Sieg Karls iſt kein Heldengedicht 87. iſt in großen Lobſchriften ſehr geübt 540
Pilpay, Nachricht von ihm und ſeinen Fabeln 440 f.
Pindarus iſt geizig geweſen 49
ſeine Art zu denken 429 f.
Piſonen, wer die geweſen, an die Horaz ſein Gedicht gerichtet 4
Plautus wird beurtheilt 41. wie ſeine Komödien beſchaffen ſind 634
Pöbel kann nicht von Poeten urtheilen 94
Poeſie iſt die älteſte Wiſſenſchaft 67
derſelben allererſte Beſchaffenheit 70. f. Endzweck derſelben 87. Hauptwerk derſelben 92. wer von ihrem innern Weſen urtheilen ſoll 96. was ſie nach Ariſtotels Meynung iſt 97. wer die größte Fähigkeit dazu hat 101. was das Göttliche darinnen ſey 102. was das Vornehmſte darinnen ſey 148. in wiefern ſie philoſophiſcher, als die Hiſtorie, und angenehmer als die Philoſophie ſey 166. deutſche, worinnen ſie die italien. franzöſ. u. ſpan. übertrifft 81. 385 f. hat in allen Arten etwas aufzuweiſen 86 f.
Poeten ſchlechte, ſind zu Horazens Zeiten viel in Rom 3. was er für einer Gewohnheit folgen ſolle 16
die erſten waren Weltweiſe 58. 89
waren Liederdichter 69. waren Muſici 72. die alten Deutſchen führen den Reim ein 76. ſuchten

andere

andere Leute zu rühren 88. wodurch ſie in Hochachtung kommen 88. reden und ſchreiben anders, als andere Leute 89. ſind die Lehrer des menſchlichen Geſchlechts 91 wie ſie der Natur nachahmen 92 mit dieſem Namen iſt man zu freygebig geweſen 94. von ihnen kann nur ein Philoſoph urtheilen 96 was er iſt 98. muß ein gutes Naturell haben 102. was er für Gemüthskräfte braucht 102. muß eine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzen 105. es iſt kein vollkommener vorhanden 106. muß ein Philoſoph ſeyn 107. muß eine ſtarke Beurtheilungskraft haben 108. was ein wildes Feuer bey ihnen ſchadet 108. ſoll tugendhaft ſeyn 110. ſoll keinen Zotenreißer abgeben 111. ſoll kein Schmeichler ſeyn 113. ſoll kein Läſterer ſeyn 115 ſoll ſich nicht nach dem Geſchmacke des Pöbels richten 135 f. wo er gute Charactere machen lernet 146 muß Fabeln erfinden können 149 ſuchen bewundert zu werden 170 warum ſie die Götter anrufen 172 haben die Muſen zuweilen zur Unzeit angerufen 173. wo ſie ſich der Wunder bedienen können 181 f. ſuchen lauter ungemeine Dinge 189. müſſen die Wahrſcheinlichkeit beobachten 199. ihr Witz zeigt ſich in glücklicher Erfindung verblümter Redensarten 262. haben ſo wohl das Beluſtigen als das Unterrichten zu ihrem Zwecke 566. ſind Erfinder der Perioden 286. wie ſie denken müſſen 348. ein angehender, ſoll ſich im Zeichnen üben 104. tragiſcher, ſeine nothwendigſte Eigenſchaft 28

Polus, ein römiſcher Komödiant, ſtellt die Elektra gut vor 21

Popens ſcherzhafte Heldengedichte 463

Poſtels Wittekind verdienet keine Kritik 218

Pratinas, Erfinder der Komödien 35

Proſa kann vielerley Verſetzungen der Wörter leiden 308. iſt zuweilen auch poetiſch 354

Pſalmen, ob ſie ein gewiſſes Sylbenmaaß haben 70

Punkt, wo man ihn in Verſen machen ſoll 413 f. wo er in den Strophen der Ode ſtehen ſoll 421

Q.

Quodlibet, was es ſeyn ſoll 796

R.

Rachel eifert wider die Sprachenmengerey 232. zeigt ſich unter den Deutſchen zuerſt in Satyren 551

Racine ſoll eine Oper machen, geht aber ungern dran 744

Räthſel, was man dabey zu beobachten hat 795

Recitativ, was man ſo genannt 719 wer dazu Anlaß gegeben 719. ſoll nicht ſchläfrig hergebethet werden 721. wie es ſoll gemacht werden 727

Rede, was ſie iſt 225

Redensarten, niedrige, ob ſie ſich zur Poeſie ſchicken 259. poetiſche, ob man ſolche ſammlen ſoll 250 verblümte, der gröſte Zierrath der Poeſie 257. wie ſie aufgekommen 259. warum ſie gefallen 262. ſind nicht überall gleich ſchön 278. dabey iſt die Dunkelheit ſonderlich zu vermeiden 278

Redner, wie er von einem Poeten unterſchieden ſey 99

Reim, deſſen Urſprung 74. wer ihn eingeführet 76. hilft dem Gedächtniſſe 76. ob man ihn abſchaffen ſoll 405 f. deren haben wir zweyerley Arten 408. wie man ſie machen ſoll 408. wofür ſie anzuſehen ſind 411

Reinecke Voß, wer der Verfaſſer dieſes Gedichtes ſey 456. Inhalt deſſelben 458

Religion, ob ſie Anlaß zur Poeſie gegeben 81

Rhoswita, eine adeliche Kloſterjungfrau, ſchreibt Komödien nach dem Muſter des Terenz 636

Riederer, eine niederträchtige Ueberſetzung von ihm 363

Rin-

Ringelgedichte, was davon zu halten ſey 701. Regeln deſſelben 702
Ringeloden, ſind im Deutſchen auf verſchiedene Art gemachet worden 705 f.
Ritterbücher kommen an die Stelle der Heldengedichte 477 f. 480 505. 521 f.
Rollenhagen, was ihm zu Verfertigung ſeines Froſchmäuſekriegs Anlaß gegeben 459
Roman, wofür ihn Wolf hält 151 woher ſie ſchädlich ſind 167. wie ſie ſeyn müſſen, wenn ſie nützen ſollen 59. welches der beſte im Deutſchen iſt 167. ihr Namen kömmt von den Franzoſen her, aber die Erfindung derſelben iſt ſchon den Griechen und Römern bekannt geweſen 521. 522 f. Regeln ſo dabey zu beobachten 526 f.

S.

Sachs, (Hans) wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 636 f.
Sannazar, will Fiſchereklogen machen 587
Sarkasmus, was dieſe Figur iſt 276
Satiren ſind ſchon vor Homers Zeiten gemacht worden 83. ſoll König Laber auf die Böſen zu machen befohlen haben 83. iſt eine ſehr alte Art von Gedichten 566. wie die alten bey den Griechen und Lateinern beſchaffen geweſen ſind 548 f. 550. wer ſich unter den Deutſchen darinnen gezeiget 551 was ſie iſt 557. ob man dazu einen Beruf haben müſſe 559 f. was von ihr kann beſtraft werden 560. 561. ob man darinnen die Perſonen mit Namen nennen ſoll 561 was für Verſe man dazu brauchen ſolle 562. Regeln für die Verfaſſer derſelben 37
Satirenſchreiber, wie er von einem Läſterer unterſchieden iſt 116 muß ein Weltweiſer ſeyn 559 ob er ſeine Feinde angreifen dürfe 560 f. ob er die Perſonen mit Namen nennen ſolle 561
Scaliger, deſſen Urtheil von der hebräiſchen Poeſie 70
Scene, wenn eine iſt 648. ob darinnen eine Perſon allein auftreten ſolle 648 f.
Schafftesbury, vertheidigt die Kritik 223
Schäfergedichte, woraus ſie entſtanden 83. ſiehe Eklogen.
Schäferſpiele, worinn ſie beſtehen 772. wem wir ſolche zu danken haben 775. wie ihre Einrichtung beſchaffen iſt 778
Schall, natürlicher Dinge, wie ſolchen ein Poet nachahmen ſoll 243
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt 102. 103
Schaubühne, Veränderungen derſelben in der Tragödie 626
englische, ob ſie regelmäßig iſt 639 f.
franzöſiſche, ahmt den alten nach 640 f.
italieniſche, hat wenig kluges hervorgebracht 638 f.
Schauſpiel, wie viel Perſonen darinnen in einem Auftritte reden können 32. deren verſchiedene Arten bey den Römern 45. ſiehe Komöd. und Tragödie.
Scherz in Verſen, wie er ſoll beſchaffen ſeyn 674
Scherzgedichte, ob ſie zu dulden ſind 622
Schilderung, was dieſe Figur iſt 327
Schlußpuncte, wo man ſie in Verſen machen ſoll 413 f.
Schlußſprüche, was ſie ſind 338
Schoch macht gute Hirtenlieder 592
Schönaich verfertiget das erſte wohlgerathene und vollſtändige Heldengedicht 484
Schönheit, ob ſie willkührlich iſt 131. 132
Schreibart, was ſie iſt 346. worauf es darinnen ankömmt 347. deren Eintheilung 355. Grund von dieſer Eintheilung 356. wie ſie in Komödien ſeyn ſoll 651. hohe. Heräus Gedanken davon 679. wenn ſie in den Tragödien aufgekommen 621 f.

Schreibart natürliche, ob ſie keine beſondere Gattung ſey 354. wer darinnen geübt iſt 361. wie ſie muß gebraucht werden 357 f. muß man nicht mit der niederträchtigen vermiſchen 362
niedrige, in der Poeſie, wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 357
pathetiſche, ihre Eigenſchaften 371 wo ſie ihren Sitz hat 371 f.
poetiſche, was ſolche macht 351 f. wie ſie ſich von der proſaiſchen unterſcheidet 261. 347. 352 iſt auch zuweilen in Proſa 354
ſinnreiche, woraus ſie beſteht 364 wo ſie zu gebrauchen iſt 364 f.
Schwabe widerlegt Platons Vorurtheil von der Poeſie 110 deſſen deutſcher Antilongin 196
Schwulſt in der Schreibart, worinnen er beſteht 279
Scuderi wird wegen ſeiner vielen Beſchreibungen getadelt 143
Sechſtinne, was davon zu halten ſey 707
Seckendorf macht reimloſe Verſe 403
Segrais, wie ſeine Eklogen beſchaffen ſind 589
Sendebars Buch von der Jndianer Weisheit, Nachricht von demſelben 439 f.
Seneca übertritt des Horaz Regel 30. iſt ſchwülſtig 368
Serenata, was ſie iſt 727
Sinnbild, was es iſt 801 f. 689 wie es beſchaffen ſeyn ſoll 803 ob eine menſchliche Figur dazu ſoll genommen werden 805
Singen, von wem die Menſchen ſolches gelernt 67. giebt Anlaß zum Wohlklange in der Poeſie 380 iſt bey den Franzoſen undeutlich 381. 382
Singeſpiel, ſiehe Opern.
Sinngedichte, ſ. Ueberſchriften.
Sonnett, was davon zu merken ſey 696. ob man ſie ſehr hoch halten ſolle 700. Regeln deſſelben 698
Sophokles verbindet den Chor mit ſeinen Tragödien 32. beobachtet nicht durchgängig die Wahrſcheinlichkeit 219. bringt die Tragödie zu noch größerer Vollkommenheit 605
Sophonisbe, von ihr ſind viel Tragödien gemacht 25
Sprachdichtung, was dieſe Figur iſt 336
Spondäen, wie und wenn ſie in deutſchen Verſen zu brauchen 391 f.
Sprachenmengerey, wer dawider geeifert 232
Statius, was er für eine Abſicht bey ſeiner Achilleis gehabt 475. 490
Steele, Schäfergedichte über die Natur der Schäfergedichte 590 f.
von Steinwehr, deſſen Ueberſetzung vom Aubignac 628
Strophe, deren Urſprung 416 f. wie ſie von unſern Alten genennet worden 418. von zweyerley Art können mit einander abwechſeln 420. mit deren Ende ſoll ſich der Verſtand ſchließen 420. wo die Puncte darinnen ſtehen ſollen 421
Sybariten, wer ſie geweſen, und warum einige Fabeln von ihnen benennet worden 443 f.
Sylbe, Länge und Kürze derſelben, wornach ſie die Griechen beurtheilet 383. woher die Römer ſolche gewußt 384
Sylbenmaaß, Reinigkeit deſſelben macht ſchlechte Verſe beliebt 6 iſt in den erſten Gedichten nicht 70 beobachten die Deutſchen zeitig in ihren Verſen 79. bringen die Griechen zuerſt in die Verſe 73. iſt in franzöſiſchen und wälſchen Verſen nicht 77. was man zur Erfindung der mannigfaltigen Arten deſſelben gebraucht 383. der Griechen und Lateiner kann im Deutſchen nachgemacht werden 385 f.
daktyliſches, wer im Deutſchen darinnen glücklich geweſen 387 wo man es gebrauchen könne 387
jambiſches, warum es am meiſten im Deutſchen beliebt worden 385 f.

Sylbenmaaß, trochäiſches, iſt den Deutſchen auch ſchon vor Alters bekannt geweſen 386 f.
Symploce, was ſo genennet werde 324
Synekdoche, was dieſe Figur iſt 271

T.

Tanzen iſt ſehr alt 765. dazu wird die Jugend angeführt 767. Urſprung der bedeutenden Tänze 768. 770 f.
Tanzſpiel, was es iſt 764. ſ. Ballet.
Tapeinoſis, was dieſe Figur iſt 275
Taſſo, deſſen befreytes Jeruſalem veranlaſſet viel Tragödien 25. er ſündiget wider die Wahrſcheinlichkeit 207. hat ſeltſame Erdichtungen 182. läßt eine Schäferinn zu künſtlich denken 588. nach was für Regeln er ſein Heldengedichte geſchrieben 481
Taſſoni Heldengedicht Secchia rapita, Nachricht von demſelben 461
Tatius Achilles, ſchreibt eine Erzählung der Liebe Klitophons und der Leucippe 510
Terenz, wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 635. 650
Terpander ſoll die Elegie erfunden haben 17
Theokles ſoll die Elegie erfunden haben 17
Theokritus, wie er ſeine Schäfer abgeſchildert 581 f. 585
Theſpis, ob er Erfinder der Tragödien iſt 43. 604
Theuerdank, ob er unter die Heldengedichte gehöre 480
Titel zu Verſen, wie man ihn machen ſoll 546
Tragikomödie, ob man wohl ein Schauſpiel ſo benennen könne 647
Tragödien, was die erſten waren 36 woraus ſie entſtanden ſind 84 Abſicht derſelben 91. deren Urſprung 603. wann die hohe Schreibart darinnen aufgekommen 604. iſt bey den Griechen eine Art des Gottesdienſtes 606 was ſie iſt 606. wie die Helden derſelben ſeyn müſſen 606. was der Chor darinnen war 32. 606. 608 hat fünf Aufzüge 609 f. was ſie mit einem Heldengedicht gemein haben, und worinn ſie davon abgehen 610. wie die Fabel darinnen muß gemacht werden 611 f. muß eine dreyfache Einheit haben 613 f. wie lange ſie dauren ſoll 614 f. wie die Charactere darinnen ſeyn müſſen 618 f. was bey der Ausſprache derſelben zu bedenken iſt 627. ob Gottheiten darinnen erſcheinen ſollen 624 f. was bey der Kleidung der Perſonen darinnen zu beobachten 626 f. wie die Muſik dabey beſchaffen ſeyn ſoll 623 wie die Schreibart darinnen ſeyn ſoll 620 f.
Traurigkeit, was ſie für einen Ausdruck erfordere 20. ob Beſſer die ſeinige natürlich ausgedrückt hat 191
Trio, was es iſt 727
Turniere haben zu Erfindung der Sinnbilder Anlaß gegeben 802
Tyrtäus gewinnt durch Vorleſung ſeiner Verſe eine Schlacht 58

U.

Ueberfluß, was dieſe Figur iſt 325
Uebergehen, was dieſe Figur iſt 321
Ueberſchrift, was ſie iſt 681. ob Wortſpiele darinnen erlaubt ſind 687. wo man ſie brauchet 688 muß kurz ſeyn 689
von Uffenbach hat die Opern vertheidigt 753 f.
Umſchreibung, was dieſe Figur iſt 343 f.
Unwahrſcheinliche, wie es der Poet wahrſcheinlich machen kann 153. 201
Unwahrſcheinlichkeiten beym Homer 301 f. beym Virgil 204 f. beym Camoens 206 beym Alonzo 206 begeht Taſſo 207. hat Arioſt ſehr viel 209. findet man im Marino 211. im Milton 214. im Voltaire 215

V.

Vecchi Orat. hat bey den Italienern die erſte Oper aufgeführt 733

Verbeißen, was dieſe Figur iſt 319
Verdoppelung, was dieſe Figur iſt 326
Vergleichung, was dieſe Figur iſt 333
Verſe, woher dieſer Name kömmt 422 woher die verſchiedenen Gattungen derſelben kommen 73. ſollen periodiſch ſeyn 289. darinnen ſoll die natürliche Wortfügung beobachtet werden 291. ob die Großen von ihrer Güte allezeit urtheilen können 298. wer das Sylbenmaaß zuerſt hinein gebracht 73. ſolches beobachten die Franzoſen darinnen nicht 77 f. haben die Deutſchen zeitig in Acht genommen 79 darinnen ſehn die Engländer zuweilen nur auf die Länge der Zeilen 81. wie man den Text dazu machen ſoll 646
heroiſche, ob man ſie im Deutſchen einführen könne 391 f.
ſolche macht Heräus 395
jambiſche, lieben die alten Deutſchen ſonderlich 386 f.
reimloſe, ihr Nutzen 402 f.
warum Seckendorfs ſeine nicht beliebt worden 400
trochäiſche, ſind der deutſchen Sprache ebenfalls natürlich 386 f.
Verſetzung, was dieſe Figur iſt 321
Verſetzung der Wörter iſt ein Fehler in Verſen 292. vertheidigt Ariſtoteles 292. ob bey den Römern alle mögliche in Verſen erlaubt geweſen 292. darinnen ſucht Cerceau das Weſen der poetiſchen Schreibart 293. welche bey einem Poeten noch zu dulden ſind 294 f. Exempel von unleidlichen 295 f. welche der poetiſchen Schreibart eine Zierde geben 305 kann auch die Proſa leiden 308 woraus ſie entſteht 309. dient zuweilen zur Aufmerkſamkeit 310 wenn man ſich ihrer bedienen darf 311
Versmacher gab es in Rom zu Auguſts Zeiten häufig 3
Verſtärkung, was dieſe Figur iſt 324
Verſus leonini, wenn ſie aufgekommen ſind 75
Virgil iſt in Beſchreibungen beſcheiden 145. ſündigt wider die Wahrſcheinlichkeit 145. wird vom Voltaire vertheidigt 204. deſſen Schreibart wird gelobt 358. was er für eine Abſicht bey ſeiner Aeneis gehabt hat 474. deſſen Schäfergedichte, was daran auszuſetzen iſt 586. darinnen iſt er ſehr keuſch 39. darinnen ruft er die Muſen an 173
Voltaire wird wegen der angebrachten Zauberey in ſeiner Henriade getadelt 183. vertheidigt den Virgil ſeiner ſeltſamen Wunder wegen 204. hat Unwahrſcheinlichkeiten 215. was er zu einem Heldengedichte erfodert 482
Vorſpiele, was ſie ſind, und was darinn vorgeſtellt wird 780

W.

Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie 198 f. was ſie iſt 198. ob ſie der Fabel zuwider iſt 199. iſt zweyerley 199. Ariſtotels Meynung davon tadelt le Clerc 200. wie das Unglaubliche ſolche erlangen könne 201. muß nicht bis aufs Unmögliche gehen 201. Homer beobachtet ſolche nicht 201 f. Virgil begeht Fehler dawider 204 f. Camoens verſtößt dawider 206. wie auch Alonzo 206. Taſſo ſündiget dawider 207. ſetzt Arioſt aus den Augen 209. übertritt Marino 211. beobachtet Milton nicht 213. übertritt Voltaire 215. nimmt Sophokles nicht in Acht 219
Wein giebt Anlaß zur Poeſie 82
Weiſe (Chriſtian) ſeine Poeſie iſt proſaiſch 257. wie deſſen Komödien beſchaffen ſind 642
Weltweiſer, wie er von einem Poeten unterſchieden iſt 99
Wiederhalls-Lieder, ſiehe Echo.
Wiederholung, was dieſe Figur iſt 322

Wiederkehr, was dieſe Figur iſt 341
Wiederruf, was dieſe Figur iſt 318
Wiedertritte, was ſie ſind 793
Winsbeck, ſchreibt jamb. Verſe 79
Wirthſchaften, was ſie bedeuten 757 f. ſind ſchon lange gebräuchlich geweſen 758 f.
Wiſſenſchaften, ob ſie können poetiſch abgehandelt werden 576
Witz, was er iſt 102. muß ein Poet haben 103. macht die poetiſche Schreibart 351
Wohlklang in der Poeſie, was man darunter verſteht 377. woher derſelbe entſpringt 377. wovon er herzuleiten iſt 378
Wolf, wofür er einen Roman hält 151. hat die Deviſen in den Kupfern vor ſeinen philoſophiſchen Schriften ſehr wohl gewählt 807
Wortfügung, die natürliche ſoll in Verſen beobachtet werden 291. 294
Wortſpiel, was es iſt 250 f. hat Flemming zuweilen 251 f. eins aus dem Virgil und Cicero 254. ob man ſolche machen ſolle 254 wer dawider geeifert 254. Probe deſſelben 255 f. wo ſie erlaubt ſind 256
Wörter, wie vielerley Gattungen derſelben ſind 225. ob man die aus dem Lateine herſtammenden alle überſetzen ſolle 238 f. wie ſie in Verſen ſollen geordnet werden 291 f. deren Ordnung iſt nicht gleichgültig bey den Griechen 291 ob man ſie in Verſen verſtümmeln darf 296
altfränkiſche, wo man ſie findet 226 ob ſich ein Poet derſelben bedienen könne 227 f.
fremde, ob ein Poet ſolche brauchen ſolle 231
gemeine, ob ſie einem Poeten verbothen ſind zu brauchen 230
neue, ob man im Deutſchen ſolche machen könne 236 f. davor ſoll man ſich hüten 240. kann ein Poet zuweilen wagen 242
ſchöne, machen noch nicht ein Gedicht ſchön 20
übliche, was ein Poet dabey zu merken hat 229
Wunder, wie ſich ein Poet derſelben bedienen müſſe 181. in deren Erdichtung fehlt Homer und Virgil 181. wie auch Taſſo und Milton 182. damit ſoll ein heutiger Poet ſparſam ſeyn 183
Wunderbare, Eintheilung deſſelben 171 f. von den Göttern, wo es ſtatt findet 181. 183. Exempel vom Abgeſchmackten 182. ob man es in Zaubereyen ſuchen ſolle 185. darunter gehört die Fabel 186. das von den Menſchen entſteht 188 ob es allein in Heldengedichten und Trauerſpielen herrſche 189 f. wie weit man es treiben könne 190 aus gar zu großer Begierde dazu, kann man leicht ins Abgeſchmackte fallen 193. in den Begebenheiten 194. was zu dieſem gehöret 194 welches das beſte iſt 195. ob man es in den Geſtirnen ſuchen ſolle 196

Z.

Zauberey, ob ein Poet ſolche in ſeinen Gedichten anwenden ſolle 185 darinnen ſucht Taſſo das Wunderbare 208. ob man ſie auf der Schaubühne vorſtellen ſolle 625
Zeichnen ſoll ein junger Poet lernen 104
Zergliederung, was dieſe Figur iſt 330
Zeſianer verſtoßen in Hervorbringung neuer Wörter 14. 236
Ziegler, (Caſpar) macht gute Madrigale 694
(Heinr. Anshelm von) deſſen Baniſe, der beſte deutſche Roman 167 was von ſeinen Heldenbriefen zu halten iſt 665
Zorn, was er für einen Ausdruck erfodere 20
Zuſammenhäufung, was es für eine Figur iſt 327
Zweifel, was für eine Figur es iſt 317
Zwiſchenfabel, was ſie iſt 158. in einem Heldengedichte, wie ſie ſeyn ſoll 492

-Lehrwerkstätte
lausheim
gen bei Günzburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph,

Versuch einer Critischen Dichtkunst durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im II. Theile, mit vielen neuen Hauptstücken vermehret

Leipzig 1751

P.o.germ. 512
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109573-6
VD18 14474700